

# Die Insulaner.

Rügianisches Charakterbild.

Von

**Philipp Galen.**

Leipzig, 1861

Verlag von Chr. E. Kollmann.

## ERSTER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. GUSTAV STEINAU.

Ohne Zweifel hat der Leser schon einmal in seinem Leben eine jener traurigen Wohnungen betreten, die in einer von Menschen überfüllten Residenz, drei Stockwerke hoch, nach dem Hofe hinausliegend, in welche kein Sonnenstrahl fällt, die kein Luftzug erfrischt, in denen zur Sommerzeit eine beängstigende Glühhitze, im Winter eine feuchte Moderkälte herrscht und die nichts von der großen freien Welt da draußen erblicken lassen, als ein winziges Stückchen blauen Himmels, nichts hören, als ein monotones Geräusch fernen Wagengerassels und als überflüssige Beigabe schließlich ein Pochen, Hämmern und Rasseln von Handwerkzeugen, die mit Tagesanbruch ihre Arbeit beginnen und selten damit aufhören, bevor die Nacht ihren dunklen Mantel über den engen schmutzigen Hof gebreitet hat. Doch nein, wir irren, es dringen bisweilen noch andere Laute, dem äußeren Leben angehörig, in diesen höhlenartigen Raum: Nachts miauen und prusten ein halbes Dutzend Katzen um die Wette ihre schauerliche Musik aus, bei Tage beißen sich dann und wann mit mörderischem Geheul zwei Hunde, ebenso neidisch auf einander wie ihre benachbarten Herren, denen keiner dem andern einen wohlgekleideten Kunden gönnt, und gegen Abend belebt sich der Hof, indem ein wandernder kupfernasiger Invalide mit seiner Drehorgel kommt oder eine blinde Harfenistin mit ihrem

zerlumpten Harfenträger, dem der Hunger und die Vagabondenromantik grell aus den hohlen Augen stieren, auftritt, drei endlose Stücke mit krähendem Gesange ableiern und den letzten Rest Behaglichkeit nehmen, den man empfinden kann, wenn man so unglücklich ist, zur Bewohnung eines also gelegenen Hofstübchens verurtheilt zu sein. Allein der Mensch, namentlich wenn ihn die unerbittliche Nothwendigkeit dazu zwingt, gewohnt sich an Alles; die Kinder schlafen bei diesem unaufhörlichen Lärm und wachsen darin auf, ohne sich darüber zu verwundern, und selbst der Gelehrte, der Denker, der Dichter, verschließt sein sonst so zartbesaitetes Ohr dagegen oder arbeitet wenigstens mit unwillkürlich gesteigerter Anstrengung fort, was seinen Geist allerdings mit der Zeit ermattet und ihn mit einem periodischen Widerwillen gegen die Arbeit das Bedürfniß nach Ruhe und friedlicher Stille empfinden läßt.

Eine solche Wohnung auf solchem Hofe gelegen, von solchem rastlosen Gehämmer, Gebell und Gequiek Tag und Nacht umschwirrt, betreten wir heute. Es ist der letzte Tag im Mai; das Stückchen blauen Himmels, welches über dem düsteren, von hohen Gebäuden ungeschlossenen Hofe sichtbar ist, lächelt so friedlich und sanft hernieder und die Luft ist selbst hier so mild und einladend, daß sie einen großen Theil der Bewohner aus ihren engen Räumen gelockt hat, um einen lange entbehrten frischen Athemzug zu schöpfen, obgleich da kein Baum, keine Blume, kein Grashalm dem Auge freundlich entgegenleuchtet. Fünf bis sechs Frauen hocken vor ihren

Thüren, nähend und strickend, und natürlich unterhalten sie sich bald keifend, bald jubelnd dabei; sechs bis acht Handwerker klopfen und hämmern im Freien und ein Dutzend Kinder balgen sich oder treiben mit Zetergeschrei ihre Spiele, die sich in jedem Frühjahr wiederholen und so regelmäßig, wie das Jahr seine Jahreszeiten, ihre Epochen wechseln.

Betrachten wir aber das Stübchen, welches wir betreten und dem wir schon seines fleißigen Bewohners wegen einige Aufmerksamkeit schenken müssen, etwas genauer. Es ist allerdings klein und niedrig, mit schmutzig grauer Farbe getüncht und hat nur ein winziges Fenster, so schmal, daß kaum zwei Menschen zu gleicher Zeit sich hinauslehnen können. Aber das Innere ist trotz des fehlenden Sonnenscheins nett und freundlich und eine gewisse Sauberkeit macht sich auf dem rein gescheuerten Fußboden und sogar auf dem wohlgebürsteten Sopha bemerklich, dessen schwarzer Wollüberzug schon hier und da die Spuren einer ausbessernden Nadel verräth.

Traulich ruht in ihrem Gehäuse eine alte Violengeige auf der Commode unter dem Spiegel, die Bücher in dem hohen Repositorium, die deutschen Classiker und die besten unsrer Geschichtswerke umfassend, stehen geordnet neben einander, Zeitungen und Flugschriften, welche Tische und Stühle bedecken, da sonst nirgends Raum für sie ist, liegen nach Monatsgängen regelmäßig aufgeschichtet, und an den Wänden hängen, anstatt der Gemälde oder Kupferstiche, schöne Karten, Pläne von Städten und Gegenden, die dergestalt angebracht sind, daß

man sie trotz des spärlichen Lichtes, das vom Hofe hereindringt, bequem in Gebrauch nehmen kann.

Am saubersten und gefälligsten aber stellt sich unserm beobachtenden Auge das Prachtstück des Bewohners, ein alter Schreibtisch, dar. Zahllose Handschriften, Notizen und beschriebene Zettel bedecken die ausgezogene Klappe desselben, aber ihre ganze Anordnung, so wie der vorsorglich gesonderte Inhalt der geöffneten Kasten verräth, daß es dem Besitzer und Sammler dieser Schätze ein großes Vergnügen gewährt, in seinem kleinen Haushalt Regel, Symmetrie und Zierlichkeit walten zu lassen.

Vor diesem Schreibtisch nun sitzt der Bewohner des Zimmers selbst, eifrig an einem Briefe schreibend, der sehr lang zu werden scheint, denn schon liegen drei oder vier gefüllte Bogen vor ihm, deren Inhalt ihn sehr interessiren muß, was sein lebhaft geröthetes Gesicht, sein sprühendes Auge und die Hast verrathen, mit welcher er die Feder über das Papier fliegen läßt. Er ist ein Mann, der das Jünglingsalter bereits überschritten hat und etwa sechs- oder siebenundzwanzig Jahre zählen mag; kein Zug in seinem Aeußern verrieth, daß er das Leben zu früh getroffen oder zu tief ausgebeutet hat, vielmehr ist noch die ganze Frische der Jugend und die Fülle der ihm zugewiesenen Kraft darin ausgeprägt. Trotzdem er augenblicklich sitzt und sich etwas tief über den Tisch beugt, kann man doch bemerken, daß seine Gestalt von ansehnlicher Größe ist und regelmäßige Verhältnisse aufzuweisen hat. Sein dunkelblondes Haar fällt in starken Wellenlinien über eine offene und edle Stirn, die trotz

ihrer Klarheit einige leichte Falten zeigt, in denen der Schatten geheimer Sorge, selbst stillen Kummers lagert, der sogar beim lebhaften Sprechen und in heiterer Gesellschaft nie gänzlich verschwindet. Aus seinen großen blauen Augen, wenn er, in seinen Stuhl sich zurücklehrend und irgend einen Gedanken verfolgend, sie erhebt oder sinnend vor sich hin, blickt, leuchtet ebensowohl ein ernster und bedächtiger Charakter wie eine Seele hervor, die fern von aller Schwärmerei ist, aber eine Fülle von Geist und Phantasie birgt. Um seinen fein gezeichneten Mund, insofern man die Linien desselben inmitten eines starken Schnurr- und Kinnbartes entziffern kann, schwebt ein etwas trauriger Zug, der vollkommen mit jenen Falten auf der Stirn übereinstimmt, aber dennoch prägt sich in allen übrigen Zügen dieses Gesichts eine entschlossene Thatkraft, ein fester männlicher Wille und vor allen Dingen eine standhafte Ergebung in die unabweisbaren Fügungen äußerlichen Mißgeschicks aus. Im Ganzen also liegt mehr Licht als Schatten auf diesem Gesicht, mehr Geist und Empfindung als Kraft und physische Dauerhaftigkeit, mehr inneres Leben und beschauliche Nachdenklichkeit als behagliches Sichgehenlassen und schwelgerische Genußsucht. Es war, mit einem Wort, eins von den Gesichtern, die man studiren muß, um sie schön zu finden, die aber immer auf den Beschauer eine angenehme, in gewissen Momenten aufblitzender innerer Erregung sogar hinreißende Wirkung hervorbringen,

die um so dauernder bleibt, wenn man wie hier herausfühlt, daß ihre Besitzer schon manchen Kummer überstanden, schon manche Sorge erfahren haben, aber auch daß sie Männer sind, die mit elastischem Geiste und ruhigem Herzen sich über kurz oder lang als Sieger ihres Schicksals werden betrachten können.

Es ging gegen Abend, als wir bei ihm eintraten. Des Licht, welches selbst in den Mittagsstunden nur spärlich in seine kleine Wohnung fiel, begann rasch abzunehmen, um so eifriger aber, und ohne von dem draußen tobenden Geräusch merklich gestört zu werden, fuhr er im Schreiben fort; erst als er seinen Namen unter den letzten Bogen gesetzt, lehnte er sich ganz in seinen Stuhl zurück und durchlas ruhig und mit wachsender Zufriedenheit, was er in den Nachmittagsstunden zu Papier gebracht.

Da uns sein Schicksal bis auf die geringsten Kleinigkeiten vollkommen bekannt ist, so könnten wir dasselbe hier gleich am Anfang unsrer Erzählung dem Leser durch eine genaue Berichterstattung enthüllen, allein wir ziehen es vor, dieselbe dem Schreiber selbst zu überlassen, da es vielleicht einerseits mehr Interesse gewährt, unsern jungen Freund nach seiner eigenen Schilderung kennen zu lernen, andererseits es aber unmöglich ist, einfacher und wahrheitsgetreuer zu berichten, als der Briefsteller es in diesem Schreiben selber thut, aus dem nicht allein seine Erlebnisse in der Vergangenheit, sondern auch seine gegenwärtigen Bestrebungen, seine Verhältnisse im Allgemeinen und Besonderen klar zu Tage treten.

Der mehrerwähnte Brief war an einen Jugendfreund gerichtet, den einzigen, mit dem ihn frühe Neigung und glückliche Uebereinstimmung kindlicher Gefühle verband. Er hatte ihn sehr früh, schon im siebzehnten oder achtzehnten Jahre aus den Augen verloren, und man hätte denken sollen, das unstäte Leben, das er zu führen genöthigt, und mancherlei trübe Erfahrungen wie anderweitige Bekanntschaften hätten ihn längst den Knaben vergessen lassen müssen, mit dem er Ball gespielt und die ersten Meinungen und Ansichten erwachenden Jugendgeistes ausgetauscht. Allein dem war nicht so. Gustav *Steinau* – so heißt unser Freund, vergaß nie einen Menschen, oder auch nur einen Gegenstand, den er einmal liebgehabt, mit dem er Lust und Leid getheilt, und gerade dieser Jugendfreund war ihm um so unvergeßlicher geblieben, als er der Einzige war, der ihn an glückliche Tage erinnerte, die auf dem Pfade *seines* Lebens nur zu bald den Nebeln und Stürmen einer späteren Zeit gewichen waren. War es daher nicht sehr natürlich, daß er glaubte, der Jugendfreund werde auch ihm eine gleiche Anhänglichkeit bewahrt haben und er werde sich freuen, so ausführliche Botschaft von ihm zu erhalten, nachdem zehn Jahre über Beider Scheitel hinweggerauscht waren und sie fern von einander gehalten hatten? Mit welcher Freude hatte Gustav *Steinau* also nicht vor wenigen Tagen in einer Zeitung von dem ehemaligen Freunde gelesen! Er war Pfarrer in einem kleinen pommerschen Städtchen geworden, und die erwähnte Zeitung hatte die



Anzeige seiner ehelichen Verbindung mit einer Jugendbekannten aus jener Gegend enthalten. Gustav benutzte nun diese schöne Gelegenheit, dem Freunde nicht nur seinen Glückwunsch auszusprechen, sondern ihm auch den Gang seines eigenen Lebens zu erzählen, in der Voraussetzung, der junge Pfarrer werde in seiner gegenwärtigen glücklichsten Lebenszeit sich freundlicher denn je der früheren Tage erinnern und in umgehender Antwort Gleiches mit Gleichem vergelten.

Lesen wir nun den erwähnten Brief mit eigenen Augen. Nur der Eingang, der die Freude des Wiederauffindens und den Glückwunsch wegen der ehelichen Verbindung ausspricht, lassen wir fort, in dem Glauben, dem Leser hiermit nichts Wesentliches vorzuenthalten.

»Wo in aller Welt, fragst Du nun, kommt dieser Brief her, was bewegt meinen Gustav, mir so Viel auf einmal zu schreiben, nachdem er so lange geschwiegen, was treibt er, wie lebt er, was ist überhaupt aus ihm geworden? Ja, mein Freund, auf letztere Frage muß ich Dir gleich eine Antwort geben, die Dich überraschen, vielleicht in Verwunderung setzen wird, denn aus mir ist etwas geworden, ich treibe etwas, was ich nie zu werden und zu treiben erwarten konnte, als wir noch im Flügelkleide über Wiesen und Anger sprangen, mit den Lerchen um die Wette jubelten und uns die Welt als eine unerschöpfliche Quelle unsäglichen allseitigen Glückes träumten. Mit einem Wort – hier hast Du Alles in Allem – ich bin ein Künstler geworden. Ein Künstler! rufst Du erstaunt und gedehnt aus. Ja, ein Künstler, und zwar auf eine Weise,

wie es so Viele werden: durch den Drang der Umstände, dessen mancher Geist leider zu bedürfen scheint, um sich seines lange unbewußt herumgetragenen Triebes bewußt zu werden, um die Seele aus ihrem Schlummer zureißen und den umdüsterten Blick klar, die zitternde Hand stark, das zagende Herz weit und muthig zu machen. Ach ja, es scheint wirklich das Loos dieser Menschenklasse zu sein, erst darben, halb verkümmern zu müssen und mit Gewalt in seltsame Verhältnisse gestoßen oder gerissen zu werden, bevor sie sich eine geachtete Lebensstellung erringen, und dieser Umstand ist gewiß mit ein Grund, warum der ruhig und im alltäglichen Geleise des Lebens fortgleitende Mensch, namentlich wenn er beschränkten Geistes und voller Vorurtheil ist, einen Widerwillen, oft eine wahre Angst und, in mildester Form, eine Art nobler Scheu vor den Künstlern hat, die ein durch die Stürme des Lebens herumgeschüttelter und klar gewordener Mensch gerade wegen des eigenthümlichen Laufes ihres Schicksals zu schätzen wissen wird.

Seit dem Jahre, wo wir uns trennten, mein lieber Eduard, bin auch ich mannigfachem Schicksalswechsel unterworfen gewesen, und eigentlich nie bis zu dem Augenblick, wo ich meine Künstlerlaufbahn begann, das heißt wo ich über mich und Anderes klar geworden war, hat mich des Lebens Sonne freundlich angelächelt. Ich weiß nicht, ob Du eine Ahnung von dem Familienunheil hast, dem ich schon in frühster Jugend preisgegeben war.

Ich selbst war damals, als wir noch als Knaben mit einander spielten, nicht in der Lage, meiner Eltern Verhältnisse durchschauen zu können, und wenn ich sie durchschaut, hätte ich gewiß noch nicht den Verstand besessen, mir das Leid derselben zu Gemüthe zu ziehen, denn man muß Verstand besitzen, nicht allein um das Glück zu begreifen, welches uns blüht, sondern auch das Uebel, an dem wir oft unbewußt leiden. Um Dir nun mit einem Worte zu sagen, was ich erst später in Erfahrung brachte, so schrieb sich dieses Familienunheil von meinem Vater her, der, zu seinem eigenen Heile und mir zum Troste, vor einigen Jahren in Amerika das Ende seiner stürmischen Laufbahn auf Erden gefunden hat. Er war ursprünglich Domainenpächter auf Rügen und befand sich in sehr glücklichen äußeren Verhältnissen. Leider aber gingen diese alle Jahre mehr und mehr rückwärts, wozu das Spiel und vielleicht noch andere schlimme Leidenschaften die Hauptveranlassung gewesen sein mögen. Daß meine Mutter gegen den Wunsch ihrer Familie – ich glaube, dieselbe war sehr ahnenstolz – einen Mann von bürgerlicher Herkunft heirathete, brachte sie zuerst in Zwietracht mit ihren Angehörigen; der unter der Asche glimmende Funke des Mißtrauens und der Abneigung gegen meinen Vater von Seiten Jener wurde durch diesen selbst zur hellen Flamme angefacht, und dennoch gelang es ihm, der Vormund des jüngsten Bruders meiner Mutter zu werden, als mein Großvater frühzeitig starb und der Erbe desselben, eben jener jüngere Bruder, noch nicht im Stande war, das ihm zugefallene Gut zu verwalten und

sich als das Haupt der Familie nach außen hin Geltung und Ansehn zu verschaffen. Was damals nun im Schooße dieser Familie geschah, vermag ich nicht einmal annäherungsweise anzugeben, ich weiß nur so viel, daß mein Vater, nachdem er fünf oder sechs Jahre das Gut meiner Großeltern verwaltet, dasselbe verließ und zuerst einige Jahre auf einen abgelegenen Hof auf Rügen und dann nach dem Städtchen A\*\*\* in Pommern zog, wo wir Beide uns bei Deinem Vater kennen lernten, der daselbst Pfarrer und Lehrer an der Schule war, die wir besuchten. Seit jener Zeit, das habe ich erst viel später erfahren, hörte jede Verbindung zwischen meinen Eltern und den noch lebenden Mitgliedern der Familie meiner Mutter auf, ja diese letztere selbst, der man die Schuld beimaß, ihren Mann nicht gehörig gezügelt, ihn vielmehr durch übermäßige Nachsicht und Geduld noch tiefer in's Unheil gestürzt zu haben, gerieth in ein so mißliches Verhältniß mit ihren Verwandten, daß man ihr kaum noch jährlich einige Male zu schreiben gestatten, daß man sie vielmehr als ein verlorenes Familienglied betrachtete und leider auch mich als den Sprößling der gemißbilligten Verbindung, der doch an Allem so schuldlos war, mit in den allgemeinen Bann that.

Meine arme Mutter muß damals, als sie völlig fremd an dem kleinen Orte anlangte, unsäglich viel gelitten haben. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, wie ich sie fast jeden Abend in Thränen schwimmend fand, was fast noch ärger wurde, als mein Vater plötzlich sich von ihr

trennte und auf eigene Hand durch aller Herren Länder zog.

Er hatte uns nichts hinterlassen, wovon wir leben konnten, und meine Mutter, von Jugend auf an ein, wenn nicht schwelgerisches, doch angenehmes Leben gewöhnt, war genöthigt, durch ihrer Hände Arbeit sich und mir das Dasein zu fristen. Aber so fleißig sie war, sie würde dennoch dem Elend anheimgefallen sein, wenn sie nicht durch die Vermittlung Deines guten Vaters einen mir noch heute unbekanntem Gönner gefunden hatte, der sich unserer erbarmte und uns sogar alltmälig in einen erträglichen Lebenszustand überführte. Meine Mutter schrieb nämlich, da ihre Briefe zuletzt nicht mehr von Hand zu Hand angenommen wurden, durch Deinen Vater an ihren unterdeß herangewachsenen Bruder, der das Gut übernommen hatte und nun das Haupt der Familie geworden war. Er antwortete auf diese wiederholten Bittschreiben nur selten und immer sehr kurz und ablehnend, und sein letzter Brief hatte ungefähr den Inhalt: Er sei selbst in schlimmen Verhältnissen, die er einzig und allein meinem Vater verdanke. Habe meine Mutter einst den unverdienten Ueberfluß ihres Mannes getheilt, so könne sie auch jetzt den verdienten Mangel ertragen. Er, mein Onkel, sage sich hiermit los von mir und allen den Ihrigen, er könne es nicht vor seinem Gewissen verantworten, die Verwandten eines Mannes zu unterstützen, der ihn an den Rand des Verderbens geführt und den sie selbst dazu angeleitet und darin bestärkt habe. Augenblicklich stecke er selbst tief in Schulden, und seien

diese getilgt, so habe er auch die Pflicht, endlich einmal an sich selber zu denken.

Genug, so schrieb er und so handelte er auch. Meine Mutter erhielt nie wieder von ihm weder eine Zuschrift, noch eine Unterstützung, so oft sie ihn auch bitten ließ, sein Herz zu ihr zurückzuwenden und wenigstens nicht mich, das unschuldige Opfer, das Unrecht entgelten zu lassen, das ihm selbst einst widerfahren. Ueber diese anscheinende Hartherzigkeit eines Bruders, den sie vielleicht nicht ganz richtig beurtheilte, wie mich nach genauerer Prüfung der unglücklichen Verhältnisse bedünken will, gerieth sie beinahe in Verzweiflung, zumal fast zu gleicher Zeit ihre einzige jüngere Schwester starb, die, erst seit wenigen Jahren mit einem reichen Rügianischen Edelmann vermählt, dem rasch hinsiechenden Gatten im Laufe eines Jahres in jenes Leben nachfolgte. Nun war ihr auch diese Quelle versiegt und sie blieb ganz allein auf ihrer eigenen Hände Arbeit angewiesen, um sich und mir das Leben zu fristen, für dessen Wohl sie auf unglaublich innige Weise besorgt war. Mit Deinem Vater pflog sie damals endlose und gewiß sehr traurige Gespräche; der gute Mann tröstete sie so gut er konnte und verwies sie auf die Segnungen Gottes, die wunderbar genug oft zu Zeiten einträten, wo der Mensch auf keine irdische Hülfe mehr hoffen zu dürfen glaube. Wie ich später von meiner Mutter erfahren, schrieb Dein edler Vater nun insgeheim an jenen uns unbekanntem Gönner und Wohlthäter und stellte ihm unsere Lage vor. Mehrere Wochen später erhielt er zur Antwort, daß man für die Frau Steinau

insofern etwas thun wolle, als man sich anheischig mache, für meine Erziehung Sorge zu tragen, zu welchem Behufe eine jährliche Unterstützung verheißen ward, deren erste Zahlung auch richtig in die Hände Deines Vaters niedergelegt wurde. Von diesem Augenblick an lichtetete sich etwas das trübe Geschick meiner Mutter und ich selbst konnte die Schule in A\*\*\* besuchen, wo ich Dich kennen lernte und lieb gewann. Was uns da äußerlich begegnete, weißt Du so gut wie ich, nur blieb Dir verborgen, daß ich, dem wohlgemeinten Rathe Deines Vaters folgend, von Zeit zu Zeit an meinen unbekanntem Wohltäter schrieb, ihm für seine Güte dankte und um seinen ferneren Beistand bat, dessen ich mich immer würdiger zu machen versprach.

Dein Vater vermittelte auch diese kindlichen Dank- und Bittgesuche; ich selbst aber bekam, eben so wenig wie meine Mutter, je eine Zeile von meinem Gönner zu sehen, nur erhielt Letztere pünktlich das für mich bestimmte Geld ausgezahlt.

Doch ich will über diesen mir noch sehr wohl erinnerlichen Zeitabschnitt rasch hinwegeilen, um zu wichtigeren Ereignissen zu gelangen. Fünf Jahre später war die Zeit gekommen, wo die Schule uns Beide so weit gebracht, wie die Schule Knaben bringen kann, die allmählig zu Jünglingen heranreifen. Wir waren damals eben siebenzehn Jahre alt geworden. Bei einem Besuche in Deines Vaters Hause hatte ich mit Letzterem ein sehr ernstes Gespräch, und die Folge davon war, daß ich, abermals auf seinen Rath, einen sehr herzlichen Brief an meinen

Wohlthäter schrieb, ihm für alle seine, treu bis an's Ende ausgeführte Güte dankte und dabei den Wunsch durchblicken ließ, die Rechtswissenschaft zu studiren, falls mir die Mittel dazu nicht versagt blieben.

Vier Wochen später ward ich eines Abends mit meiner Mutter zu Deinem Vater gerufen, und Letzterer theilte uns mit freudig bewegter Miene mit, daß der unbekante Helfer in der Noth auch diesmal Ohr und Herz für uns offen gehabt habe und mir bis zur Ablegung meiner gesetzlichen Prüfungen ein jährliches Stipendium von dreihundert Thalern bewilligen wolle.

Meine Mutter war außer sich vor Glück – ach! es war das letzte, was sie auf Erden kennen lernen sollte. Wenige Monate später, nachdem ihre Gesundheit schon lange tief erschüttert gewesen war, erlag sie einem bösartigen Fieber, noch dazu ohne den Namen des edlen Mannes zu erfahren, dem wir Beide so unendlich viel Gutes verdankten, denn Dein Vater hielt sein Wort, er verschwieg uns hartnäckig, was er über ihn wußte, und bis auf den heutigen Tag bin ich darüber in Ungewißheit geblieben. Doch davon später.

Was mich selbst betraf, so beglückte mich jenes Stipendium über die Maaßen und ich faßte den Vorsatz, fleißig zu sein und ein tüchtiger Rechtsgelehrter zu werden. Aber ach! was helfen alle Vorsätze des Menschen, wenn der Wille der Vorsehung oder auch die Laune des Glücks damit nicht übereinstimmen! Doch weiter! Wir verließen also die Schule, um sie mit der Universität zu vertauschen. Du gingst nach Halle, um Theologie, und ich nach



Jena, um die Jurisprudenz zu studiren. Merkwürdig genug, haben wir uns seit dieser Zeit, trotzdem wir uns ein Jahr lang so nahe traten, nicht wiedergesehen, und selbst die spärlichen Mittheilungen, die wir uns anfänglich zusandten, erloschen allmählig ganz, je tiefer wir in die unruhige Strömung des Lebens geriethen. Das mag häufig so im Leben sein, aber ich selbst tadle mich wenigstens bitter darüber, da ich keine eigentliche Entschuldigung für mich weiß und im Unklaren bin, wer von uns Beiden zuerst den verabredeten Briefwechsel abgebrochen hat.

Genug davon! Wie ich es mir selbst gelobt, war ich ein fleißiger Student, allein fast noch mehr als die Rechtswissenschaft zog mich mit einem Male ein Studium an, welches jener fast schnurstracks zuwider lief. Ich lernte nämlich in Jena und später in Heidelberg und Leipzig junge Männer kennen, deren allmählig vertrauterer Umgang einen höchst bedeutenden Einfluß auf meine Zukunft ausgeübt hat und denen ich in meiner jetzigen Lage sogar den wärmsten Dank zollen muß. Diese jungen Männer, Studenten gleich mir, studirten dem Namen und der Form nach alles Mögliche, beschäftigten sich aber vorzugsweise mit der Literatur und Poesie. Es waren junge Talente, die mit einem wahren Feuereifer durch verschiedene Hindernisse sich ihre Bahn brachen und die Aufgabe gestellt hatten, durch Wort und Schrift die Meinungen und Ansichten in der Kunst und Wissenschaft zu verbreiten, die sie selbst für die richtigsten und maßgebendsten hielten. Es dauerte nicht lange, so war ich einer der Eifrigsten unter ihnen und auch ich fing an wie sie zu

schreiben und zu sprechen, was ich aus meinem Innern ausgießen mußte, da es mir sonst wie ein unsichtbares Feuer das Herz verbrannt hätte. Nichtsdestoweniger studirte ich fleißig fort, und da ich zufolge meiner geringen Einnahmen zu einem haushälterischen Leben genöthigt war, so arbeitete ich, glaube ich, mehr als alle Uebrigen zusammen genommen.

Jedoch – und hier beginnt sich der Horizont meines Lebens wieder dunkler zu färben – nicht allein die Kunst und die Wissenschaften beschäftigten unsere Geister, auch was draußen in der Welt, im Schooße der Regierungen vorging, fing an, unser wärmstes Interesse zu erregen. Wir schlossen uns daher sämmtlich einer Burschenschaft an und geberdeten uns in jugendlicher Ueberhebung als Männer, die in Betreff des Wohles der Völker ein Wort mitzusprechen haben. Allein unsere Verbindung war und blieb immer nur eine sehr zahme, unsere Hauptthätigkeit beschränkte sich auf das Wünschen und Hoffen eines besseren politischen Zustandes unsres Vaterlandes, und das hat meines Wissens ja noch nie einen großen Staat in Gefahr gebracht.

Indessen waren gewisse Staatsoberhäupter, oder vielmehr ihre Minister, nicht gleicher Ansicht mit uns in diesem Punkte und es begann für uns Alle eine dunkle Zeit heraufzudämmern. So überraschte es uns denn sehr, als wir eines Tages vor den Rath der Universität beschieden wurden und eine sehr nachdrückliche Verwarnung über unser Gebahren erhielten. Bald jedoch vergaßen wir dieselbe wieder und überließen uns vor wie nach unsern

Träumen, unsern Wünschen und leider auch unsrer unzeitigen Schriftstellerei. Die Folge davon war, daß wir, etwa zehn an der Zahl, von der Universität ausgewiesen wurden und mit langen Gesichtern und ziemlich leeren Taschen das Weite suchen mußten.

Wir wanderten nach Leipzig, fristeten dort auf ziemlich kärgliche Weise unser Leben, setzten aber auch hier unser einmal begonnenes Dichten und Trachten fort.

Mehr als alle meine damaligen Commilitonen brachte diese Ausweisung und der unvorbereitete Aufenthalt in Leipzig mich in eine traurige Lage, und endlich sah ich mich genöthigt, an Deinen Vater zu schreiben und ihm mitzutheilen, was mir begegnet war. Die Antwort, die mir zu Theil werden sollte, ließ etwas lange auf sich warten, endlich aber kam sie. Ich erhielt eine sehr ernste Ermahnung und schließlich den Rath, nach Berlin zu gehen und dort die Rechtswissenschaften fleißig weiter zu studiren, um so bald wie möglich mein erstes Examen zu absolviren. Es blieb mir nichts weiter übrig – ich mußte gehorchen. So kam ich nach Berlin. Allein auch da gab es leider Burschenschafter, Schriftsteller und angehende Politiker, und nur wenige Wochen dauerte es, so wußten sie alle, wer ich war, was ich geleistet und was mir begegnet war. Ich gewann dadurch freilich sehr schnell einen großen Anhang und Ruf unter meinen neuen Commilitonen, allein ich verlor auch immer mehr und mehr den Boden unter den Füßen, denn die Polizei in Berlin hatte so gute Nasen wie je eine andere und man glaubte sehr bald, in uns höchst gefährliche Individuen gewittert

zu haben. Was damals in Berlin im Allgemeinen geschah, wird Dir bekannt sein, auch über mich brach das Ungewitter los und als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich einige Herren auf meinem Sopha sitzen und mich mit nachahmungswerther Ruhe und Geduld erwarten. Zuerst zwar nahm man mir nur meine Papiere, zwei Tage später aber holte man mich selbst ab und brachte mich – wer hätte es je für möglich gehalten – hinter Schloß und Riegel.

Trotzdem ich mir keines Vergehens gegen die öffentliche Ordnung, noch weniger eines Verbrechens bewußt war, schlug mir doch das Herz vor Unruhe und Angst, denn es handelte sich ja jetzt um meine ganze Existenz. Nachdem ich einige Male von verschiedenen Untersuchungsrichtern verhört und wahrscheinlich als ein ziemlich unschuldiger Weltverbesserer erkannt war, erhielt ich nach zehn langen Wochen trostloser Gefangenschaft meine Freiheit, aber zugleich auch den ernstlichen Rath, mich von allen sogenannten politischen Verbindungen fern zu halten, da keine meiner Handlungen unbeachtet bleiben würde, indem ich fortan unter polizeiliche Aufsicht gestellt sei.

Ueber diese Entscheidung, so glimpflich sie noch in Vergleich mit der meiner Schicksalsgefährten lauten mochte, empfand ich einen fast leidenschaftlichen Ingrimm, denn nun erst recht fühlte ich mich vor meinem eigenen Gewissen unschuldig, da auch der gesetzliche Richter mich nicht für straffällig hatte erkennen können; um so niederbeugender aber wirkte der ganze

Vorfall auf mich, da ich, schon um mich auch in den Augen Deines Vaters und meines unbekanntes Wohlthäters zu reinigen, gezwungen war, ihnen denselben bis in alle Einzelheiten mitzutheilen und den trüben Eindruck zu verwischen, den sie bei der Lesung der Bekanntmachung meiner Haftnahme, die durch alle Blätter ging, empfangen haben mußten.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich eine Antwort erhielt. Sie lautete von Seiten Deines Vaters herber denn je, und selbst mein Wohlthäter ließ mir ankündigen, daß seine Nachsicht mit meinem gesetzwidrigen Verhalten im Begriff stehe, auf die Neige zu gehen, und daß er, wenn er noch einmal etwas Aehnliches über mich erfahre, gesonnen sei, seine Hand gänzlich von mir abzuziehen.

Als ich diesen Brief zwei- oder dreimal gelesen, schloß ich mich in einer Art Verpuppung in mein Zimmer ein, ließ mich vor keinem meiner früheren Gefährten sehen und studirte Tag und Nacht, um durch mein erstes Examen Ehre bei meinen Gönnern einzulegen. Und in der That, das gelang mir vollkommen, denn ich ging mit einer sehr guten Censur daraus hervor – die Art und Weise aber, in welcher mehrere Examinatoren mit einigen meiner Commilitonen verfahren, indem sie sie ungerechter Weise durch die Prüfung fallen ließen, und überhaupt der Ton, den sie bei der Prüfung selbst gegen uns annahmen, empörte mein Rechtlichkeitsgefühl auf das Tiefste und ich verfaßte in meinem Groll eine Schrift, die ein grelles Licht auf die Prüfungscommission der Berliner Rechtsfacultät fallen ließ.

Diese Schrift ließ ein bemittelter Freund, der nahe dabei betheilig war, auf seine Kosten drucken und, was wir kaum erwartet, die Schrift ging nicht allein reißend ab, sie mußte auch zwei- oder dreimal nachgedruckt werden und brachte außer den Kosten noch eine erkleckliche Summe für den im Stillen triumphirenden Verleger ein. Aber was geschah da mit mir? Ich wurde eines Tages durch ein sehr höfliches Schreiben vor den Tribunalsrath So oder So geladen, und als ich mit weißer Cravatte und Glaceehandschuhen vor ihn trat, glaubte ich in seinen süßen Mienen den angemessensten Beifall zu lesen, worauf ich mich rüstete, eine große Lobrede mit bescheidenem Selbstgefühl entgegenzunehmen. Doch wie sehr hatte ich mich geirrt! Jene honigsüße Miene war nur eine Maske gewesen, um dahinter den bittersten Sarkasmus und den übermüthigsten Beamtenterrorismus zu verbergen, denn kaum hatte jene Maske ihr eingelerntes Spiel auch an mir bewiesen, so sagte mir der Herr Rath mit der Stimme eines Dorfschulmeisters, der einem Bauerjungen das Einmaleins auf fühlbare Weise beibringen will:

»Herr Steinau, nicht wahr, Sie haben Ihr erstes juristisches Examen glücklich überstanden?«

»Ja wohl, Herr Rath!« antwortete ich, verwundert aufhorchend.

»Nun, Sie brauchen sich mit dem Studium zum zweiten Examen nicht zu bemühen. Ein Mann, der wie Sie die Pietät gegen seine Lehrer und den schuldigen Respect gegen die ihm von der Facultät gestellten Examinatoren so weit verletzt, daß er sie vor aller Welt auf hämische Weise

lächerlich macht, wird in einem wohlorganisirten Staate nie auf eine Beamtenstelle Anspruch erheben können. Ueberhaupt verspricht Ihre Vergangenheit wenig Gutes für die Zukunft und ich rathe Ihnen aufrichtig, nicht allein Ihre Bestrebungen, sondern auch Ihre Gesinnungen zu wechseln, damit Sie Ihre Zeit nicht gänzlich verlieren und mit ihr noch etwas mehr, was wenigstens eben so viel werth ist.«

»Und was ist das?« fragte ich, von einem seltsamen Stolze entflammt.

»Das ist Ihr guter Ruf und die Aussicht auf irgend eine erträgliche Zukunft!« –

Ich verstand den Mann und ließ es nicht daran fehlen, ihm eine eben so eifertige Verbeugung zu machen, wie er mir eine machte, und damit – hatte meine juristische Carrière ein Ende.

Als ich nach diesem Vorfall zu Hause ankam und meine weiße Cravatte ablegte, die ich in Gott weiß welcher Hoffnung umgebunden, schoß mir ein ganzer Strom trauriger und dennoch wieder anregender Gedanken durch den Kopf. Ich erkannte nur zu deutlich, daß eine Art Fatum über meinem Lebensschicksal schwebte und mich des Genusses einer wünschenswerthen Existenz beraubte, allein ich konnte mir doch bei alledem keine Vorwürfe machen, mich nicht schuldig finden und mußte sogar bekennen, daß ich unter anderen Umständen vielleicht nicht anders handeln würde, als ich bisher gehandelt hatte, und daß ich mich vielmehr selbst verachten müßte, wollte ich demüthig bittend solcher Leute Gunst

erbetteln, wo ich als freier Mann mein Haupt erheben und ohne Scheu jedem rechtlich Denkenden in die Augen schauen konnte.

Diese Gedanken, die ich Dir hier nur kurz andeute, waren es ungefähr, die ich Deinem Vater mit der Meldung des Vorgefallenen schrieb. Es dauerte sehr lange, bis ich eine Antwort erhielt, und als sie endlich kam, lautete sie, wie ich gefürchtet hatte. Mein bisheriger Wohlthäter zog seine Hand von mir zurück, indem er mich wissen ließ, daß er vor wie nach gesonnen sei, einen Theil seiner Mittel ärmeren jungen Leuten zur Bestreitung ihrer Studienkosten zuzuwenden, aber sie müßten dieser Unterstützung würdig sein. Ich hätte mehrfach durch die That bewiesen, daß ich nicht zu letzteren gehöre, und somit möge ich fortan meine Wege allein wandeln und mir dieselben durch mein eigenes Licht erleuchten lassen.

Diese Antwort und namentlich der letzte Satz verwundete und erhob zugleich meinen Stolz, anstatt ihn zu demüthigen, und weckte alle meine Geistesthätigkeit aus ihrem Schlummer auf; und gleichsam, um so wohl den Herren der juristischen Facultät, wie allen übrigen Menschen zu beweisen, daß ich nicht nöthig habe, Hungers zu sterben, auch wenn ich kein Advocat würde und keine Unterstützung von fremder Hand erhielte, blieb ich noch eine Weile in Berlin und setzte den Umgang mit meinen literarischen Freunden fort, von denen mir Einige Zöglinge verschafften, die ich unterwies, wie man ungefährdet



durch die Klippen des juristischen Examens steuern könne, wodurch ich mir einen freilich ziemlich kärglichen Lebensunterhalt erwarb.

Diese Lebensquelle aber sollte mir auch nicht lange sprudeln, denn bald ekelte mich das Buchstabenwesen aller öffentlichen Prüfungen der Welt an und ich beschloß den Rath meines unbekanntes Wohlthäters zu befolgen und meine Wege fortan durch mein eigenes Licht mir erleuchten zu lassen.

Glaube nicht, daß ich damals ganz unglücklich war, als ich diesen Entschluß faßte, ach nein, im Gegentheil, und ich bin überzeugt, daß jeder redlich vorwärts strebende Mensch, wenn er den festen Willen hat, etwas Gutes zu leisten, und dabei einigermaßen vom Glück begünstigt wird, in dem frischen Entschluß zur That und in der Anspannung seiner geistigen Kräfte allein schon einen Anreiz zum Guten und eine Selbstbefriedigung findet, die ihn weit über viele erlebte Demüthigungen erhebt und ihn somit stark und fähig macht, den großen Kampf um die irdische Existenz siegreich auszukämpfen.

Wie ich Dir gesagt, hatte ich bisher nur Versuche in literarischer Production gewagt, und da sie mir gelungen waren, bekam ich Muth und Lust, von den Versuchen zu wirklichen Unternehmungen überzugehen. Ich fing also langsam zu arbeiten an, faßte Dies und Jenes auf, was ich mir schon lange im Kopfe zurechtgelegt, und führte nur das aus, wozu mich eine unüberwindliche Neigung trieb. So lieferte ich rasch auf einander Aufsätze über verschiedene Zustände der Kunst und Wissenschaft und ließ sie in

mehrere viel gelesene Blätter einrücken. Anfangs wurden diese Arbeiten nur geringe bezahlt, endlich aber trugen sie mir eine erkleckliche Summe ein und ich erkannte, daß man allenfalls von dergleichen Arbeiten leben könne, wenn man Talent und einiges Glück hat.

Von diesen zerstreuten Aufsätzen ging ich zu größeren selbstständigen Arbeiten über, und als ich auch durch diese Erfolg gewann, kam ich der Einladung eines Studienfreundes nach und siedelte in die alte Kunststadt über, in der ich noch jetzt wohne und mein Leben auf ganz anständige Weise friste.

Ohne Zweifel kennst Du die angesehenen deutschen Schriftsteller, welche gegenwärtig hier wirken und schaffen, also brauche ich sie Dir nicht zu nennen, mit denen ich fortan in nähere oder fernere Berührung trat. Wenn ich sie auch nicht alle Tage sehe und spreche, so stehen wir doch in ununterbrochener geistiger Verbindung und stützen und tragen uns gegenseitig, indem wir alle zusammen einem einzigen großen, freilich nicht so leicht zu erreichenden Ziele zustreben.

Doch ich muß Dir jetzt wohl noch einige nähere Aufschlüsse über meine Thätigkeit geben, damit Du weißt, auf welchem Felde der Literatur Du mich zumeist zu suchen habest. Bis jetzt freilich habe ich mich nicht ausschließlich einem oder dem andern Zweige derselben gewidmet, ich pflücke vielmehr die Blüten, wo ich sie finde, und bestelle den Acker, der mir gerade für den Augenblick die saftigsten Früchte verspricht.

Anfangs allerdings befiel mich ein unbeschreibliches Bangen, als ich, losgelöst von allen früheren Verhältnissen, mein Auge umherschweifen ließ und sah, was Alles in der Welt um mich her geschah und wieviel man nach jeder Richtung hin schon geleistet hatte oder sich noch zu leisten bemühte, und so wird es Manchem ergehen, der sich aufrichtig die Frage vorlegt, ob er noch zu dem Wust und der Ueberfülle des alltäglich Geschaffenen etwas Ersprößliches hinzufügen könne. Denn sei es auf dem Felde der Poesie, der Kunst und Wissenschaft überhaupt, der Industrie oder irgend einer sonstigen menschlichen Bestrebung, er wird einerseits in Verwunderung und Staunen gerathen über die riesigen Fortschritte im Allgemeinen, so daß es auf den ersten Blick fast unmöglich scheint, dem kühnen Fluge mit Erfolg sich anzuschließen; andererseits aber wird er trotzdem über den unerklärlichen Stillstand, die an Versumpfung gränzende Stockung, ja über die unbegreiflichen Rückschritte in einzelnen Fächern erschrecken. Da sieh Dir zum Beispiel nur die dramatische Dichtung der Gegenwart an. Was sagst Du dazu? Ist es nicht ein Jammer, wohin wir auf diesem Felde gekommen sind? Wo früher die edelsten Geister der Menschheit ihre Siege feierten, wo Helden und Halbgötter triumphirend über die Bühne schritten, da sacken die Possenreißer den stürmischen Beifall eines hypochondrischen, gelangweilten, durch endlose Speculationen halb blödsinnig gewordenen Publikums ein, und

schnöde Witze, zweideutige Anspielungen und ein an Irrsinn gränzender Cynismus gelten als das Beste und Anregendste der ganzen Gattung. Wie lange wird es noch dauern, bis wir die empörende Versandung, in welche jetzt die deutsche dramatische Kunst gerathen ist, mit frischem Quelle wieder auffüllen; wie viel Anstrengungen wird es kosten, das lachlustige Publikum auf die geregelte Bahn edler Kunstanschauung zurückzuführen? Mag es so lange dauern wie es will – die Anstrengung muß versucht und eifrig fortgesetzt werden. Und siehe, ich selbst habe sie versucht und gleich der erste Anlauf hat – wenigstens mir – goldene Früchte getragen. Von der Hofbühne zu M\*\*\* aus ward vor einem Jahre ein Preis für das beste Schauspiel ausgesetzt. Ich arbeitete eins nach meinem Geschmack, und siehe da, ich errang den Preis von hundert Ducaten. Ist das für mich nicht ein schöner Anfang, ein Sporn zu fortgesetzter Thätigkeit und Ausdauer? Außerdem verfaßte ich einige Novellen, sandte sie nach St\*\*\*, und auch da ward mir ein annehmlicher Preis zu Theil. Du siehst also, verhungern werde ich nicht und ich kann Dir versichern, sogar meinen Durst könnte ich da löschen, selbst wenn er sehr groß wäre, was er glücklicher Weise nicht ist. Wenn das so fortgeht – glaube nicht, daß ich mich überhebe; was ich an mir selbst anerkenne, ist nur mein Fleiß und meine Lust an der Arbeit – so leuchtet mir wirklich ein kleines Licht auf meinem bisher so dunklen Lebenswege, allein bisweilen beschleicht mich doch schon die Sorge, als könnte der augenblicklichen Fluth doch einmal eine klägliche Ebbe folgen, und

das ist, außer dem Familienkummer, den ich Dir schon mitgetheilt, das einzige Weh, über welches ich mich jetzt zu beklagen habe.

Du wirst vielleicht gehört oder gelesen haben, daß hier in unserer Künstlerstadt auch die schriftstellernden Damen eine gewisse Rolle spielen, und das muß ich Dir bestätigen. Erwarte aber keine weitläufige Schilderung ihrer Personen und Leistungen von mir an dieser Stelle; obgleich ich bisweilen hier und da mit ihnen zusammentreffe, sagen sie mir im Ganzen doch wenig zu, und das findet sowohl in ihren äußeren Erscheinungen, wie in ihrem inneren Werth, oder vielmehr ihrem geistigen Gehalt seinen triftigen Grund. Es giebt der künstlerisch produktiven Damen hier eine Fülle, daß man von ihnen beinahe auch sagen könnte: ›wie Sand am Meere‹, und fast will es mich bedünken, als ob diese Bezeichnung noch einen tieferen Sinn enthielte. Doch still davon! Sonst möchte es mir schlimm ergehen! Es ist immer das Beste – ich aber habe diese Lebensregel leider noch nicht practisch in mich aufgenommen – wenn man von dem schönen Geschlechte schweigt, weder Gutes noch Böses von ihm sagt, denn nur dann ist man gewiß, in keinen Hader mit irgend einem Gliede dieser zahlreichen und empfindlichen Sippschaft zu gerathen. Gutes nun kann ich von denen, die mir hier im Tempel des Apoll und der Musen erschienen sind, nicht über die Maaßen sagen, und Böses *will* ich ihnen nicht nachsprechen. Um sie Dir jedoch im Ganzen zu charakterisiren, so theile ich Dir mit, daß

sie sich fast sämmtlich für Sterne erster Größe am Pötenhimmel halten und in Bezug auf die Verunglimpfung ihres schriftstellerischen Rufes außerordentlich empfindlich sind. Ich für meine Person, der ich oft so unglücklich war, in ihren ätherischen Versammlungen zwischen ihr größtes Geschützfeuer zu gerathen, und beinahe mein Gehör dabei verloren hätte, würde sie bei Weitem für lebenswürdiger halten, wenn sie von Dingen sprechen und mit Dingen sich beschäftigen wollten, die ihrem Geschlechte ureigen sind, als von und mit solchen, die sie nur halb oder lieber gar nicht verstehen. Wollte Jede nur das gelten, was sie wirklich werth ist, so wären sie doch noch einigermaßen erträglich und man könnte von Zeit zu Zeit mit ihnen verkehren, was sie durch ihre ungemessene Klatschsucht, einen gränzenlosen Neid und eine höchst gefährliche Eifersucht auf einander fast unmöglich machen. Es sind ohne Zweifel recht geistreiche Persönchen und Talente unter ihnen, aber so viel Geist und Talent, wie jede Einzelne von ihnen zu besitzen beansprucht, haben sie alle zusammen nicht.

Ach mein Gott, wenn sie wüßten, daß ich das von ihnen schreibe, so fiele über mich der Blitzstrahl eines Bannes von ungleich bedeutenderer Schwere, als ihn der arme Papst jetzt noch zu schleudern vermag, allein ich fürchte weder sie, noch die Kritik ihrer Freunde, denn wer sich erst vor Damen und Kritikern fürchtet, die sich Beide mit aller Halbheit und Unwissenheit, Oberflächlichkeit und einem unerhörten Egoismus fabelhaft breit machen, der ist kein selbstständiger Schriftsteller mehr,

der ist ein Hampelmann, den ein einfacher Faden vom lockersten Zwirn lenkt, der thäte besser, sich irgendwo als Handlanger zu verdingen, als unschuldiges Papier zu schwärzen, denn nur Menschen ganz untergeordneten Wesens sind vor dem käuflichen Wespenstachel dieser beiden im Ganzen unmächtigen Potenzen sicher.

Was ich Dir von den Damen schrieb, die ich in unserm Athen kennen gelernt, wird Dich erkennen lassen, daß ich mein Herz von vorzeitiger sogenannter Liebe freigehalten; Schriftstellerinnen sind in der Regel Damen, die in der Liebe Schiffbruch gelitten haben oder nicht mehr leiden können, sie sind mir also sehr wenig gefährlich. Andere Frauen aber habe ich hier noch nicht kennen gelernt und namentlich sind mir solche fremd geblieben, die mich auf den ersten Blick durch ihre äußere Erscheinung und die hervorragende Schönheit ihres Gesichts, wie man sagt, *bezaubern* könnten, dieser herrliche Augenblick steht mir also noch bevor, aber auch ihn erwarte ich mit Ergebung, wie mein ganzes übriges Geschick.

Statt der Liebe aber habe ich mich der Freundschaft mit einer wahren Inbrunst in die Arme geworfen und meine zwei besten und fast einzig wirklichen Freunde sind Künstler, die nicht meinem Fache angehören, vielmehr der Malerei und Musik sich gewidmet haben. Durch den näheren Umgang mit ihnen habe ich erst erfahren, wie eng die Künste überhaupt verschwistert und verschwägert sind, wie eine der andern eine Handhabe bietet, wie eine die andre läutert, belehrt und verklärt. Ich

lernte sie vor fünf Jahren auf einer Reise nach Düsseldorf kennen; wir fanden Gefallen an einander und auf mein Zureden siedelten sie hier herüber, wo es ihnen jetzt in meiner nächsten Nähe ganz gut gefällt und ziemlich behaglich ergeht. Zunächst führte uns die gemeinsame Lust an der Musik zusammen, der ich, wie ich Dir zu sagen vergaß, mit besonderer Vorliebe ergeben bin, wie ich denn meine Violengeige ganz leidlich handhabe. Wir wohnen in einem Hause zusammen und bringen unsre Mußestunden gewöhnlich bei einander zu. Theils plaudern wir, besprechen unsre Pläne, unsre Studien, unsre vollendeten Arbeiten, theils aber gehen wir spazieren, wenn man das Spaziergehen nennen kann, sich durch Haufen von Menschen hindurchzudrängen und eine dicke staubige Luft einzuathmen. Meist aber, namentlich wenn wir von unsrer Arbeit ermüdet sind, musiciren wir und empfinden dabei mit ganzer Seele, wie allein die Musik alle Dissonanzen unsres unruhigere Lebens ausgleicht, unsre Stirnen glättet und unsre nur zu oft zagenen Herzen erfreut und ermuthigt

Doch ich will Dir mit wenigen Worten eine kleine Schilderung meiner beiden Freunde liefern, damit Du siehst, in wie guter Gesellschaft ich mich befinde und wie glücklich ich in diesem Umgange zu sein das Recht habe. Heinrich Markholm, der Maler, ist das heiterste und zugleich kräftigste Element in unserm Dreiblatt. Es ist



eine durch und durch romantische, strebsame und dabei auch in anderen Richtungen äußerst bildsame Natur. Zu jedem kühnen Unternehmen geneigt, immer bereit, einen Schritt vorwärts zu schreiten, ohne ihn mit zu vieler Rücksicht ängstlich zu bedenken, wie vorsichtige Menschen es zagend thun, fühlt er sich stets glücklich, ist immer heiter, wohlgelaunt und erhebt dadurch mein Herz, wenn dasselbe, wie nur zu häufig geschieht, eine neue Wolke am Lebenshimmel heraufziehen sieht. Er hat eine merkwürdige Schule durchgemacht. Sein Vater war Kammermusicus an der Oper eines kleinen Fürstenhofs und wünschte natürlich seinen Sohn einst an seiner Seite geigen zu sehen. Der Knabe besaß auch großes Talent dazu und wählte aus eigenem Antriebe das Cello, das er sehr bald trefflich bemeistern lernte, woran der Alte natürlich seine Freude hatte, ohne zu ahnen, daß ein noch größerer Trieb zu einer anderen Kunst in der Brust seines Sohnes schlummere, die denselben bereits oft im Stillen begeistert hatte, deren Erlernung ihm aber unmöglich gemacht schien. Als er fünfzehn Jahre alt war, hatte er bereits eine solche Fertigkeit im Cellospiel erlangt, daß sein Vater es wagen durfte, ihm im Orchester bei einer großen Oper seinen Platz anzuweisen, da gerade der erste Cellospieler plötzlich erkrankt war. Heinrich ging also mit seinem Vater in die Probe, und dieselbe fiel so gut aus, daß Vater und Sohn gleicher Weise entzückt schienen. Auch die Generalprobe ließ nichts zu wünschen übrig und man glaubte von der Ausführung der großen Oper selbst die

besten Erwartungen hegen zu dürfen. Da aber ereignete sich gleich im ersten Acte ein unvorhergesehenes Ereigniß. Bei einer Wandlung der Scene wird eine prachtvolle Gegend mit herrlicher Perspective dem Zuschauer vor Augen geführt. Die Decorationen waren vortrefflich gemalt und hatten schon lange vorher durch das Gerücht das Publicum in Spannung versetzt. Gerade als diese Scene sich aufrollt, hat unser junger Cellist ein reizendes Solo zu spielen, aber welches Staunen ergreift die Zuhörer, welche Angst den Vater, welcher heiliger Zorn den Orchesterdirigenten, als das Solo sich nicht vernehmen läßt und der Knabe, die Augen wie verzaubert auf die glänzende Decoration gerichtet, meinschenstill, fast athemlos dasitzt und gleichsam versteinert in die unbekannte Wunderwelt hineinstarrt.

Es war dies der Moment im Leben unsers jungen Künstlers, wo sein Talent, seine Liebe zur Malerei sich fast gewaltsam Bahn brach. Es war nicht mehr möglich, ihn an diesem Abend zum Spielen zu bewegen, und die wohlgeschulten Orchestermänner mußten sich behelfen, so gut sie konnten. Natürlich wurde der junge Doppelkünstler seit diesem Abend aus dem Orchester verbannt und der Vater erglühte in einem heillosen Zorn. Aber was half es? Von den flehenden Bitten des Sohnes bezwungen, ihn die Malerei erlernen zu lassen, gab der Vater endlich nach und nun erst sollte er wahre Vaterfreude an seinem einzigen Sohne erleben. Denn einen fleißigeren Schüler hatte wohl nie ein Zeichenlehrer gehabt als der,

welcher Heinrich in seine Kunst einweihte, und in wenigen Jahren war er so weit vorgerückt, daß er die Akademie in Düsseldorf besuchen konnte, wozu der kunstliebende Fürst, dem der Vater diente, hochherzig die Mittel geboten hatte.

Von dem Augenblick an, wo Heinrich den Bleistift und den Pinsel ergriff, ging eine merkwürdige Wandelng in und mit ihm vor. Bis dahin still, fast verschlossen, dem Vater nur schweigend gehorchend, wurde er jetzt heiter, fröhlich, schon äußerlich von Glück und Wonne strahlend, und nur Abends, wenn er nicht mehr zeichnen konnte, spielte er willig das Cello, um den Vater zu erfreuen und sich auch darin eine immer größere Kunstfertigkeit anzueignen.

In Düsseldorf entwickelte sich meines Freundes Sinn für die Romantik – in der Kunst wie im Leben. Alles Neue, Unbekannte, Große und Schöne reizte ihn, er suchte sich wenigstens einen Theil davon anzueignen und sollte er es auf eine fast abenteuerliche Weise erstreben, erreichen. Dabei wurde sein Körper stark, elastisch, seine Bewegungen rasch, gewandt; in allen Künsten und Fertigkeiten des Leibes ward er Meister, und selten hat es einen so sorglosen und zugleich so muthigen Mann gegeben, wie er einer ist.

Von tüchtigen Meistern mit Vorliebe gebildet, erlangte Heinrich Markholm schon als zweiundzwanzigjähriger Maler einen ziemlich bedeutenden Ruf. Leider starb der Fürst, desgleichen sein Vater, und Heinrich mußte sich jetzt durch eigene Arbeit weiterhelfen. Das mag ihm als

Künstler geschadet haben, sein Charakter aber hat dabei sicher gewonnen. Vor fünf Jahren ließ er sich, wie gesagt, hier nieder, und seit jener Zeit hat er sich, wie wir alle täglich sehen, bedeutend vervollkommnet. Er ist eigentlich Landschaftler, aber auch Figuren gelingen ihm gut und namentlich ist er im Portraitiren sehr stark, wovon er zwei Jahre lang fast allein gelebt hat. Jetzt malt er meist Landschaften und nur bei besonderer Vorliebe für dies oder jenes Gesicht kehrt er zu seinem ersten Erwerbszweige zurück.

Heinrich Markholm ist, wie man es nennt, ein Charakter. Mit heiligem Eifer seiner Kunst und überhaupt den Künsten ergeben, sieht er die Kraft und Vollendung des Malers in der vollendeten Durchbildung der individuellen Richtung und des ursprünglichen Talentes. Er legt sich mit ganzer Macht auf einen einmal gefaßten Vorsatz und führt ihn mit Wärme und unermüdlicher Ausdauer aus. Hiermit stimmt auch sein Wesen überein. Er ist kein Mann, der eines Protector's bedarf, um sich emporzuschwingen; was er ist und werden kann, will er sich selbst verdanken. Ihn verlockt kein Lob, ihn drückt kein Tadel nieder; niemals buhlt er um die zweifelhafte Gunst vornehmer Kunstliebhaber, und ein Kenner ist ihm lieber als zehn Käufer. Sein kleines Atelier wird von keinem reisenden Fürsten besucht, kein Orden schmückt seine Brust, kein Titel seinen Namen, keine goldenen Renten überlasten seine leichte Börse. Edel, hochherzig, mittheilsam, leichtblütig und warmherzig ist er ein Künstler wie er sein soll, bieder und ehrlich, wahr und offen – kannst Du

mir nun verdenken, daß ich ihn liebe, daß ich gern und oft mit ihm zusammen bin, daß wir fast gemeinschaftlich leben und wirken? O, ich schätze mich glücklich, ihn zum Freunde zu haben, und wenn er mich nur halb so innig liebt, wie ich ihn liebe, will ich gern manchen andern Mangel im Leben ertragen, ohne zu murren.

Eine ganz andre Person, sowohl in der Erscheinung wie im Wesen, stellt unser Freund Willibald Stillfried dar. Er ist eine ächte empfindsame, still für sich wirkende und schaffende Künstlernatur, nicht wie man sie oft in der Wirklichkeit trifft, sondern wie man sie sich bisweilen in fast idealer Form vorstellt. Nicht groß, nicht allzu kräftig von Gestalt, hat er ein etwas blasses, von hellblondem schlichten Haar umrahmtes Gesicht, das, völlig bartlos, einen seltsam klaren Teint zeigt, aus sanftblauen Augen hervorsieht und in der Regel einen still nachdenklichen und weichen Ausdruck zur Schau trägt, ohne krankhaft sentimental oder überreizt zu erscheinen. Er ist unter uns Dreien der einzige Glückliche, der gleich von Anfang an den Kunstweg betrat, den er noch jetzt verfolgt, aber es kam daher, daß er ganz hülflos, ohne Verwandte, Freunde oder Gönner, also eben so frei von hindernden wie fördernden Einflüssen, seine Bahn begann und nur diejenigen Schwierigkeiten fand, die sich jedem strebenden Menschen durch die Mängel irdischen Lebens von selber darbieten. Er ist der Sohn eines armen Dorfschulmeisters, der ihn schon als kleines Kind auf dem Klavier und der Orgel unterrichtete. Er war für ein Seminar bestimmt, kam aber, als er sieben Jahre alt war, unmittelbar

nach dem frühen Tode seines Vaters, in ein Waisenhaus, wo man ihn ohne allen Aufwand erzog und in den üblichen Disciplinen unterwies. Von früher Jugend an also jeder äußerlichen verwandtschaftlichen Einwirkung beraubt, lernte er schon als Knabe sein Auge in sein eigenes Innere richten, und wenn er einmal einen kleinen Kummer empfand, sang er sich frei davon, wie die Nachtigall, die all ihr Leid den Lüften übergiebt und dadurch vielleicht selbst zufriedener und glücklicher wird.

Als Willibald sechszehn Jahre alt war, bezog er ein Seminar in seiner Vaterstadt und trieb hier außer dem gewöhnlichen Elementarunterricht vorzüglich Musik, worin ihn ein sehr tüchtiger Lehrer auf die besten Wege leitete. Schon mit dem achtzehnten Jahre componirte er eine Cantate, die Aufmerksamkeit erregte und ihm ein Stipendium an einer höheren Lehranstalt eintrug. Von nun an war es mit der Bestrebung um eine Dorfschulmeisterstelle auf ewig vorbei. Sein Sinn strebte nach Höherem, er studirte allein die Musik, wurde Virtuos auf der Geige und kam als solcher hierher, um durch Unterricht und Componiren sein Leben zu fristen. So fanden wir ihn und als wir ihn eines Abends in einem Concert eine Etüde von Vieuxtemps spielen hörten, wurden Heinrich und ich so sehr von seinem Vortrag hingerissen, daß wir ihn aufsuchten und unser Bündniß mit ihm für ewige Zeiten schlossen. Bald nach dieser Zeit war Willibald so glücklich, einen Musikalienhändler zum Verleger zu finden, der ihm seine Lieder, worin er vorzüglich stark ist, Stück für Stück für zehn Thaler abkauft, während sie

ohne Zweifel zehnmal so viel werth sind. Aber der junge Künstler ist genügsam und braucht für sich wenig, so daß er dem Verleger, der ihn erschachert hat und der mit seinem Talent Wucher treibt, treu geblieben und mit seinem Loose zufrieden ist. Die Aufforderung des Dirigenten der hiesigen Hofcapelle, in das Orchester einzutreten, hat er wiederholt abgelehnt; er will frei und unabhängig sein, denn er fühlt heraus, daß ein wahrer Künstler es sein muß, um frisch und fröhlich wirken und schaffen zu können.

So sanft und mild nun sein Wesen und Charakter, ist, so liegt doch in seiner Musik ein kühner Schwung, verbunden mit einer ernsten, fast melancholischen Fähung, die etwas ungemein Ansprechendes hat. Wenn wir zusammen concertiren, muß ich mich immer enthalten, sein Gesicht zu betrachten, denn er sieht so lieblich kindlich und fromm dabei aus, daß ich dabei stets an einen musicirenden Engel denken muß, den Heinrich vor zwei Jahren gemalt und wozu er die Idee durch unsern Freund selber gefaßt hat,

Da hast Du uns Drei nun beisammen und ich sage Dir, daß wir *ein* Herz und *eine* Seele sind und gewissermaßen nur *eine* Person bilden, die drei verschiedene Organe hat und nach drei verschiedenen Richtungen dieselben in Thätigkeit setzt. Arbeit wie Muße treiben und genießen wir fast immer gemeinschaftlich, wir bewohnen ein Haus, wenigstens einen Hof und seit den fünf Jahren, wo wir unser Bündniß schlossen, unternehmen wir sogar

alljährlich einen weiteren Ausflug, um uns von den Anstrengungen zu erholen, die wir elf Monate lang geduldig ertragen haben.

Auch jetzt rückt die Zeit allmähig näher, in der wir die staubige, überfüllte Residenz zu verlassen pflegen, und ich muß bekennen, daß ich mich alle Tage mehr nach dieser Erholungsfrist sehne. Ich habe in den letzten Monaten sehr eifrig gearbeitet; die vielen Zeitschriften, bei denen ich thätig bin, erscheinen so pünktlich, daß man jede Stunde wahrnehmen muß, um der Pflicht nachzukommen, wenn der Trieb sogar bisweilen ermatet und Herz und Geist noch Ruhe und Frieden schmachten. Ebenso sehne ich mich auch aus meiner dumpfen Hofkammer fort, in Gottes freie Natur hinaus, um mein träge fließendes Blut mit neuem belebenden Stoffe zu füllen, neue Wunderwerke der Schöpfung zu sehen und mit Menschen zu verkehren, die nicht gleich uns in die Schnürbrust großstädtischen Lebens eingezwängt sind.

Hier hast Du nun Alles, was Du von mir zu wissen verlangen kannst, und Du wirst mir nicht den Vorwurf machen können, zu wenig ausführlich gewesen zu sein. Schließlich habe ich nun ein Gesuch an Dich zu richten, um dessen Erfüllung, wenn es Dir irgend möglich ist, ich Dich recht warm und herzlich bitte. Es betrifft meinen ehemaligen Gönner und Wohlthäter, dem ich vielleicht manchen Kummer bereitet habe und dem ich doch zu unendlichem Danke verpflichtet bin. An Deinen Vater wage ich nicht deshalb zu schreiben, sein letzter Brief war so



herbe und vorwurfsvoll, daß ich fürchte, er bewahrt seinen Groll gegen mich noch jetzt. Du weißt nun, daß ich denselben nicht verdiene, und deshalb bitte ich Dich, die Mittelsperson zwischen ihm und mir sein zu wollen. Benutze eine glückliche Stunde bei ihm und trage ihm mein Begehren vor, er kann es weder unehrenhaft noch voreilig nennen. Früher glaubte ich, der unbekannte Ehrenmann wolle sich mir aus persönlichen Gründen nicht zu erkennen geben und um weitere Zudringlichkeiten meinerseits von sich fern zu halten. Jetzt aber, wo ich ruhig über frühere Zeiten und meine Irrthümer denke, und namentlich, wo ich keiner fremden Unterstützung weiter bedarf, also nicht mehr als Hülfesuchender vor seine Augen trete, will es mich bedünken, daß es für mich eine Pflicht sei, ihm laut meine Gefühle darzulegen, denn vor allen Dingen habe ich eine wahre Angst, von ihm für einen Undankbaren und Unwürdigen gehalten zu werden. Kannst Du also seinen Namen und Wohnort erfahren, so vertraue mir denselben an und sei überzeugt, daß ich keinen Mißbrauch damit treiben werde. Dies ist ein Hauptpunkt meines ganzen langen heutigen Schreibens, und nachdem ich ihn Dir, dem alten lieben Jugendfreunde, auf die Seele gelegt, grüße ich Dich herzlich mit allen Gefühlen unsrer ersten, herzlichsten und hoffentlich für alle Zeit unverlöschbaren Zuneigung als Dein treu ergebener

... im Mai 18...

Gustav Steinau.«

ZWEITES KAPITEL. DIE KÜNSTLERFREUNDE.

Nachdem der eifrige Schreiber seinen Brief beendet und dann überlesen, was ihm zuletzt schon einige Mühe verursachte, da das Tageslicht in dem dunklen Stübchen immer mehr abgenommen hatte, siegelte und adressirte er ihn, stand dann rasch auf und warf ihn in seinen grauen Filzhut, um ihn nicht zu vergessen, wenn er ausgehen würde.

»Damit wäre ich zu Stande gekommen,« sagte er, einige Male lebhaft durch das Zimmer schreitend, wie um das stockende Blut wieder in frischere Bewegung zu bringen, »und nun mag Gott seinen Segen geben! Aber es ist ein starker Brief geworden und ich hätte nicht geglaubt, so viel über mich selbst sagen zu können. O, aber wie wird sich der alte gute Kerl freuen, wenn er ihn liest, wie schnell wird er sich niedersetzen und mir seinen Lebenslauf gewiß eben so vollständig beschreiben, wie ich den meinen beschrieben habe! Nun – aber es ist wirklich völlig Abend geworden – Heinrich kann doch nicht mehr arbeiten, obgleich sein Atelier etwas länger Licht hat als mein Zimmer. Wo mag er denn stecken?«

Mit diesen Worten trat er an's Fenster, öffnete es und augenblicklich drang das Gelärm des Hofes, das Jauchzen der Kinder, das Geschrei zankender Weiber und das

zehnfache Geräusch der mit ihrer Handwerksarbeit beschäftigten Männer ungehindert zu ihm herein und erfüllte ihn mit dem Widerwillen, welchen ein Mann empfindet, der gern in Ruhe arbeiten möchte und jeden Augenblick durch das verworrene Getöse der Außenwelt gestört wird.

»Nein,« sagte er, rasch das Fenster schließend, »das ist heute wieder nicht auszuhalten, und da – da kommt noch ein Leierkasten hinzu – und Heinrich arbeitet am Ende doch noch. Nun, mag er arbeiten, so lange er will und kann; Willibald ist auch schon fortgegangen, um Richard Wagner's neue Musik zu hören, die heute zum ersten Mal in diesen Mauern vernommen wird. Ah, ich bin neugierig, was er da zu sagt, er wollte sich nachher noch bei mir efinden, Heinrich hat ja eine Versammlung ausgeschrieben und eine wichtige Mittheilung angekündigt.«

Er hätte noch viel länger mit sich fortgeplaudert, wie man es thut, wenn man im Halbdunkel im Zimmer auf- und abgeht und nichts Ernstes dabei zu denken hat, wäre nicht gerade in diesem Augenblick eine Pause im Leierkastenspiel eingetreten und hätte sich nicht gleich darauf ein starkes fröhliches Pfeifen aus einem der oberen Hoffenster vernehmen lassen, das unserm Freunde so bekannt war, daß er sofort wieder das Fenster öffnete und hinaussah. »Ah,« sagte er zu sich, »das ist Heinrich! Er ist fertig mit seiner Arbeit und nun pfeift er wie der edelste Finkenhahn – nun, da ist er ja – bist Du fertig?« rief er laut über den Hof.

Ein ausdrucksvoller Kopf, mit einem energischen und doch so fröhlichen, aber jetzt von der Arbeit erhitzten Gesicht, welches ein dunkler Vollbart einschloß, lehnte sich pfeifend aus dem ebenfalls geöffneten Fenster und ein kühn blickendes Auge flog blitzschnell zu dem Fragenden herüber.

»Guten Abend!« rief der Maler dann, heiter nickend. »Bist Du fertig mit Schreiben, Gustav? Störe ich Dich nicht?«

»Nein, nein, ich erwarte Dich schon.«

Wenige Augenblicke später trat eine kräftige und hohe Gestalt in des Schriftstellers Zimmer, dessen Thür fast zu niedrig schien, dem Eintretenden zum Durchgang zu dienen. Der Maler trug leichte, gleichfarbige Sommerkleider; um seinen markigen Hals schlang sich ein anmuthig geknüpftes buntseidenes Tuch, auf den Kopf hatte er einen etwas spitz zulaufenden breitkrämpigen Hut gestülpt und nicht allein diese zwanglose moderne Kleidung, auch der Schnitt der Haare, die ungezwungene Haltung des ganzen Körpers verriethen den Künstler auf den ersten Blick.

Seine Gesichtszüge waren nicht so fein geschnitten, wie die des Freundes, den er besuchte, es lag nicht so viel Intelligenz in dem kühn blickenden Auge, aber ein gesunder Menschenverstand sprach aus jedem Zuge und eine biedere Gutmüthigkeit, wie sie Menschen von kräftigem Körperbau so oft besitzen, leuchtete Jedem entgegen, der ihn zum ersten Mal betrachtete und ohne Zweifel durch Alles, was er wahrnahm, gewonnen und gefesselt ward.

»O mein Gott,« rief der Maler mit lebhaftem Unwillen im Mienenspiel aus, indem er dem Schriftsteller die Hand drückte, ist das heute wieder ein Gedudel. »Hast Du denn Deinen Brief mit Ruhe beenden können?«

»Gott sei Dank, ja, da liegt er schon gesiegelt; aber wie steht's mit Deiner Skizze zu der großen Landschaft, he?«

»Sie ist fertig, Junge, fertig und ziemlich gelungen, heiß! Aber gemalt wird diesen Sommer nicht mehr – das war das Letzte, ich habe es eine Zeit lang satt! Der Himmel weiß es, wie es kommt, aber wenn der letzte Mai mit seinem blauen Auge hier über unsre Dächer hereinsieht, finde ich keine Ruhe mehr in der dumpfigen Stube. Habe ich doch lange genug den Herbst, Winter und Frühling hindurch gesessen, und das Gerassel auf den Straßen, der Staub, die bleichen Stadtgesichter jagen mich fort in's Weite – doch halt, davon wollen wir heute Abend sprechen, wenn Willibald nach Hause kommt. Höre, ich habe Dir eine prächtige Geschichte zu erzählen, die mir heute begegnet ist.«

Gustav gab ihm freundlich aufhorchend seine Beistimmung zu erkennen, nahm eine Cigarre und reichte dem Freunde schweigend ebenfalls eine dar, worauf er Feuer anzündete und den Gast und sich bediente. Als aber der blaue Rauch duftig durch das Zimmer wirbelte, nahm er auf dem alten Sopha Platz, nickte dem Freunde ermunternd zu und sagte: »Nun sprich, ich höre mit beiden Ohren.«

»Zuerst,« begann der Maler mit pathetischem Tone, habe ich Dir von einem vornehmen Besuch zu berichten.«

»Vornehmen Besuch? Wer war es denn?«

»Der *Professor* Hubert!« sagte der Maler, das Wort Professor nachdrücklich betonend.

»Der *Professor* Hubert? Wer ist denn das?«

»Nun wer denn anders als Hubert, mein College, der Frescomaler. Ja, ja, er ist Professor geworden, er hat es glücklich zu Stande gebracht. Sein Onkel, der Geheime Kriegs-rath, hat es höchst diplomatisch beim Könige ausgewirkt. Na, nun wird er gewiß lauter professorartige Bilder malen! Was ihm bisher nicht gelungen ist, gelingt ihm jetzt gewiß. Und denke Dir, zugleich mit seiner Professur ist auch ein Orden ausgeflogen – und an Wem ist er haften geblieben? An dem Maler Lux, den wir den Schattenlux nennen.«

»Was? Der hat einen Orden erhalten?«

»Ja, den Verdienstorden des heiligen Georg – oder Nepomuck – ich habe vergessen wie er hieß.«

»Verdienstorden! Was hat er sich denn für Verdienste erworben?«

»Wie Du so fragen kannst! Er hat gepinselt wie ich, wie wir Alle, die wir mit bunter Farbe die Leinwand bemalen. Es ist aber nun einmal Mode jetzt, daß die Maler betitelt und mit Orden behängt werden, sonst sind sie ja in ihren eigenen Augen nichts werth, meinen sie. O, die kleinen Seelen! Ja, wenn der alte Lessing noch lebte, so würde er nicht mehr sagen, die Kunst geht nach Brod, obgleich sie das auch noch leider Gottes recht oft thut, sondern er würde sagen: sie geht nach Orden und Titeln, wenigstens bei den Künstlern, die in Residenzen leben und sich

um die Fürsten drängen, die leider keine Mediceer mehr sind. Ich könnte Dir wenigstens eine ganze Reihe sonst ehrenwerther Künstler nennen, die gar nicht mehr aus den Vorzimmern der Leute von Einfluß herauskommen, Stunden lang leise athmend an den Thüren stehen und um die zweifelhafte Gunst von Leuten buhlen, die weder wissen, was die Kunst noch was die Künstler werth sind. Pfui doch! Ein wahrer Künstler muß sich suchen lassen und er wird auch endlich gesucht, aber er muß nicht mit Bücklingen um eine Gabe betteln, die ihm nur der Himmel gewähren kann, der ihm allein den göttlichen Funken eingehaucht hat.«

»Du bist bitter, Heinrich.«

»Was – bitter! Ich bin noch süß mit Worten, mit der Galle verglichen, die mir das Herz abstößt! Meiner Meinung nach strebt der wahre Künstler nicht nach äußerer Anerkennung, er will, er muß allein dem inneren Drange genügen und dem Ideale nachstreben, das ihm Phantasie und Geist im reinen Aether aufgebaut. Aber da kommt Einer heutzutage schön an! Wer kein Bändchen im Knopfloch, keinen Titel aufweisen oder wenigstens seine Prise in einer goldenen mit Diamanten besetzten Dose darbiehen kann, der glaubt sich vernachlässigt, übel behandelt, und das Volk – o das dumme Volk! – glaubt es auch oder hält ihn für einen armseligen Kleckser, denn nur die mit solchem äußerlichen Tand behängten und vergoldeten Menschen scheinen ihm des Ansehens und der Bewunderung werth. O, es ist eine schöne Welt!«

Der Dichter seufzte und schwieg nachdenklich. »Du wolltest mir aber eine Geschichte erzählen,« fuhr er endlich aus seinen Träumen auf. »War sie das?«

»Nein, das war nur ein Vorspiel davon, die eigentliche spaßhafte Geschichte kommt jetzt erst. Denke Dir, im Vorübergehen trat ich heute Mittag bei dem Kunsthändler Jäger in der Sachsenstraße ein. Ich wollte mir den neuen Kaulbach'schen Carton besehen und stehe eben davor und betrachte ihn andächtig. Da geht die Thür auf und ein Lakai meldet Seine Excellenz den Grafen von O\*\*\* an. Unser guter Kunsthändler fällt vor Freuden beinahe in Ohnmacht und stößt einen Schrei des Entzückens aus. Der Herr Graf aber tänzelt herein, läßt sich in einen Sessel fallen und nimmt eine Prise Bahia, um sich zu seinem künstlerischen Unternehmen zu stärken.

»Herr Jäger,« sagt er mit gnädigem Lächeln, »ich habe ein Anliegen.«

»Sie machen mich überaus glücklich damit, Herr Graf. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Hören Sie, sagt der Graf und ohne sich im Geringsten um meine Anwesenheit zu kümmern, der ich vor dem Carton stand, das Blatt betrachtete und ihm also den Rücken zukehrte, hören Sie, ich werde Ihnen heute eine neue Landschaft schicken. Der Sohn meines Kammerdieners hat sie gemalt und ich glaube, es ist ein ganz leidliches Bild. Aber ich möchte den jungen Mann pousiren und darum komme ich zu Ihnen. Haben Sie nicht



irgend Jemand bei der Hand, der das Bild in allen möglichen Zeitungen bespricht und rühmt und so dem jungen Mann einen Namen macht, he?«

Herr Jäger räusperte sich etwas ängstlich, denn ihm mochten dergleichen Empfehlungen schon manchen Seufzer gekostet haben. »Soll es denn sehr gelobt werden?« fragte er ziemlich kleinlaut.

»Ja, sehr, so sehr wie möglich, es liegt mir daran; der junge Mann hat eine so hübsche Schwester. Was es kostet, werde ich bezahlen!«

Und der Herr Graf nahm eine neue Prise, stand auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Herr Jäger aber verbeugte sich beinahe bis auf den Boden und fragte bescheiden, ob der Herr Graf nicht den Kaulbach'schen Carton besichtigen wolle.

»Ein andermal, mein Lieber – aber Sie stehen mir für die Kritik ein, nicht wahr?«

»Ich werde Alles zur Zufriedenheit Eurer Excellenz besorgen.« – Haha! Was sagst Du zu dieser Geschichte? Ist sie nicht köstlich?«

Gustav Steinau machte eine Bewegung innerer Entrüstung.

»Ja, sie ist köstlich in ihrer Art und wirft ein grelles Licht auf die Kritik unsrer Zeit und die Art, wie sich die Künstler ihre Namen verschaffen. Aber was hilft das Alles? Welcher Verständige giebt auf dergleichen Kritiken und Namen noch etwas? Es ist in meinem Fache eher schlimmer als besser. Die Unverständigen, der große

Haufe, müssen einmal Vordenker haben, wie sie Vormünder haben, das ist bequem, und so machen es sich die Herren Kritiker auch bequem und schreiben, was ihnen in die Feder läuft oder von ihrem Eigennutz, ihrem Groll, ihrem Neid und was sie sonst für Mitarbeiter haben, in die Feder dictirt wird, nicht aber, was aus einem gesunden und in der That immer sehr schwierigen Urtheil entspringt. Was willst Du – für Geld ist heute Alles zu haben, Lob und Ehre für sich, Tadel und Schande für Andere, das ist so der Zeitgeist und gegen den kämpfen selbst Götter vergebens.«

»Ja, ja doch, aber nimm Dir die Sache nicht zu sehr zu Herzen, mir hat sie Spaß gemacht. Wir verwenden kein Geld, um unsre Arbeiten rühmen zu lassen, wir sind zufrieden, wenn wir es für unsern Lebensunterhalt haben. Am Ende, was wollen wir auch mehr? Reich sind wir nicht, aber wir können von unserm Erwerb leben und schließlich ist das die Hauptsache. Und im Grunde genommen sind wir nicht viel glücklicher als jene sogenannten Herren der Welt, die nicht wissen, was sie mit ihrem Reichthum anfangen sollen und aus einem Wahnsinn in den andern verfallen? Was unser Geist erdenkt, bringt unsre Hand zu Stande, wir freuen uns darüber, schaffen alle Tage etwas Neues und schreiten so mit der Zeit fort, die Andere überflügelt oder gar über den Haufen rennt. Das kann nicht Jeder von Denen sagen, die man um ihre Glücksgüter beneidet. Meinst Du nicht auch?«

»Ach, ich will auch keine Glücksgüter erwerben und besitzen, dahin strebt meine Seele nicht, Du weißt es

wohl. Aber eine sichere Zukunft möchte ich mir gründen, der Sorge künftiger Tage aus dem Wege gehen, denn wenn einmal unsre Hand erlahmt, unser Geist ermattet, was haben wir dann, wovon leben wir dann, wer stützt uns dann?«

Als er das mit fast wehmüthigem Tone sagte, wie er ihn bei ähnlichen Gelegenheiten wohl bisweilen hören ließ, rückte Heinrich Markholm ihm näher, legte seine kräftige Hand fest auf die Schulter des Freundes und sagte mit erhobener Stimme: »Gustav, Du fällst wieder in Deine alte Träumerei zurück, aus der ich Dich schon so oft mit starker Hand gerissen habe. Auf und ermanne Dich! Sieh, Du hast noch immer nicht das ächte Künstlertemperament, Dein Blut ist noch zu dick, Dein Geist noch nicht gänzlich frei von den Sorgen des alltäglichen Lebens. Doch betrachte dasselbe genauer, schau' um Dich. Wer ist so glücklich wie wir, wenn wir arbeiten und durch Arbeiten das Nöthige erwerben? Wir thun damit unsre Schuldigkeit, genießen den Augenblick und für das Uebrige wird Gott sorgen. Ich habe noch keinen Menschen verhungern sehen, der Willen, Thatkraft und Fleiß besitzt, wie wir alle Drei sie besitzen.«

»Ja, ja, Du magst Recht haben, aber insofern irrst Du, als Du mein Blut dick nennst. Ach nein, es fließt mir so flüssig durch die Adern wie Dir, aber bedenke, wie nahe mir oft die Sorge des Lebens gerückt ist, was ich Alles erlitten – doch, wozu das wiederholen. Du kennst ja mein Leben fast so genau wie ich selber.«

Der Maler sprang auf, wie von einer Stahlfeder emporgeschleudert. »Ja,« rief er mit seiner sonoren Stimme, »ich kenne es und Du sollst es mit mir vergessen lernen. Ich habe für uns Drei einen Plan gemacht und heute Abend sollst Du ihn vernehmen. Doch jetzt zieh Deinen Rock an, nimm Deinen Hut und laß uns ein paar Straßen auf- und ablaufen. Da sehen wir Gesichter, da bohren sich zwanzig Ellbogen in unsre Rippen und das nennt ja ein Großstädter das Leben genießen und – spazierengehen. Komm!«

Gustav war schon aufgestanden und hatte sich zum Ausgehen angekleidet. Auch diesmal hatte der leichtblütige Freund ihn seinen Grübeleien entrissen und als sie erst in dem bunten Menschengewühl auf und nieder gingen, war ein anderer, heiterer Geist in ihn eingekehrt und die Ellbogenstöße der Vorübergehenden hatten ihm gute Laune gemacht, zumal wenn er sah, wie sie der Maler mit seinen mächtigen Armen nach allen Seiten kräftigst erwiderte.



Zwei Stunden später finden wir die beiden Freunde wieder in dem heimischen Stübchen sitzen, heiter und munter ihre Bestrebungen und Erfolge besprechend, ein Stoff, der bei Künstlern, die es ehrlich mit sich meinen, nie erschöpft wird. Vor ihnen auf dem Tisch brennt eine Lampe hell und freundlich; auf dem mit einer Serviette bedeckten Tische steht Brod, Butter und etwas kaltes Fleisch, auch ein paar Gläser Bier hat die Wirthin geholt;

das Rouleau vor dem Fenster ist niedergelassen, damit kein neugieriger Nachbar in die einsiedlerische Künstlerwohnung blicken kann.

Zu dieser Zeit und unter solchen Verhältnissen sah das Stübchen ungemein einladend und behaglich aus. Der Lärm des Tages auf dem Hofe war allmählig verstummt, nur von Zeit zu Zeit miaute eine Katze oder bellte ein Hund in der Nachbarschaft, sonst herrschte eine wohlthuende Stille ringsum und darum war es auch die Stunde, wo Gustav am liebsten allein war und seinen Arbeiten mit rastlosem Eifer oblag. Heute aber ruhte diese Arbeit; der Maler hatte die Freunde zusammenberufen, um ihnen eine Mittheilung zu machen, und die beiden Anwesenden erwarteten nur noch die Ankunft des Musikers, der auch nicht lange mehr ausbleiben sollte.

Denn eben als Jene ihr einfaches Abendbrod verzehrten, huschte ein leiser Tritt die Treppe herauf, und still, wie er meist immer war, trat der dritte Freund herein, mit seinem gewöhnlichen milden Lächeln die Andern begrüßend, die ihm freundlich die Hände entgegenstreckten.

Willibald Stillfried war ein mehr kleiner als großer, mehr schwächlicher als starker Mann von sechsundzwanzig Jahren. Gustav hatte ihn in seinem, dem Leser mitgetheilten Briefe schon ziemlich genau geschildert, wir fügen daher nur noch hinzu, daß sein sanftes Gesicht seiner ganzen Erscheinung entsprach, daß darauf ein sinniger, fast nervöser Ausdruck lag, wie ihn Musiker oft haben, und daß sein klares aber etwas mattes Auge mehr in sich hinein als aus sich heraus zu schauen pflegte.

Nachdem er die Freunde mit einigen Worten begrüßt, nahm er seinen Platz auf einem Stuhle ein, da die beiden Anderen schon das Sopha in Beschlag genommen hatten, und nachdem er eine Weile schweigend um sich geblickt, ergriff er ohne weitere Einladung das Brod und aß und trank, so still, so geräuschlos, wie er Alles that, und ohne daß eine einzige aufregende Frage von Seiten seiner Freunde an ihn gerichtet worden wäre. Als er aber das Messer wieder niederlegte, seinen Teller bei Seite stellte und nun die Augen zu den beiden Anderen erhob, die ihn schon lange stillschweigend beobachteten, sagte der Maler, indem er sich eine neue Cigarre anbrannte:

»Nun, Willibald, da Du gegessen hast, wirst Du auch reden können. Erzähle also, erzähle, wie hat Dir die Zukunftsmusik behagt, oder hat sie Dich so berauscht, daß Du noch zu keiner klaren Ueberzeugung darüber gekommen bist?«

»Nein,« erwiderte der Musiker, »berauscht hat sie mich nicht, aber einen gewissen Nachhall hat sie mir doch hinterlassen, den ich erst ausschwirren lassen muß. Noch braust es mir von den wild arbeitenden Instrumenten zu stark im Kopfe und Ihr wißt, ich rede nicht gern, wenn ich eine Musik gehört, die mir Stoff zum Nachdenken bietet.«

»Also sie hat Dir doch Stoff dazu geboten?« fragte Gustav Steinau etwas neugierig.

»O ja. Und darum allein schon mag ich sie nicht so unwirsch tadeln, wie manche Kunstrichter es thun. Für den Augenblick kann ich nicht sagen, sie ist gut oder sie

ist schlecht, ich kann nur im Allgemeinen sagen ob sie mir gefallen hat oder nicht.«

»Hat sie Dir denn gefallen?«

»Bald mehr, bald weniger. Es ist unläugbar Inhalt darin; auch manche neue Wendung, sogar an das Erhabene streifend, habe ich entdeckt. Aber mit einem Wort, sie ist weder so groß, wie ihre Lobpreiser sie ausposaunen, noch so grundlos, wie ihre Tadler sie verschreien. Richard Wagner hat ein großes Talent – meiner Meinung nach, wohl verstanden – aber er versteigt sich zu oft in unergründliche Regionen, wohin ihm nur Schwindler oder Schwärmer folgen können, und manchmal läßt er sich leider zu leicht gehen, wie ein Mensch, der seines Sieges schon vor Beginn des Kampfes gewiß ist. Im Ganzen wirkt seine Musik nicht wohlklingend, aber doch anregend; sie ist bald syrenenhaft verlockend, verführerisch, bald hart und rauh, wie auf ungebahnten Wegen einherstolpernd, oft *klingt* sie groß, wo sie es in der That nicht ist. Sie verräth viel Willen, aber dem Willen ist die Kraft nicht gewachsen, die den Meister beseelt, und nur zu oft hascht er sichtbar nach einem Effect, der keine wohlthätige, kaum eine ergreifende Wirkung übt. Dabei arbeitet er mit Anstrengung sich zu einer schwindelnden Höhe hinauf und wenn er oben angekommen ist, erstickt er sich selbst im Geräusch; er betäubt, anstatt zu rühren, er lähmt, anstatt zu kräftigen. Jedenfalls wäre Wagner bedeutender geworden, wenn er nicht zu früh übermäßig gepriesen und zu herbe getadelt worden wäre. Man hätte ihn weniger verhimmeln und ruhiger beurtheilen

sollen. Doch das Kritisiren ist nicht meine Sache und nun laßt mich in Ruhe, das Denken wird mir schwer, wo noch so viele Trompeten und Paukenschläge in meinen Nerven zittern, und mein Herz dröhnt noch immer wieder unter den massenhaften Klängen, die ich noch lange nicht bewältigt habe.«

»Das Kritisiren ist also nicht Deine Sache, sagst Du,« fuhr dennoch der Maler fort, »und doch hast Du uns wider Willen eine ganz hübsche Kritik eben geliefert. Du bist aber ein milder Beurtheiler, Willi. Es könnten viele Herren von Dir etwas lernen, die immer mit dem Mund vorneweg sind und mit dem Kopf langsam hinterdrein gewackelt kommen! Aber sage uns doch – wird denn Deiner Meinung nach der Wagner wirklich den Mozart über den Haufen werfen und den Beethoven vergessen machen?«

Das nervöse Gesicht des Musikers überflog eine fast zornige Röthe. Er sprang vom Stuhle auf, ging einige Male mit aufgehobenen Händen in der Stube auf und ab und sagte dann mit selten bei ihm gehörter Energie:

»O mein Gott, o mein Gott, daß auch Du diese Frage thun mußt! Habe ich denn nicht schon an dem Geplärre dieser Menschen darüber genug? Mozart über den Haufen werfen? Beethoven vergessen machen? Freunde, wer das gesagt hat, hat Unsinn gesagt, mag er sein, wer er will – ich sage es Euch. Mozart und Beethoven können Beide nicht über den Haufen geworfen und vergessen werden – sie sind Berge – nein, Felsen im Meere, an



denen alle Wogen der Zeit spurlos branden und zerschellen, und gern will ich glauben und wünschen und hoffen, daß ein neuer Shakespeare, ein zweiter Raphael geboren werde, aber ein Mozart und ein Beethoven werden, nein, sie *können* nicht wieder geboren werden.«

»Den Grund, den Grund davon wollen wir wissen!« rief der Maler, ebenfalls aufspringend.

»Ich kann ihn nicht nennen,« erwiderte der Musiker, zu seiner gewöhnlichen Sanftmuth rasch zurückkehrend, »aber er liegt mir im Herzen, in der Seele, in Allem, was in mir denkt, fühlt, schafft und pocht. Ob das daher kommt, daß ich selbst Musiker bin, weiß ich nicht, aber es ist so; und nun laßt mich kein Wort mehr darüber sprechen, denn ich vermag keins mehr zu sagen.«

Gustav gab dem Maler einen Wink, den Gegenstand nicht weiter zu verfolgen, wozu dieser große Lust zu haben schien, und er drang diesmal mit seinem gutgemeinten Wunsche durch. Alle Drei beruhigten sich allmählig und nahmen wieder am Tische Platz, worauf endlich Gustav den Grund ihrer heutigen Zusammenberufung zur Sprache brachte und den Maler bat, ihnen denselben kund zu thun.

»Du hast Recht, nahm dieser mit heiterer Miene das Wort, »wir wollten ja heute Abend weder arbeiten noch kritisiren, wir wollen vielmehr plaudern und dabei uns von unsern Arbeiten und Sorgen erholen. Das soll nun auch geschehen und da will ich Euch sagen, daß ich ein herrliches Mittel kenne, uns sogleich von unsern Mühen und Banden zu lösen und mitten hinein in eine Fülle von

Freuden und Genüssen zu tauchen. Ja, ja, meine Freunde, ich frage nur: welches Datum schreiben wir heute? und Ihr werdet mich schon verstanden haben. Wir schreiben den 31. Mai – da habt Ihr's auf einen Schlag: unsere Arbeitszeit ist abgelaufen und unsre Ruhe- und Reisezeit beginnt. Ich für meine Person gestehe offen, daß ich schon seit mehreren Tagen nur noch körperlich hier bin, mein Geist, meine Seele mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen ist schon weit von hier entfernt. Ich kann das Gerassel und Gelärm nicht länger ertragen, oder mein Herz wird krank, wie mein Ohr schon lange davon betäubt und mein Geist verworren ist. Auf denn, laßt uns unser Bündel schnüren und hinaus in's Weite, Freie und Grüne ziehen, in die schöne Natur, durch die Gottes reiner Athem weht, und ich stehe dafür ein, es werden nur wenige Tage vergehen und wir sind neue und frische Menschen geworden. Meint Ihr nicht auch?«

Die beiden andern Freunde sahen sich wohlgefällig an und stimmten dann freudig nickend des Malers Ansicht bei. »Ja,« sagte Gustav Steinau, »Du hast Recht, unsre Reisezeit ist gekommen; gehen wir und sehen wir uns wieder ein Stück von Gottes schöner Erde an – aber wohin wenden wir uns diesmal, das ist die Frage,

»Hört mich an!« fuhr der Maler mit bedächtiger Miene fort, so daß die Andern merkten, er habe seinen Plan bereits fertig und diesmal etwas Absonderliches im Sinne, worauf sie nicht gerade völlig vorbereitet wären. »Wohin, fragt Ihr? Nun gut. Ich will einmal erst kurz wiederholen, wo wir bereits gewesen sind, und daraus wird

hervorgehen, was uns noch übrig bleibt. Im ersten Jahre unsrer Bekanntschaft durchreisten wir Sachsen, Böhmen und einen Theil von Oesterreich; im zweiten die übrige Oesterreich, Baiern und Tyrol. Im dritten Schlesien und wieder Böhmen und Mähren; im vierten den Rhein, Baden und einen Theil der Schweiz, und im fünften endlich siedelten wir uns fast ein Vierteljahr im schönen Harze an. Nicht wahr? Nun seht Ihr, unser Deutschland haben wir also so ziemlich nach allen Richtungen kennen gelernt und es bleibt nur noch das Ausland übrig –«

»Halt!« fiel hier Gustav ein, dem sogleich stillschweigend, aber mit sprechender Geberde der Musicus beistimmte, »Du machst die Rechnung ohne den Wirth, mein Lieber. Wir wissen wohl, daß wir Frankreich, Holland, England und Italien noch nicht gesehen haben, aber Du weißt auch, warum wir sie nicht sahen und auch jetzt nicht sehen können.«

»Wohl weiß ich es, unsre Mittel erlaubten es nicht, und wahrscheinlich steht es auch heute noch damit so. Stellen wir einmal gleich unsre Rechnung an. Wieviel Gelder habt Ihr für den Sommer flüssig? Denn ich gestehe gleich von vornherein, daß ich den ganzen Sommer über draußen bleiben und diesmal tüchtig ruhen, das heißt nachdenken und studiren will.«

Der Musicus, der am wenigsten mit Mitteln Gesegnete unter ihnen, strich verlegen mit der Rechten durch seine feinen Haare. Gustav aber rief munter: »O, ich bin so ziemlich versehen, meine hundert Ducaten für

das Schauspiel liegen unangetastet da unten im Schreibtisch.«

»Das kann ich nicht von mir sagen,« nahm Willibald kleinlaut das Wort, »mein ganzes augenblickliches Vermögen erreicht kaum die Höhe von sechszig Thalern, im October erst bezahlt mein Verleger meine letzten Compositionen.«

»O, der muß früher zahlen,« rief Heinrich Markholm, »soll ich morgen einmal zu ihm gehen?«

Willibald überlegte schweigend, ob er Ja oder Nein sagen sollte, ehe er aber noch zu einem Entschlusse gekommen, nahm Gustav rasch das Wort und sagte mit entschiedener Gutherzigkeit:

»Nein, gieb das nicht zu, Willibald. Dränge den Mann nicht, er möchte unwillig werden, und wenn Du von der Reise zurückkommst, ist es sehr hübsch, eine runde Summe für den Winter vorzufinden. Warum auch noch mehr Geld zusammenhäufen – wir haben, dünke ich, für unsre Zwecke genug. Legen wir unsre Capitalien zusammen; ob Einer mehr oder weniger beisteuert, ist einerlei, mir wenigstens. Wir Zwei haben also schon beinahe vierhundert Thaler und das ist ein hübsches Reisegeld. Wenn Du wieder in Fluth bist, Willibald, dann zahle an mich zurück, ganz nach Deiner Bequemlichkeit. Wieviel aber hast Du, Heinrich?«

»O, ich bin diesmal weder so reich, wie der Eine von Euch, noch so arm wie der Andere. Der Bankier Meyer hat mir mein letztes Bild abgekauft und zweihundert

Thaler liegen bei ihm im Kasten, ich kann sie holen, sobald ich sie gebrauche. Somit haben wir beinahe sechshundert Thaler. Davon können wir bequem vier Monate in der Fremde leben und noch etwas übrig behalten, um die erste Einrichtung im Winter zu bestreiten. Wie, sind mir nicht wahrlich reich zu nennen?«

»Es kommt darauf an, wie weit wir reisen wollen!« schaltete bedächtig der Schriftsteller ein.

»Natürlich, darauf kommt Alles an. Nun, so will ich Euch denn einmal einen, wie mir scheint, recht vernünftigen Vorschlag machen. Ich weiß diesmal etwas ganz Neues.«

»Und das wäre?« fragten ihn die Augen der beiden Anderen, die freudig blitzend sich auf das strahlende Antlitz des trefflichen Freundes richteten.

»Ich habe eine Reise vor, die nicht sehr weit ist und keine großen Mittel beansprucht. Nebenbei liegt sie im Vaterlande, in Deutschland, meine ich, denn das ist so reich an Naturschönheiten, daß wir sie noch lange nicht erschöpft haben. Nun hört! Am meisten sehnen wir uns doch aus der abscheulichen Staubluft fort, wir wollen Aether trinken – wo aber haben wir den wenigsten Staub? Ah!«

»Nun, wo denn?« fragten ungemein neugierig die beiden Anderen.

»Wie? Ihr fragt noch? Nun denn – das ganze feste Land von Deutschland haben wir schon gesehen, aber was haben wir noch nicht gesehen? Die See, die unser Vaterland im Norden bespült.«

»Ah, die See!« lautete es mit verschiedenen Betonungen von den Lippen der Freunde.

»Ja, die See! Ist es nicht merkwürdig, daß sie uns bisher entging? Nun denkt einmal an die schöne, herrliche Ostsee mit ihrem geschwungenen Strand und ihren zahllosen Schiffen, an die dunklen Wälder auf den Küsten, an den weiten Himmel und die schwellenden Wogen – o, werden wir da nicht ganz neue Dinge zu schauen bekommen und ganz herrliche Studien machen können? Gewiß, gewiß, also laßt uns diesmal als die See gehen!«

Gustav Steinau, der von dem Augenblick an, wo sein Freund der See Erwähnung gethan, aufmerksam geworden war, senkte jetzt ein wenig den Kopf und lehnte sich in seinen Sitz zurück. Eine, man möchte sagen, ahnungsvolle Woge tiefgreifender Empfindung stieg aus seinem Herzen nach seinem Hirne auf und färbte Stirn und Wangen lebhafter. »Weißt Du denn einen ansprechenden Punkt,« sagte er leise, »der uns völlig befriedigte, uns Gelegenheit zur Muße, zur Ruhe und doch auch Stoff zum Nachdenken gäbe?«

»Ja, ich weiß einen, mein Junge. Wir wollen nach Rügen. Rügen ist ein herrliches und schon von vielen Künstlern bereistes, besungenes und in einzelnen Theilen skizirtes Ländchen. Voriges Jahr sind mehrere Maler da gewesen und sie haben mir außerordentlich viel Rühmendes davon erzählt.«

Von innerer Unruhe zu mächtig ergriffen, um länger sitzen bleiben zu können, stand Gustav von seinem Platze auf, trat an's Fenster, schob den Vorhang zurück und

schaute gleichsam fragend zu dem Stückchen sternbesäten Himmels auf, das über dem Hofe ausgespannt war, unterdeß aber nahm Willibald das Wort und entgegnete dem Freunde, der vorher gesprochen mit leiser aber doch nicht ganz zu verkennender Mißstimmung:

»Höre, Heinrich, Dein Vorschlag mag ganz gut für Euch Beide sein. Ein Dichter, ein Schriftsteller kann überall Studien machen, wo Menschen leben, ein Maler da, wo es eine schöne Natur zu betrachten und nachzubilden giebt – Rügen ist also etwas für Euch – was finde aber *ich* daselbst?«

»O, reisen wir denn blos, um Studien zu sammeln? Wollen wir uns denn nicht auch vergnügen und hauptsächlich erholen? Ueberdieß, mein Kleiner, ist das Rauschen des Windes, das Murmeln und Brausen des Meeres etwa keine Musik? Kannst Du da nicht eben so gut wie wir ganz neue Studien machen, wenn Du doch einmal studiren willst? Und nun denke einmal – den großen freien Raum über Dir und um Dich! Wie viele Lerchen mögen da schwirren, wie viele Nachtigallen flöten, und wenn Du da der See etwas vorgeigtest – wie würden die Wellen, die Millionen plätschernder Fische abgerechnet, tosend und tanzend an das Ufer spielen und Dir ein tausendstimmiges Bravo zurauschen, nicht?«

Willibald lächelte bei den Schmeicheltönen des Freundes mit seinem ganzen milden, freundlichen Gesicht; er wollte eben etwas Beifälliges erwidern, als Gustav sich rasch vom Fenster abwandte, an den Tisch trat und mit ernster Geberde ziemlich bestimmt ausrief:

»Nein, nein, Heinrich, es geht nicht. Nach Rügen gehe ich nicht und kann ich nicht gehen.«

Der Maler richtete einen hastigem forschenden und doch dabei ungemein liebevollen Blick auf ihn. Und indem er seine mächtige Hand sanft auf des Freundes Schulter legte, sagte er ernst und beschwichtigend: »Gemach, Gustav! Wohl weiß ich, warum Du nicht nach Rügen gehen *willst*, denn von nicht *können* ist hier keine Rede. Deine trüben Jugenderinnerungen tauchen lebendig vor Dir auf, wenn Du an Rügen denkst, nicht wahr? Du fürchtest vielleicht mit Deinem starren Onkel zusammenzutreffen und in neuen Zwiespalt mit ihm zu geraten, da der alte noch nicht einmal verharrscht ist. O, ich weiß. Aber sieh doch, Rügen ist ja nicht so klein, wie Du es Dir vielleicht vorstellst, und da Du weißt, wie Dein Onkel heißt und wo er wohnt – uns hast Du das zwar niemals sagen wollen, weil Du es für überflüssig hieltest – so kannst Du ihn ja sehr leicht vermeiden.«

Gustav schüttelte ablehnend und mit einem überaus melancholischen Ausdruck seines schönen Auges den Kopf. »Ich kann ihn vermeiden, ja,« sagte er halblaut. »aber könnte uns der Zufall nicht wider meine Absicht zusammenführen? Und dann denke doch, Heinrich, mit welchen Gefühlen müßte ich nicht in der Nähe der Orte weilen, wo meine Eltern einst lebten, meine Verwandten noch leben und mich jeder Baum an Das erinnerte, was ich verloren habe und niemals, niemals wieder gewinnen kann!«



»Nicht doch, ich bin darin durchaus nicht Deiner Ansicht. Und gerade Dein Widerspruch reizt mich, nur um so hartnäckiger auf meinen Vorschlag zu bestehen. Höre mich nur weiter an. Laß uns diese Angelegenheit einmal aus einem anderen, einem neuen Gesichtspunkte betrachten. Dein Onkel hat seine Hand von Dir, oder eigentlich von Deinen Eltern zurückgezogen, nicht wahr? Gut. Ob er Grund und Recht gehabt, also zu handeln, ist seine Sache. Was hast Du nun mit ihm zu schaffen? Du willst nichts von ihm und er will nichts von Dir. Ihr seid quitt mit einander, jeder von Euch ist sein eigener Herr, selbstständig, und hat sich um den Andern wenig oder gar nicht zu kümmern. Meinst Du nicht auch? Er kann Dir nicht verwehren, Deine Heimat zu besuchen, und Du wirst ihm nicht verwehren, über Dich zu denken, wie es ihm beliebt. Nun stehst Dir aber am Ende hat das Ding noch eine andere Seite. Denke Dir den Fall, daß Ihr Euch zufällig kennen lerntet und eine bessere Meinung von einander gewännet, so daß vielleicht der alte Familienzwist dadurch geschlichtet und Ihr sogar gute Freunde würdet? Ha, wie dann? Aha, das scheint bei Dir zu wirken – Du stehst auf und gehst unruhig hin und her. Geh Du nur – meine Worte zünden doch eine kleine verborgene Mine in Dir an – ich weiß es wohl – und sprengen am Ende Deinen phantasirenden Trotzkopf auseinander.«

»O, o!« stöhnte Gustav Steinau, trat wieder an's Fenster und riß dasselbe auf. »O, was ist es heiß hier!«

»Ja, es ist heiß hier, Du hast Recht, und ich beabsichtige sogar, es noch ein Bischen heißer zu machen. So,

schließe das Fenster nur wieder, draußen ist es nicht viel kühler, und nun komm' einmal her und höre mich ruhig bis zu Ende an. Sieh, ich habe Dir noch etwas ganz Besonderes zu sagen. Wer in der Welt zwingt Dich überhaupt, Dich Deinem Onkel zu erkennen zu geben, wenn Du ihm zufällig begegnen solltest, wie? Mache es wie andere Schriftsteller, lege Dir einen fremden Namen bei, und stelle Dich ihm unter demselben vor, wenn Du mit ihm zusammentrifftst. Es wird Dich auf Rügen kein Mensch nach Deiner Paßkarte fragen. Oder kennt Dich Dein Onkel vielleicht von Angesicht?«

»Nein, er kann mich nicht kennen; ich war acht oder neun Jahre alt, als er mich zum letzten Male sah, und ich selbst erinnere mich seiner gar nicht mehr.«

»Siehst Du Deinen Eltern ähnlich?«

»Meine Mutter läugnete es stets. Mein Vater war völlig brünett und meine Mutter hellblond wie alle ihre Verwandten, ich stehe zwischen Beiden in der Mitte und soll gar keinen Familienzug tragen.«

»Nun gut, so thu, wie ich sage; ich glaube diesmal einem glücklichen Animus zu folgen, indem ich Dir diesen Rath gebe.«

»O, o, ich kenne diesen glücklichen Animus,« rief hier plötzlich, heiter lachend, der Musicus. »Jetzt weiß ich, was Dich nach Rügen zieht, Heinrich, und warum Du uns zu diesem Ausflug überreden willst.«

Heinrich Markholm erröthete leicht, mochte er sich nun von den Worten des damit nicht sehr verschwenderischen Willibald getroffen fühlen oder nicht. »Was zieht

mich denn nach Deiner Meinung nach Rügen?« fragte er, jetzt selbst lächelnd.

»O, mir fällt nur eben Deine schöne Reisegefährtin auf dem Dampfboot ein, als Du nach Mannheim fuhrst, – weißt Du es noch? Vor zwei Jahren geschah es, und als Du von ihr zu uns nach Heidelberg kamst, sprachst Du zwei Tage lang von nichts als von ihr. Sie war ja, wenn ich mich recht erinnere, eine Rügianerin, nicht wahr? Dieser ehemaligen Reisegefährtin nun wieder zu begegnen und vielleicht die Bekanntschaft weiter fortzusetzen, trägst Du ein gewisses Verlangen – das ist mir sehr klar – habe ich diesmal Deinen Animus errathen?«

Alle drei jungen Männer lachten jetzt laut wie auf einen gemeinsamen inneren Antrieb. »Nun ja,« sagte endlich der Maler, »warum soll ich es läugnen, ich habe oft und lange an diese junge Dame zurückgedacht, die ich im Ganzen doch nur einen Tag lang gesehen und mit der ich nur einige Stunden mich unterhalten habe.«

»Nun, was das betrifft, mein Lieber,« fuhr der aus seinem Schweigen aufgeschreckte Musicus fröhlich fort, »so hast Du sie freilich nur kurze Zeit aber doch mit einem wahren Künstlerauge betrachtet, denn Dein Bleistift und später Dein Pinsel haben die flüchtige Erscheinung trefflich wiedergegeben.«

»O, meine Freunde, das würdet Ihr gethan haben, wie ich, wenn Ihr Maler gewesen wäret. Denkt nur, die Begegnung war zu angenehm und das Mädchen fast zu schön. Während Ihr nach Heidelberg vorangegangen waret, blieb ich noch einen Tag in Düsseldorf bei meinen

alten Kameraden. Als sie mich eines Morgens auf das Dampfboot führten, mit dem ich Euch nachfolgen sollte, hatte einer von ihnen jene Dame ausgewittert. Nimm Dein Skizzenbuch zur Hand, Heinrich, sagte er zu mir, Du wirst eine schöne Gestalt und ein ächtes Leonardogesicht unsterblich zu machen haben. Und in der That, als meine Freunde mich verlassen hatten und das Boot in Bewegung war, ich nun an Bord auf- und abspazierte, sah ich zwei Damen unter dem Sonnenzelt sitzen, von denen die eine ziemlich alt und grau, die andere ein Wunderwerk von Schönheit war. Wie man auf Reisen sehr bald bekannt wird, so auch hier. Ich näherte mich ihnen und die Unterhaltung begann. Ich hätte gern gewußt, wer sie wären, wo sie einmal wiederzufinden, aber ich konnte sie doch nicht fragen und erfuhr blos, daß sie von Rügen kämen und in Familienangelegenheiten der älteren Dame eine Reise nach Mannheim unternähmen. Da man bald erfuhr und sah, daß ich ein Maler war, so nahm ich ganz ungescheut mein Skizzenbuch hervor und, mich den Damen gegenüber setzend, that ich, als ob ich irgend ein Stück Land zeichnete, während ich doch nur eifrig bemüht war, den Kopf des schönen Mädchens zu skizzieren. Das war Alles und in Mannheim wünschten wir uns glückliche Reise und schieden, um uns wahrscheinlich nie wiederzusehen.«

»Das war *nicht* Alles,« fuhr der Musicus mit seltener Ausdauer fort. »Unterwegs, als Du schon bei uns warst, hast Du diesen schönen Kopf so überaus schön gefunden, daß Du ihn wenigstens dreimal, wie Dein Skizzenbuch

ausweisen muß, und zwar sehr ausführlich zeichnetest. Später sogar –«

»Nun ja,« rief der Maler lachend, da er sich wahrscheinlich für überwunden erkannte, »nun ja, das ist ja sehr natürlich, mein Lieber. Wenn ich einmal ein Gesicht oder etwas dergleichen vor Augen, im Kopfe habe, so ruhe ich nicht eher, als bis meine Hand es auf der Leinwand wiedergegeben hat. Und das that ich, Ihr wißt es sehr wohl, als ich nach Hause kam; ich malte jenes Mädchen-portrait nach meiner Skizze und meiner Erinnerung und ich glaube, ein ganz nettes Bild damit zu Stande gebracht zu haben.«

»Das hast Du, wir wissen es. Und nun genug davon. Gustav, das ist ein wahrer kleiner Roman, der Dir vielleicht Stoff zu irgend einer Novelle giebt. Ah, Ihr kommt Beide gut dabei weg, aber was fällt mir davon zu, wie?«

»Dafür laß den Himmel sorgen,« sagte der Maler, »er giebt Jedem das Seine. Und nun, Du finster blickender Rügianer, schlägst Du ein, willst Du mit uns Deine Heimat besuchen, denn Willibald geht mit mir, das weiß ich so gewiß, wie daß ich mit ihm gehe.«

»Gemach!« erwiderte noch immer etwas zaghaft der Gefragte. »Das will überlegt sein, so rasch kann ich mich nicht dazu entschließen. Auch ist es noch sehr früh in der Jahreszeit – Rügen ist ein kaltes und windiges Land, so viel sich weiß, erst Anfang Juni werden die Wälder grün –«

»Nun ja, Anfang Juni wollen wir auch erst dahin gehen, vierzehn Tage haben wir noch reichlich hier zu thun.

Außerdem aber fürchten wir uns hoffentlich alle Drei vor einem Bischen Wind und Wetter nicht, und dann ist es doch auch ein Hochgenuß, die Natur aus ihrem Schlummer erwachen und aus dem Wintermantel in das reizende Kleid des Frühlings überhuschen zu sehen. Nicht?«

»Laßt mich es beschlafen!« sagte Gustav. »Ich will Euch morgen oder übermorgen meinen Entschluß verkündete und nun wollen wir zu Bett gehen, es ist spät geworden. Gute Nacht, Heinrich; gute Nacht, Willibald; gebe Euch Gott glückliche Träume, und mir –«

»Einen weisen und kurzen Entschluß!« endigte der Maler, indem er den gähnenden Musicus leise mit sich zur Thür hinauszog.



Am ruhigsten gestimmt und von keiner Leidenschaft aufgeregt, die den nächtlichen Schlaf verscheucht und den nie rastenden Geist in Bewegung setzt, begab sich von den drei Freunden Willibald Stillfried in seine einsame Wohnung. Leise eine Melodie vor sich hinsummend, kleidete er sich aus, blätterte noch in einer klassischen Partitur und legte sich dann nieder, um in wenigen Minuten in den ruhigsten Schlaf zu sinken. Nicht so Gustav Steinau und Heinrich Markholm. Ersterer blieb, nachdem seine Freunde das Zimmer verlassen, lange Zeit unbeweglich und den Kopf auf die Hand gestützt, in der

Sophaecke sitzen, indem er mit tief wehmüthigen Empfindungen an seine traurigen Familienverhältnisse dachte, die theils durch den am Nachmittag geschriebenen Brief, theils durch des Malers unerwarteten Vorschlag, den Sommer auf Rügen zuzubringen, aus ihrer langen Ruhe wieder geweckt worden waren.

»O, o,« sagte er in stillem Selbstgespräch zu sich, »wie hat doch der heitere Markholm, der immer lustig und guter Dinge ist, so gar keinen Begriff von dem Opfer, das ich ihm bringe, wenn ich seiner Leitung folge und mit nach der vaterländischen Insel gehe. Da wird Alles wieder in meiner Seele wach, ja vor meinen Augen klar, was mir Herbes und Trauriges in meinem öden Jugendleben begegnet ist. Aber das ließe sich, das müßte sich bezwingen lassen, wenn nicht ein neuer Zusammenstoß mit meinem alten Oheim, der, wie meine Mutter mir so oft sagte, unbesieglich in seinem Grolle gegen uns ist, zu befürchten wäre. Und doch, wenn Heinrich Recht hätte, wenn ich unerkant mich ihm nahte, seine Neigung gewänne, sein Vorurtheil gegen mich beseitigte – was könnten dann für herrliche Folgen aus diesem Beegnen entstehen! Doch nein, nein, nein, ich suche ihn nicht auf; ich bleibe ihm fern, wie er mir gewiß auch fern bleibt, wenn er darüber zu bestimmen hat, und nur der Zufall, des Schicksals Fügung mag uns zusammenführen, wenn die Zeit gekommen ist, daß wir, wenn auch nicht mit Liebe, doch mit Ruhe uns in's Auge blicken können. Sieh, wie ich mich schon dem Willen dieses gebieterischen Heinrich beuge! Eine ähnliche Einwirkung hat er von Anfang an auf mich

ausgeübt, seitdem ich ihm auf meinem Lebensgange begegnete – nie habe ich mich ganz von seinem mächtigen Einflusse frei machen können – aber ich muß auch gerecht sein, nie habe ich Ursache gehabt, die Befolgung seines Rathes zu bereuen. Soll ich ihm auch diesmal folgen? Soll ich wirklich? O! Ach! ich will es beschlafen, ich bin müde, wenigstens abgespannt, und wie es mir oft begegnet, daß mir am Morgen der Plan meiner Arbeit klar vor der Seele stand, wenn ich am Abend rathlos und schwankend war, so will ich auch diesmal mich meinem stillen Genius überlassen, den wir Menschen alle über uns, in uns, um uns haben, der mit uns schaltet und waltet, wie es uns heilsam und ersprießlich ist, mit uns allen wenigstens, die wir aus unserm geheimnißvollen Innern schöpfen, die wir denken und streben, die wir dichten und trachten, mag es nun mit der Feder, dem Pinsel oder dem Tone geschehen!« –

Eine ganz andere Richtung verfolgte zu derselben Zeit der leichtblütigere Maler. Als er sein Zimmer erreicht und zwei große Kerzen angezündet hatte, denn er liebte es in einem so hell wie möglich erleuchteten Zimmer zu sitzen, weil er die Dunkelheit und den Schatten, wie er sagte, nur im Walde und im Gegensatze zum Licht auf seinen Bildern leiden mochte, – stellte er diese Kerzen zuerst vor seiner letzten Arbeit, der Skizze einer schönen Theaterlandschaft aus, deren Ausführung er schon vor langer Zeit beschlossen und nun erst begonnen hatte. Mit behaglicher Miene beschaute er sein eigenes Werk, prüfte und kritisirte es, und in dem hellen Schimmer seines



dunklen Auges konnte man deutlich den Ausdruck der Zufriedenheit mit sich selber lesen, was dem strebenden Künstler freilich selten begegnet, ihn dann aber immer mit einer unbeschreiblichen Freude erfüllt.

»Es geht,« sagte er halblaut, es wird wenigstens geben; ich denke, ich hoffe es. Aber Geduld, Hand, zucke noch nicht – erst kommt die Reise und dann erst die Arbeit. Die Reise, hm! Der Steinau muß mit und sollte ich ihn mit Gewalt in den Wagen schieben, ich weiß besser, was ihm dienlich ist, als er selber, und wenn ich den Namen seines Onkels erfahren kann – wer weiß, was für einen Tanz ich ihm dann aufspiele! Doch auch das hat noch Zeit. Jetzt wollen wir einmal noch ein schönes Gesicht betrachten, bevor wir zu Bette gehen. Es schläft sich süßer darauf.«

Und in die Ecke seines Zimmers tretend, nahm er von einer kleinen Staffelei ein Bild herab, stellte es auf eine andere zwischen die beiden Kerzen und betrachtete es lange und mit einem, jeden Augenblick steigenden Wohlgefallen. In der That rief nicht allein das Bild – die Arbeit des Künstlers – sondern auch der Gegenstand desselben, das schöne Gesicht, die vollendete Gestalt, dieses Wohlgefallen mit großem Rechte hervor. Das Portrait war in halber natürlicher Größe dargestellt und hatte den letzten vollendenden Pinselstrich schon lange erhalten. Wie der Düsseldorfer Kunstfreund dem Maler vor zwei Jahren gesagt: es war ein Leonardo da Vinci'sches Gesicht, was er hier, von seiner eigenen Hand auf die Leinwand gezaubert, vor sich sah. Hellblonde, fast der Farbe des matten Goldes sich nähernde, in reiche Locken geordnete

Haare schlossen ein reizendes Oval von wunderbar schöner Durchsichtigkeit des Teints ein. Rein und klar wölbte sich die Stirn über den leicht geschwungenen Brauen von viel dunklerer Farbe, als sie das Haar zeigte; freundlich und wohlwollend lächelte das große blaue Auge daraus hervor, und die feine Nase, der kleine, ernst geschlossene Mund, der doch schalkhaft lächeln zu können schien, bot so viele Züge vollendeter weiblicher Schönheit dar, daß nicht nur ein Maler, sondern auch ein Laie einen großen Gefallen daran hätte finden müssen. Und doch lag auf diesen schönen Zügen, wie ein feiner Hauch, der die Purpurfarbe einer herrlichen Frucht überzieht, ein eigenthümlicher, gleichsam aristokratischer Duft, den der Maler nicht etwa erfunden hatte, den er vielmehr noch möglichst gemildert zu haben glaubte, da er seiner Meinung nach dem schönen Gesicht einen nicht ganz wünschenswerthen Charakter verlieh. Auf diesem letzten Zuge haftete auch jetzt Heinrichs Blick oder vielmehr sein inneres Auge, und seine Empfindung darüber wurde so lebhaft, daß er sie nicht nur in Gedanken, sondern sogar in halb laut geflüsterte Worte kleidete.

»Ja,« sagte er, den Kopf hin und her wendend und abermals eine Prüfung anstellend, die er schon so oft wiederholt, schön ist sie, das ist wahr. Sie mochte damals etwa neunzehn Jahre alt sein und muß jetzt also etwa einundzwanzig zählen. Ein herrliches Alter, mir lieber als siebzehn und achtzehnjährige Schönheiten, wie die jungen Leute faseln. Aber – so schön sie ist – lieben könnte ich sie doch nicht. Hm! Und warum nicht?

Ja, darum: für mich hat sie einen gewissen sogenannten vornehmen Zug, der mich stört, mich zurückstößt. Gerade heraus gesagt, es liegt etwas Gekünsteltes um den geschlossenen Mund, etwas Gekniffenes um das herrliche Auge, wenigstens in meinem Geiste, was ich hier auf dem Bilde nicht völlig wiedergegeben, weil es mein Auge verletzte. Ich liebe mehr das Natürliche auf einem solchen Gesicht, denn der Natur im Ganzen und Großen wie im Kleinen und Einzelnen huldige ich nun einmal. Ein Bauermädchen, wenn es so schön wäre, wie dieses, könnte ich lieben, ja sogar heirathen – heirathen! – toller Gedanke für einen armen Künstler wie ich – aber diese da, so schön sie ist, könnte ich weder lieben noch heirathen. Puh! Um Gotteswillen nicht! Ich will darauf wetten, daß diese Dame von Adel ist, von Adel, wie ihn die Menschen in ihrem Dünkel erschaffen, nicht wie ihn Gott jeden Tag zu seiner Freude schafft. Es däucht mir fast, als sähe ich in diesen Augen einen Blick, der mit Wohlbehagen auf ihrem Stammbaum ruht und die Ahnen zählt, die ihre Vorfahren mit großem Bedacht in das goldne Familienbuch des edlen Hauses eingetragen. O, und ein solcher Blick ist nicht mein Blick, ich liebe ihn nicht; ich schätze die Menschen nicht nach dem, was sie sich einbilden zu sein, sondern was sie wirklich sind. Nun – ja, so ist es, und darum, meine schöne Dame, ist eine kleine Scheidewand zwischen uns aufgerichtet, die zu überschreiten ich nicht die geringste Lust empfinde. Aber sehen möchte ich Dich doch noch einmal. Nun, nur Geduld, ich komme, Du nordische Schöne, vielleicht begegnen sich unsre Schritte

noch einmal, und dann – und dann – ja, was dann? Narrethei! Was sind das für Geschichten! Gute Nacht, meine schöne Reisegefährtin, gute Nacht! So. Wir haben uns nun lange genug betrachtet. Geh Du in Deinen Winkel zurück und ich – ich Heinrich Markholm, der Dich wider Dein Wissen in diesen Winkel gebannt, will schlafen gehen, gute Nacht!«



Mochte nun der äußere Einfluß des Malers, den derselbe unläugbar auf seine beiden empfindsameren Freunde von Zeit zu Zeit ausübte, und der zum großen Theil aus seiner practisch thatkräftigen Lebensanschauung und seiner physischen Ueberlegenheit entsprang, oder mochte das ungestörte Nachdenken nach einem ruhigen Schläfe von heilsamer Wirkung bei Gustav Steinau gewesen sein, genug, als er am nächsten Morgen den Vorschlag Heinrich's noch einmal nach allen Richtungen erörterte, fand er sich geneigt, demselben, wenn nicht freudig, doch wenigstens willig beizustimmen. Und wunderbar, je häufiger er sich das selbst sagte, je anschaulicher ihm die Lagen wurden, die ihn möglicher Weise auf Rügen erwarten konnten, um so dankbarer glaubte er sich dem biedereren Freunde gegenüber zeigen, um so bereitwilliger seinen einzelnen Rathschlägen nachkommen zu müssen. So sehen wir denn die drei Freunde nach einigen Tagen eines

Abends wieder beisammen sitzen, um die letzten Vereinbarungen über ihren bevorstehenden Sommerausflug zu treffen.

Gustav Steinau war vor allen Dingen damit einverstanden, unter einem auf Rügen unbekanntem Namen seinen Einzug auf der heimatlichen Insel zu halten; nach verschiedenem Hin- und Herreden hatte ihn Heinrich Markholm *Paul Sternberg* getauft und die beiden Freunde versprochen, ihn nie anders zu nennen, um seine eigentlichen Verhältnisse Niemanden, auch nicht einmal irgend einer gleichgültigen Person zu verrathen. Ferner war man übereingekommen, sich keinerlei Zwang in irgend einer Weise aufzuerlegen. Jeder sollte thun und lassen können, was ihm beliebte, und wenn es dem Einen, theils zur Vollendung irgend einer Studie, theils zur Ausbeutung irgend eines persönlichen Genusses länger an einem Orte gefiele, als den Anderen, sollte er bleiben dürfen und die Anderen ruhig ihres Weges ziehen lassen.

Diese Bedingung hatte namentlich der Maler gestellt, da er voraussah, daß gewisse schöne Punkte ihn behufs seiner Arbeiten länger fesseln könnten als die beiden anderen Freunde. Er war nicht der Mann, sich durch den zufälligen oder launenhaften Wunsch eines Anderen mitten aus einem Genusse, einer Arbeit abrufen oder gar verdrängen zu lassen. Er wollte Alles, was er ergriff, mit vollen Händen, mit ganzer Seele ergreifen, und ehe er nicht das Ende einer begonnenen That gesehn und erlebt, war die That selbst gar nicht für ihn vorhanden.

Als nun Gustav und Heinrich vorzugsweise diese Vereinbarung getroffen, Willibald aber in seiner fügsamen Weise seine Beistimmung zu erkennen gegeben hatte, glaubte man Alles gethan zu haben, was nothwendig war und schickte sich eben an, Tag und Stunde der Abreise festzusetzen, als Willibald lächelnd seinen Kopf erhob und die Freunde um Erlaubniß bat, seinerseits ebenfalls noch einen anderen Vorschlag aussprechen zu dürfen

»Nun, was hast Du denn jetzt noch?« fragte verwundert der Maler, der nicht gewohnt war, von dem stets nachgiebigen Musiker irgend einen Einwurf zu erfahren.

»Ich habe nur noch einen Wunsch,« fuhr dieser mit seiner eindringlich sanften Stimme zu reden fort, »und den werdet Ihr mir hoffentlich erfüllen, da ich so willig Euren Bedingungen beipflichtete. Ich habe nämlich auch eine zu stellen und sie ist, für mich wenigstens, eine Hauptbedingung.«

»Eine Bedingung hast Du?« fragte der Maler mit dem Munde und der Dichter mit dem Auge.

»Ja. Wie ich schon früher andeutete, so ist in der That für Euch und Euern Genuß auf dieser Reise besser als für mich gesorgt. In großen Städten und in den südlichen Ländern, die wir früher durchzogen, habe ich Musik in Fülle hören können, und ohne Musik, wißt Ihr, kann ich einmal nicht existiren. Soll ich mich nun aber Monate lang von meinen Instrumenten trennen und auf jener einsamen Insel, die weder große Städte noch wahrscheinlich auch ein musikalisches Publikum aufzuweisen hat,

gutwillig einer so großen Entbehrung unterwerfen, während Ihr überall Genuß und Anlaß zum Studium habt? Nein, das würde mir nicht gefallen und Euch vielleicht auch nicht, wenn Ihr mein trübes Gesicht sähet. Erfüllet also meine Bitte und gestattet, daß wir sämmtlich unsre Instrumente mitnehmen, Gustav seine Bratsche, Heinrich sein Cello und ich meine Geige, dann haben wir wenigstens unser Trio beisammen und die beste Musik stets zur Hand, wenn wir Verlangen nach ihr tragen.«

Gustav nickte schon beifällig, denn der Wunsch des Musicus kam ihm nur als ein sehr billiger vor, als Heinrich lebhaft ausrief: ich soll meinen großen Cellokasten mit herumschleppen? Soll ich ihn etwa wie ein wandernder Musikant auf der Schulter tragen und die Leute denken lassen, ich gehe zum Kindtauf- oder Hochzeitsschmause?«

»Gemach, Heinrich,« erwiderte Willibald sanft, indem er in das fröhliche Gelächter Gustav's heiter einstimmt, »Du sollst weder Deinen Cellokasten, noch wir unsre Violinen tragen. Auf der Post und den Schiffen ist der Transport derselben sehr leicht und auf Rügen selbst, sagst Du ja, fahren große Wagen die Reisenden herum. Wo wir und unsre Koffer nun ein Unterkommen finden, werden auch unsre Instrumente Platz haben, darum bitte ich, dieselben die Reise mitmachen zu lassen.«

Gustav warf dem Maler einen ermunternden Blick zu und sagte: »Er hat nicht so Unrecht, Heinrich, und ich stimme für seinen Vorschlag. Es hat sein Angenehmes,

von Zeit zu Zeit, wie wir es hier thun, ein Trio zu spielen, und wir kommen dann nicht ganz aus der Uebung.«

»Ja, ja doch, ich habe gar nichts dagegen, wenn nicht das, daß man uns für wandernde Musikanten halten wird.«

»Man wird uns höchstens für Künstler halten, wenn man uns *hört*,« sagte Willibald mit seltener Entschiedenheit, »und die *sind* wir ja auch. Was man von uns denkt, wenn man uns *sieht*, kann uns gleichgültig sein.«

»Oho!« rief der Maler in scherzendem Tone. »Ich bin ein Mann für das Auge, wie Du einer für das Ohr bist. Mir ist es nicht ganz gleichgültig, was man von mir denkt, wenn man mich sieht. Aber abgemacht, die Geigen gehen mit und wir wollen bei Gelegenheit ein hübsches Concert hören lassen.« –

Auch diese Uebereinkunft war also glücklich geschlossen und man besprach eben noch mehrere Einzelheiten, als es an die Thür klopfte und auf den Hereinruf der Briefträger erschien und Gustav Steinau einen Brief überreichte.

Dieser sprang auf, flog mit raschem Blick über die Adresse, und mit dem Jubelruf: »Es ist meines Jugendfreundes Antwort!« machte er sich sogleich daran, den Inhalt von seinen Banden zu lösen.

»O,« sagte er dann, nachdem der Postbote wieder gegangen war, »nun sollt Ihr einmal sehen, was für ein prächtiger Kerl mein alter Freund ist! Gebe nur Gott, daß er meine dringende Bitte erfüllt und mir den Namen meines unbekanntes Wohlthäters genannt hat!«



Er stellte sich an's Fenster und las rasch und mit schimmerndem Auge den seltsamer Weise nur kurzen Brief, während seine Freunde irgend ein Buch ergriffen und darin blätterten. Wie erstaunten sie aber, als sie ihren Freund plötzlich die Farbe wechseln und dann, sobald er den Brief zu Ende gelesen, die Hände zusammenschlagen und in eine maaßlose Verwunderung ausbrechen sahen.

»Nun, was giebt es denn?« fragte der Maler. »Es ist doch kein Unglück geschehen?«

»Ein Unglück? Nein, nein, aber hört einmal dieses merkwürdige Schreiben an und dann sagt mir, ob mir mit Recht oder Unrecht die Sinne schwindeln.«

Und er las laut folgende Worte auf dem mit flüchtigster Hand geschriebenen Brief vor, dem man fast schon von Außen den Unwillen ansah, mit dem er auf das Papier geworfen war.

»Deinen langen Brief, mein ehemaliger Jugendgefährte, habe ich zur Zeit richtig erhalten, aber, aufrichtig gesagt, zugleich auch eine nicht geringe Trübsal darüber empfunden. Allerdings sehe ich daraus, daß Du lebst, aber nicht *daß* der Mensch lebt, sondern *wie* er lebt, ist der Stolz und die Freude Gottes und Christi, seines eingeborenen Sohnes. In der That bist Du in den Schilderungen Deiner und Deiner Freunde Verhältnisse sehr ausführlich gewesen und es hätte so vieler Umschweife nicht bedurft, um mir unsre Jugendjahre in's Gedächtniß zurückzurufen. Leider aber habe ich daraus erkannt, daß Du früh von den Wegen des Christen ab und auf die des Antichristen gerathen bist und wahrscheinlich nur wenig

an das, was uns allein Heil geben kann, an unsern einzigen Heiland gedacht hast.«

»Ha! Das ist ja ein wahrer Mucker!« unterbrach den Lesenden der grollende Maler. »Er hält Dir ja eine förmliche Bußpredigt. Doch lies weiter – ich kenne den Menschen nicht, der so an Dich schreiben kann, aber ich könnte sein Gesicht malen, indem er Dir und der Welt das einzige Heil verkündet.«

»Still, Heinrich! Lies weiter, Gustav!« sagte Willibald, mit der Hand beschwichtigend gegen den Freund winkend.

»Nimm es mir nicht übel,« fuhr Gustav weiter lesend fort, »daß ich Dir dies sage, aber Dein ganzes Leben ist ein großes Gebrechen in meinen durch mein heiliges Amt geläuterten Augen. Was soll ich Dir also eine lange Antwort schreiben? Deine Wege sind nicht meine Wege und weit auseinander liegen die Pforten, auf denen wir einst in das Jenseits schreiten und diese Welt der Trübsal verlassen werden. Wandle Du also Deinen Weg, falls Du Dich nicht zu dem meinen bekehren willst, der ungleich schattiger, ebener und gefahrloser ist.

»Aus Deinen Mittheilungen ersehe ich, daß Du in der That ein sogenannter Künstler geworden bist. Ich mag diese Leute nicht leiden, sie erinnern mich jederzeit an den mit Flittern behangenen Seiltänzer, den ich vor vielen Jahren aus einer Höhe von fünfzig Fuß herabfallen und sich das Gehirn auf den Steinen zerschmettern sah. Gieb also Acht, daß auch Du nicht von Deiner geträumten Höhe fällst und Dir das Gehirn wie jener zerschmetterst.«

»Der Kerl ist verrückt!« polterte der Maler ungestüm heraus. »Rein toll ist er mit seinem Flitter behangenen Seiltänzer!«

»Willst Du schließlich einen wohlgemeinten Rath von mir anhören,« las Gustav kopfschüttelnd weiter, »so höre ihn: Beseitige Alles, wende Dich von Allem ab, was Dich von dem Wege des Gerechten ablenken kann, und werde wieder ein Christ, der Du jetzt auf dem besten Wege zu sein scheinst, ein Heide zu werden. Denn was hilft mir alle Musik, aller Bilderkram, alle Poesie und Narrethei, wenn wir nicht Gott im Herzen und auf der Zunge tragen und seinen heiligen Namen lobpreisen, jede Stunde, bei Tag und bei Nacht? Nur dann, ja, nur dann kannst Du wieder ein ehrlicher Staatsbürger werden, der sein Kreuz zum Lobe und Preise des Herrn für König und Vaterland trägt, aber wie Du es jetzt treibst, ist Alles verloren, falls Du nicht rasch und reuig zu Deinem Schöpfer zurückkehrst.«

»Er scheint wirklich ein religiöser Schwärmer zu sein,« sagte völlig bleich geworden der Musiker, während der Maler mit den Händen durch seine üppigen Haare fuhr und stürmisch im Zimmer auf- und abschrift.

Gustav seufzte tief auf, dann las er langsam weiter: »Was endlich Deine Bitte betrifft, so kann ich Dir dieselbe, auch wenn ich wollte, nicht erfüllen. Mein Vater hat sein seelsorgerisches Herz schon seit langer Zeit gänzlich von Dir abgewandt und will gar nichts mehr von Dir hören, er würde also auch nicht geneigt sein, Deinen Wunsch zu erfüllen. Ich selbst kann Dir den Namen

des edlen Mannes nicht angeben, der Deine unberathene Jugend zu leiten sich so bereitwillig gezeigt hat, denn ich kenne ihn nicht, da ich mich um mir so entfernt liegende Dinge nie bekümmert habe. Auch wäre, falls Du ihn erkunden solltest, Deine Mühe, ihn nochmals für Dich gewinnen zu wollen, wahrscheinlich vergebens, denn er hat ja in gerechter Erbitterung, nachdem Du nur zu oft seinem Rathe entgegengehandelt und auf falschen Wegen gewandelt, seine Hand von Dir abgezogen, was Dir wiederum ein Beweis sein muß, wie übel Du berathen warst.«

»Lebe wohl. Solltest Du einst das wahre Licht des Lebens erkannt haben, o so bemühe Dich, es in Dir wirken zu lassen, ehe die Tage kommen, von denen Du sagst, sie gefallen mir nicht! – So erinnere Dich denn zu guter Stunde meiner, des armen Hirten in Christo, Du aber fahre nicht fort, Wind zu säen, damit Du nicht einst Sturm erndtest. Der Segen des Herrn sei mit Dir auf allen Wegen, vorausgesetzt, daß es die rechten Wege sind, wo nicht – so nimm das aufrichtige Bedauern entgegen von Deinem ehemaligen Freunde, der, so gut er mit seinem Schöpfer steht, doch zweifelt, daß seine Bitten bei ihm fruchten werden und daß er einst für Dich zu Hause sein wird, wenn Du an seine Thür klopfest und mit Zähneklappen rufst: Herr, o Herr, öffne mir des Himmels Thor in Deiner Barmherzigkeit. Amen!

»Halloh!« rief der Maler entrüstet, »gebt mir einen Stock; er ist vom Teufel besessen, den kann man nur auf eine drastische Weise austreiben!«

»Nein, nein,« sagte Gustav mit Würde, »mit Stöcken und Schlägen treibt man diese Teufel nicht aus. Aber ach! das hat also mein Freund, mein Jugendgefährte, der einst so fröhliche geistreiche Knabe geschrieben? O mein Gott, was kann doch die Welt Alles aus Deinen Geschöpfen machen! Der nun versprach ein tüchtiger Arbeiter, ein wackerer Bürger, ein guter Freund und Hausvater zu werden, und was ist aus ihm geworden, jetzt schon, da er erst siebenundzwanzig Jahre alt ist? Ein salbadernder Kanzelredner, ein wandelnder Tugendspiegel, ein lebendiges Musterblatt für verwahrloste Knaben und gefallene Magdalenen! Was ist ihm Kunst, Wissenschaft, Poesie? Nichts, gar nichts! Und was ist ihm die Religion? Eine herzlose Heuchelei, ein kniebeugender Götzendienst – und das nennt er christlichen Wandel? Christus, o Christus! Wozu wird Dein heiliger Name so oft mißbraucht! – Ach, den habe ich also verloren, für immer – vielleicht auch nie besessen! Gut denn, so mag er seine eigenen Wege wandeln und ich will die meinigen wandeln, wir werden ja sehen, ob er einst aus einer breiteren Pforte als ich von der Erde in den Himmel treten wird! – – Und was er mir von meinem Wohlthäter schreibt, dem ich nur habe danken wollen, ist das nicht fast lächerlich? Ist er so einfältig, daß er mich nicht verstanden hat oder will er mich vielleicht gar nicht verstehen? Doch nein, regen wir uns nicht das Blut auf, lassen wir es gut sein, mit

solchen Widersachern mag ich nicht streiten, die werfe ich zu den Todten! So will ich denn meinen Dank gegen meinen Wohlthäter im Herzen abtragen, das ist auch ein Dank, nicht wahr, meine Freunde?«

»Ja, ja doch, mein Junge!« rief zähneknirschend der Maler, »Das ist ein ächter Philister, dieser Prediger in der Wüste! Sein Wandel mag gut sein für ihn, aber nicht für uns! Er lebe für sich, meinerwegen, aber meine Ansicht der Dinge ist, daß ein mit Geist begabter Mensch auch für die Welt leben muß, wenn er Gottes Gebote erfüllen will. Und nun kein Wort mehr darüber, es sind ihrer schon zu viele gesprochen!«

»Ja,« sagte Gustav entschlossen und legte den Brief mit bebender Hand in den Schreibtisch, »Du hast Recht. Und hier liege er begraben, für mich ist er todt und ich mag nichts wieder von ihm hören. Solche Priester, Diener Gottes nennen sie sich, giebt es heutzutage, und wir sollen ihren Worten mit Andacht lauschen? Und sie wollen die Welt und die Menschen regieren? Schmach über Den, der sich vor solchem Würdenträger beugt!«

---

Wenige Tage später waren Kleider und sonstige Reisegegenstände, namentlich aber die Instrumente der drei Freunde vorsichtig eingepackt und es war ein herrlicher Tag inmitten des Juni, als sie ihrem unruhigen und geräuschvollen Aufenthalte Lebewohl sagten und ihre Füße in die freie fröhliche Welt Gottes setzten, um einen

Sommer in Muße, aber auch in Nachdenken und stillem geistigen Fortschritt zu verleben.

### DRITTES KAPITEL. DIE DREI INSULANER.

Es ist einer der angenehmsten Genüsse im menschlichen Leben, nach langer anstrengender Arbeit, Unruhe und Knechtschaft sich von allen hemmenden Banden loszulösen und, durch nichts als die eigene Neigung und Laune geleitet, frank und frei in die weite Welt zu schweifen, wo Alles jung und neu erscheint und jeder Gegenstand dem frisch blickenden Auge heiter entgegenlächelt. Ach ja, das wissen wir Alle, die wir Tag aus Tag ein entweder dem Staatsdienste unsre Mühen geweiht haben oder irgend einem Geschäfte, einer Pflicht verfallen sind, die uns an das ewige Einerlei slavischen Dienstes fesseln, und vielleicht, wenn wir so glücklich sind, über die erforderlichen Mittel zu gebieten, alle Jahre vier bis sechs Wochen lang der behaglichen Freiheit in beneidenswerther Muße uns erfreuen dürfen.

Um wie viel größer aber ist dieser Genuß, wenn man jung und fröhlich, gesund und kräftig, nicht allein aus Nothwendigkeit und zur Stärkung oder Erholung, sondern in der Eigenschaft eines Künstlers die Straßen der Welt befährt, der eben im Reisen seinen Genuß, im Wechsel seine Behaglichkeit, in der anscheinenden Muße eine

erfreuliche Arbeit findet! O, in wie herrlichem, blühendem Glanze liegt da die ganze Welt vor ihm ausgebreitet, wie sind ihm Auge und Ohr, Herz und Seele geöffnet, um mit jedem neuen Athemzuge auch ein neues be rauschendes Leben einzusaugen, in jedem Windhauche einen Gruß überirdischer Geister, in jeder Blume Duft ein Ahnen höherer Glückseligkeit zu empfinden!

Und niemals haben wir diesen Genuß so schnell eintreten, das gewohnte alltägliche Leben so rasch hinter uns versinken sehen und uns wie in eine neue Welt hinein versetzt gefühlt, als wenn wir einen Ausflug über die See antreten, und sollte derselbe so klein gewesen sein wie der, aus dem wir unsern drei Freunden nun folgen wollen, um der Entwicklung ihres Schicksals mit eigenen Augen beizuwohnen. In der That ist es merkwürdig, wie gerade die See uns fast augenblicklich das ewige Einerlei des Alltagslebens, den nüchternen Schlendrian langweiliger Verhältnisse vergessen läßt. Ist es nun das Neue und Ungewohnte auf dem Schiffe und in unsrer ganzen Umgebung, was diese zauberähnliche Wandelung bewirkt, oder ist es die heilige Macht und Majestät einer großen Naturkraft, die uns so wunderbar erhebt und belebt – genug, wie eine unübersteigliche Kluft legt sich der blitzende Streifen schäumenden Wassers zwischen unsre Vergangenheit und Gegenwart, und indem wir die erstere vergessen, der letzteren aber uns gleichsam in einem seligen Rausche hingeben, steigt aus den brodelnden Wellen auch eine neue Zukunft vor uns auf, die uns mit einem wonnevollen Hoffnungsraume erfüllt und unser bisher



ängstlich und matt pochendes Herz von gewaltigen Sehn-  
suchtsschauern schwellen und erbeben läßt.

Aehnlich erging es unsern Freunden, die nie etwas vom Seewesen und Leben gesehn hatten, als sie mit verwunderten Augen zum erstenmal die Kais und Bollwerke in Stettin besuchten, die gerade in diesem Jahre von Schiffen aller Nationen wimmelten. Sie hatten beabsichtigt, sich nur wenige Stunden in der alten und sonst wenig angenehmen Stadt aufzuhalten, aber sie blieben einen ganzen Tag daselbst, liefen am Hafen auf und ab, bestiegen mehrere Schiffe und betrachteten mit wachsendem Staunen die seltsame Geschäftigkeit, die vor aller Welt Augen an dem Wasser und am Bord der riesigen Schiffe sich abrollte. Selbst der Musiker, der hier doch am wenigsten Gelegenheit fand, sich in die süßen Melodien seiner Kunst zu vertiefen, mußte zugestehen, daß dieses rastlose Treiben einer ganz neuen Welt zu entstammen scheine, neue Ideen erzeuge und dem Auge wie dem phantasiereichen Geiste eine ganz unabsehbare Reihe ungeahnter Genüsse aufschließe.

Für den Maler und den Dichter aber war es ein unbeschreiblich hoher und seltener Genuß, hier zu stehen, die auf und ab treibenden Menschen zu beobachten, ihren wunderbaren Mittheilungen zu lauschen, und Beide äußerten ihre frohe Ueberraschung auf eine ihrem Charakter ganz entsprechende und also verschiedene Weise. Denn während der Letztere stumm und still seine Augen

kreuz und quer schweifen ließ und dabei in die wundersamste Grübelelei versunken schien, pffiff und jodelte Ersterer seinen inneren Jubel laut aus und wiederholt sagte er zu den Freunden: »Nun, Willibald, nun, Gustav, habe ich recht gethan, Euch zu dieser Reise zu bereden und habe ich Grund gehabt, Euch Vergnügen und Lust in Fülle zu versprechen?«

Allein es sollten ihnen noch größere Ueberraschungen und höhere Genüsse geboten werden, als sie erst an Bord des schönen neuen Dampfbootes traten, welches sie die Oder entlang, durch das große Haff und die tiefe Swine über die See nach Lauterbach, dem kleinen Hafen von Putbus auf Rügen trug. Wegen der frühen Jahreszeit – für die Besucher der Ostseebäder beginnt die eigentliche Reisezeit erst in der Mitte des Juli – waren nur wenige Passagiere auf dem Boot, um so mehr Raum und Bequemlichkeit aber wurde dafür unsern Freunden zu Theil. Mit dem gesprächigen Capitain hatten sie bald Bekanntschaft gemacht, und als derselbe erst sah, welches Interesse die Reisenden an seinem heimatlichen Elemente nahmen, ließ er sich herbei, sie auf Alles und Jedes aufmerksam zu machen, was ihnen neu und bedeutend erscheinen konnte. So flogen sie denn rasch an dem malerischen Oderufer vorüber und in das große Haff hinaus.

»Ha!« rief der Maler entzückt, als er zur Linken das große Wasserbecken sich weithin dehnen und in der Ferne gerade vor dem Schnabel des Schiffes die romantischen Lebbiner Berge blau in die klare Luft ragen sah, – »das ist Wasser, meine Jungen!«

»Nein, das ist Musik!« antwortete Willibald jubelnd, auf das Rauschen der Schaumwogen deutend, die hinter dem Räderkasten des Schiffes aufstiegen und in schön geschwungenen Wellenlinien immer kleiner und kleiner in der Ferne verschwanden.

»Es ist auch Poesie!« erwiderte der Dichter, als er das Land zur Linken immer mehr zurückweichen und den Horizont ringsum an Ausdehnung gewinnen sah.

Als aber Swinemünde mit seinen hier ankernden colossalen Seeschiffen erst erreicht war, die Molen ihr weites Thor öffneten und die ewig rauschende, bald sich hebende, bald senkende See ihr riesenhaftes Athmen fühlen und das Schiff wie im Rausche tanzen ließ, so daß die lachenden Freunde sich an irgend einem festen Gegenstande halten mußten, um nicht zu taumeln, da rief der Maler entzückt aus:

»Nun, was meint Ihr? Habe ich Recht gehabt? Spürt Ihr die Wirkung einer ungemessenen und ungebändigten Kraft unter, über und um Euch? Wäscht die See, weht die würzige Lust unter dem weiten fleckenlosen Himmel nicht alle Erinnerung an Euern Kummer und Eure Sorgen fort? Wie? Wird man hier nicht wie neugeboren? Oeffnet sich hier nicht eine ganz neue unabsehbare und herrlich tagende Zukunft?«

Der Musiker, etwas wirr geworden von der tanzenden Bewegung des Schiffes, nickte ihm schweigend seinen Beifall zu, Gustav Steinau aber, stärker organisirt und vielleicht auch muthiger und zuversichtlicher dem unbekanntem Meerungethüm gegenüber, erwiderte: »Ja, es

will mir in der That scheinen, als ob Du Recht hättest oder wenigstens von Stunde zu Stunde mehr bekämost, denn allmählig blicke ich ruhiger und mir selbst verständlicher in meine Vergangenheit zurück, und freudiger und hoffnungsreicher strahlt mir die Zukunft entgegen, die mir vor Kurzem noch so traurig und düster erschien. O wie mag es einst Columbus zu Muthe gewesen sein, als er, den Gefahren des unermesslichen Oceans preisgegeben und allein dem inneren Geiste vertrauend, der einzige Unverzagte unter hundert Trostlosen, dem neuen Lande entgegensteuerte, auf das seine einzige, seine letzte Hoffnung gegründet war!«

Trotz des ernstesten Gedankens, den diese Worte enthielten, lächelten die Freunde über diese Aeußerung, indem ihnen ihre kleine Seefahrt doch ein wenig unbedeutend gegen jene großartige Unternehmung vorkam. Der Maler aber machte sich einen bequemen Sitz hinter dem Radkasten des Schiffes zurecht, nahm sein Skizzenbuch auf das Knie und einen wohlgespitzten Bleistift zur Hand, denn man näherte sich rasch der Greifswalder Oie, die mit ihren senkrecht abgeschnittenen Lehmwänden, ihren freundlichen Baumgruppen und den einsamen Strandwohnungen schon lange vor den Blicken der Reisenden aufgetaucht war.

Dem Maler zur Seite, das Auge bald auf das bergige Eiland, bald auf den schnell über das Papier fahrenden

Bleistift des Zeichnenden richtend, saßen die beiden anderen Freunde, stumm und im Geiste die Einsamkeit bedenkend, der die Bewohner dieses stillen Ortes preisgegeben waren.

»Sieh, Willibald,« sagte Gustav, »da liegen die Häuserchen der Lootsen und dort die der Eigenthümer der kleinen Insel. Also auch hierher haben sich Menschen geflüchtet, auch hier jubeln und trauern empfindsame Herzen, Tag und Nacht umbraust von den Wogen eines unbittlichen Meeres, das, wenn es wollte, sie alle in einer Nacht in seinen Schooß verschlänge. Mir dünkt, es gehört Muth dazu, an einem so gefährlichen Orte seine Heimat aufzuschlagen.«

»Nicht mehr als dazu gehört, in einer dicht bevölkerten Stadt vier Stockwerke hoch zu wohnen, meinte der Maler, ruhig weiterzeichnend, »wo in jeder Nacht ein leichtsinniger Nachbar mir das Haus über und unter dem Bette anzünden kann. Es ist allein die Gewohnheit, die uns die Ruhe und den Muth dazu giebt. Was mag aber das dort für ein Land oder eine Insel sein?«

Der Capitain, der eben näher gekommen war, hörte die Frage. »Das ist Rügen, meine Herren,« sagte er. »Da sehen Sie die südöstlichen Vorsprünge der Halbinsel Mönchgut; dort obenhin, mehr nordwärts aber tauchen schon die Kreidefelsen Jasmunds auf, die Sie hoffentlich sehr bald besuchen werden.«

Die Freunde richteten ihre Augen auf das allmählig aus den Wellen steigende Land und sprachlos hingen sie mit ihren Blicken an den schönen Punkten, von denen sie so

oft gehört und gelesen hatten. »Aber was für ein Land ist das dort im Westen?« fragte der Musiker, der wieder um so fröhlicher wurde, je mehr Land er in seiner Nähe wahrnahm.

»Das ist der Zudar, die südlichste Halbinsel von Rügen.«

»Wie, ist denn Rügen so groß?«

»O, mein Herr, sieben Meilen lang nach allen vier Windgegenden hin; Sie übersehen hier nur einen sehr kleinen Theil des ganzen Rügenschens Landes.« –

Eine Stunde später hatte man das Thiessower Vorgebirge hinter sich gelassen und steuerte nun bei ruhigerem Wasser rasch in den Rügianischen Bodden hinein, wo man bald im bläulichen Abendduft die Kirche von Bergen auf ihrer Höhe, die von Vilmnitz und dahinter die weißgetünchten Häuser von Putbus liegen sah.

Voller Spannung auf das Kommende blickend, eilten die Freunde nachdem vorderen Deck des Schiffes und mit Behagen betrachteten sie die herrlich bewaldete Insel Vilm, die in schön geschweiftem Bogen Lauterbach gegenüber lag.

»Das ist eine reizende Insel, bemerkte Willibald, »die müssen wir besuchen.«

»Sie werden daselbst die schönsten und ältesten Bäume auf ganz Rügen finden,« sagte der Capitain, der wieder an seine Passagiere herangetreten war, deren Enthusiasmus für alles Neue ihm außerordentlich behagte.

Man wandte sich nun bald hierhin, bald dahin und nach einiger Zeit, bevor die Sonne ganz den Horizont berührte, hatte das Schiff die Landungsbrücke bei Lauterbach erreicht, die sich zwölfhundert Fuß lang wie eine schmale Zunge in die See hinein erstreckt.

Die Reisenden nahmen herzlichen Abschied von dem biedereren Capitain und einige Augenblicke später hatten sie wieder festen Boden unter ihren Füßen. Vorsichtig wurden die Instrumentenkasten ausgeschifft, vorsichtig auf eine Karre und am Ende der Brücke auf einen Wagen geschafft und nun fuhren sie im scharfen Trabe dem Städtchen Putbus zu, wo sie im Hotel du Nord bei Herrn Schuhmacher ein vortreffliches Unterkommen fanden und auf das Freundlichste empfangen wurden.



Putbus, das so rasch aufgeblühte Städtchen, das reizende Seebad, die Residenz des eben so kunstsinnigen wie leutseligen Fürsten gleichen Namens, war damals, als unsere drei Freunde es zum ersten Mal sahen, bei Weitem mehr besucht als jetzt, wo alle Jahre ein halbes Dutzend neuer Seebadeorte auftaucht und der wechselnden Laune des reiselustigen Publicums eine endlose Reihe von mehr oder minder empfehlenswerthen Sommeraufenthaltsorten bietet. Allein die eigentliche Badezeit war noch nicht gekommen und so fehlte es auch jetzt noch an den mit Sehnsucht erwarteten Besuchern. Nur eilig von Ort zu Ort reisende junge Leute, welche

die Schönheiten der Insel zur flüchtigsten Besichtigung locken, waren bereits angelangt und auch das Hotel du Nord war so glücklich gewesen, außer unsern Freunden einigen dieser Zugvögel seine gastlichen Thüren öffnen zu können.

Die drei Künstler, sobald sie ihr Gepäck sicher untergebracht, wurden von der lieblichen Stille und der lauen Abendluft verlockt, noch rasch einen Spaziergang durch den fürstlichen Park zu unternehmen, und schon jetzt, schon hier waren sie entzückt, ihre Erwartungen bei Weitem übertroffen zu finden. Friedlich lag das Schloß in seinem Blättermeere am schönen, von Schwänen belebten Teich; kosend strich der linde Abendwind durch die duftenden Gebüsche und der junge Smaragdrasen, der eben aus seiner Winterhülle hervorgeschlüpft war, lachte ihnen mit frischen Augen sein stilles Willkommen entgegen. Alles was sie hier um sich sahen, war so frisch, so jungfräulich, als wäre es eben erst aus des Schöpfers segensreicher Hand hervorgegangen, und die friedliche Stille, die ringsum herrschte, that den Reisenden unendlich wohl, so daß sie sich schon jetzt heimisch und wohlgebettet fühlten. Hochbeglückt und seelenvergnügt kamen sie bei tiefer Abenddämmerung nach Hause und als sie sich niederlegten, um die erste Nacht auf der Insel zuzubringen, sprachen sie laut und unverholen ihre vollste Befriedigung über den Anfang ihrer Reise aus.

Am nächsten Morgen aber, in aller Frühe schon, schritten sie wieder nach Lauterbach hinab, um die See noch



einmal in der Nähe zu haben, die ihnen allen so wunderbar wohlgethan, und in dem schönen Badehause am Strande, wo sie mehrere Stunden weilten, nahmen sie ihr zweites Frühstück ein. Der Tag war herrlich, die Luft fast windstill und die See glich einem blitzenden Silberspiegel, der den grünen Vilm wie einen leuchtenden Edelstein einfaßte, ein Anblick, von dem Willibald Stillfried sich auch diesmal kaum trennen konnte.

Als sie endlich kurz vor Mittag in ihr Gasthaus zurückkehrten, waren wenigstens ein Dutzend Gäste angekommen, die heiter plaudernd in den schönen Allein des Parkes lustwandelten, der dicht vor dem Hause liegt und den köstlichsten Schatten spendet. Vor der Thür, gerade wie heute noch, standen unter einem schützenden Zeltdache Tische und Bänke, und von ihrem Gange etwas ermüdet, ließen sich die drei Freunde darauf nieder, um bis zur Tafelstunde ein wenig auszuruhen.

Auf dem Perron der Treppe, dicht neben ihnen, lagen drei etwas alterthümliche, aber geräumige Reisetaschen, die einigen der im Parke Lustwandelnden zu gehören schienen. Unsere Freunde, die Alles, was ringsum geschah, mit aufmerksamen Augen verfolgten, unterhielten sich eben über die muthmaßlichen Besitzer derselben, als der Hausknecht herbeikam und den im Flur stehenden Kellner fragte, wohin die Reisetaschen gebracht werden sollten.

Eben wollte der Kellner antworten, als Herr Schuhmacher selber eilig die Treppen herunterschrift und dem

Diener befahl, die drei Taschen auf ein Zimmer zu bringen, dessen Nummer er nannte, und die beiden anstoßenden Zimmer schnell in wohnbaren Zustand zu setzen; die drei Herren, denen die Taschen gehörten, würden unmittelbar neben einander wohnen und es seien dieselben, die jene Zimmer schon vor einigen Tagen bestellt hätten.

Arglos sahen unsre Freunde diesem Vorgange zu; es ist ja etwas so Alltägliches, drei Reisetaschen bringen und wegschaffen zu sehen und dabei zu hören, daß drei Herren angekommen seien, die ihr Quartier schon vorher bestellt haben. Eine halbe Stunde später wurden alle anwesenden Fremden zur Tafel in einen Saal im Oberhause berufen. Sie war ziemlich besetzt und die etwa vorhandenen zwanzig Personen begannen sogleich eine laute Unterhaltung zu führen, die von Augenblick zu Augenblick lebhafter ward, so daß ein leises Gespräch unter benachbarten Gästen schwierig wurde. Unsere drei Freunde hatten ihre Plätze dicht bei einander an einem Ende des Tisches erhalten und ihnen gegenüber blieben drei Stühle leer, die während der ersten Viertelstunde vergeblich ihre Besitzer erwarteten. Erst als man bei der Suppe war,<sup>1</sup> erhob sich plötzlich der Wirth von seinem Platze und schritt mit der dienstfertigsten Miene drei Männern entgegen, die langsam und gemächlich nach einander durch die

---

<sup>1</sup>An der Gasttafel zu Putbus bildet nach altem schwedischem Brauch die Suppe erst das dritte Gericht.

Thür traten und, von Jenem geführt, unsern Freunden gegenüber die drei leeren Stühle in Beschlag nahmen.

Nachdem diese drei Fremden eine stumme Verbeugung gemacht, bedienten sie sich sogleich der vom Wirth selbst dargereichten Speisen, der ihnen überhaupt eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit erwies. Sie schienen sich schon draußen sehr lebhaft unterhalten und gleichsam ausgesprochen zu haben, denn bei Tische sprachen sie fast kein Wort, dagegen entwickelten sie einen Appetit, der ihre gesunde Verdauung bekundete und zugleich der schmackhaften Wirthstafel alle Ehre widerfahren ließ. Aber nur zwei von ihnen, und zwar die auf den Flügeln saßen, tranken zusammen eine Flasche Rothwein, der in der Mitte sitzende alte Herr begnügte sich mit Wasser, das er sehr rasch und in reichlicher Fülle trank.

Unsere Freunde, die sich bis zur Ankunft der drei Herren lebhaft unterhalten, verstummten, als letztere so schweigsam ihnen gegenüberaßen, weniger aus dem Gründe, um ihrem Beispiel nachzuahmen, als um sie mit wachsendem Interesse zu betrachten. Denn so viel war gewiß, obgleich die drei Künstler keine Gelegenheit fanden, ihre Meinungen über diese Herren auszutauschen, so stimmten sie doch sehr bald darin überein, daß dieselben so auffallende Erscheinungen wären, wie man sie nur selten zu sehen bekommt.

Da diese drei Herren Hauptpersonen in unsrer Erzählung sind, so dürfte es wohl an der Zeit sein, die Bemerkungen niederzuschreiben, die unsere drei jüngeren

Freunde über sie zu machen bei Tafel genügende Muße fanden und die sie sich später einander mittheilten, als sie ihre Ansichten und Meinungen über sie wieder laut werden lassen konnten. Indessen beschränkten sich diese Bemerkungen vor der Hand nur auf die äußere Erscheinung derselben und überlassen auch wir es der Entwicklung unsrer Erzählung, über ihr Wesen und ihren Charakter erst späterhin das Nähere festzustellen.

Alle drei waren ziemlich gleichen Alters und mochten bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben, obwohl der in der Mitte sitzende Herr einige Jahre älter, wenigstens früher gealtert zu sein schien, als seine beiden Gefährten. Der Mann, der Heinrich Markholm gegenüber saß und den dieser wiederholt mit wahren künstlerischen Heißhunger verschlang, war eine markige Gestalt von ungewöhnlicher Größe und deutlich ausgeprägter leiblicher Kraft. Seine breiten Schultern standen mit den athletischen Gliedern in vollster Uebereinstimmung und er nahm sich in seinem leidlich modernen Anzug mit glänzend weißer Wäsche wie ein wohlhabender Landmann aus, der nur selten eine Stadt besucht, dann aber stets mit einer gewissen Sauberkeit und Sorgfalt gekleidet ist, die ihm überaus natürlich steht. Alle diese zuerst in die Augen fallenden Einzelheiten hatte der auf jede Kleinigkeit aufmerksame Maler rasch erfaßt und begriffen, aber mit ungleich lebhafterer Begier haftete sein dunkles Auge auf dem Kopfe und den Gesichtszügen des

Mannes. Dieser Kopf war im Verhältniß zu dem athletischen Körper offenbar etwas zu klein gerathen, aber dafür mit einem Ausdruck begabt, der jenes Mißverhältniß nur dem genau und streng Prüfenden zur Anschauung kommen ließ. Sein Haar war dunkelblond, etwas kurz geschnitten und bedeckte nur wenig die reine breite Stirn, die, stark gewölbt, nach unten hin mit fein geschweiften Augenbrauen endete, unter denen blau-graue Augen hell und ruhig hervorblickten. Fein gemeißelt und etwas stark gebogen verband eine große Nase diese Stirn mit mäßig entwickelten Lippen und um die vollen Wangen lief ein schmaler kräftiger Bart, der sich sogar bis unter den Hals fortsetzte, wo er unter dem feinen Heindenkragen spurlos verschwand.

Im Ganzen bot das auf den ersten Blick nicht allzu bedeutend erscheinende Gesicht den Ausdruck physischer und geistiger Ruhe dar, die eine feste und unerschütterliche Selbstbeherrschung verräth, wie sie nur ein vollkommen in sich befriedigter und von der Außerwelt wenig berührter Mann durch reichliche Lebenserfahrung erwirbt; namentlich trat diese unerschütterliche Ruhe, diese gleichsam auf Alles vorbereitete Geistesstimmung deutlich erkennbar hervor, wenn er ernst vor sich niederblickte und das laute Gesumme, welches ihn umgab, nicht im Geringsten zu beachten schien. Erst wenn er das klare Auge aufschlug, freundlich, aber etwas scharf umherschaut, seinen Gefährten einen vertraulichen Blick zuwarf, oder gar wenn er still lächelnd mit sichtbarem

Wohlgefallen die jungen Künstler betrachtete, deren feine, geistreiche und offene Züge sein Auge häufig anzogen, zuckte durch seine Mienen ein blitzartig kommendes und verschwindendes Muskelspiel, wobei um seine Lippen ein Zug feinen Humors sichtbar ward, der etwas überaus Gemüthliches an sich hatte. Das ganze Gesicht belebte sich dann, wie eine Gegend, über die ein freundlicher Sonnenstrahl fällt, und drückte dabei ein Wohlwollen und eine Menschenfreundlichkeit aus, die ungemein für ihn einnahmen, den aufmerksamen Beobachter dauernd fesselten und mit einer gewissen behaglichen Zuversicht erfüllten.

Eine ganz andere Erscheinung in Gestalt und Gesichtsbildung bot der Mann, welcher auf dem andern Flügel und unserm Willibald Stillfried gegenüber saß. Er war von gedrungenem Körperbau, mittelgroß, aber etwas stark im Leibe und besonders in der breiten Brust entwickelt. Auf den ersten Blick sah er wie ein gemächlicher Lebemann aus, der Gefallen am Essen und Trinken findet, zumal er weiß, daß er es mit Leichtigkeit bezahlen kann und niemals Noth zu leiden hat. Auch seine Kleidung entsprach dieser Ansicht und stimmte bis auf gewisse Kleinigkeiten mit der des zuerst Geschilderten überein. Aber wenn man ihn genauer betrachtete, verschwand allmählig der Gedanke, daß er nur ein wohlhabiger Feinschmecker sei und ganz andere Dinge traten dem Beschauer vor's Auge.

Er hatte dunkles Haar, das auf dem Scheitel schon etwas spärlich wurde, einen gesunden, starkgebräunten

Teint, als wäre er viel den Einwirkungen der freien Luft ausgesetzt gewesen, und einen kräftigen schwarzen Vollbart, der von den Schläfen bis unter das Kinn reichte und die untere Hälfte seines Gesichts nicht genau entziffern ließ. Um so deutlicher sprach dagegen das Auge sein Wesen und seinen Charakter aus, ein Auge, wie man es selten so schön, so groß, so rund und dabei so tief klar und rein zu betrachten Gelegenheit hat. Dieses große blaue Auge, wenn es sich voll auf das Gesicht eines Menschen richtete, ließ wie auf den Grund eines durchsichtigen spiegelklaren See's bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele blicken; es verhehlte nichts, es verschleierte keinen Gedanken, es verbarg keinen Wunsch, so daß es schien, als ob nicht das geringste Geheimniß in seinem Innern Raum finden könne. Wie ein offenes unschuldiges Kinderauge richtete es sich still fragend, beinahe sanft lauschend und doch dabei so sprechend und gutmüthig auf das fremde Auge, daß man sich augenblicklich davon angezogen fühlte und gleichsam den Strahl des Wohlwollens, der Biederkeit und Treuherzigkeit zu empfinden glaubte, der daraus in seltener Fülle hervorquoll.

Gleich von Anfang an hatte sich dieses wunderbar schöne Auge auf das sanfte Gesicht Willibald's gerichtet und schien mit Wohlgefallen darin zu lesen, ohne seinem Studium irgend eine lästige Neugierde beizumischen. Denn wenn der Mund des Mannes auch streng geschlossen blieb, dies Auge sprach so verständlich mit dem gegenüberstehenden Fremden, daß es Willibald zu Muthe

war, als tausche es mit ihm Gedanken um Gedanken und Worte um Worte aus.

Von den beiden eben geschilderten Personen wich die in der Mitte zwischen ihnen sitzende um ein Bedeutendes ab und Gustav Steinau hatte Gelegenheit genug, einen Mann zu mustern, dessen äußere Erscheinung allein schon seinen Beifall erwarb. Denn war der Freund desselben zur Rechten ein muskelstarker, großer und der zur Linken ein wohlbeleibter Mann von Mittelgröße, so besaß dieser Dritte einen Knochenbau, wie man ihn nur selten zu sehen bekommt, indem er viel eher einem schlachtgerüsteten Ritter des Mittelalters als einem jetzt lebenden Menschen anzugehören schien. Obgleich kräftig in allen seinen Formen und hinlänglich mit Fleisch begabt, erschien dieser Mann doch eben wegen seines starken Knochenbaues eher mager als fett, eher eckig als rund. Die ebenfalls große, mit breiten Schultern und ungeheuer mächtigen Händen versehene Gestalt war in einen grünen Tuchrock gehüllt, der etwas Jägerartiges verrathen hätte, wäre er nicht über die Maaßen lang, weit und altmodisch gewesen. Der Schnitt seiner langen schwarz-tuchenen Weste dagegen und die ungezwungene Art und Weise, wie er das schwarzseidene Halstuch mit lang herabhängenden Zipfeln und ohne den Hemdkragen sichtbar werden zu lassen, lose um den Hals geschlungen trug, hatte etwas Priesterhaftes, dem aber wiederum nichts in seinem übrigen Wesen und Gebahren entsprach.

Offenbar zeigte das Gesicht dieses Mannes das charakteristischste Gepräge unter seinen Gefährten, denn außer



einer natürlichen Würde traten unverkennbar aristokratisch stolze und edle Züge aus demselben hervor. Sein halb ergrautes, nicht allzu üppiges blondes Haar legte sich glatt und wohlgekämmt über eine ungeheure Stirn, auf der ein Zug fester Entschlossenheit thronte, der zu sagen schien: ich thue Niemanden etwas zu Leide; wer mir aber etwas thut, wird seinen Mann an mir finden. Diese Stirn strahlte von einer fast jungfräulichen Weiße und stach dadurch um so mehr von dem übrigen tiefdunklen sonnenverbrannten Gesicht ab, durch welche Farbenverschiedenheit dasselbe eine eigenthümliche Lebhaftigkeit erhielt. Aus seinen hellblauen Augen, die klar und grell unter sehr dichten Brauen in die Welt blickten und die ein feines blaues Geäder umgab, das sich halb und halb in eine Fülle zarter Falten verlor, leuchtete eine charakteristische Gutmüthigkeit hervor, die aber keineswegs eine gewisse vornehme Selbstschätzung verkennen ließ. Seine Nase war etwas breit, stark und reichlich roth gefärbt, obgleich gewiß nicht von übermäßigem Weingenuß, denn Spirituosa, mochten sie einen Namen haben, welchen sie wollten, trank er fast nie. Seinen großen Mund bedeckte ein starrer grauer Schnurrbart, wie ihn alte Militairs tragen, aber nicht so ganz, daß man nicht die ungeheuren weißen Zähne hätte wahrnehmen können, die mit seltener Kraft und Schnelligkeit die Speisen zermalmten, die dem Munde reichlich zugeführt wurden. Sonst war sein Gesicht überaus glatt rasirt, weder Wangen noch Kinn ließen das feinste Härchen ausfindig machen; das war aber auch die einzige Sorgfalt, die dieser Mann auf dasselbe

verwandte, der überhaupt kein Freund moderner Toilettenkunst zu sein schien.

Im Ganzen lag etwas Zwangloses, Freies, fast mochte man sagen Freiherrliches und Ungebundenes in seiner Erscheinung; ohne Zweifel war er kein Mann, der einer steifen Etikette ergeben ist und der sich im Geringsten bemüht, sein Gesicht in andere Falten zu legen, als die ihm die Natur ursprünglich gegeben hat. Man hätte sich, wenn man ihn im Ganzen und Einzelnen betrachtete, leicht sagen können: dieser Mann bleibt, was er ist, in allen Lebenslagen; seine Würde liegt nicht im Rock, sein Lächeln ist eben so ungekünstelt wie sein Stirnrunzeln, und gedrechselte Worte sind diese Lippen eben so wenig im Stande zu sprechen, wie sein Herz etwas zu wünschen liebt, was seinem persönlichen Stolze zuwiderläuft und seinem Ehrgefühl nicht die Wange hält.

Auch dieser dritte Fremde betrachtete gleich seinen Gefährten die ihm gegenüberstehenden jungen Männer wiederholt und mit freundlichem Auge, aber mehr mit seinem eigenen geheimen Gedankengange beschäftigt, den wir später noch zur Genüge kennen lernen werden, nahm er nicht den lebhaften Antheil an ihnen wie jene, und als er erst eine leichte Engbrüstigkeit überwunden, die ihm unzweifelhaft das Treppensteigen nach dem Speisesaale zugezogen, gab er sich so ganz dem leiblichen Genusse hin, daß man ihm anmerkte, auch er sei im Ganzen ein kerngesunder Mann mit wunderbarem Appetit und sein Brustfehler vielleicht ein altes Familienübel,

das ihn nur wenig kümmerte und ihm weder die Hoffnung benahm, ein hohes Alter zu erreichen, noch ihn hinderte, sich im Allgemeinen ganz behaglich und kräftig zu fühlen.

---

Das Mahl war zu Ende, die Gäste erhoben sich zum Theil und unter ihnen unsre drei jungen Freunde. Sie machten den drei alten Herren, ohne ein einziges Wort mit ihnen gewechselt zu haben, eine stumme Verbeugung, die diese sehr höflich erwiderten, und verließen den Saal, während die drei Fremden noch eine Weile auf ihren Plätzen sitzen blieben, um vielleicht nun erst ein behagliches Wörtchen zu plaudern.

Da es herrliches Wetter war, begaben sich die Künstler auf die Promenade vor dem Hause und spazierten langsam auf und nieder.

»Sagt einmal, Kinder,« begann der Maler mit einiger Aufregung das Gespräch, »wir haben Euch diese drei alten Gesellen gefallen, he? Maulfaul waren sie nur, insofern es das Sprechen betrifft, ja, aber was für einen Appetit entwickelten sie und was für Glieder und Köpfe hatten sie, nicht wahr? Und diese Gesichter! Habe ich doch lange keine von solcher vollendeten Ausarbeitung in allen einzelnen Zügen gesehen! Wahrhaftig, die können sich malen lassen, und wenn ich sie noch einmal tüchtig auf's Korn nehmen kann, sollen sie mein Skizzenbuch als ein paar seltene Prachtexemplare zieren. Bei Gott! das sind

keine modernen Männerchen, wie wir sie bei uns zu Tausenden herumlaufen sehen, die haben sich nicht mit dem dünnen Firniß äußerer Cultur überstrichen, nein, sie sind im Feuer und Drang des Lebens mit lichtigem Golde überzogen und man muß sie respectiren, ohne ein einziges Wort von ihnen gehört zu haben.«

»Ich stimme Dir vollkommen bei,« sagte warm und freudig Gustav Steinau, »mir haben sie auch gefallen und ich halte sie für Charaktere, die im edelsten Roman einen hübschen Platz ausfüllen könnten. In diesen Menschen liegt ein goldener Kern verborgen, das sagen ihre Gesichter, das springt ihnen blitzartig aus den Augen und ich möchte wohl wissen, wer sie sind und was für ein Land sie groß gezogen hat.«

»Das könnt Ihr ja sehr leicht erfahren,« nahm Willibald das Wort, »es braucht ja nur Einer von uns den Wirth zu fragen, der ihnen mehr Aufmerksamkeit erwies, als allen übrigen Gästen zusammengenommen. Aber wenn Ihr ihre Gesichter für ausgezeichnet und ihre Charaktere für trefflich haltet, ich meinerseits möchte noch etwas hinzufügen, was mir wenigstens bei Betrachtung meines Gegenübers aufgefallen ist: ich halte sie auch für *gute* Menschen, mit warmen, vollen Herzen, denn solch ein Auge, wie der starke Herr es hatte, habe ich noch nie gesehen und es war mir, als sähe ich bis in die Tiefe seiner Seele hinein –«

»Und er Dir wahrscheinlich auch,« unterbrach ihn Heinrich Markholm, »denn er nahm Dich gewaltig hartnäckig auf's Korn und Dein zartes Mädchengesicht schien ihm zu gefallen.«

»Scherze nicht, ich meine es ernstlich, was ich von ihm sage.«

»O, ich auch, und Gustav auch, was denkst Du denn? Jenes Mannes Auge ist mir wie Dir aufgefallen. Es sah aus, wie der dunkelblaue Abendhimmel, den der Vollmond und die prächtigen Sterne erleuchten und hinter dem Gott weiß welche Heerschaaren von Engeln wohnen. Und dennoch lag etwas Trauriges, Melancholisches in dem sanften Blick, habt Ihr das nicht auch gefunden?«

»Etwas, was wenigstens daran streift,« erwiderte Gustav; »mir aber kam es eigentlich wie eine stille Sehnsucht nach dem Himmel vor und ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, der Mann sei innerlich krank, obgleich es ihm vortrefflich schmeckte.«

Alle Drei lächelten heiter, denn ihnen allen war der Appetit aufgefallen, den die Fremden bewiesen hatten. »Eigentlich,« fuhr der Maler fort, »gefällt mir aber doch mein großer Herr besser. Welche kolossale, feste Gestalt, einer undurchdringlichen Mauer gleich, und nun dieses ruhige und doch so kluge Gesicht dabei, als wollte er sagen: Rüttelt nur an mir, ich stehe fest auf meinen Beinen und mein Herz fürchtet sich nicht!«

»Ja,« sagte Gustav, »das ist wahr; aber mir hat wieder der Aelteste am besten gefallen. Habt Ihr wohl diese Stirn von Eisen betrachtet? Diese Hände, wie sie gleich

stählernen Klammern von Kraft und Festigkeit strotzen, diese Zähne, als ob sie wie Wolfszähne einen Knochen zermalmen könnten? Und doch lag in dem Wesen des alten Mannes, der wahrhaftig keinen modernen Rock trug, ein so feines, gleichsam hingehauchtes vornehmes Wesen, daß ich ihn, Alles in Allem betrachtet, für einen ächten Edelmann von tadelloser Abkunft und uraltem Geschlecht halten muß.«

»Das mag er wohl sein, etwas Mittelaltriges hatte er gewiß an sich und in sich – doch still, spricht von etwas Anderem, sie kommen hinter uns her – und diesmal, glaube ich, können wir hören, wessen Landes Kinder sie sind – sie sprechen laut mit einander.«

Die drei alten Herren, die ebenfalls die Persomenade ausgesucht hatten und nun behaglich auf- und abspazierten, drehten sich ruhig um, als sie den jungen Männern nahe gekommen waren, und diese, von Neugierde und Eifer gestachelt, wandten sich ebenfalls und schritten langsam hinter ihnen her.

»Nun seht einmal diesen Gang,« nahm der Maler leise das Wort. »Sie tragen weder einen Panama, noch einen städtischen feinen Seidenhut, einfache Mützen bedecken ihre Köpfe, aber schreiten sie nicht wie Fürsten einher, die wissen, daß sie eigenen Grund und Boden mit ihren Füßen berühren?«

»Hm! Aber was ist das für eine Sprache? Versteht Ihr ein Wort? Ich nicht.«

Und in der That, im ersten Augenblick war die Sprache der drei lebhaft und laut Redenden schwer zu verstehen, sie klang wenigstens nicht wie Deutsch, und doch war es weder Dänisch noch Englisch. Bei genauerer Aufmerksamkeit aber hörte man doch das Deutsche heraus, aber es war der alte neuvorpommer'sche Dialect, dem so viele schwedische Brocken beigemischt sind, und der, wenn Eingeborene sich gemüthlich darin unterhalten, von hochdeutsch Redenden so schwer verstanden wird.

Langsam, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und behaglich ihre Cigarren rauchend, schritten sie vor unsern Freunden her; der ältere Herr ging wieder in der Mitte und erzählte sehr lebhaft irgend eine Begebenheit, die ihn ernsthaft zu beschäftigen schien, und der größte allein erwiderte ihm einige Worte, aber in einem so ernsten Tone, als ob er ihm einen Rath ertheilte, während der Kleinste zuhorchend nebenherschritt und nur von Zeit zu Zeit dem Rath Ertheilenden mit wenigen Worten seinen Beifall zollte.

Als man wieder vor der Thür des Gasthauses angekommen war, wollten die drei Jüngeren den Aelteren nicht aufdringlich erscheinen und beschlossen, nach Lauterbach zu gehen und eine Wasserfahrt zu unternehmen. Bevor sie jedoch ihren Weg dahin einschlugen, trat Heinrich Markholm zu dem Wirth heran, der allein vor der Thür saß, und fragte ihn, wer die drei alten Herren wären, die ihnen bei Tische gegenüber gesessen hätten.

Herr Schumacher lächelte, als der junge Mann diese Frage an ihn richtete. »O,« sagte er, »sind sie Ihnen ausgefallen? Das kann ich mir wohl denken. Nun, sie sind auch drei seltsame und auf ganz Rügen bekannte Persönlichkeiten, die überall im besten Ansehn stehen. Man nennt sie gewöhnlich das Rügianische Kleeblatt. Sie sind reiche Gutsbesitzer, unverheirathet und wohnen Meilen weit von einander entfernt auf Rügen. Herr von der Oehe, der da in der Mitte geht, auf der Insel Oehe am Weststrande; Herr Brunst, der Große, auf Grünthal in Jasmund an der Tromper Wiek; und Herr Melms, der Kleine, auch auf Jasmund, aber auf der schönen Lenz an der Prorer Wiek. Man sieht sie im Ganzen nur selten außerhalb ihrer Besitzungen, aber wenn es einmal geschieht, findet man sie beisammen, da sie sich bald hier bald da ein Rendezvous geben, um ein Paar Tage mit einander zu verbringen. Diesmal haben sie Putbus zu ihrem Sammelpunkt gewählt und sie werden wohl Wichtiges zu verabreden haben, denn sie sind diesmal sehr ernst und halten unendlich lange und stille Berathungen.«

»So. Ich danke Ihnen.« Es sind also gewiß Männer von anerkanntem Werth?«

»O und wie! Ganz Rügen hat keine besseren aufzuweisen. Und merkwürdig ist dabei ihre große Freundschaft unter einander. Mit Anderen verkehren sie selten, obgleich sie gastfrei sind wie Wenige. Ihre Güter sind zwar nicht sehr groß, aber sie tragen ihnen ein hübsches Geld ein und außerdem haben sie auch anderes Vermögen. Wenn Sie sie übrigens näher kennen lernen wollen, so



werden Sie Gelegenheit genug dazu haben, sie bleiben noch zwei Tage hier und halten sich meist im Hause oder dort in der Promenade auf.«

Der Maler dankte noch einmal und schritt seinen Freunden nach, denen er Bericht über das Gehörte abstattete. Nur die Namen nannte er ihnen nicht, da er sie bereits vergessen hatte, weil er sich weit mehr für das Uebrige interessirte.

Auf ihrem Wege nach Lauterbach wollen wir diesmal die Freunde nicht begleiten; wir erwähnen nur, daß sie daselbst ein Boot nahmen und bei frischem Ostwinde nach dem Vilm segelten, von dem sie gegen Abend zurückkehrten, ganz entzückt von der Fahrt, der stillen einsamen Insel und dem Genusse, welchen ihnen der Anblick der bewegten See geboten hatte.

Ueber diese Gegenstände sprachen sie noch, als sie einige Stunden später im unteren Gastzimmer saßen und ihr Abendbrod verzehrten. Zu dieser Zeit erschienen die drei Insulaner ebenfalls, setzten sich mit an den Tisch und ließen sich trotz ihres guten Appetites am Mittag einen tüchtigen Nachtimbiß reichen. Auch jetzt waren sie schweigsam und musterten nur mit größerer oder geringerer Aufmerksamkeit die jüngeren Leute, deren Physiognomien ihnen gefallen mochten. Als sie sie aber mit höchster Befriedigung von ihrem Ausfluge sprechen und Alles, was sie bisher um Putbus gesehen, rühmen hörten, mischten sie sich allmählig in das Gespräch, so daß dasselbe endlich in flüssigeren Gang kam und Fragen und Antworten rasch auf einander folgten, ohne daß sich jedoch

darin weder auf der Seite der Jüngeren eine große Neugierde, noch auf der der Aelteren eine besondere Theilnahme an dem Treiben Jener ausgesprochen hätte.

»Wollen Sie lange auf Rügen weilen?« fragte endlich der Kleinste der drei Insulaner und zwar im reinsten Hochdeutsch, als eben der Maler eine Bemerkung über die früher vermuthete Kleinheit der Insel fallen ließ, die er jetzt bei näherer Besichtigung aber von einem viel größeren Umfange und Inhalte erkannt.

»Ach ja,« erwiderte Letzterer, »wir wollen etwas lange hier bleiben, vielleicht den ganzen Sommer, je nachdem es uns gefällt und wir die Absicht erreichen, die wir vor Augen haben.«

»Darf ich mir erlauben, nach den Absichten zu fragen, die Sie hier verfolgen?« fragte der Herr im grünen Rock, indem er sein grelles Auge theilnehmend auf Gustav Steinau ruhen ließ.

»Zunächst,« antwortete Dieser, »wollen wir uns von langer und anstrengender Winterarbeit erholen und Kraft und Lust zu neuer Arbeit schöpfen. Diesen Zweck hoffen wir hier ziemlich vollständig erreichen zu können, denn was wir bis jetzt von Rügen gesehen, läßt uns noch Schöneres und Großartigeres erwarten. Sodann aber wollen wir Land, Meer und Leute kennen lernen und so gewissermaßen unsre Kenntnisse bereichern. Wir pflegen alle Jahre etwas Aehnliches zu unternehmen und haben auf diese Weise schon einen Kreis durch ganz Deutschland

beschrieben, den jetzt Rügen und seine Bewohner schließen und vollenden sollen, nachdem wir von dem historisch so berühmten Eilande wo möglich eine Erinnerung für das ganze Leben mitgenommen haben.«

»Und wo beabsichtigen Sie sich am längsten aufzuhalten?«

»Das wissen wir noch nicht. Wo es uns gefällt, da bleiben wir, bis uns Trieb und Lust weiter ziehen; und haben wir erst alle schönen Punkte kennen gelernt, so kehren wir vielleicht zu denen auf längere Zeit zurück, die uns am besten gefallen haben.«

Die drei alten Herren nahmen eine befriedigte Miene an und wurden augenscheinlich noch freundlicher, als sie inne wurden, daß es den jungen Fremden um eine gründliche Kenntniß ihres Vaterlandes zu thun sei.

»Sie haben einen guten Entschluß gefaßt, meine Herren,« nahm plötzlich mit wohlwollendem Wesen der größte der drei Insulaner das Wort, »und ich freue mich, daß Sie nicht zu den oberflächlichen Reisenden gehören, die mit der Meinung hierher gesegelt kommen, alles Schöne, Anmuthige und Merkwürdige der Insel müsse sich, sobald sie ihren Strand betreten haben, augenblicklich offenbaren und dem Fremden gleichsam demüthigst und gehorsamst zu Füßen legen. Ach nein, meine Herren, das Schönste auf unsrer guten Insel sieht man nicht auf den ersten flüchtigen Blick und es gehören Tage, ja Wochen dazu, bis man unsre Verhältnisse, unsre abgesonderte Lage richtig würdigen und die Reize erkennen

lernt, mit denen uns die Natur so verschwenderisch gesegnet hat. Allein diese Reize liegen nur in einzelnen Gruppen und auf weit von einander getrennten Punkten zerstreut umher. Sie mögen hier viele Schritte thun, bevor Sie einen der hervorragendsten derselben erreichen und es gehört beinahe ein Studium, mit Neigung für Land und Volk verbunden, dazu, sie zu entdecken und vor allen Dingen in ihrer rechten Beleuchtung zu sehen, um sie so schön zu finden, wie sie wirklich sind.«

»Dieses Studium eben beabsichtigen wir anzuwenden,« ergriff Gustav Steinau mit Wärme das Wort, »und diese Neigung zu Land und Volk haben mir mitgebracht, und so hoffen wir, nicht allein befriedigt zu werden, sondern auch unsre Mußezeit eben so angenehm wie vorteilhaft auszufüllen.«

»Wenn Sie also vorbereitet und gerüstet zu uns gekommen sind,« fuhr der große Herr fort, »so versprechen wir Ihnen Erfolg; wir kennen jeden Fußbreit Erde und Wasser auf der Insel und wissen, was für Schätze sie für Denjenigen birgt, der Augen hat, sie zu sehen, und das Herz sie zu empfinden. Großartige und erhabene Naturscenen, wie sie Tyrol und die Schweiz darbieten, dürfen Sie sich nicht versprechen. Wir haben keine bis in die Wolken steigenden Gebirge, keine Gletscher, keine Alpenketten und keine reizenden mit Weingärten umrankten Seen. Aber was, in meinen Augen wenigstens, auch etwas sagen will, wir haben die See nach allen Windrichtungen und in allen ihren bedeutungsvollen Erscheinungen und Wirkungen. Auch ein reizendes Land haben wir, da oben

in Jasmund, herrliche Waldungen, wie sie Deutschland nur selten aufzuweisen hat, Schluchten und Thäler, Felsen und Klippen, und außerdem, was in meinen Augen einer der größten Reize unsrer Heimat ist, haben wir eine große Vergangenheit, eine Geschichte, die so weit hinauf reicht, wie keine Geschichte des übrigen großen Deutschlands. Völker sind hier auf Völker, wie Generationen auf Generationen in anderen Ländern gefolgt, und wenn Sie unsre vielbesungenen Grabhügel befragen, so können Sie darin nicht allein Spuren von Nationen finden, die vor und nach Christus gelebt, sondern auch von solchen, deren Geschichte bei Weitem über unsre ältesten Sagen hinausreicht und sich in's fabelhafte Heidenthum verliert. Das ist auch Etwas und, wie ich denke, etwas Großes, um das uns mancher Binnenländer beneiden mag, abgesehen davon, daß auch große Thaten hier geschahen, seitdem das Christenthum bei uns eingeführt ward, und sich bis auf die neuesten Zeiten fortsetzten, wie Sie sonder Zweifel ohne mich wissen werden.«

Die jungen Männer verneigten sich zustimmend und dankten mit Blicken und Worten für die wohlgemeinte Unterweisung. Es wurden noch einige andere darauf bezügliche Gegenstände besprochen und dann erhoben sich die Insulaner, grüßten freundlich die Zurückbleibenden und zogen sich in ihre Zimmer zurück.

Auch unsere Freunde thaten bald ein Gleiches und wie sie sich gern eingestanden, waren sie auch mit diesem Tage ihrer Wanderung höchst zufrieden.

VIERTES KAPITEL. DAS CONCERT AUF DEM VILM.

Am nächsten Morgen senden wir sie schon frühzeitig im fürstlichen Park, den sie nach allen Richtungen durchschweiften; immer aber kehrten sie bald wieder auf die zierlich bepflanzten Anhöhen darin zurück, von denen man den reizenden Ueberblick bis zum Vilm und in noch viel weitere Ferne bis zu den pommerschen Küsten genießt. Namentlich Willibald Stillfried konnte sich von dem Anblick der kleinen, so dicht bewaldeten Insel gar nicht losreißen, und als ihn seine Freunde endlich fragten, warum er denn eigentlich so unablässig auf den einen Punkt hinstarre, sagte er:

»Meine Freunde, mir liegt ein Wunsch auf der Seele, den ich schon im ersten Augenblick erwachen fühlte, als ich jene dunklen Laubkronen dort auf dem kleinen Eilande ragen sah. Ihr habt ja gestern selbst einen heiligen Schauer empfunden, als Ihr im Schatten des frischen Blätterschmucks jener hundertjährigen Eichen saßet und die Vögel über Euch in den Zweigen trillern und zwitschern hörtet. Seht, ich will Euch nun meinen Wunsch zu erkennen geben. Wie schön müßte in jener Waldeinsamkeit, die nur der weite Himmel bedeckt und die unendliche See umrauscht, eine schöne Musik klingen. Denkt Euch einmal, welchen Eindruck zum Beispiel Beethovens Adagio aus der C-Moll-Symphonie in einem solchen Naturtempel hervorbringen müßte! Wie wäre es also, wenn wir mit unsern Instrumenten hinüberführen und nach Herzenslust ein paar Symphonieen erklingen ließen?«

»Das ist eine originelle Idee,« erwiderte der Maler, nachdem er eine Weile nachgesonnen, »aber sie läßt sich hören. Hast Du Lust, heute Deine Bratsche zu streichen, Gustav?«

»Warum nicht? Gern sogar. Willibald hat Recht, er versteht sein Orchester gut aufzustellen. In den Blätterdomen muß der Widerhall herrlich klingen und wie werden sich die kleinen Vögelein darüber verwundern! Fast möchte ich an ihrer Stelle sein, um einen ganz neuen Genuß kennen zu lernen.«

»O, es ist prächtig,« rief Willibald entzückt, »daß Ihr mir darin beistimmt! Ihr werdet sehen, die Mühe, die Instrumente hinüberzuschaffen, wird sich belohnen, die Musik wird uns erheben und beglücken und wenn wir, der Wald, die Lüfte und die Wellen der See auch nur die einzigen Zuhörer sind. – Wann wollen wir hinüber?«

»Ich denke, gleich nach Tische,« sagte Heinrich Markholm.

»O nein, laß es am späteren Nachmittag sein!« fiel Gustav ein.«

»Ja, am besten dürfte es sich gegen Abend ausnehmen,« schloß Willibald. »Denkt Euch einen schönen sanften Sonnenuntergang, der seine rothe Purpurgluth durch die Bäume schimmern läßt – Alles schweigt um uns her, voll Andacht und Entzücken, und nun geben wir den göttlichen Gedanken Mozart's oder Beethoven's einen Ausdruck – o was muß das für ein Göttergenuß sein!«

»Ja, ja, schön muß es sein!« rief der Maler laut. »Glücklich sind die armen Künstler, die sich ohne große Kosten und Mühen einen solchen Genuß bereiten können!«

Zur Zeit des Mittagessens fanden sich die drei Insulaner im Speisesaale wieder ein, und da sie mit den Künstlern, die auch nicht auf sich warten ließen nun schon bekannter waren, die übrige Tischgesellschaft auch bei Weitem weniger zahlreich und laut war, so kam das Gespräch schon in besseren Fluß, als am vorhergehenden Tage. Trotzdem unsre Künstler aus leicht erklärlichen Sparsamkeitsgründen keinen Wein bei Tische tranken, so war ihre Unterhaltung doch durch ihren natürlichen Enthusiasmus und ihre künstlerische Lebhaftigkeit genügend angeregt, und selbst der sonst so stille Willibald schloß sich mit heiterer Ungezwungenheit den längeren Auslassungen des freimüthigen Malers und den gemessenen Bemerkungen des bedächtigeren schriftstellernden Freundes an.

Von den heiter sprudelnden Unterhaltungen der jungen Leute aufgemuntert, ließen sich nun auch die älteren Herren in behaglicherem Geplauder gehen. Der starke kleinere Herr begann das Gespräch mit Willibald und bald verriethen seine tiefblauen Augen den herzlichsten Antheil an den Ergüssen seiner jüngeren Nachbarn. Auch der alte Herr, wie er sogar in der Anrede von seinen Freunden genannt wurde, obwohl er, wie wir schon wissen, höchstens zwei Jahre älter war als sie, ließ seine markige Stimme lauter ertönen, und sogar der große



Herr, der zurückhaltendste im Reden, sobald Fremde zugegen waren, sprach durch sein beifälliges Lächeln und manches heiter geäußerte Wort unverholen sein Wohlgefallen an der Tischgesellschaft aus. Ja, gegen Ende des Mahles, wo es unter den verschiedenen Gästen an einer so kleinen Wirthstafel immer am lautesten und gemüthlichsten hergeht, verfiel er sogar in eine Art scherzhafter Polemik gegen den alten Herrn, indem er seinem natürlichen Humor freien Lauf ließ, der sonst nur bei gewissen Gelegenheiten und wenn er mit seinen Freunden allein war, zu Tage trat, ein Verfahren, welches nur ein stilles Lächeln des Angegriffenen zur Folge hatte, da er schon wußte, wie der Scherz gemeint sei und aus welchem Herzen er fließe. Der alte Herr, wie auch wir ihn zu nennen uns erlauben wollen, verlor dabei ganz die trübe Miene, die er am vergangenen Tage gezeigt und die auch jetzt noch, gleichsam unwillkürlich, von Zeit zu Zeit einen Schatten über seine natürliche Freundlichkeit warf. Er erwiderte die Angriffe seines Freundes redlich dadurch, daß er ihn mit einem Namen belegte, der sonst nur seine Anwendung fand, wenn die drei alten Herren unter sich oder zu Zweien von dem Dritten sprachen. Er nannte ihn nämlich den ›großen Jung‹, was dieser mit Lachen hinnahm und nun seinerseits den kleinen ›Carling‹ anredete, was ohne Zweifel ein Liebkosungswort war, wie man denn noch heute auf Rügen, wo es irgend geht, einem Namen die Sylbe ›ing‹ anhängt, wenn man den Träger desselben auf vertrauliche Weise anreden oder damit eine gewisse Zärtlichkeit an den Tag legen will.

So ging das Mittagsmahl auf eine Allen sehr angenehme Weise zu Ende und bald darauf trafen die sechs Tischgenossen wieder vor der Thür zusammen, um dort im Freien gemeinschaftlich den Kaffee zu trinken. Nach demselben hatten sich die drei alten Herren eben erhoben, um vielleicht einen Spaziergang zu unternehmen, und standen schon unter den Bäumen der Promenade, als sie plötzlich durch einen eigenthümlichen Vorgang noch eine Weile im Schatten des Laubganges gefesselt wurden. Es fuhr nämlich der vom Maler schon früher bestellte Wagen vor die Thür des Gasthauses, der die Künstler und ihre Instrumente nach Lauterbach bringen sollte, von wo man nach dem Vilm übersetzen mußte. Eben nun brachte der Hausknecht den großen Cellokasten herunter und legte ihn mit Hülfe Willibald's vorsichtig auf seinen Platz im Wagen nieder. Sodann folgten die Kasten mit der Geige und Viele und endlich stiegen die jungen Männer selber auf, nachdem sie die drei zuschauenden Insulaner mit den freundlichsten Grüßen bedacht hatten.

Der Wagen rollte davon, die drei alten Herren aber standen unbeweglich da und blickten ihnen mit eigenthümlicher Verwunderung nach, die jedoch in den verschiedenen Personen wohl aus sehr verschiedenen Ursachen entspringen mochte. Denn während der alte Herr ziemlich gleichgültig und der vorher ›große Jung'‹ Genannte still bedächtig dem Wagen nachschaute, glänzten Carling's Augen plötzlich noch einmal so hell, und seinen Gefährten einen gewissermaßen triumphirenden Blick zuwerfend, sagte er rasch:

»Ah, nun wissen wir ja mit einem Male, was die drei jungen Männer sind! Es sind Künstler! Das habe ich mir gleich gedacht, Ihr aber wolltet mir nicht Recht darin geben.«

»Meinetwegen!« brummte etwas ernüchtert der alte Herr, der über diese Entwicklung seiner jungen Bekannten nicht gerade überaus erfreut zu sein schien.

Der ›große Jung‹ aber schritt, einem inneren Antriebe und vielleicht einer geheimen Neigung gehorchend, rasch über die Straße und trat auf den Wirth zu, der noch vor der Thür stand und dem eben verschwindenden Wagen nachsah.

»Schumacher,« sagte er, »wer sind denn eigentlich diese drei Herren?«

»Ich glaube, es sind Künstler aus Berlin, Dresden oder Weimar, ich weiß es nicht recht, und nach ihren Instrumenten zu schließen, sind es Musiker. Sie haben in das Fremdenbuch bloß ihre Namen, sonst aber weder ihren Wohnort noch eine andere Bezeichnung eingetragen.«

»Lassen Sie mich einmal das Buch sehen!«

Ein dienstfertiger Kellner sprang in's Haus, holte das Buch und schlug es auf.

»Da stehen sie,« sagte Carling, von der Seite des Freundes her eifrig in das Buch schauend und die Namen suchend. »Paul Sternberg, Heinrich Markholm und Willibald Stillfried. Wie? Ha! Das ist seltsam, Alfred, meinst Du nicht auch? – Da steht es: *Heinrich Markholm* und *Willibald Stillfried* – hm!«

Der mit dem Namen Alfred angeredete Freund wechselte mit Carling einen raschen Blick des Einverständnisses, der dem alten Herrn entging und vielleicht auch entgehen sollte. Dann aber wandte er sich ruhig lächelnd zu dem Wirth und sagte: »Wohin wollen sie denn jetzt mit den Instrumenten? Wissen Sie es vielleicht, Schumacher?«

»Ich glaube, sie wollen nach dem Vilm, um drüben im Freien unter den Eichen ein Concert aufzuführen.«

»O!« rief der kleine wohlbeleibte Mann ganz aufgeregt, »warum haben sie uns davon nichts gesagt! Doch, noch haben sie nicht viel Weges vor uns voraus. Heda, Freunde, wollen wir ihnen nach? Sie haben uns zwar nicht eingeladen, aber sie sehen nicht so aus, als ob sie unsere Neugierde übel deuten würden. Künstlernaturen sind offene Naturen und diese Leute haben mir schon lange gefallen.«

»Ich mache mir aus der Musik nicht viel,« erwiderte im schläfrigen Murrton der alte Herr, »Ihr wißt es wohl. Meine Ohren haben seit Jahren nichts als das Rauschen der See, das Brüllen meiner Kühe und das Bellen meiner Hunde vernommen, da sind sie eben nicht feiner geworden, und ich möchte auch lieber eine halbe Stunde die Augen schonen.«

»Das heißt, Du willst schlafen!« nahm der Große in freundlich verweisendem Tone das Wort. »Nichts davon, alter Herr! Ei, wer wird so unharmonisch sein und sich und Andern das Bekenntniß einer so uncultivirten Seele

ablegen! Nichts da, laß uns Carling folgen und nach dem Vilm fahren.«

»Thu es mir zu Gefallen, alter Herr!« bat dieser und legte mit schmeichelnder Herzlichkeit seine Hand auf die knochige Schulter des Freundes.

»Nun natürlich, ich werde Euch doch nicht allein fahren lassen! Ich werde nur gleich gehen und mich rüsten, da die Fahrt doch gewiß bis zum Abend dauert.«

Mit diesen Worten stieg er langsam die Treppe des Hauses hinauf, um sich zur Ausfahrt zu »rüsten«, wie er sagte. Der Carling genannte Insulaner dagegen, der, wie wir später erfahren werden, ein enthusiastischer Musikfreund war und selbst ein wenig die Flöte blies, wechselte rasch und insgeheim einige Worte mit dem zurückgebliebenen Freunde, der ihn bald darauf verließ, und wandte sich dann zu dem Wirthe, indem er sagte:

»Schumacher, lassen Sie schnell meinen Wagen anspannen und verfahren. Packen Sie auch vier Flaschen von Ihrem besten Rheinwein zusammen und thun Sie etwas kalte Küche hinzu. Die Herren werden den Schmaus nicht ausschlagen, wenn wir so ungebeten ihrer Musik zuhören, und im Freien schmeckt ein Glas Wein vortrefflich, wenn das Herz frisch und munter ist, Rasch, rasch, nehmen Sie was Gutes und lassen Sie mich Ehre mit Ihrer Auswahl einlegen.«

Indem er nun den beiden Andern nachfolgte, verschwand er im Hause, um auch seine Vorbereitungen zu dem Genusse eines unverhofften Vergnügens zu treffen.

Es war gegen fünf Uhr, als der Wagen vor die Thür des Gasthauses fuhr und mit einem Korb voll Wein, gebratenem Geflügel und was sonst ›Gutes‹ vorhanden war, befrachtet wurde. Gleich darauf trat der ›große Jung‹ und Carling von der Treppe herab, denen endlich auch der alte Herr in seiner Ausrüstung folgte, wie er sie nun einmal nach alter Gewohnheit anzulegen pflegte, wenn er einen Ausflug in's Grüne unternahm.

Betrachten auch wir ihn in dieser seiner Ausrüstung etwas genauer, denn sie wird die Charakteristik, die wir bereits von ihm gegeben haben und noch zu geben denken, vervollständigen helfen. Der alte Herr pflegte nämlich auf allen größeren und kleineren Ausflügen sich stets mit vielerlei Gegenständen zu belasten, die er oder seine Freunde irgend nur gebrauchen konnten. So sehen wir ihn auch diesmal angethan mit einer großen Jagdtasche, die wohl schon ein Vierteljahrhundert gedient haben mochte. In ihrem weiten Bauche lag zuerst ein großer sehr kostbarer Tubus, ohne welchen der Besitzer sich eigentlich nie von seinem Hause entfernte. Damit derselbe aber nicht so leicht verloren gehe, war das Pappfutteral, in dem er in der Tasche steckte, an letztere festgenäht. Außerdem barg sie einen Band mit Salis' Gedichten, sehr schön in rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden, von dem er sich nie trennte; sodann eine kurze Pfeife mit Meerschaumkopf, Taback und eine solche

Menge Cigarren, daß ein Dutzend Männer für einen ganzen Tag daran genug gehabt hätten. An einem Knopfloche seines langen grünen Rockes war ein mit Wachseleinwand überzogener Regenschirm angeknüpft und in seiner gewaltigen Rechten, die ein hirschlederner Handschuh bedeckte, der für diese Gigantenhand eigens bestellt und angefertigt worden war, trug er einen mächtigen Eichenstock mit starker Eisenspitze. Außerdem waren alle seine Taschen mit Messern jederlei Art, einem Korkzieher, Feuerzeug zum Streichen und zum Anschlagen angefüllt, damit wenn das eine seine Hülfe versagte, das andere augenblicklich bereit wäre, über dem linken Arm endlich trug er einen alten verwitterten Paletot, der schon viele Winter und Sommer wechseln gesehen, und den er weniger für sich mitnahm – denn er war gegen jede Witterung abgehärtet genug – als um ihn jeden Augenblick bei der Hand zu haben, wenn irgend Jemand in seiner Begleitung desselben bedürfen sollte.

Also gerüstet und von einem behaglichen Lächeln seiner Freunde begrüßt, stieg er in den Wagen und zwar nahm er wie immer, auch diesmal seinen Platz beim Kutscher ein, damit, wie er sagte, seine kräftige Hand den Freunden gleich zu Gebote stände, wenn die Pferde einmal durchgehen wollten. Hinter ihm, den Korb mit den Weinflaschen vorsichtig zwischen sich stellend, nahmen die beiden andern Herren Platz und bald darauf fuhr, unter den Wünschen zu einer recht vergnügten Fahrt von Seiten des Wirths, der Wagen davon, rasch den Spuren

seines Vorgängers folgend, der wenigstens eine Stunde Vorsprung gewonnen hatte.

Von den dienstwilligen Schiffern in Lauterbach war bald ein Boot zur Ueberfahrt nach dem Vilm bereit gemacht und ein Mann gedungen, der die Körbe mit Speisen und Getränken nach dem erstrebten Platze tragen sollte. Von den Fährleuten erfuhr man auch, daß die drei jungen Herren bereits an Ort und Stelle wären, und zwar auf der Höhe der Ostspitze der Insel zwischen den Bäumen, und daß sie das Boot zum Abholen erst nach Untergang der Sonne wieder nach dem Vilm bestellt hätten.

»Gut, gut, nur vorwärts!« rief der ungeduldige Musikfreund und trieb seine Gefährten an, das Boot zu besteigen, und die Ruderer, möglichst kräftig zu ruderte, da der Wind zu schwach war, das Boot mittelst der Segel nach dem eine halbe Meile weit entfernten Eiland zu treiben.

Es war ein herrlicher Junitag, der einen noch viel schöneren Abend versprach. Nur von Zeit zu Zeit durch einen kühlenden Luftstrom eingehaucht und dann silbern glitzernd in den Strahlen der Sonne, lag die See fast spiegelglatt in tief dunkler Bläue da, als wollte sie mit dem wolkenlosen Himmel darüber im Farbenschmelze wetteifern. Ungemein klar traten die im tiefsten Violett schimmern den Umrise der fernen Ufer aus der reinen Lust hervor und man sah deutlich ringsum die bergigen Vorsprünge mit den frischbelaubten Bäumen darauf sich im Wasser spiegeln, als wollten sie alle zu gleicher Zeit daraus ihren Durst löschen, da die Sonne heiß und brennend auf sie niederschien. Ein unendlich lieblicher Friede ruhte dabei



auf den weiten Wasserflächen und nur dann und wann tauchten am fernen Horizonte einige schwach gebauschte Segel aus, langsam über die schweigenden Wogen dahin schleichend, als ruhten auch sie schon von ihrem heißen Tagewerke lange vor Einbruch der Nacht aus.

Die drei Männer im Boote, obwohl an dergleichen Naturscenen gewöhnt, waren dennoch in Betrachtung und Bewunderung dieses Friedens und dieser Ruhe ganz versunken und selbst der alte Herr, obschon sonst kein allzu heißer Verehrer malerischer Schönheit, hatte dabei vergessen, seine Pfeife in Brand zu setzen, die er bereits zur Hand genommen, sobald er in das Boot gestiegen war. Keiner von ihnen sprach ein Wort, alle schauten westwärts und ostwärts, um die duftige Ferne zu durchdringen, und nur der Carling Genannte neigte bisweilen sein Ohr dem Vilm entgegen, dem sie sich allmählig zu nähern begannen.

Da war es ihm, als ob auf den leisen Schwingen des Windes ein sanft und lieblich klingender Ton von der Insel herüberschwebe, und in der That, als er die Ruderer in ihrer Arbeit einen Augenblick innehalten ließ, hörte man deutlich, daß die Musiker ihr Concert bereits begonnen hatten.

Sofort befahl er den Schiffern, so leise wie möglich zu rudern, und als sie gehorchten und das Boot bald darauf der Insel näher kam, klangen die herrlichen Töne schon deutlicher herüber, aber immer noch leise und geisterhaft, als führe die stille Luft die Seufzer einer in der Ferne

klagenden Menschenbrust mit sich fort in ungemessene Weite.

Wenige Minuten später landete man und eilig stiegen die Männer aus, dem Klange der Instrumente nachgehend, der nun schon schärfer und bestimmter ihr Ohr berührte.

Der alte Herr, dessen Engbrüstigkeit wieder zu Tage trat, sobald der Weg, den man verfolgte, etwas bergig ward, schritt unter der Last seines Paletots, seiner Jagdtasche und seiner übrigen Ausrüstung langsamer hinter den beiden Gefährten her; der Musikliebhaber aber, obgleich beim Bergsteigen auch sein Herz lebhaft pochte – ein Fehler, der ihn von Zeit zu Zeit heftig peinigte – achtete dieser Gebrechlichkeit im Augenblick sehr wenig und ging rüstig an der Seite, des großen Herrn her, der mit seinen langen Beinen ungeheure Schritte machte.

So erreichte man bald die bergige Anhöhe der Insel, in welcher die großen Eichen in einem riesigen Kranze standen und über den dunklen Moosgrund und die eben aufschießenden Waldblumen mit ihren gewaltigen Laubkronen einen kühlen Schatten verbreiteten. Da, in einer mit Moos natürlich ausgepolsterten Bodenvertiefung, sah man von Weitem die Künstler theils sitzen, theils stehen und die himmlischen Laute den Lüften zusenden, die Ludwig von Beethoven einst aus voller Brust sang und der kunstsinnigen Welt als ein ewiges Denkmal seiner genialen Begabung hinterlassen hat. O wer beschreibt die

zauberhaften Töne, welche die drei vortrefflich gehandhabten Instrumente in diesem schönen und geheimnißvollen Halbdunkel hören ließen, den sanften Widerhall aus seinem leisen Schlummer weckten und in den Wipfeln der Bäume erstorben, die sich voll und hoch wie ein gothischer Dom über den Musikern wölbten!

In Wahrheit, nie hatten die Vögel, die in den Zweigen nisteten, und die Wellen der See, die in nächster Nähe sich so leise an das schweigende Ufer schmiegeten, ähnliche Laute vernommen, noch nie hatten die Winde so süß lispelnde Klänge auf ihren Schwingen in die Ferne zu tragen gehabt.

Voll Staunen und jeden Augenblick tiefer von der vollendeten Fertigkeit der ausübenden Künstler ergriffen, waren die drei Insulaner in einiger Ferne von den Musikern stehen geblieben und schauten sie voll Verwunderung an, die selber den Stimmen ihrer Instrumente mit Entzücken zu tauschen schienen, denen sie Leben einhauchten, so daß sie unter ihrer Hand wollüstige Töne von sich gaben. Obgleich die Insulaner nicht wagten, nahe an den Kreis heranzutreten, um nicht zu stören, so standen sie doch nahe genug, um die Künstler zu beobachten und in ihrer Haltung und Miene den Geist zu lesen, der sie augenblicklich beseelte.

Willibald Stillfried, den Bogen der Geige mit Grazie führend und doch mit dem Auge die ihn begleitenden Freunde bewachend, stand an den Stamm einer jungen Buche gelehnt und schien von nichts in der Welt ein Bewußtsein zu haben, als von den Melodien, die er den

Saiten ohne Hülfe der Noten entlockte, da er sie alle im Kopfe hatte. Der Maler, auf einem bemoosten großen Steine sitzend und nur bisweilen das Notenblatt befragend, welches neben ihm auf dem Boden lag, strich mit einer Würde seinen großen Bogen, der einem ersten Cellisten im königlichen Orchester Ehre gemacht haben würde, während Gustav Steinau, sein Auge nur auf den leitenden Gesichtsausdruck des Musikers gerichtet haltend, der Einzige war, der sich Mühe geben mußte, der Vollendung der beiden geschulteren Meister die Waage zu halten.

Das Adagio, welches sie eben hören ließen, dauerte ziemlich lange, aber unbeweglich standen in der Nähe der Musicirenden die Insulaner, hinter denen in starrem Staunen und wie in Andacht die Hände gefaltet, der Schiffer an einem Baume lehnte, nachdem er die Körbe mit Wein und Speisen vorsichtig neben sich auf den Boden gestellt hatte. Als aber der Satz zu Ende war, näherte sich den Spielern der musikalische Herr zuerst, dem der größere und dann endlich der alte folgte, der diesmal weder sagte noch dachte, daß er kein Musikfreund sei, denn eine so schöne und vollendet vorgetragene Musik hatte er nie in seinem Leben, am wenigsten aber an einem so wohl dazu geeigneten Orte gehört.

»Meine Herren,« sagte der voranschreitende Musikfreund mir gerötheten Wangen und blitzendem Auge zu den Künstlern, die mit herzlicher Freude die Fremden heranschreiten sahen, »verzeihen Sie, daß wir ohne Ihre

Erlaubniß hierhergekommen sind und Sie vielleicht in Ihrem Vortrage gestört haben. Aber ich bin ein großer Verehrer der Musik und so überredete ich meine Freunde, Ihnen nachzufahren und so uns einen seltenen Genuß zu verschaffen. O meine Herren, eine wie große Freude haben Sie uns, ohne es zu ahnen und vielleicht zu wollen, so eben bereitet und wie preisen wir uns glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben! Heute Mittag wußten wir freilich noch nicht, wer Sie waren, aber jetzt wissen wir es: Sie sind drei Virtuosen in einer der schönsten, wenn nicht der allerschönsten und beglückendsten Kunst!«

Willibald verhielt sich bei diesen Worten ganz still, nur eine feinere Blässe, die während der Anrede des Fremden seine schmalen Wangen überzog, und ein leuchtender Blitz seines wie im Rausche schwimmenden Auges verriethen die lebhafteste Freude, die bei den eben vernommenen Worten sein Herz durchzitterte; der Maler aber, Gustav Steinau ein schelmisches Lächeln zuweisend, trat den alten Herren näher und sagte:

»Wir heißen Sie auf diesem schönen Fleck der schattigen Insel willkommen, zu der ja Sie sowohl wie wir und jeder Andere jeden Augenblick freien Zutritt haben, aber Sie thun uns zu viel Ehre an, wenn Sie uns alle Drei für musikalische Künstler halten. Nur dieser, mein Freund, Willibald Stillfried, ist ein Musiker vom reinsten Wasser und in der That ein anerkannter Virtuos; wir Beide aber, obwohl auch Künstler, sind nur musikalische Dilettanten und huldigen einer andere Muse, denn wie mein Freund Paul Sternberg hier Dichter und Schriftsteller ist, so bin

ich, Heinrich Markholm mit Namen, ein Maler, der einen leidlichen Pinsel, aber einen sehr mittelmäßigen Bogen führt.«

Fast allgemeines Staunen entstand nach diesen unerwarteten Worten auf der anderen Seite, denn wie der Eine von ihnen ein enthusiastischer Musikfreund, war der alte Herr ein Verehrer der dichterischen Muse und der Dritte ein ebenso eifriger Verehrer der Malerkunst. Man traf sich also rasch wie im Geiste, so auch in Person näher, schüttelte sich lebhaft die Hände und bald darauf hatten sich die drei Insulaner als Carl Melms, Alfred Brunst und Gottlieb von der Oehe den Künstlerfreunden vorgestellt.

Jedoch nicht die eben angeführte seltsame Uebereinstimmung künstlerischer Neigungen war es allein, die jenes Staunen bei einem der älteren Herren hervorrief, es mußte vielmehr jedenfalls noch ein anderer, nicht so leicht zu entziffernder Grund dazu vorhanden sein. Der Alfred Brunst genannte Herr, der schon bei der Lesung der Künstlernamen im Fremdenbuche nachdenklich geworden war, schien jetzt eine lebhaftere innere Ueberraschung niederzukämpfen, was ihm auch endlich gelang, und indem er nur seine sprechenden Augen langsam von einem der jungen Männer zum anderen laufen ließ, blieb er endlich mit eigenthümlich gespannter Miene auf dem Paul Sternberg genannten Künstler haften, wobei ihm nicht entging, daß dieser weniger eine auffallende Ueberraschung, als sogar eine an Schrecken gränzende Bestürzung einen Augenblick lang auf seinen Gesichtszügen wahrnehmen ließ. Indessen brachte Carl Melms

durch seinen musikalischen Enthusiasmus die Unterhaltung nach kurzer Stockung wieder in lebhafteren Gang und indem er sich zu den Künstlern wandte, sagte er mit seiner überredend weichen Stimme: »Doch nun, meine Herren, wollen wir Sie nicht weiter stören. Lassen Sie uns das Finale jener herrlichen Sonate hören und wir werden uns an Ihrer Seite auf das Moos niederlassen, um mit aller Ruhe Ihren Tönen zu lauschen.«

Willibald gab den Freunden einen Wink, ohne zu bemerken, daß die frischen Wangen Gustav Steinau's eine auffallende Blässe entfärbte. Dieser schien nur mit Mühe und großer Selbstüberwindung das sogleich begonnene Allegro zu beenden und, von einer an diesem Orte am wenigsten erwarteten Aufregung ergriffen, wagte er es kaum, seine Augen von dem vor ihm liegenden Notenblatte zu erheben. Als aber der Satz zu Ende war, legte er rasch seine Geige auf den Boden und that einige Schritte von der Gruppe fort in das Gebüsch, so daß er bald den Blicken der sich gemüthlich Unterhaltenden entschwunden war.

Fragen wir nicht, welches der Grund dieser maßlosen und fast an Bestürzung gränzenden Ueberraschung war, die ihn unwillkürlich in diesem Augenblick von seinen Freunden wegzog, wir werden ihn früh genug erfahren; führen wir für jetzt nur an, daß er, von der Fügung uns noch unbekannter Umstände mächtig in innerster Seele ergriffen, in der Stille des Waldes mühsam nach Fassung rang, um seinen Freunden und vor Allen den drei fremden gütigen Männern seine Empfindungen zu verbergen.

Und Dank seiner kräftigen geistigen Organisation, es gelang ihm, wieder Herr derselben zu werden, und nach einiger Zeit, in der jedoch eine große Umwandlung seines Wesens und seiner Erscheinung vorgegangen, trat er wieder in den Kreis der noch auf demselben Punkt Versammelten zurück.

Als er bei ihnen anlangte, fand er Herrn Melms sehr eifrig beschäftigt, die vortrefflichen Instrumente der großstädtischen Künstler zu besichtigen, wobei das Gespräch sich hauptsächlich um Musik drehte. Herr von der Oehe aber hatte seine Jagdtasche geöffnet, Cigarren hervorgeholt und angeboten und war in voller Arbeit begriffen, jeden Einzelnen mit dem nothwendigen Feuer zu versorgen, was er auch sogleich bei dem leise herantretenden Dichter that.

Dieser wollte mehr aus natürlicher Bescheidenheit als aus sonst einem Grunde die dargebotene Cigarre ablehnen und von seinem eigenen Vorrath nehmen, als Alfred Brunst, der auf alle Vorgänge ein scharfes Auge richtete, halb scherzhaft, halb ernst sagte:

»Nehmen Sie, nehmen Sie, Herr Sternberg! Dem alten Herrn dürfen Sie niemals eine dargebotene Gabe abschlagen, Sie verderben ihm sonst alle Freude. Er pflegt mit dergleichen stets reichlich versorgt zu sein.«

Kaum aber hatte Gustav die Cigarre an dem dargebrachten Feuer in Brand gesetzt, so richtete sich des guten alten Herrn Aufmerksamkeit schon wieder auf einen



anderen Punkt. Willibald Stillfried nämlich zeigte in Folge des eifrigen Geigens und der dadurch hervorgerufenen Erregung ein lebhaft geröthetes Gesicht und trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn. Kaum bemerkte dies der alte Herr, so erhob er sich rasch von seinem Platze, holte den abseits gelegten alten Paletot herbei und versuchte ihn mit gelenker Hand um die Schultern des erhitzten Künstlers zu schlagen.

Als dieser aber ablehnend dankte, bat auch ihn Herr Brunst, das freundliche Anerbieten nicht von der Hand zu weisen, da der warme Rock gerade für dergleichen Zwecke die Reise mitzumachen pflege, wobei, als er dies sagte, ein heimliches Augenzwinkern den jungen Künstler noch dringender zur Annahme des Gebotenen bewegte. So saß er denn bald, dicht in den warmen Rock gehüllt und fröhlich eine Cigarre rauchend, unter den Uebrigen, als Herr von der Oehe sich wieder zu Gustav Steinau wandte und ihm die Frage vorlegte, ob er den Dichter Salis kenne und ob er nicht etwa über das viele Geschreibsel der Neuzeit den edlen alten Sänger vergessen habe?

Gustav, der still und fast traurig den alten Herrn betrachtete, als er ihm diese Frage vorlegte, empfing nochmals einen ermunternden Wink des nach allen Seiten wachsamem Brunst, worauf er freundlich lächelnd einiges Anerkennende über Salis und seine Poesien sprach, was Jenem sichtliche Freude bereitete.

»Sie haben Recht,« sagte er, »wer den gemüthlichen Mann ganz kennt und so genau kennt wie ich, der

braucht viele andere Dichter gar nicht zu kennen. Sehen Sie hier, da ist er! Er ist mein steter Begleiter auf allen Wegen, obgleich ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig weiß, und ich freue mich jedesmal, wenn ich Jemanden finde, der meiner Ansicht über ihn beistimmt. Aber sagen Sie mir, welcher Richtung haben Sie sich zugewandt? Wobei ich natürlich voraussetze, daß Sie die Frage eines alten Mannes, wie ich bin, nicht für unbescheiden halten werden.«

»Nicht im Geringsten,« entgegnete Gustav verbindlich, »ich aber – ich – habe mich hauptsächlich der dramatischen Dichtung ergeben, obgleich ich mich auch schon in manchen anderen Arten versuchte.« –

Doch, verfolgen wir dieses Gespräch nicht weiter, das noch lange über denselben Gegenstand zwischen den Beiden fortgesetzt wurde, während der freundliche Melms den Musiker in ähnlicher Art beschäftigte. Des Malers dagegen hatte sich der dritte Insulaner bemächtigt und in seiner geraden Art und Weise nach den Bestrebungen geforscht, denen er sich in seiner Kunst hauptsächlich hingeeben. Heinrich Markholm, offenerzig wie kein anderer Mensch, sprach ehrlich Alles aus, was er dachte und wie er es fühlte, und da Herr Brunst's feiner Unterscheidung dies nicht entging, so gerieth der Maler in weit größere Gunst bei ihm, als der anspruchslose Künstler es vermuthen konnte.

Indessen wurden diese abgesondert geführten Unterhaltungen durch Herrn Melms und Willibald Stillfried

unterbrochen, indem Beide die jüngeren Freunde aufforderten, noch ein schönes Trio zum Besten zu geben; Wilibald wollte eine Sonate von Mozart spielen, Heinrich aber drang mit einem anderen Vorschlage durch. Nachdem sie sich nun geeinigt, hallten die grünen Laubdächer, die sich über den lagernden Männern wölbten, bald von den Klängen einer ebenso erhabenen wie gefälligen Musik wider, die aus drei rasch hintereinander vorgetragenen Sätzen bestand.

Während das Finale nun mit reißendem Schwunge die Hörer in neues Staunen und Bewundern versetzte, sank die Sonne allmählig dem Westen zu und ihre herrlichen Abendstrahlen färbten mit glühendem Purpur die lichtgrünen Gebüsche, in denen schon lange jedes Geräusch verstummt war und kein Blatt sich mehr im leisesten Winde schaukelte. War diese schöne und vom fühlenden Menschenherzen immer mit Entzücken bewunderte Naturscene die Ursache davon oder lag in der vorgetragenen Musik ein unbekannter geheimnißvoller Reiz, genug, die Insulaner glaubten nie eine schönere Musik gehört zu haben, und als sie zu Ende war, wurden mehrfache Fragen laut, wem diese köstliche Sonate oder Symphonie ihr Dasein verdanke.

»Da steht der Autor vor Ihnen,« sagte der Maler, auf den bescheiden schweigenden Freund deutend, »es ist sein Preisstück und gerade dadurch ist er in den Kreis der bedeutenderen lebenden Künstler eingetreten.«

Herr von der Oehe schwieg und nahm nur die Mütze ab, gleichsam dadurch seine Anerkennung aussprechend,

Alfred Brunst nickte ihm freundlich und wohlwollend zu, Carl Melms aber sprang empor und drückte ihm warm und mit einigen herzlichen Worten die schüchtern darge-reichte Hand.

»Meine Herren, wandte sich Letzterer darauf an die drei Künstler, indem er dem in der Ferne andächtig lau-schenden Schiffer einen Wink gab, die Körbe mit den Speisen heranzubringen, »wir sind ohne Ihre Einladung so frei gewesen, an dem Genusse Theil zu nehmen, den Sie wie eine schöne Gabe auf den reinen Altar in Gottes freier Natur niedergelegt haben; nun bitten wir Sie, dage-gen auch an den freilich viel geringeren Genüssen Theil nehmen zu wollen, die wir Ihnen augenblicklich darbie-ten können. Wie die Musik unter freiem Himmel, in war-mer Abendluft und beim Sinken der goldenen Sonne am herrlichsten lautet, so duftet der goldene Wein am lieb-lichsten im kühlen Waldesschatten. Kommen Sie, trinken Sie mit uns ein Glas und lassen wir die Künste und die Künstler leben, die Sie, so selten vereint und so aufrich-tig von uns bewundert, in freundschaftlicher Eintracht hier vertreten. Wohlan denn, Alfred, reiche die Gläser herum, und Du, alter Herr, öffne die Flaschen, denn Du wirst doch wie gewöhnlich mit einem Korkzieher verse-hen sein.«

Der also Aufgeforderte griff schnell in eine Tasche und zog das verlangte Instrument hervor, worauf er sogleich eine Flasche entkorkte und mit wirthlichem Eifer die Rei-he herumging und die Gläser füllte. So aß und trank man

denn und gab sich einer ebenso ungezwungenen wie allerseits befriedigenden Unterhaltung hin, an der auch Gustav allmählig wieder regeren Antheil nahm, nachdem er ganz gegen seine sonst so mittheilsame Natur eine Weile ungemein still gewesen war. Sogar Herr von der Oehe trank an diesem Abend wider Gewohnheit ein paar Gläser edlen Rheinweines und wurde dadurch in so muntere Laune versetzt, daß er ein lautes Lachen wiederholt durch den Wald sehallen ließ, wozu ihn ›der große Jung‹ durch seine Späße anregte, die dazu angethan waren, die Gesellschaft in die fröhlichste Stimmung zu versetzen.

»Sie sind wohl ein eifriger Jäger?« hatte unter Andern der heitere Maler gefragt, als der alte Herr sich sehr häufig seiner Jagdtasche bediente und einen Gegenstand nach dem andern daraus hervorzog, den er zur Bequemlichkeit seiner Gäste darin untergebracht hatte.

»O ja,« sagte Alfred Brunst, »er schießt viel, denn auf seiner Insel hat er eine ganz hübsche und überdieß ewig freie Jagd – aber wie steht es mit dem Treffen, alter Herr?«

Der alte Herr war in der herrlichsten Laune und lachte so herzlich, daß er sein riesiges Gebiß in vollster Pracht zeigte und kaum Worte fand, der Frage zu entgegnen.

»Wenn ich nur immer Luft hätte,« sagte er endlich, nachdem er sich ausgelacht, »dann würde meine Kugel nie fehlen; aber sehen Sie, meine Herren – ein alter Erbfehler – da ist er schon wieder – es kommt diesmal vom Lachen oder vom ungewohnten Weintrinken – das Asthma hindert mich oft daran und an vielem Anderen.«

»Haha! Ja, wenn Du nur Luft hättest, dann könntest Du fliegen wie eine Lerche und schwimmen wie ein Delfin! Sie müssen nur wissen, daß das ein Leib- und Stichwort unsers Freundes ist, womit er stets bei der Hand ist, wenn er einer Entschuldigung zu bedürfen glaubt, daß seine Kräfte für das Eine oder Andre nicht ausreichen. Habe ich nicht Recht, Carling?«

Carling lächelte in seiner gutmüthigen Weise, denn er war theils zu ernst, um auf dergleichen Späße einzugehen, theils widerstrebte es seinem Naturell, die Angriffe auf den alten Herrn zu unterstützen, dem er von ganzem Herzen zugethan war, was jedoch den humoristischen Brunst, der eine gleiche Neigung für ihn empfand, nie abhielt, zur gelegenen Zeit Pfeile auf Pfeile auf den guten Mann abzuschießen.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE EINLADUNG.

In der angeführten Weise wurde die Unterhaltung wohl eine Stunde lang fortgesetzt und erst als der letzte Tropfen der letzten Flasche geflossen war und auch der Schiffer seinen Antheil erhalten hatte, schickte man sich zum Aufbruch an, während die Schatten des dichten Waldes, die der bereits aufgegangene Mond nicht durchdringen konnte, schon dunkler geworden waren. In einer Viertelstunde hatte man Instrumente und was sonst noch mitgenommen, an Bord geschafft, denn die beiden Boote

waren pünktlich herangerudert. Während nun die Insulaner ihr Fahrzeug bestiegen und die Künstler in dem ihrigen sich zurecht setzten, um auf der Rückfahrt bei spiegelglatter See eine herrliche Serenade zu spielen, griffen die Bootsleute zu ihren Riemen und der majestätisch heraufsteigende Vollmond wurde bald darauf mit Tönen begrüßt, wie sie vielleicht noch niemals auf diesen Wellen erklungen waren.

Still und langsam ruderten die Schiffer ihre leichten Boote dahin; die Bewohner des alten Rügens aber, durch die Macht der Töne wieder zum Ernst des Lebens zurückgeführt, saßen schweigend auf ihren Plätzen, nicht nur horchend und lauschend, sondern auch denkend, und die musicirenden Künstler hatten keine Ahnung davon, daß einer jener Männer in seinem wohlwollenden Herzen dabei Pläne auf Pläne entwarf, die für sie Alle von großer Bedeutung waren und mit dem Schicksal des Einen von ihnen in allernächster Verbindung standen.

Endlich war man an die Landungsbrücke gelangt; da aber die Serenade noch nicht beendet war, als die Boote anlegten, so blieben die Zuhörer noch einige Minuten im Boote sitzen. Als man jedoch nach dem Schluß des Trio's ausstieg, sagte Carl Melms leise zu seinem Freunde Brunst:

»War das nicht schön, Alfred?«

»Es war sehr schön, Carling,« erwiderte Dieser eben so, »und nun sage ich auch, diese drei Menschen gefallen mir. Gieb Acht, was ich ihnen sagen und wozu ich sie auffordern will, ich bin überzeugt, daß Du mir gern

beistimmen und meine Absicht unterstützen wirst. – Lassen wir die Instrumente langsam nach der Stadt fahren,« sagte er dann laut zu den jungen Leuten; »wir wollen den schönen Abend genießen und den kurzen Weg nach Putbus zu Fuße zurücklegen.

Alle traten seiner Meinung bei und so schritten sie hinter dem Wagen langsam her, damit den alten Herrn nicht wieder das lästige Asthma befallte. Man wandelte in zwei Reihen auf dem schmalen Wege fort. In der vordersten ging Alfred Brunst, Carl Melms und der Musiker, in der zweiten folgte Herr von der Oehe zwischen dem Maler und Gustav Steinau.

»Hören Sie, meine Herren,« wandte sich Alfred Brunst an die drei Künstler, indem er seine Stimme laut ertönen ließ, sodaß ihn jeder bequem hören konnte, »nachdem wir nun das Vergnügen gehabt, in Ihnen ebenso wackere Künstler wie anspruchslose Männer kennen zu lernen, freue ich mich um so mehr Ihres Entschlusses, nicht wie wilde Jäger ganz Rügen in wenigen Tagen durchstreifen, sondern in gemüthlichster Ruhe unsre kleine Heimat ergründen und genießen zu wollen. Wir Rügianer vom alten Schlage haben jedes Organ auf der rechten Stelle, also die ehrliche Hand am kräftigen Arm und das Herz auf der Zunge zu sitzen – darf ich Sie daher fragen, ohne unbescheiden zu sein, ob Sie vielleicht noch besondere Zwecke hier verfolgen oder ob Sie bereits Ihr Augenmerk auf bestimmte Punkte der Insel gerichtet haben?«

Wäre es nicht Abend gewesen und hätte die Dunkelheit nicht trotz des glänzenden Mondlichts die Gesichter



der Wandelnden beschattet – die neben Gustav Steinau Gehenden hätten die glühende Blutwelle bemerken müssen, die bei diesen Worten des ehrenfesten Mannes aus seinem Herzen aufstieg und sich dann mit stürmischer Eile über seine Wangen ergoß. Während er aber noch nach Fassung rang und die Antwort überlegte, die er auf die wohlgemeinte Frage laut werden lassen sollte, ergriff der leichtblütige Maler das Wort und sagte in seiner gewöhnlichen offenerzigen Weise:

»O mein Herr, wie dankbar sind wir Ihnen nicht für Ihr freundliches Entgegenkommen und das zutrauliche Wesen, womit Sie uns heute den ganzen Tag beglückt haben! Wir sind nur einfache Künstler, wissen aber dennoch ein solches Benehmen zu schätzen, das um so angenehmer ist, je seltener es uns zu Theil wird. Ueber unsere Absichten in Bezug auf die Insel Rügen haben wir Sie schon unterrichtet, und auch jetzt, nachdem wir Sie genauer kennen gelernt, dürften wir nichts mehr hinzuzufügen wissen. Nur mögen wir Ihnen gern gestehen, daß der Drang der Verhältnisse, in denen wir leben, und die Anstrengungen, mit denen wir unser Brod verdienen, indem wir unserm innern Triebe gehorchen, es uns wünschenswerth erscheinen lassen, in ungestörter Ruhe und Gemächlichkeit einige Monate uns selbst zu leben, um dadurch Kraft und Lust zu späteren neuen Anstrengungen zu gewinnen. Glücklicher Weise geht das Vergnügen des Künstlers mit seiner Arbeit Hand in Hand und wenn wir also während unsrer Ferien neue Studien machen und frischen Stoff sammeln können, werden wir

vollständig den Zweck erreicht haben, der uns hierhergeführt hat.«

Die drei Insulaner schwiegen, als dächten sie eifrig über das eben Gehörte nach. Endlich aber nahm Alfred Brunst mit frischer Lebhaftigkeit das Wort wieder auf, indem er sagte: »Ei ja, da haben Sie sich ein hübsches und achtungswerthes Ziel gesteckt und bei allen Ihren Mühen und kleinen Sorgen dürfte Ihr Loos nicht allzu sehr zu beklagen sein. Ich fühle das aus Ihrer Seele heraus, glauben Sie es mir. Indessen habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihren Absichten vielleicht nicht ganz zuwider läuft. Aber erst sagen Sie mir, welchen Weg denken Sie denn auf unsrer Insel einzuschlagen! Ohne Zweifel werden Sie doch Ihre meiste Zeit dem romantisch schönen Jasmund widmen wollen? – O,« fuhr er gegen Herrn von der Oehe gewendet fort, der bei diesen Worten einen eigenthümlichen Murrton hatte vernehmen lassen, als billige er nicht ganz den geheimen Plan des Redenden, den er errathen zu haben glaubte, »o, alter Herr, murre nicht, wenn ich Jasmund den schönsten und romantischsten Theil der Insel nenne. Ich weiß ja wohl, daß Du im Westen wohnst und spreche Deiner näheren Heimat durchaus nicht ihre Reize oder Vorzüge ab – besseres Land und bequemere Wege habt Ihr gewiß dort drüben als wir – aber Jasmund bleibt einmal Jasmund und unsre Kreidefelsen, unsre hohe See, unsern köstlichen Wald mit seinen Schluchten und Klippen, die gerade Künstler aufsuchen, wenn sie sich vergnügen wollen, nein, nein, die habt Ihr nicht.«

»Nein,« sagte Carl Melms entschieden und in warmer herzlicher Weise, »die habt Ihr nicht, alter Herr, das mußst Du doch eingestehen.«

»Es ist gut, brummte der alte Herr, halb gezwungen nachgebend, fort. »Ihr seid Zwei gegen Einen, aber meine Insel und ihre Lage, Hiddens-öe und das Uebrige sind auch nicht zu verachten.«

»Gewiß nicht, und am wenigsten Deine gute Küche und Dein gastfreies Haus, in dem Jeder bei sich zu sein glaubt, wenn er die Schwelle erst überschritten hat – aber sieh, diese Herren wollen doch Alles und recht genau sehen und darum werden sie sich gewiß längere Zeit auf Jasmund aushalten, nicht wahr?«

»Ja,« fuhr der Maler fort, »das lag allerdings in unsrer Absicht, doch wollen wir die ganze Insel nach allen Richtungen kennen lernen. Zuerst jedoch wollten wir nach Mönchgut gehen, wovon wir so viel Seltsames gehört und gelesen haben.«

»Das ist auch recht,« entgegnete Alfred Brunst. »Mönchgut hat viel, ja das meiste Eigenthümliche unsrer ganzen Insel aus seiner altersgrauen Vergangenheit bewahrt. Wenn Sie sich aber daran gesättigt, so kommen Sie nach Jasmund, und da ich an einem der schönsten Punkte der Insel und dem allerschönsten sehr nahe wohne, so kehren Sie bei mir ein und bleiben Sie dort, so lange es Ihnen gefällt.«

Gustav Steinau und Willibald verharrten in undurchdringlichem Schweigen, obgleich Beider Herz aus verschiedenen Gründen freudig und unruhig pochte. Der

Maler dagegen wollte eben den Mund aufthun, als Carl Melms, der schon lange die eigentliche Absicht seines Freundes errathen, beinahe heftig das Wort nahm:

»Oho, großer Jung', Du gehst etwas schnell mit Deinen langen Beinen und überspringst dabei mit einem kühnen Satz Deine alten Freunde. Wenn Sie nach Jasmund gehen, meine Herren, und lange bevor Sie Grünthal erreichen, wo Alfred Brunst wohnt, berühren Sie die Lenz, mein heimatliches Dach. Freilich ist die Lenz kein Rittergut, wie die Insel Oehe, und auch kein so großes und reiches Gehöft wie Grünthal, vielmehr nur ein einfaches schlichtes Bauerngut, aber die Gegend, worin es liegt, läßt auch nichts zu wünschen übrig und unmittelbar an meinem Grund und Boden beginnt die schöne Stubnitz, die ihre Krone eine Meile von mir entfernt, in Stubbenkammer hat. Da sehen Sie nun – ich wohne also zunächst an Ihrem Wege und bei mir müssen Sie daher die erste Einkehr halten.«

Der alte Herr, als er diese Worte vernahm, die seinen gastfreien Sinn reizten, ihn aber des so oft entbehrten Vorzuges berauben zu wollen schienen, gern gesehene Gäste bei sich zu begrüßen, schwieg hartnäckig, denn er wollte erst die Antwort der so freundlich Eingeladenen erwarten, bevor er seine Wünsche eröffnete, aber insgeheim machte er sich schon auf einen gewaltigen Sturm-anlauf gefaßt.

»Meine Herren,« sagte der Maler, der nun einmal wie auf geheime Verabredung die Wortführung für seine Freunde übernommen hatte, »Sie sind Beide außerordentlich gütig und gewiß werden wir Ihrer freundlichen Einladung zur Zeit Folge leisten.«

»Halt da!« fuhr jetzt der alte Herr, schwerathmend stehen bleibend und sich auf seinen starken Eichenstock stützend, mit seiner orkanartigen Stimme dazwischen, »Laßt mich einmal erst Luft schöpfen – so – nun bin ich an der Reihe zu sprechen, Ihr voreiligen Schwätzer. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß meine Freunde Brunst und Melms allein Ihnen etwas Angenehmes zu bieten haben. Aber in ihrer Leidenschaft, Gäste bei sich zu sehen, vergessen sie ganz ihren alten Freund, der etwas abseits von ihnen wohnt und eben so gern Besuch auf seinem einsamen Gute hat wie sie.«

»Alter Herr,« sagte Alfred Brunst beschwichtigend, indem er zurück trat, Herrn von der Oehe unter den Arm faßte und ihn langsam weiter zog, »ereifere Dich nicht und spare Deinen Athem, er ist ohnehin heute leider kurz genug und wir steigen bergan. Wie kannst Du denken, daß wir Dich vergessen, und wann im Leben hätten wir das schon gethan? Komm doch mit zu uns, dann sind wir Alle bei Melms oder bei mir auf einem Punkte zusammen.«

»Du hast gut reden, Alfred; Du weißt, daß ich jetzt nicht von der Oehe fort kann! – Nichts da, ich will auch Gäste haben und kein Mensch soll sie mir streitig machen!«

»Gewiß nicht, alter Herr, sie kommen auch zu Dir; aber erst kommen sie zu uns – nicht wahr, Carling?«

Der zuletzt Angeredete, immer gern bereit, zwischen den beiden Freunden zu vermitteln, die sich oft über Punkte stritten, über die sie im Grunde stets einig waren, faßte einen raschen Entschluß, es auch diesmal zu thun, und sagte dann:

»Laßt mich auch ein Wort sprechen und dem stimmen vielleicht diese Herren nicht ungern bei, die vor allen Dingen ein Recht haben, hier ihre Meinung zu sagen. Aber zuerst gestatten Sie mir die Frage: Sie haben wohl keine Lust, sich ein paar Tage von einander zu trennen, um dann jeden beliebigen Augenblick wieder hier oder dort zusammenzutreffen?«

»Das ist ein guter Gedanke!« rief Alfred Brunst frohlockend aus und schwang vergnügt seinen Stock. »Sprich ihn aus, Carling, ich errathe schon, was Du vorschlagen willst.«

»Laß erst die Herren meine Frage beantworten, Alfred!«

»Meine Herren,« sagte nun etwas zögernd der Maler, der nicht ganz bestimmt wußte, was man von ihm wollte oder ob seine Ansicht der Dinge dem Wunsche seiner Freunde entspräche, »was diesen Punkt betrifft, so haben wir schon vor der Reise nach Rügen unsre Bedingungen darüber festgestellt. Allerdings bleiben wir gern zusammen, allein wir haben uns vorgenommen, Keiner solle dem Andern in seiner Neigung, zu bleiben oder zu gehen, jemals im Wege stehen. Wenn ich zu lange auf einem Punkte zeichne und skizzire und meinen Freunden

geht die Geduld aus, so marschiren sie voran und ich folge ihnen nach meiner Bequemlichkeit früher oder später nach; eben so machen sie es und so erledigt sich Ihre Frage hiermit von selbst.«

»Halt einmal!« rief hier der stets systematisch vorschreitende Brunst aus, sich an Gustav und Willibald wendend, die schweigend und nachdenklich zugehört hatten. »Stimmen Sie hierin mit Ihrem Freunde überein?«

»Ja!« antworteten Beide und Gustav fügte hinzu: »Wir haben darin stets nur *eine* Meinung, was der Eine will, will der Andere, und wir stehen in diesem Punkte da wie eine einzige Person, obgleich wir unsrer Drei sind.«

»Nun, da haben wir es ja,« rief Alfred Brunst vollkommen befriedigt aus, »das ist gerade wie bei uns, wir Drei stehen auch stets für Einen und so herrscht schon von Anfang an eine glückliche Uebereinstimmung zwischen uns vor. Und nun hört mich einmal an, jetzt kommt mein letzter Vorschlag, den gewiß Alle für billig halten werden. Wie Sie sehen, meine Herren, möchten wir Sie alle haben und Keiner will leer ausgehen. Da Sie aber nicht alle Drei zu gleicher Zeit an drei verschiedenen, leider weit von einander entfernt liegenden Orten sein können, so wollen wir drei Aeltere uns unter einander vertragen und Sie mögen unter sich entscheiden, ob Sie das auch zu Stande bringen. Sprechen Sie also zuerst alle Drei einige Tage bei Carling vor, sehen Sie sich sein Haus, sein Gut und dessen Umgebung an. Wem von Ihnen es dort am besten gefällt, der bleibt einstweilen bei ihm und die

beiden Andern kommen zu mir. Wir haben Pferde genug, um jeden Tag, wenn wir wollen, zusammen zu sein, denn unsre Güter liegen nicht allzu weit von einander entfernt, und wie ich voraussehe, wird Carling sich seinen Musiker nicht nehmen lassen, er paßt zu gut zu ihm und sie können sich einander vorpfeifen und geigen nach Herzenslust. Sie, meine Herren, kommen dann zu mir und ich werde es mir angelegen sein lassen, einen Rügianischen Wirth nach alter Form und Mode vorzustellen. Haben Sie sich satt bei mir gesehen, Herr Sternberg, und treibt Sie Ihre Neigung weiter – denn ich setze voraus, daß der Maler am längsten auf Grünthal aushalten wird, weil er in meiner Nähe die reichste Ausbeute für seinen Pinsel findet – so setzen Sie Ihre Wanderung fort und fahren nach der Oehe. Da können Sie mit des alten Herrn Tubus Land und Meer besichtigen, den Salis studiren und an unserm alten Freund einen Charakter kennen lernen, wie er nicht oft auf der Menschenerde geboren wird. Wir kommen dann einmal Alle nach der Oehe und bleiben so lange zusammen, wie wir es nur wünschen können. He! ist das nicht ein annehmbarer Vorschlag?«

Alle lachten; der alte Herr aber war so fröhlich darüber gestimmt, daß er ein schallendes Gelächter hören ließ und Gustav Steinau am Arme ergriff, den er bereits als sein siegreich errungenes Eigenthum betrachtete.

»Ja,« rief er triumphirend, »ich bin damit zufrieden, wenn die Herren es sind.«

»Wir sind es gewiß und dankbar obendrein!« sagte Gustav mit ernster und doch heimlich beglückter Miene.



»Nun, dann wäre die Sache ja abgemacht,« fuhr Herr von der Oehe fort. »Sie müssen sich aber nicht wundern, meine Herren, daß wir so seltsame Einladungen ergehen lassen. Wir sind einmal drei närrische Käuze und dafür auf ganz Rügen bekannt, Sie können da hübsche Studien an uns machen. Wenn Sie uns aber erst näher kennen gelernt haben, werden Sie vielleicht einen leidlichen Kern in der rauhen Schale finden. Ueberdieß peinigt uns eine wahre Leidenschaft nach Besuch, denn unsere Wohnungen sind abgelegen und der Trieb nach Verkehr mit Unersgleichen ist ein sehr erklärlicher Trieb bei uns. Bei mir zwar, Herr – Herr Sternberg heißen Sie ja wohl – werden Sie es am einsamsten finden. Meine kleine Insel ist öde und still und ich bin ein alter Mann, der von der neueren Gewohnheit und der Sitte der modernen Welt etwas links liegen geblieben ist, aber Friede herrscht in meinem Hause und ein gutes Bett habe ich auch – Sie werden es also schon bei und mit mir ein Weilchen erträglich finden.«

»Gewiß,« rief Alfred Brunst, »und Salis wird stets den Vermittler machen, wenn einmal eine Zwietracht ausbrechen sollte. Haha! Ich warne Sie, junger Mann, der Alte ist händelsüchtig und Sie könnten leicht Gelegenheit finden, sich zu überzeugen, daß er ein alter Edelmann ist, der seine Ahnen nicht umsonst bis in die Zeit des Faustrechts hinauf verfolgt.«

Alfred Brunst scherzte, wie so oft, und so nahmen es auch die Künstler auf. Carl Melms aber, der dergleichen Anspielungen auf begründete Thatsachen nicht liebte und namentlich den alten Herrn in Schuß nahm, wo er

nur konnte, warf sich auch diesmal zu seinem Kämpfen auf und sagte zu Gustav Steinau:

»Lassen Sie sich nicht bange machen, wir haben Alle unsre Eigenthümlichkeiten und der große Jung' da hat sie so gut, wie wir alte Junggesellen. Herr Markholm wird das auch sehr bald entdecken. Nun aber ist der Streit geschlichtet und wir haben Alle, was wir wollen – einen Gast. Und da ist Schumacher's Residenz und nun wollen wir mit unserm Tagewerk zufrieden sein und unsern freundlichsten Dank für die angenehme Unterhaltung abstatten. Morgen schlägt die Scheidestunde, denn wir müssen nach Hause. Also bis morgen, meine Herren, und dann auf ein baldiges längeres Wiedersehen bei uns!«

Man blieb noch einige Augenblicke vor der Thür stehen und wechselte die üblichen Abschiedsworte. Die Instrumente waren schon in's Haus gebracht und bald darauf hatten sich die beiden Parteien getrennt und suchten ihre verschiedenen Zimmer, die sie sämmtlich zu ihrem Empfange in Bereitschaft fanden.

---

Unsere Künstler hatten gewiß alle Ursache, mit ihrem diesmaligen Tagewerke zufrieden zu sein, und das sprachen sie auch theilweise, je nach ihrer mehr oder minder lebhaften Natur gegen einander aus, als sie bereits ihr Lager gesucht hatten und in stillem Geplauder, wie es zu geschehen pflegt, das Erlebte noch einmal durchgingen,

kritisirten und daraus für die nächstfolgende Zukunft ihre Schlüsse zogen.

»Das muß ich gestehen,« sagte zuletzt der Maler, »Willibald's Idee, auf dem Vilm ein Privatconcert zu veranstalten, hat sich über Erwartung belohnt und eigentlich verdanken wir dem guten Jungen Alles, was sich daran knüpft, für jetzt und unsre nächsten Tage. Habe also nochmals Dank, mein Junge, ich bin ganz erbaut von der Begegnung mit diesen drei seltsamen Männern und habe sie schon erstaunlich lieb, vorzüglich den großen Jung', wie sie ihn nennen.«

»Mir gefällt Carling noch besser,« sagte Willibald warm, »er hat etwas Weiches, Stilles in seinem Wesen –«

»Was dem Deinen in der That ziemlich ähnlich sieht,« ergänzte der Maler. »Ich finde es ganz natürlich, daß sich wie überall auch unter den Menschen Gleichgeartetes anzieht, und um unser Vergnügen voll zu machen, müßte nun blos der alte Herr auch Dir, Gustav, am besten gefallen, dann hätte ja Jeder von uns seinen Mann gefunden. Mir gefällt diese Einladung nach den verschiedenen Gütern auf verschiedenen Punkten der Insel sehr und ich verspreche mir viel Neues und Anregendes von der näheren Entwicklung der Charaktere und Verhältnisse dieser Männer. Was sagt Ihr dazu?«

»Mir geht es eben so, Heinrich, und ich preise unser Geschick, daß es uns diese Herren finden ließ.«

»Und was sagst Du, Gustav – oder schläfst Du etwa schon?«

»Ich schlafe nicht,« erwiderte Gustav mit einem fast trüben Klange seiner sonst so hell tönenden Stimme, »ach nein, ich bin sogar sehr munter – mir gefällt die Einladung auch.«

»Sie gefällt Dir, nun ja, das ist sehr natürlich, aber Du sagst das so kalt, so ruhig, wie es sonst gar nicht in Deiner Art liegt. Ueberhaupt glaube ich die Bemerkung gemacht zu haben, daß Du am Nachmittag und besonders drüben auf dem Vilm sehr still gewesen bist. Sag' einmal, drückt Dich etwas, mein Junge, he?«

»Mich drückt nichts, Heinrich, gar nichts, nur – ist mir heute so manches Unerwartete und Neue durch den Kopf gefahren, daß ich etwas nachdenklich darüber bin.«

»Oho! Du machst doch nicht schon etwa Studien für den Winter?«

»Du hast es errathen. Diese drei Männer haben eine eigenthümliche Idee in mir angeregt, und es ist wohl möglich, daß ich den Anfang zu einer großen und lohnenden Arbeit im Kopfe habe.«

»Der Tausend! Das ist schnell bei Dir gegangen. Nein, ich denke noch nicht an die Arbeit, erst will ich ruhen und genießen.«

»Meine Arbeit ist meine schönste Ruhe und mein höchster Genuß!«

»Bah! Ich bin jetzt nicht aufgelegt, darüber mit Dir zu mäkeln. Ich bin müde und mir schwirrt Alles im Kopfe. Willibald scheint auch schon zu schlummern – gute Nacht, mein Junge!« –

Gustav hatte die Wahrheit gesagt, daß er eine neue Arbeit im Kopfe habe, und vielleicht eine recht lohnende, wie er sich ausgedrückt. In der That schwirrte es auch ihm bunt durcheinander vor den Augen und er konnte noch nicht recht begreifen, wie diese Männer ihnen so rasch so nahe getreten, wie sie sie so freundlich eingeladen und wie sie selbst so schnell zugesagt hatten, sich zu trennen und einzeln nach den verschiedenen Gütern zu gehen.

»Alles dies ist so rasch gekommen,« sagte er zu sich, »als hätte es schon längst vorher beschlossen im Rathe der Götter gelegen, und doch habe ich mich mit eigenen Augen von der allmäligen Entwicklung des ganzen Vorganges überzeugt. Aber wer weiß, wie die Vorsehung dergleichen beschließt und zusammenfügt, wie sie kittet und bindet, wie sie löst und trennt! O, wie merkwürdig und bunt laufen die Schicksalsfäden der Menschen durch einander, hier einen herrlichen Teppich webend, dort Stricke und Ketten schlingend – wer begreift, wer entziffert, wer widerlegt es? Ich nicht. Ich nehme nur Alles gleichsam passiv auf, wie es mir geboten wird, und kaum kann ich mir denken, daß mir eine freie, selbstständige Handlung dabei überlassen ist. Und doch muß ich am Ende handeln – doch muß ich – ja, ja, wer weiß, was ich noch müssen werde! O, auch das wollen wir beschlafen – mir hat ja auch damals, als ich mich zu dieser Reise entschließen wollte, der Schlaf wohlgethan. Wohl? Wer weiß es! Wer weiß, ob ich nicht besser gethan, weit weg von hier zu flüchten – doch nein, nein, nein, das ist

nicht mein Ernst – im Gegentheile – im Ganzen genommen bin ich erfreut und vor allen Dingen Gott dankbar, daß er den ersten Schritt in meine alte Heimat mir so gütig erleichtert hat.« –

Mit diesem Gedanken schloß Gustav Steinau ein und er hatte wohl gethan, über das unbegreifliche Walten der Vorsehung nicht zu grübeln. Das Grübeln hilft hierbei nichts und das Labyrinth, welches uns umschließt, wird dadurch nur dichter, verworrener, unzugänglicher; am besten thun wir, wenn wir den Ariadnefaden fest in der Hand behalten und ihm folgen, den Faden, den der große Leiter und Lenker aller Staubgeborenen von selbst uns in die Hand drückt, der aber oft so fein gesponnen ist, daß feine Sinne dazu gehören, ihn wahrzunehmen, ihn zu spüren, und ein vertrauensvolles Gemüth, ihm durch die Wirren und dunklen Regionen zu folgen, die wir das menschliche Leben zu nennen pflegen. –

Als unser Freund am nächsten Morgen die Augen aufschlug – der erste Strahl der Junisonne, der sein Zimmer berührte, hatte dies vorzeitig bewirkt – lächelte ihm ein reiner blauer Himmel entgegen, die Vögel sangen lustig in den Bäumen, seinem Fenster gegenüber, und wir wissen ja, welche Wirkung ein solches Erwachen auf ein junges und hoffnungreiches Gemüth hat. »O,« sagte er sich, »ein schöner Tag erwartet uns – nehmen wir das als eine gute Vorbedeutung für künftige Tage an. Doch was ist das? Wer spricht da unten auf der Straße so laut? Ha, es sind unsre drei neuen Freunde, die uns Langschläfer

beschämen, und ich erkenne deutlich die mächtige Stimme meines – meines künftigen Wirthes. Heda, Heinrich! Willibald! Macht die Augen auf – schaut um Euch! Gott hat uns längst mit seinem lachendsten Sonnenblick angeschaut und die Insulaner trinken schon ihren Kaffee vor der Thür!«

Es bedurfte nicht mehr, um die beiden Freunde aus dem tiefsten Schlafe zu erwecken, und in wenigen Minuten standen sie alle Drei, völlig zum neuen Tagewerke gerüstet, im Freien und begrüßten die alten Herren, deren Reisetaschen bereits geschlossen auf der Treppenwange des Hauses lagen.

»Wollen Sie denn schon so früh fort?« fragte der Maler die Herren, die, wie ihn bedünken wollte, sämmtlich ein viel ernsteres Gesicht als am vergangenen Tage zeigten.

»Ja, Herr Markholm,« sagte Alfred Brunst und reichte ihm freundlich die Hand, »wir müssen wohl, denn wir Beide, Melms und ich, haben einen etwas weiten Weg vor uns. Herr von der Oehe fährt nur nach Bergen und er hätte also mehr Zeit als wir.«

»Nein, nein, ich habe keine Zeit mehr, wenn Ihr fort seid,« sagte dieser, »auch will ich in Bergen nur ein kurzes Geschäft verrichten, meine Pflichten rufen mich im Ganzen schneller nach Hause als Euch.«

»Und wann kann ich Sie bei mir auf der Lenz erwarten?« fragte unterdessen Carl Melms den schweigend vor ihm stehenden Musiker.

»Wir sollen also wirklich kommen?«

»Ei, das versteht sich, das ist ja abgemacht. Wir alten Rügianer drücken nur einmal durch Worte aus, was wir von Anderen erwarten oder selbst thun wollen, und das weiß Jeder, der uns kennt – so werden Sie uns hoffentlich auch noch kennen lernen.«

»Gut denn, so erwarten Sie uns in spätestens sechs bis acht Tagen; wir haben gestern Abend noch berechnet, wie viel Zeit wir gebrauchen würden, um bis zu Ihnen zu gelangen. Wir reisen langsam, Herr Melms.«

»Ja, aber um so sicherer und beutereicher, so liebe ich es auch. Rechnen Sie aber nicht darauf – ich sage es Ihnen im Voraus – mit ein paar Tagen von mir fortzukommen. Wenn ich einmal einen Gast auf der Lenz habe, pflege ich ihn festzuhalten, bis alle Stricke reißen.«

Er lächelte dabei so herzlich und freundlich, daß Willibald die Ueberzeugung erhielt, er meine es wie es sagte.

Bald darauf fuhren zwei Wagen vor, von denen der eine Herrn Melms, der andre Herrn von der Oehe gehörte. Beide waren sehr einfache, feste kleine Jagdwagen, aber mit vortrefflichen Pferden bespannt, namentlich die beiden Hengste vor dem Wagen des Letzteren bewiesen, daß ihr Herr nicht allein ein Liebhaber von schönen Thieren, sondern auch wohlhabend genug sei, dergleichen zu halten.

Die ganze Hausbewohnerschaft war vor der Thür zusammengelaufen, um die drei Rügianischen Herren abreisen zu sehen, deren Besuch Jedermann angenehm und die überall hochgeachtete Leute waren. Rasch wurden die Reisetaschen aufgelegt und nun sagten sie zuerst den



drei Künstlern und dann dem alten Herrn Lebewohl, welcher letztere Vorgang in seiner natürlichen Einfachheit den jugendlichen Beobachtern etwas ungemein Rührendes bot.

»Nun, meine Freunde,« sagte Alfred Brunst, indem er zu Herrn von der Oehe herantrat und die ihm dargebotene Hand faßte, »das waren einmal wieder einige schöne Tage in Putbus. Die Scheidestunde hat geschlagen und wir wollen sie uns nicht durch Worte schwerer machen, als sie an sich schon ist. Auf Wiedersehn also bei Dir oder bei uns – oder wo Gott sonst will. Vor allen Dingen aber, mein lieber Oehe, keine Sorge vor der Zeit! Es bleibt bei unsrer Verabredung! Adieu, alter Herr! Carling fährt noch einige Stunden mit mir zusammen.«

Und fest fielen die drei Hände in einander und nachdem auch unsere drei Freunde noch einen freundlichen Abschiedsblick erhalten, stieg der alte Herr zuerst ein und seine Hengste stoben mit ihm rasch davon, wobei die beiden Insulaner ihm nachblickten, bis sein Wagen um die Ecke gebogen war. Dann stiegen sie selbst auf und flüchtig trabten die Pferde auch mit ihnen fort, den weiten Weg nach Jasmund einschlagend, der damals noch viel sandiger und unbequemer war, als wir ihn heute noch finden, wenn wir die romantischen Gestade Rügens besuchen.

So lange der letzte Wagen sichtbar blieb, standen die Künstler unbeweglich, neben ihnen der Wirth, und schauten demselben nach. Als aber auch er wie sein Vorgänger verschwunden war, drehte Heinrich Markholm

sich zu seinen Freunden herum und sagte aus tiefsten Herzensgrunde: »Drei prächtige Männer, in Wahrheit!«

»Ja,« bestätigte der Wirth, »das sind sie und Jedermann erkennt sie dafür an. Wie ich höre, wollen Sie sie also besuchen?«

»Sie haben uns freundlichst eingeladen und wir werden ihrer Einladung Folge leisten.«

»Nun, da werden Sie gut aufgehoben sein; sie gehören zu den gastfreisten Gutsbesitzern der Insel.«

»Wohnen sie hübsch?« fragte Willibald, während Gustav Steinau in stilles Nachdenken versunken daneben stand.

»O, herrlich, herrlich! Die Lenz liegt so schön wie Grünthal, und die Oehe ist wahrhaftig auch nicht zu verachten. Alle drei gehören nicht zu den größten Gütern auf Rügen, bewahre, aber jedes ist eigenthümlich in seiner Art, wie ihre Besitzer es sind.«

»Ja, das sind sie und deshalb gefallen sie mir!« rief der Maler und beide Freunde stimmten ein, der Eine lebhaft, der Andre in seiner stillen Weise, die ihm seit kurzer Zeit zur zweiten Natur geworden zu sein schien.

## SECHSTES KAPITEL. DIE LENZ.

Bald nachdem die drei Rügianischen Herren Putbus verlassen hatten, empfunden die zurückgebliebenen Künstler, als sie durch die einsamen Gänge des fürstlichen Parks in einer noch nicht betretenen Richtung wandelten, eine ungewöhnliche Leere um sich her und traten allmählig mit dem gegenseitigen Geständniß hervor, daß

die Abreise der alten Herren eine fühlbarere Lücke zurückgelassen habe, als sie selbst es nach einer so kurzen Bekanntschaft für möglich gehalten hätten. Aber dergleichen begegnet uns auf Reisen sehr leicht und das Gefühl, welches sich dabei in unserm Herzen bemerklich macht, ist eben so unangenehm, wie das Begegnen und der Verkehr mit geistesverwandten Personen angenehm war. Denn in der Fremde, wo das Herz des empfindsamen Reisenden allen Eindrücken offen steht, der conventionelle Zwang beschränkten Lebens aufhört und die poetische Anschauung vorherrscht, reicht oft ein Tag, ja eine Stunde hin, herzliche Bande zu knüpfen, die in der Prosa des heimatlichen Alltagslebens, wo das Philisterium verwaltet und unser Herz oft leider verschlossen ist, in Jahren nicht zusammengefügt werden könnten.

War es nun eine Art verzeihlicher Neugierde, das verheißene Stilleben auf den Gütern der gastfreundlichen Herren kennen zu lernen und die Entzifferung ihrer Charaktere fortzusetzen, oder war es der Trieb und Drang der Künstlerseele überhaupt, etwas Neues, Schönes und Großes zu sehen – genug, die drei Freunde fanden sehr bald, daß sie auf dieser ihrer ersten Station lange genug verweilt und daß es also Zeit sei, den Wanderstab weiter zu setzen.

So sehen wir sie denn schon am nächsten Morgen nach der Abreise der alten Herren ihr Bündel schnüren, von dem freundlichen Wirth des Gasthauses in Putbus Abschied nehmen und einen Wagen besteigen, der sie

nach Mönchgut befördern sollte. Da es aber nicht unsere Absicht ist, sie auf diesen kurzen Ausflügen Schritt für Schritt zu begleiten, wir vielmehr uns beeilen müssen, sie an Ort und Stelle zu bringen, wohin sie eingeladen waren und wohin sie sich selber sehnten, so wollen wir bloß erwähnen, daß sie drei bis vier Tage auf der seltsam vom Wasser zerrissenen, von Höhen und Thälern durchzogenen Halbinsel verweilten, die den Namen Mönchgut führt und deren Bewohner von uralter Zeit her die charakteristischen Eigenthümlichkeiten bewahrten, die sie im Munde der Geschichtsschreiber wie in den Augen der Reisenden so berühmt gemacht haben.

Mancherlei Schönes und Neues, auf Land und Meer Bezügliches, hatten die jungen Männer in diesen Tagen erlebt und gesehen, und wie es auf ihre künstlerische Natur gewirkt, könnten wir am besten erfahren, wenn wir ihren Gesprächen lauschen wollten, die sie, auf öder Felsklippe oder am Strande der schimmernden See sitzend, so häufig mit einander führten. Allein auch dazu mangelt uns die Zeit, und so wollen wir nur eines Abends gedenken, wo sie auf dem romantischen Peerdvorgebirge saßen und Jeder von ihnen auf seine Weise beschäftigt war, was sie jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit ein paar Worte zu wechseln und sich gegenseitig ihre Empfindungen mitzutheilen.

In der Regel hatte der Maler an solchen Punkten und zu solcher Zeit sein großes Skizzenbuch auf den Knien ausgebreitet, um bald einen vom Winde seitwärts gebeugten Baum, bald eine eigenthümlich gebaute Hütte,

bald eine menschliche Gestalt zu zeichnen. Gustav Steinau saß unmittelbar neben ihm, schrieb Notizen für künftige Arbeiten nieder und warf mit Vergnügen dann und wann einen Blick auf den rasch über das Papier fliegenden Bleistift des Malers, während Willibald, etwas abgeondert auf einem bequemen Sitze hockend mit seiner feinen Stimme eine Melodie sumnte und die seltsamen Charaktere in ein dazu mitgenommenes Buch eintrug, in denen die Musiker ihre Gedanken und Phantasieen der hörenden Welt überliefern.

Auch diesmal saßen sie in der angedeuteten Weise auf hoher Uferstelle. Vor ihnen dehnte sich unabsehbar das still wogende Meer in heiterer Bläue aus, ein wolkenloser Himmel lächelte ermuthigend auf sie hernieder und dicht zu ihren Füßen rollte sich der öde zerrissene Strand des einsamen Vorgebirges aus, dem der weitsegelnde Schiffer, der für jeden sichtbaren Punkt einen Namen hat, die Bezeichnung Peerd beigelegt hat. Auch jetzt skizzirte Heinrich eine vom Alter gebeugte Kiefer, die ihre Zweige, gleichsam verzweifelnd über den ewigen Wind, der an diesen Küsten tobt, zur Erde streckte, um Schutz und Schirm auf dem heimatlichen Boden zu suchen, und Willibald überlas mit ungetheilte Aufmerksamkeit die Composition eines Liedes, das er so eben niedergeschrieben. Nur Gustav saß anscheinend gedankenlos zwischen ihnen und beschäftigte sich damit, kleine Steine den steilen Abhang hinabrollen zu lassen, der sich unmittelbar unter ihren Füßen öffnete.

Aber dennoch hatte er Gedanken, recht viele sogar, und wo flogen sie hin? Warum war er, früher so mittheilsam, so gesprächig, so lebhaft, jetzt so oft stumm, geheimnißvoll, als nähme er an dem augenblicklichen Vergnügen seiner Freunde nicht den geringsten Antheil? So fragte sich der Maler, der schon oft eine Anspielung über das seltsame Gebahren des Freundes hatte laut werden lassen. Plötzlich legte er seinen Zeichenstift nieder, hob das Auge auf und sich dann auf seinem Sitze bequem wie zur gemüthlichsten Ruhe niederlegend, sagte er:

»Da fällt mir eben ein, Gustav, daß wir Dir wahrscheinlich ganz umsonst einen anderen Namen beigelegt haben.«

Gustav zuckte wie vor Schreck leise zusammen, und sein helles Auge auf das dunkle des Freundes richtend, fragte er, ohne eigentlich zu wissen, wie er dazu kam: »Was meinst Du damit?«

»Nun, das ist doch sehr einfach, denke ich. Sieh Dich einmal um. Begegnen uns wohl hier so viele Menschen, wie Du es Dir vielleicht gedacht hast? Liegen nicht die meisten Strecken in diesem seltsamen Lande öde und leer? Und Du glaubtest, Dein hartherziger Onkel würde Dir gleich bei der Landung entgegenlaufen und Dir –«

»O, laß das!« unterbrach ihn Gustav, die Hand abwehrend gegen den Freund ausstreckend und die Augen verlegen nach der andern Seite wendend. »Thu' mir den Gefallen und erinnere mich nicht so oft daran –«ich mag nicht an die Vergangenheit denken, und die Zukunft –«

»Die stellst Du Dir stets zu dunkel vor, mein Lieber!« rief der Maler lebhaft aus. »Höre einmal, was soll überhaupt das Geheimthun? Sei nicht so eigensinnig! Nenne mir Namen und Wohnort des gestrengen Herrn und ich will nach ihm forschen und Dir dann meine Meinung über ihn und Dich selber sagen.«

»Nicht doch, Heinrich, überlaß mir das selber. Am liebsten aber sähe ich es, wenn dieser Punkt ein für alle Mal aus unsrer Unterhaltung gestrichen würde.«

»Gut, dann grüble Du aber nicht immer und gieb mir Veranlassung, darauf zurückzukommen.«

»Hört einmal,« begann der Musiker plötzlich, schlug sein Buch zu und steckte es ein, »Ihr seid auf dem besten Wege, mit einander zu zanken. Darum sind wir nicht hierher gekommen und ich preise die Vorsehung, daß sie uns drei verschiedene Pforten geöffnet hat, durch die ein Jeder von uns seinen eigenen Weg verfolgen kann. Es wird Euch ganz gut thun, einmal ein paar Tage getrennt von einander zu leben, um zu erkennen, daß Ihr doch nicht ohne einander existiren könnt.«

»O, o,« sagte Gustav, auf der Stelle besänftigt, »ich zanke ja nicht.«

»Und ich auch nicht, ich spreche nur meine Meinung aus,« rief Heinrich und wandte sein heiteres Gesicht voll und freundlich den Beiden zu.

»Dann mag es gut sein,« schloß Willibald, »und nun gebt Euch die Hand und dieses Kapitel soll nicht wieder erwähnt werden.«

»Meinetwegen!« rief der Maler, von seinem Sitze aufspringend und den weggeworfenen Stock ergreifend. »Wohlan denn, laßt uns aufbrechen nach dem Dorf, wo wir unsre Sachen gelassen, und setzen wir dann die Reise fort. Also über die Granitz und die schmale Haide nach dem Wunderlande Jasmund und zuerst zu dem guten freundlichen Carling, wie ihn seine Freunde nennen. Vorwärts!«

Doch bevor sie Jasmund und die Lenz erreichten, hielt sie die herrliche Granitz mit ihren köstlichen Aussichten vom Tempelberge, wo damals gerade das jetzt so berühmte und vielbesuchte Jagdschloß erbaut wurde, noch einen ganzen Tag auf und von den Gerüsten des letzteren warfen sie zum ersten Male einen Blick auf die anmuthig geschwungene Prorer Wiek, deren nördkiches Drittheil schon die Ufer von Jasmund bespült – Jasmund an dem ihre nächsten Wünsche und Hoffnungen mit begehrllicher Künstlerseele hingen. Aber noch einen übersichtigeren Blick auf das kleine Ländchen gewannen sie von der Schwedenschanze der Prora aus. Von hier aus konnte man schon die ersten Anhöhen und den allmählig aufsteigenden Felsrücken der Halbinsel genauer überschauen, und wäre ein Kenner des Landes unter ihnen gewesen, so hätte er ihnen den schönen Lenzberg zeigen können, auf dessen Gipfel das berühmte Hünengrab liegt, von dessen Plattform aus man eine der schönsten Aussichten über einen großen Theil Rügens und die wunderbar herrliche nächste Umgebung genießt.



So war denn auch der schmale sandige Erdgürtel überwunden, der Rügen von Jasmund trennt und den man die schmale Haide genannt hat. Von dem Augenblick an, wo zur rechten Seite des Weges ein aufgestellter Wegweiser die Bezeichnung ›Gränze von Jasmund‹ trägt, wurden unsre Künstler schweigsam und mit neugierigen und gespannten Blicken betrachteten sie die bewaldeten Anhöhen zur Linken und das laut rauschende Meer zur Rechten, das hier schon mit ernsterer Miene und dumpferem Gestöhne seine wachsende Macht verräth, als erwarteten sie, hinter jenem das trauliche Wohnhaus des guten Melms und auf diesem seine Boote mit geschwellten Segeln schwimmen zu sehen.

Allein noch ziemlich eine Stunde mußten sie warten, bis der Mann, der sie fuhr, ihnen von ferne das Gut ›die Lenz‹ bezeichnete, dem sie so eifrig zustrebten.

Man war eben durch ein Gehölz gefahren, welches mit einfachster Ländlichkeit die reizendste Romantik verbindet, ein Gehölz, das sich mit jähem Absturze bis zur See erstreckt und dessen abschüssige Schluchten, in denen zwischen verwittertem Gestein und umgesunkenen Baumstämmen die lieblichsten Blumen blühen, der kleine Tribberbach malerisch durchrieselt.

Dies reizende und viel besuchte Gehölz gehört zum Gute Lanken und sobald man aus demselben hervortritt, hat man schon den Fuß auf das Gefilde der Lenz gesetzt, wenigstens gehörte es noch zu der Zeit dahin, welche wir hier im Auge haben.

Als die matt gewordenen Pferde mit dem schweren Wagen mühselig die Anhöhe hinauf keuchten und nun der Blick ringsum frei ward, senkte sich die Sonne schon allmählig ihrem Untergange zu. Aber noch waren ihre Strahlen heiß und vergoldeten Land und Meer, welches letztere zur Rechten lag und bei schwachem Ostwinde leise rauschend gegen den scharf abfallenden Strand brandete.

Die Freunde waren in Betrachtung der lieblichen Gegend versunken, als der Kutscher plötzlich rief:

»Da, meine Herren, haben Sie den Lenzenberg, und das da oben, dicht vor dem Wald ist das schöne Hünengrab, wonach Sie schon so viel gefragt haben.«

»Das da – dort?« fragte einer der Freunde nach dem andern mit vor Freude höher klopfendem Herzen.

»Ja, das ist es. Es ist das höchste im ganzen Lande und am besten erhalten von allen. Herr Melms hegt und pflegt es nach Kräften und es darf weder Pflug noch Egge weiter als bis an seinen äußersten Rand vordringen. Er liebt es, von dort oben seinen Ausguck zu halten und wenn Sie ihn besuchen, werden Sie ihn wohl oft dahin begleiten müssen.«

Die drei Freunde starrten schweigend empor nach der Höhe, und in der That, das kegelförmige Gebilde, rings mit kleinen Buchen bepflanzt und so einsam, so hoch in die Lüfte ragend, macht schon von hier unten einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer, der für dergleichen Reliquien aus uralter Vergangenheit Herz und Sinn hat.

»Wahrhaftig, begann Gustav Steinau aus tief bewegtem Herzen zu seinen Gefährten zu sprechen, »wahrhaftig, wer es auch gewesen sein mag, der auf den seltsamen Gedanken kam, seine geliebten Todten nach jener Höhe zu schaffen, sie dort zu begraben und ihnen durch die riesige Erdsäule ein unvergängliches Denkmal zu errichten, es muß ein Geschöpf von Geist und Gefühl gewesen sein, mag es nun tausend oder gar dreitausend Jahre vor Christus gelebt haben, wie die Geschichtsforscher muthmaßen. Denkt Euch einmal die Zeichen der aufblühenden Cultur von diesem Boden fort; ringsum, so weit Euer Auge reicht, starrte das Land von himmelanstrebenden Eichen, Buchen und Tannen, und unter ihnen lebte, kämpfte und opferte seinen Götzen ein Volk, dessen Namen wir jetzt Lebenden nicht einmal mehr nennen können. Und nun denkt Euch, in einem ihrer, Nationen vertilgenden Kämpfe ist ihr oberster Fürst und Priester den Heldentod gestorben. Das ganze Land wehklagt und jammert und riesige Scheiterhaufen sind auf allen benachbarten Höhen errichtet, um ihm zu Ehren weit hinleuchtende Feuer aufflammen zu lassen und den Blick der unbekanntenen Götter da oben auf das Schauspiel hier unten hinzulenken. Und tief, tief in die Erde auf jenem höchsten Punkte haben die vielen Getreuen eine ungeheure Grube gegraben und mit mühselig behauenen Riesensteinen, denn sie kannten noch keine eisernen Handwerkzeuge, dieselbe ausgefüllt. Und nun kommen sie in endlosem Zuge über die Berge und durch die Wälder gezogen, und mit

Asche bestreuten Häuptern und wundgeweinten Gesichtern tragen sie auf ihren Schultern die Gebeine, des theuren Herrschers empor. Wie? Seht Ihr im Geiste, wie ich, den endlosen Zug?«

Der Fuhrmann blickte sich bei diesen mit poetischer Erhebung gesprochenen Worten des Dichters ängstlich und scheu von seinem Vordersitze nach allen Seiten um, als fürchte er, die Zeit könne tausende von Jahren rückwärts schreiten und die Gräber der Vergangenheit mit den Männern von riesigen Leibern und knochigen Gliedern sich vor seinen Augen aufthun.

»Ja,« fuhr der Redende mit steigender Begeisterung fort, »man glaubt ihn wenigstens zu sehen, wenn man eine rege Phantasie und die Gabe hat, sich im Geiste hundert Menschenalter in die Vergangenheit zurückzusetzen. Und voran dem unabsehbaren Zuge schreiten in flatternden Gewändern und mit hochgetragenen Götzenbildern die Priester, und als Alle auf dem Gipfel des Berges angekommen sind, erheben sie einen Mark und Bein durchschauern den Gesang und lassen ihre Wehklagen bis in die Wolken und weit über Land und Meer dringen. Dann aber legen sie ihren verehrten Todten in die kühle Gruft, häufen seine Waffen neben ihm auf und tragen mit tausend Armen den großen Denkstein herbei, der die Gruft schließt, schütten Erde darauf und stellen ringsherum im Kranze die gewaltigen Granitblöcke auf, die ihnen das Meer mit dem wogenden Eise zur Winterzeit von Skandinaviens Felsenküsten her an den Strand gespült hat. Und so liegt der erhabene Todte noch heute, meine

Freunde. Die Erde ist nicht von dem Grabe und der Denkstein nicht von dem Sarkophage genommen; aufgerichtet, als wären sie erst gestern hierhergebracht, stehen die Blöcke von Granit noch und bewahren und beschützen treulich die ihnen anvertraute Häuptlingsleiche. Ist das nicht groß, nicht seltsam, nicht poetisch, meine Freunde? Und wir, wir sollten gefühllos an solcher Stätte vorüberschreiten? Nein, laßt uns Gott, *unserm* höchsten Wesen danken, den jene Männer noch nicht kannten, daß er uns Geist und Sinn verliehen, mit den Gedanken den seither entschwundenen Zeitraum zu durchlaufen und die poetische Handlungsweise derselben zu begreifen, ihre großen Todten hoch über dem Gewühl des niedern Erdenlebens zu bestatten und sie, dem Himmel näher gerückt, wo ihre Seele in Entzücken schwelgt, gleichsam im Geiste fortleben zu lassen, die Erde überschauend, die sie regiert, und das Meer betrachtend, dessen Wellen ihre Schlachten oft vom Blutes der Feinde haben sich röthen gemacht. O ja, es ist ein poetischer Gedanke, dort oben zu schlafen – zu schlafen, wie ein Todter schläft, ruhig und ungestört, ewig, erhaben über allem Lebendigen und so nahe den Wolken wie möglich!«

Der Dichter schwieg, von seinen eigenen Worten tief ergriffen; so auch die Freunde. Der eingeborene Landmann aber, der die Pferde lenkte, ließ diese im langsamsten Schritt geben, denn auch er hatte die lachende Gegenwart vergessen und fühlte bei dem Gedanken auf die vergangenen Zeiten einen seltsamen Schauer durch seine Glieder rieseln.

»Nun, Freund, wie ist es,« fuhr endlich der Maler aus seinem Sinnen empor, »haben wir bald die Lenz erreicht?«

Der Mann fuhr erschrocken zusammen, sammelte mühsam seine Gedanken und, mit der Peitsche auf ein Gehöft deutend, welches rechts vom Wege mitten in einem wogenden Weizenfelde an einem Abhange lag, der sich allmählig der See zuneigte, sagte er: »Ja, mein Herr, ja, ja, das da, das ist die Lenz!«



Ueber ein wellenförmiges, mit kräftigem Weizen bestandenes Land rollte nun der Wagen auf besser gewordenen Wegen leicht dahin, lenkte seewärts nach dem Gehöft herum und fuhr dann rasselnd und polternd auf hartem Steinpflaster in den geräumigen Hof ein. Als ein lange, weißgetünchtes und mit dickem Rohrdach bedecktes Gebäude, zwar nur ein Stockwerk hoch, aber mit weithin blickenden Giebelfenstern auf beiden Enden versehen, stellte sich das Herrenhaus der Lenz dar; flügelartige, seewärts laufende Scheunen von mächtiger Ausdehnung, durch einen breiten Hofraum vom Hauptgebäude getrennt, schlossen sich demselben an und bildeten so ein nach der See hin offenes Viereck, wie man dergleichen Gehöfte auf Rügen sehr häufig findet. Vor dem Hauptgebäude lag jenseit der vorüberführenden Straße der reinlich gehaltene Viehhof, den von der Seeseite her

eine niedrige Steinmauer einschloß, so daß von den Fenstern aus der Blick ungehindert das Meer bestreichen konnte. Die Thür des Hauptgebäudes lag zwischen vier Fenstern auf jeder Seite in der Mitte, davor standen Bänke von grügestrichenem Fichtenholz, und auf den äußeren Flügeln derselben zwei gewaltige Nußbäume, die der langen einfachen Front einen gemüthlichen, heimathlichen Auftrieb verliehen.

Als der Wagen rasselnd über den Hof fuhr und vor dem Herrenhause anhielt, entwickelte sich fast augenblicklich ein reges Leben in und außer demselben; neugierige Gänse, Enten und Hühner kamen schnatternd und gackernd hierbeigelaufen, nur die Ankömmlinge zuerst zu begrüßen, und ein Rudel wachsamer Hunde von allen möglichen Racen that seine Schuldigkeit mit lautem Gebell und heiserem Gekläff.

Alsbald aber erschien ein alter Knecht aus einer der Scheunen und brachte die aufgeregten Zwei- und Vierfüßler in Ruhe und zugleich trippelte die Haushälterin, eine bejahrte, zierlich ländlich gekleidete Matrone herbei, der drei bis vier derbe Mägde neugierig folgten, um die bereits erwarteten Fremden nach altem Fug und Brauch würdig zu begrüßen. Aber wie erstaunten sie alle, als sie nicht nur die freundlichen jungen Herren sondern auch die seltsam geformten Kasten sahen, in denen diese ihre Instrumente mit sich führten. Laut lachend oder heimlich kichernd stießen die Mägde einander an, aber sodann griffen sie rüstig zu und in wenigen Minuten war der Wagen seines ganzen Inhalts beraubt und Großes

und Kleines in dem geräumigen Flure des Herrnhauses sicher untergebracht. Vor den drei Künstlern aber stand die alte Haushälterin, Jedem die Hand schüttelnd, hieß sie willkommen und rief einmal über das Andere: »O, wie wird sich der gute Herr freuen, er hat Sie schon seit gestern Morgen erwartet!«

»Also wir sind ihm willkommen?« fragte der Maler, der seine ganze angeborene Heiterkeit bei diesem herzlichen Empfange frisch hervorbrechen fühlte.

»O Herr, und wie! Kommen Sie nur herein, Sie werden Alles zu Ihrer Bequemlichkeit hergerichtet finden.«

»Aber wo ist denn Herr Melms?« fragte der sanfte Musiker, der nach dem treublickenden Auge seines Wirthes Verlangen trug.

»O, der wird bald hier sein,« erwiderte die Haushälterin, Frau Elsche, rasch in das erste Zimmer zur Rechten eintretend. »Er ist nur auf das Feld gegangen, wie er alle Abende thut, und wahrscheinlich hat er Sie von dem Hügel da oben schon kommen sehen.«

»Ist er da oben?« fragte Gustav Steinau, der sogleich Lust empfand, den Berg zu ersteigen. »O, dann wollen wir ihm entgegengehen und ihn auf seinem Lieblingssitz begrüßen.«

»Ja, ja doch! Aber nicht so eilig, junger Herr!« rief Frau Elsche, mit ruhiger Würde ihn betrachtend. Sie werden doch erst einen Imbiß nehmen wollen!« Und ohne sich weiter in dem althergebrachten Brauche stören zu lassen, die Gäste gleich mit etwas reeller Nahrung zu empfangen, gab sie zwei flinken rothwangigen Mägden rasche



Befehle, und diese hatten mit einer Gewandtheit eine Tafel aufgeschlagen, mit schneeweißem Linnen belegt, Teller aufgestellt und so viele verschiedenartige Speisen heringetragen, daß unsre Freunde ebensowenig begreifen konnten, woher die Fülle so schnell kam, noch was damit angefangen werden solle.

Unterdessen aber hatten sie auf den beiden großen, mit braunem Leder überzogenen Sophas Platz genommen und die innere Einrichtung des Zimmers mit raschem Auge überflogen. Es war ein großer Raum mit drei Fenstern, die zwar ziemlich klein waren, denn man mußte hier stets auf Wind gefaßt sein, aber Licht und Luft genug herein ließen, um ihrem Zwecke vollständig zu entsprechen. Die ganze übrige Einrichtung war weder kostbar noch überladen, aber sie war mehr als das, sie war bequem, einladend und mit einem Hauch patriarchalischer Gemüthlichkeit überzogen, wie das Haus und der ganze Hof, was sich sogar auf die Leute erstreckte, die darin und daraus herumwirthschafteten.

Als nun der große Gasttisch die ganze Last empfangen hatte, die man ihm aufzubürden die Grausamkeit besaß, trat Frau Elsche wieder mit einem tiefen Knix heran und lud die lieben jungen Herren zum Imbiß ein, worauf sie sogleich eigenhändig zwei Flaschen Rothwein entkorkte, die zuletzt noch eine Magd in einem altväterischen Flaschenkorbe hereingebracht hatte.

»Da der Herr nicht hier ist,« sagte die behäbige Frau, »so muß ich für den Augenblick schon selbst die Wirthin spielen, und wenn das nicht auf die Weise geschieht, wie

Sie es gewohnt sind oder erwartet haben, so müssen Sie hübsch vorlieb nehmen – wir sind eben auf dem Lande und die Altrügianer pflegen nicht viele Umstände zu machen. So, nun essen und trinken Sie, meine Herren, Gott segne die Mahlzeit!«

Die jungen Leute ließen sich das nicht zweimal sagen, sie griffen wacker die kalten Fleischspeisen, den selbstbe-reiteten Käse und die Butter an, die eben erst frisch aus der Milchkammer hervorgegangen war. Als sie aber mit dieser angenehmen Beschäftigung bald zu Ende gekommen und Messer und Gabel niederlegten, riß Frau Elsche weit die Augen auf und sagte: »Nun? Sind Sie schon satt? Schmeckt es Ihnen denn nicht auf der Lenz?«

»Wir sind satt, beste Frau, und es hat uns trefflich geschmeckt,« erwiderte der heitere Maler, »aber es drängt uns, Herrn Melms aufzusuchen, der mit uns nachher gewiß noch eine Mahlzeit hält.«

»Nun, das ist natürlich, dies war ja nur ein kleines Vesperbrod und der Appetit ist eine unsrer besten Gottesgaben auf der Lenz. Aber gehen Sie, ja, gehen Sie, ich sehe, Sie sind zu unruhig zum Sitzen, und nun kommen Sie, ich will Ihnen selbst den besten Weg nach dem Lenzberge zeigen, wo Sie gewiß dem Herrn begegnen.«

Sie trippelte voran, von zwei Dachshunden umsprungen, die ihr vor Freude, daß sie mitgehen durften, in die wogenden Röcke bissen; und nachdem sie über den Hof

gegangen, deutete sie auf einen Fußsteig, der unmittelbar jenseit des Fahrweges bergan durch ein junges Buchenholz führte, womit auf dieser südlichsten Spitze die gewaltige Stubnitz, der schönste Wald auf Rügen begann.

»So,« sagte die Matrone, stehen bleibend und mit dem Finger auf den Weg deutend, »dies ist er; ihn verfolgen Sie nur, bis er auf ein Roggenfeld stößt, und da werden Sie linksab den Lenzberg mit dem alten Hünengrabe schon vor sich liegen sehen. Aber blicken Sie sich nicht um, ehe Sie oben sind,« rief sie ihnen nach, die schon munter emporstiegen, »Sie verderben sich sonst die ganze Ueberraschung!«

Die drei Freunde, schon von diesem ersten herzlichen Empfange auf's Höchste zufriedengestellt, stiegen den ziemlich steilen Pfad, der durch dichtes Unterholz und verschiedene Schluchten führte, durch welche bei heftigem Regen unzählige kleine Bäche herniederrieselten, munter hinauf; während sie aber die ziemlich bedeutende Höhe erklimmend von Zeit zu Zeit stillstehen, um frischen Athem zu schöpfen, wollen wir einen Blick auf ihren Wirth richten und dem Leser ein Bild von seinen Lebensschicksalen und seinem Charakter zu entwerfen versuchen, da der Mann es wohl werth ist, sich einige Zeit mit ihm und seinen Verhältnissen zu beschäftigen.

Carl Melms, der Letzte seines Stammes, denn alle seine Verwandte väterlicher wie mütterlicher Seite waren rasch auf einander vor mehreren Jahren gestorben, war der Sohn eines Rügianischen Landmannes, dessen Vater vor langer Zeit nach Amerika ausgewandert war und sich

dort ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben hatte. Als der Großvater unsers Melms starb, fiel dasselbe an seinen Vater, der damit ein großes Gut im Herzen von Rügen erwarb, aber es nicht recht zu bewirthschaften verstand und so fast sein ganzes Erbe wieder einbüßte. Carl Melms, schon halb erwachsen, sah mit ziemlichem Gleichmuth den allmäligen Verfall des väterlichen Gutes, nur dauerte ihn der Vater, der weniger leicht den Uebergang vom reichen zum armen Manne ertrug, denn unser Freund hing von Jugend auf nicht am todten Mammon und ein selbst erarbeitetes Vermögen schien ihm mehr Segen und Genuß zu versprechen, als ein zufällig ererbtes. Als er daher den Kummer über den früh verstorbenen Vater bewältigt, fand er sich leicht in die ihm auferlegte Schickung und trat bei einem reichen Pächter in Dienst, von dem er die Landwirthschaft aus dem Grunde erlernte. Da er fleißig, bescheiden und überaus anspruchslos war, gewann ihn sein Principal lieb, sandte ihn auf eine Ackerbauschule und ließ ihm wissenschaftlichen Unterricht ertheilen. Je mehr Kenntnisse nun der junge Mann erwarb, um so genügsamer und fleißiger wurde er, um so ernstere Richtung nahm sein männlicher Geist, um so edlere Eigenschaften sein weichgebildetes Herz an. Aber auch sein Gönner starb vor der Zeit und die wissenschaftlichen Studien wurden dadurch unerwartet früh abgeschnitten. Desto eifriger setzte er nun auf eigene Hand dieselben fort und es gelang ihm bei seinem guten Willen, in wenigen Jahren Kenntnisse zu sammeln, wie sie in seiner Jugend die Landleute Rügens nur in sehr geringem

Maaße besaßen. Da er keine Mühe scheute und seinem edlen Ehrgeize keine Stellung zu geringfügig war, nahm er zuerst die Stelle eines Schreibers oder Aufsehers auf einem größeren Gute an, welches, Grünthal mit Namen, einem reichen Manne im nördlichen Jasmund gehörte.

Von jener Zeit an schreibt sich seine innige Freundschaft mit dem Sohne dieses Mannes, mit Alfred Brunst her, eine Freundschaft, die mit den vorschreitenden Jahren einen fast brüderlichen Charakter annahm. Der alte Brunst, der die geistigen Fähigkeiten und überhaupt die lobenswerthen Eigenschaften seines neuen Schreibers zu würdigen verstand, begünstigte ihn auf alle Weise und veranlaßte ihn endlich, die Lenz zu pachten, die damals gerade ihren Besitzer verloren hatte. Carl Melms, obgleich nach Höherem strebend, wollte aus Gutmüthigkeit und Dankbarkeit seinem Gönner nicht entgegenhandeln und so bewirthschaftete er die neue Pachtung mit frohem Muthe und äußerstem Fleiße, wobei er bemüht war, durch eigenes Nachdenken und Studium seine Kenntnisse nach allen Richtungen noch mehr zu erweitern. Der fast beispiellose Erfolg in der Bewirthschaftung des Gutes, den er hauptsächlich der Einführung neuerer Culturmethoden, nebenbei auch einer langen Reihe gesegnetter Jahre verdankte, ermuthigte ihn, die Lenz als Eigenthum zu erwerben, die er nun in ein höchst erträgliches Grundstück umwandelte, wodurch er endlich ein wohlhabender, ja nach seinen Verhältnissen vielleicht ein reicher Mann wurde.

Fünfundzwanzig Jahre bewohnte er sie nun schon und in dieser Zeit war er allmählig zu dem Manne herangereift, den wir in ihm kennen gelernt haben. Er war also ein von unten auf langsam herangebildeter Landwirth, der immer und überall der Natur ablauschte, was von ihr zu lernen dem Menschen ersprießlich und nützlich ist, mit der feinen Unterscheidung begabt, vom Guten das Bessere, vom Besseren das Beste zu unterscheiden und für sich zu verwenden. Seine Gutherzigkeit, seine Biederkeit und sein verträglicher Sinn hatten ihm viele Freunde und überall Anhänger erworben, wie er seine Bekannten auch nur stets in Kreisen suchte, in denen ein höheres Element der Bildung, des Anstandes und der fortschreitenden Geistesentwicklung zu finden war. Seine besten Freunde aber waren und blieben Alfred Brunst und Gottlieb von der Oehe. Mit Letzterem war er erst später bekannt geworden und zwar als er noch in seiner, durch äußere ungünstige Verhältnisse aufgehaltenen Entwicklungsperiode begriffen war; auch bei dieser Bekanntschaft, die er zu einer Zeit machte, als Herr von der Oehe sich in bedrängter Lage befand, hatte sein edles Herz, sein hülfsbereiter Sinn und seine unzweifelhafte Menschenliebe sich in ihrem höchsten Glanze gezeigt, wie wir später noch genauer erfahren werden.

Zwischen ihm und Alfred Brunst aber, mit dem er durch Bande unauslöschlicher Dankbarkeit gegen dessen Vater wie durch innige persönliche Neigung verbunden war, hatte sich allmählig eine heutzutage immer seltener gefundene Freundschaft entwickelt. Alfred Brunst,

ein geistig belebter, durch Erfahrung und Kenntnisse umsichtiger und durch eine von Hause aus glücklichere Lebensstellung ungemein begünstigter Mann, hatte bisweilen eine gewisse herrische Manier, seine Ansicht zur Geltung zu bringen bewiesen, aber dann war Melms immer der nachgiebige, nach allen Seiten hin lenkbare und, wo es sein mußte, sich unterordnende Freund gewesen, wobei er jedoch stets seine Würde behauptete und in allen Lagen Eigenschaften entwickelte, die ihn jenem charakterfesten Manne nur um so theurer und kostbarer gemacht hatten. In Carl Melms' sanftem Wesen herrschte eine seltene Abneigung gegen Zwietracht und Uneinigkeit vor und selbst eine vorübergehende Meinungsverschiedenheit konnte er selten länger als eine halbe Stunde ertragen. Daher gab er überall, wo er es mit gutem Gewissen vermochte, den Vermittler ab, und gerade diese Rolle hatte er in früheren Zeiten oft zwischen den beiden andern Freunden übernehmen müssen, die in ihrer schrofferen Auffassung menschlicher Lebensverhältnisse und in ihrer natürlich derben Weise, sich gegen und über einander auszusprechen, wohl dann und wann in ihren Ansichten weit aus einander gerathen waren.

So wirkte und lebte er in seinem beschränkten Kreise, den er seit seinen männlichen Jahren nie mehr überschritten hatte, unangefochten und ruhig fort. Mit Mitteln reich gesegnet, that er Gutes, wo er es thun konnte, ohne viel Aufhebens davon zu machen und am liebsten war es ihm, wenn Niemand seiner wohlthätigen Handlungen jemals vor ihm Erwähnung that.

In ähnlicher Weise zeigte er sich auch seinem zahlreichen Hausstande gegenüber. Ohne alle Ansprüche, gegen Vornehmere und Reichere, wie gegen Aermere und Niedrigere der immer gleich freundliche und dienstfertige Mann, war er mehr Vater als Herr seiner Untergebenen; er sprach seine Meinung nur ernst, langsam und bedächtig aus, bürdete Niemanden mehr auf, als er zu leisten vermochte, und der Erfolg davon war stets der beste und lohnendste. Darum auch schloß sein Hof, sein Haus sein ganzes Erdenglück ein; außer einigen seiner nächsten Nachbarn besuchte er nur von Zeit zu Zeit seine beiden Freunde oder traf mit ihnen an einem bestimmten Orte zusammen, wenn sie seitten Rath, seine Meinung oder seinen Beistand verlangten, wozu er Tag und Nacht mit freudigstem Herzen bereit war.

Seinen höchsten Genuß hatte er von frühster Jugend an in der Musik gefunden und sogar eins der schwersten Instrumente, die Flöte, mit seltener Fertigkeit gehandhabt. Da er in einem Lande lebte, wo nur selten eine größere Orchestermusik gehört wird, so war er oft aus dem einzigen Grunde nach den benachbarten Städten gereist, um sein Ohr zu erlaben und den musikalischen Drang seines stillen Herzens zu befriedigen. Allein in letzter Zeit hatte er sich leider die Ausübung seiner Liebhaberei untersagen müssen, die Flöte lag fast unangerührt und stumm in ihrem mit Sammet gefütterten Mahagonikasten und nur selten in glücklichen Stunden versuchte er es noch, ihr einige klagende Töne zu entlocken, die immer klagender und melancholischer wurden, je mehr er



fühlte, daß das Blasen derselben seine Brust angriff – ein trauriger Umstand in seinem Leben, dessen wir sogleich nähere Erwähnung thun müssen.

So werden wir denn die Wärme und Lebhaftigkeit nicht weiter zu erklären haben, mit welcher er im ungestillten Triebe nach Befriedigung einer so edlen Liebhaberei den Künstlern auf den Vilm nacheilte, und eben so leicht wird sich daraus die Freude ergeben, mit welcher er sie einlud, sein einsames Gut zu besuchen und mit welchem Verlangen er sie jetzt daselbst erwartete. Namentlich der stille, sanfte Musiker war ihm in kurzer Zeit eine liebe Erscheinung geworden, und wenigstens ihn so lange wie möglich an sich und sein Haus zu fesseln, war sein fester Vorsatz geworden.

Was nun jenen traurigen Umstand betrifft, auf den wir schon hingedeutet haben, so wäre Carl Melms ein vollkommen glücklicher Mann gewesen, hätte die Natur selbst ihm nicht ein großes Leid auferlegt und damit vielen seiner Wünsche eine unübersteigliche Schranke gesetzt. Sie hatte ihm nämlich eine Krankheit aufgebürdet, deren allmälige Entwicklung ihm selbst lange verborgen blieb und die ihn erst in den letzten Jahren mit lebhafter Sorge, oder, wenn wir lieber wollen, mit einem wehmüthigen Gefühle erfüllte. Sein Großvater, sein Vater waren an einem Herzübel gestorben und auch ihn hatte diese in der Regel tödtliche Krankheit mit langsam aber hartnäckig vorschreitender Energie ergriffen. Seinem rüstigen Körper zwar, der in voller Manneskraft zu stehen schien, merkte man den still nagenden Wurm nicht an,

er kränkelte weder, noch hatte er sich je des Rathes eines Arztes bedient; allein von Zeit zu Zeit empfand er einen dumpfen Schmerz in der Brust, der oft so sehr überhand nahm, daß er sein helles Auge verschleierte und seinen kräftigen Geist mit trüber Melancholie umnebelte. Seine Umgebung ahnte nichts davon, ja selbst seinen vertrauesten Freunden verschwieg er es, nur Alfred Brunst hatte es mit scharfem Auge und liebevoller Sorgfalt entdeckt und ihn oft vergebens gebeten, noch zu rechter Zeit die nöthige Hülfe in Anspruch zu nehmen. Allein, wenn dies dann und wann geschah, schüttelte er stets abweisend und lächelnd den Kopf und suchte um so eifriger den Freunden ein Uebel zu verhehlen, um ihre Sorge nicht zu merken und sie von allen Fragen nach seiner Gesundheit abzulenken.

Im Geiste allem Kommenden ruhig ergeben und nur bedauernd, die Flöte nicht mehr blasen zu können, wobei er jedesmal durch einen heftig klopfenden Schmerz an das allmählig zunehmende Uebel erinnert wurde, hatte er endlich auch diesem Genusse entsagt und sich geduldig in das Unvermeidliche gefügt. Dafür hatte er sich in letzter Zeit mit um so innigerer Wärme dem Genusse der Natur ergeben, und wenige Männer mögen so viel Vergnügen empfunden haben wie er, wenn sie die Jahreszeiten wechseln sahen, den Aufgang und Niedergang der Sonne beobachteten und das Wehen und Walten in der kleinen Welt um sich her wahr nahmen, das so voll Reiz und Poesie ist wie nichts auf der Erde sonst. Keine Erscheinung

im Reiche der Natur entging seinem aufmerksamen Auge. Das Spiel der flüchtigen Welle im leisen Winde, ihr Brausen und Brüllen im Sturm, der die Allmacht der geheimnißvollen weltbewegenden Kräfte entschleiert, war ihm stets ein kostbares Schauspiel. Alle Tage brachten ihm unzählig viel des Neuen, Erhabenen und Bewunderungswürdigen. Das Keimen der Saat, das Reifen der Früchte verfolgte er mit einer geheimen Lust, und stundenlang konnte er auf seinem Hünengrabe sitzen, oder im Haidekraut auf den Bergen liegen, um den Zug der vielgestalteten Wolken zu verfolgen, wenn sie der Wind über das Meer jagte, ein kühlender Luftzug im Sommer ihre wonnevollen Märchen erzählen ließ.

In solchen unschuldigen Genuß vertieft, fast verloren, schweiften seine Gedanken weit über Land und Meer, von dem er so wenig gesehen und wonach er sich doch seit seiner Jugend so heimlich geseht – und warum schauten seine Augen wohl je länger, je häufiger nach den spielenden Wolken hinauf? Ahnete er vielleicht, was ihn über kurz oder lang bedrohte, schlummerte in ihm das dunkle Gefühl, daß er sie bald nicht mehr sehen würde? Wir wissen es nicht, er sprach sich nie darüber aus, und nur andern Tage, bis zu welchem wir jetzt in unsrer Erzählung gekommen sind, gestand er sich selbst zum ersten Male ein, daß ein ernster Tag an seinem Lebenshorizonte heraufdämmere, viel ernster als irgend einer von denen, die ihm bis jetzt geleuchtet und mit Dank für so viel genossenes Gute gegen den Schöpfer der Welten erfüllt hatten.

Als der Nachmittag des Tages gekommen war, an welchem seine Gäste auf der Lenz eintrafen, hatte er keine rechte Ruhe mehr im Hause. Schon längst war Alles darin zu ihrem Empfange geordnet, und um sie recht bequem und in seiner nächsten Nähe unterzubringen, hatte er sogar von den oberen Giebelzimmern, die eigentlich für Gäste bestimmt waren, für diesmal Abstand genommen und die besten Gemächer auf dem unbewohnten Flügel seines Hauses eingeräumt, in denen sonst nur seine Freunde von der Oehe und Grünthal zu wohnen pflegten. Nachdem er nun noch die letzten Anordnungen getroffen, verließ er den Hof, und im Geiste bedenkend, was er den fremden jungen Männern zeigen und wie er sie unterhalten wolle, schritt er über die Felder, beschaute den reichen Segen, den sein Land dieses Jahr wieder verhieß, und erstieg freudig bewegt, aber langsam die Anhöhe, die zu dem Hünengrabe, seiner Warte, führte, wie er die Bank auf dem Berggipfel zu nennen pflegte. Endlich war er oben angekommen, und eine Weile stehen bleibend, um zu Athem zu gelangen, schaute er sehnsüchtig den Weg nach dem Lanken'schen Gehölz hinab, ob er vielleicht heute die längst Erwarteten ankommen sähe. Aber still und unbetreten lagen die Felder, die Wege, nur ein leiser Wind bewegte die langen Halme der Aecker, die in wenigen Wochen ihr grünes Kleid mit einem gelben vertauschen sollten.

Lange stand er still und warf einen befriedigten Blick auf sein Besitzthum und dann zunächst auf die blauschimmernde See, die sich unabsehbar vor ihm ausdehnte und heute, wie fast immer, unruhig wogte und an den Gestaden nagte, die sie vielleicht noch einmal zertrümmern wird.

Aber betrachten auch wir etwas genauer den Platz, auf dem er hier stand, und die schöne Aussicht, die sich seinen Blicken bot und noch heute dem Wanderer bietet. Das Hünengrab auf dem Lenzberge ist, wie gesagt, das am höchsten gelegene in dieser Gegend. Es beherrscht weitem das ganze Land und nur zur Linken beschränken die grünen Wipfel der Stubnitz die herrliche Aussicht. Das Grab selbst, kegelförmig abgestumpft, zeigt auf seiner höchsten Spitze eine breite Plattform, die mit jungen Eichen und Buchen umkränzt ist, deren Wachstum aber der ewig wehende Wind sichtbar zurückhält. Die Seitenflächen des kegelartigen Hügels sind mit dichtem Buchengestrüpp und wilden Rosen und Brombeeren bewachsen und mit großen Felsblöcken umstellt, durch die sich ein schmaler Pfad emporschlängelt, bis er oben vor einer Bank endet, auf welcher der Wanderer sitzend bequem nach allen Seiten schauen kann. Prachtvoll und unabsehbar dehnt sich gegen Osten hin das Meer aus und namentlich kurz vor Sonnenuntergang und beim Ostwind, wie heute, wo weiße Schaumwogen rasch über einander stürzen, deren silberne Kämme die schrägfalenden Sonnenstrahlen mit einem goldenen Schimmer

verbrämen, bietet es einen wahrhaft wundervollen Anblick dar. Einem guten Auge erkennbar taucht in Südosten die steile Wandung der Greifswalder-Oie aus den blauen Wogen auf und weiter rechts stürzt das düstere Peerdvorgebirge schroff in die See ab. Von diesem aus ziehen sich die Mönchguter Berge und die waldigen Anhöhen der Granitz nach Süden hin, auf deren höchsten Wipfeln das fürstliche Jagdschloß kühn aufstrebt und, freundlich winkend, die Gäste aus der Ferne einzuladen scheint, seine gewaltigen Zinnen zu ersteigen. Im Vordergrund, wenn wir in derselben Richtung das Land wie vorher das Meer betrachten, dehnt sich, von üppigen Weizenfeldern umgeben, das Lanken'sche Gehölz mit seinen Schluchten und Abgründen aus; über Aecker, Berge und Wiesen fort überblickt man im Westen einen bedeutenden Theil des Rügen'schen Landes, den großen und kleinen Bodden, die Insel Pultz mit ihrem friedlichen Gehöfte, und ganz im Westen ragen Thurmspitze, Mühlen und Bäume von Sagard über unzählige kegelförmige Hünengräber hervor, während weiter zurück die Kirche von Bergen stolz auf ihrer Höhe thront und noch weiter westlich das langgestreckte Hiddens-öe seinen gewölbten hohen Felsrücken zeigt. Gerade hier sank in diesem Augenblick die Sonne hinter blaugrauem Gewölk nieder und umsäumte es mit einem goldenen Streifen, einen Anblick darbietend, der unsern Maler, wenn er ihn gesehen, entzückt haben würde.

Ringsum war Alles still; die Vögel in den Bäumen schwiegen, kein Laut drang aus Nähe und Ferne herüber und nur in den Wipfeln der Stubnitz rauschte der Wind mit seiner gewaltigen und doch immer harmonischen Musik.

»Es ist schön, überaus schön, auch heute,« sagte der einsame Gutsherr der Lenz auf seinem hohen Posten, »aber es ist windig. Strecken wir uns nieder zwischen das Gebüsch – so, hier ruht es sich sanft und man ist von der scharfen Luftströmung geschützt.«

Und wie einem inneren Triebe gehorchend, holte er aus seiner Tasche seine Flöte hervor, setzte sie zusammen und versuchte ihr ein paar leichte Triller zu entlocken, die ihre schwache Stimme ungemein melancholisch mit dem lauterem Rauschen der Blätter und dem ferneren Brausen der Wellen vermischten.

Plötzlich ließ der einsame Musicus die Flöte vom Munde sinken und legte sie still und nur leise seufzend neben sich nieder. Er hatte wieder den grausamen Schmerz in der Brust empfunden, der ihn jetzt öfter und öfter heimsuchte, und ihn schon kennend, sagte er nach einer Weile zu sich:

»Er mahnt mich schon wieder – es geht nicht mehr, Carling. O wie gut ist es, daß die Freunde nicht wissen, was mich quält, sie würden besorgt sein, und das, das sollen sie nicht. Und warum auch? Freilich werden sie mich vermissen, wenn ich nicht mehr unter ihnen bin, aber ist es denn so schmerzlich, in stiller Erde zu ruhen und vielleicht – o ganz gewiß – Gott näher zu sein? Nein,

nein, nein, das ist es nicht. – Und namentlich hier, wo man mich einst begraben soll, auf dieser Höhe, ruht es sich gewiß recht sanft. Sie werden es thun, ich weiß es, da ich ihnen meinen Wunsch noch klar genug aussprechen werde. Also auch ich werde sanft ruhen, ach ja! Hier unter diesem Rasen trifft mich Sonnen- und Mondschein aus erster Hand Gottes. Winde umrauschen mich bei Tag und Nacht und sein blauer Himmel lächelt mich mild und freundlich an wie jetzt. Habt also Geduld, ihr Steine; ich weiß nicht, wer unter euch schläft, aber ein Mann war es gewiß, der sein Vaterland liebte, und ich liebe es auch – wir werden uns also in unsrer Ruhe vertragen und gegenseitig nicht stören. Doch was ist das – es wird dunkler – ah! die Sonne geht auch zur Ruhe – das wollen wir einmal mit ansehen und ein Beispiel daran nehmen, wie lieblich und göttlich schön es ist.«

Er stand auf, steckte seine Flöte seufzend wieder in die Tasche und nahm seinen Platz auf der Bank ein, das Gesicht gegen Westen kehrend und darum den Wagen nicht sehend, der mit den drei jungen Leuten eben aus dem Lanken'schen Gehölze hervor am Fuße des Berges entlang und bald darauf in das Gehöft fuhr.

Wohl eine Stunde hatte Carl Melms auf der Stelle gesessen und seinen Gedanken freien Spielraum gelassen. Sein kräftiger Geist hatte sich mannhaft emporgerungen aus den wehmüthigen Gefühlen, die ihn eine Weile beschlichen. Heiter blickte wieder sein Auge in die weite Ferne, die immer noch in mildem rosigen Schimmer glühte, als er plötzlich hinter sich jugendliche Stimmen



vernahm, die ungemein frisch klangen und ihn wie auf einen Schlag mitten in die Freuden und Genüsse, die Hoffnungen und Wünsche munteren Lebens zurückversetzten. Hastig sprang er von der Bank auf und wendete sich nach dem Wege hin, der auf das Hünengrab führte, und da sah er, was er sogleich erwartet, die drei jungen Männer, die lebhaft, aber darum auch keuchend, die Höhe erklommen und ihn mit fröhlichem Zuruf schon von Weitem begrüßten. Und bald waren sie ihm nahe, rasch hinter einander fielen seine Hände in die ihrigen und herzlich und wohlgemeint war der Druck, der von beiden Seiten damit verbunden ward.

»Da sind wir!« sagte der Maler, sich den Schweiß von der klaren Stirn wischend, »da sind wir; Sie wollten es einmal so haben und nun mögen Sie uns ertragen lernen!«

»O, meine Herren, wie erfreuen Sie mich!« sagte da mit seinem mildesten Lächeln der Gutsherr der Lenz, »ich habe Sie schon so lange erwartet! Sehen Sie sich um hier und beantworten Sie sich dann selber die Frage, ob man auf solchem Erdenpunkte seine Freunde gern um sich versammelt sieht oder nicht? Ich heiße Sie tausendmal willkommen – aha! es wirkt schon, wie ich sehe – ja, schauen Sie nur zuerst, zum Plaudern haben wir später noch Zeit genug vor uns.«

Die drei Künstler hatten sich umgewandt und ließen ihre Blicke mit steigender Bewunderung über das jetzt dumpfer grollende Meer, das weite grüne Land und die

Fernen schweifen, die sich allmählig hinter einem nebelgleichen Schleier verbargen, der hier fast jeden Abend aus den Tiefen der See auftaucht. Der Maler war vor Allen entzückt und auch Gustav Steinau empfand ein wonneschauerndes Behagen, als er den Reichthum und die Fülle von Schönheiten vor seinen Augen sich abrollen sah. Fast wehmüthig gestimmt vor Ueberraschung senkte dagegen Willibald Stillfried seine stillen Augen vor sich nieder und bemerkte dabei nicht, wie Carl Melms' Arm seine Schulter umschlungen hielt und bald mit ihm die Ferne, bald allein für sich die feinere Gesichtslinien seines Lieblingsgastes durchforschte.



Ueberlassen wir die vier Männer auf dem Gipfel des Lenzberges sich selbst, in bewunderndes Anschauen des dargebotenen Naturbildes versunken und ihre vollkommene Befriedigung auf verschiedene Weise darüber ausprechend, bis das Tagesgestirn mit dem letzten rosigen Schimmer im Westen ganz verschwunden war und nun auf der Seeseite Himmel und Meer in ein gleichartiges blaugraues Nebelgebild verschwammen. Nun erst steigen wir mit ihnen nach dem Gehöfte hinab, auf welches die abendliche Ruhe und das damit verbundene friedliche Schweigen sich ebenfalls niedergesenkt hatte. Hier angelangt, hieß der beglückte Wirth seine Gäste noch einmal

willkommen, aber schon stand Frau Elsche an seiner Seite, zupfte ihn am Aermel und flüsterte ihm zu, daß die Abendtafel geordnet sei und die Anwesenden erwarte.

»Sollen wir schon wieder essen?« fragten sich die verwunderten Augen der Freunde. Aber als sie erst sahen, welche neuen Heldenthaten man ihnen darin zumuthete, ersparten sie sich die unnöthige Mühe, darüber zu sprechen und nahmen das so freudig Gebotene nur als eine Darlegung der Pflicht und Schuldigkeit eines gastfreien Rügianischen Landmanns an.

Es wäre für den stillen Beobachter ein interessantes Bild gewesen, die vier Männer an dem so reich besetzten Tische sitzen, an dem einen Ende Frau Elsche davor stehen, die Gänge des Mahles ordnen und die flinken derben Mägde flüchtig hin und her eilen, darbiehen und wegtragen zu sehen, was die Küche im Ueberfluß hereingesendet. Froh erschienen sie Alle, die hier bei einander saßen, aber am glücklichsten war, ohne Zweifel der Wirth, das sah man an den strahlenden Blicken seiner dunkelblauen Augen, mit denen er abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Antlitz seiner Gäste weilte, als wolle er ihre Gedanken und Wünsche erforschen und dann sich bemühen, dieselben möglichst schnell zu gewähren, wobei man ihm aber doch anmerkte, daß er selbst einen geheimen Wunsch in der Seele trage.

Während des Essens fragte er die jungen Leute nach den Ereignissen ihrer bisherigen Reise und alle Drei leisteten ihm darin Genüge, indem sie Alles berichteten, was ihnen begegnet war und was sie Schönes und Neues

kennen gelernt hatten. Als nun aber Messer und Gabel ruhten, Frau Elsche schon mit einem Packet feiner Cigarren auf einem großen versilberten Teller herbeikam und diesen so eben auf den Tisch stellen wollte, wagte der Wirth sich mit seiner stillen Neigung hervor und erkundigte sich sehr lebhaft, ob auch die Instrumente mitgekommen wären und die Querfahrten auf den schlechten Wegen gut überstanden hätten?

Während ihm nun Gustav Steinau die Versicherung gab, daß in diesem Punkte Alles in Ordnung sei, richtete Willibald sein sanftes Auge fragend auf den Maler, und als dieser ihn sogleich verstand und bejahend nickte, sagte er laut zu seinem Wirthe: »Sollen wir Ihnen vielleicht ein kleines Trio zum Besten geben?«

Carl Melms sprang wie von einer Feder emporgeschwungen von seinem Sitze auf. Das war es ja, was er so lebhaft gewünscht und nur nicht auszusprechen gewagt, da er glaubte, die Künstler seien von der Reise zu ermüdet und wünschten bald zur Ruhe zu gehen. Nun aber hatten sie ihm ja selbst ihren guten Willen kundgethan und er zögerte keinen Augenblick, den ersehnten köstlichen Genuß in's Leben treten zu lassen. Sofort gab er Befehl, die Tafel abzuräumen, und als dies geschehen, noch mehr Lichter zu bringen und die Instrumentenkasten herbeizuschaffen, und als nun die Geigen und das Cello gestimmt und die bequemsten Plätze für die Spielenden ausgewählt waren, setzte er sich selbst in gehöriger Entfernung von den Musikern auf ein Sofa, doch nicht eher als bis er die Erlaubniß ertheilt, die Thür nach

dem Flure zu öffnen, damit das Gesinde sich daselbst versammeln und ebenfalls an dem Ohrenschmause Theil nehmen könne.

Vor einem solchen Publicum, das sich bald durch leises Gesumme vor der geöffneten Pforte bemerkbar machte, hatten unsre Künstler noch nie ihre Fertigkeit gezeigt, aber sie spielten immer so gut sie konnten, und diesmal, da sie ihren vor Glück und Wonne strahlenden Wirth vor sich sitzen sahen, spielten sie vielleicht besser denn je.

Der ganze Vorgang, der sich nun entwickelte, bot ein eigenthümliches und schwer zu schilderndes Bild, denn wer kann die Gefühle beschreiben, die sich auf den Gesichtern der Zuhörers einer herrlichen Musik nur zu deutlich kundthun und, wie namentlich hier, eben so, Entzücken wie Staunen und Verwunderung verrathen? In der That, diese zahlreiche Versammlung zu skizziren, auf der ein unbeschreiblich gemüthliches, fast patriarchalisches Gepräge lag, indem der Herr mit seinem ganzen Gesinde derselben beiwohnte und mit ihm in einem Genusse schwelgte, wäre weit eher ein passender Gegenstand für den Pinsel unsres Freundes Markholm als für unsre schwache Feder gewesen.

Lautlos, mächtig ergriffen, jeder Note mit angespannten Nerven folgend, die in dieser Beziehung so fein organisirt waren, saß der Wirth in seiner Lieblingsstellung, wenn er hörte, das heißt den Kopf weit vorgeneigt und die Hände auf die ausgebreiteten Kniee stützend. Dabei flog sein funkelndes Auge von einem Spieler zum andern und auf allen haftete es mit Wohlgefallen, bis es

zuletzt immer wieder an den still begeisterten Mienen Willibald's hängen blieb, der stets bleich wurde, wenn er mit flüchtigem Bogen den Saiten so herrliche Töne entlockte.

Tief in eine Ecke hinter dem gelben Kachelofen gedrückt, saß auf einen Polsterstuhle die alte Frau Elsche. Ihr verschrumpftes und dabei so überaus gutmüthiges Gesicht drückte ein unbestimmtes Gefühl zwischen Staunen und Andacht schwebend, aus. Den Kopf der Musik entgegengeneigt haltend, hatte sie ihre Hände auf der schneeweißen Schürze im Schooße gefaltet, und von Zeit zu Zeit, wenn ein nervöses Zucken ihre morschen Glieder erschütterte, nickte die weiße Haube auf ihrem schneeigen Scheitel, wie wenn ein leiser Windstrom dieselbe in Bewegung setzte. Am Schlusse jedes Satzes aber fuhr sie wie aus tiefen Träumen empor und blickte mit offenem Munde ihren Herrn an, als ob sie nicht recht begreifen könne, wie ihr geschehe und als ob sie über das Glück desselben staune, so wundersame Gäste in sein einsames Haus gelockt zu haben.

Draußen vor der Flurthür aber und noch weiter draußen vor dem weit geöffneten Hofthor, welches die benachbarten Käthner belagert hielten, konnte man ein nicht minder ergriffenes und in seiner Art eben so dankbares Publicum wahrnehmen. Ein halbes Dutzend Mägde drängte sich vor Allen voran und neigte mit klopfenden Busen die glühenden Wangen den Tönen der großen und kleinen Geigen entgegen; die Knechte hinter ihnen aber standen mit glotzenden Augen und offenen Mäulern

still und manierlich, wie man sie selten sah, in einer Art Verduzttheit, hier und da in den Pausen einen freundlichen Rippenstoß austheilend, um die auf's Höchste geschraubte Aufmerksamkeit der Anwesenden wo möglich noch höher zu schrauben.

Um neun Uhr, im Sommer wie im Winter pflegte sonst der größte Theil des Hausgesindes auf der Lenz zur wohlverdienten Ruhe zu gehen, heute aber hielt Alles wacker Stand bis beinahe um Mitternacht, wo endlich der Wirth aufstand, fast erschrocken nach der Uhr sah und dann seinen Gästen voll warmer Dankbarkeit die Hände schüttelte.

Erst jetzt stoben die Zuhörer draußen wie aufgescheuchte Rehe davon und mancher von ihnen mochte noch im Traume die seltsam köstlichen Töne vor den Ohren summen hören, die er so eben in solcher Vollkommenheit zum ersten Mal in seinem Leben vernommen.

Carl Melms aber ließ es sich nicht nehmen, seine Gäste selber in ihre Zimmer zu führen und dabei nachzusehen, ob auch von den Mägden alles Vorgeschiedene zu ihrer Bequemlichkeit besorgt sei. Als er Alles fand, wie er es wünschte und wie man es in der Bedienung Fremder auf der Lenz gewohnt war – sogar die Pantoffeln mit dem kolossalen Stiefelknecht fehlten nicht vor jedem einzelnen Bett – dankte er den Künstlern noch einmal für die Freude, welche sie ihm bereitet, und wünschte ihnen eine Nacht, so süß und friedlich, wie man sie nur in der Heimat, unter den Augen und der Fürsorge liebender Eltern verträumen kann.

Unsre drei Freunde aber suchten mit gleicher Befriedigung ihre bequemen Lagerstätten, und als sie erst die thurmhohen Betten glücklich erklettert, aus deren jedem man drei bei uns hätte füllen können, fielen sie bald in einen so erquickenden Schlaf, wie sie ihn auf ihrer diesjährigen Reise noch nicht genossen hatten.

In ähnlicher Weise nun wurde jeder Abend auf der Lenz beschlossen, und um so süßer ruhten die Fremden daselbst, je mehr sie den Tag über gewandert und gefahren waren, wobei wir sie freilich nicht begleiten können, da wir noch einen weiten Weg zurückzulegen haben, bis wir an die Hauptpunkte unsrer Erzählung gelangt sind.

#### SIEBENTES KAPITEL. GRÜNTHAL UND SEINE BEWOHNER.

Schon volle acht Tage lebten die drei Künstler auf der Lenz, aber die Zeit war ihnen wie im Fluge vergangen. Vom Morgen bis zum Abend in der schönen Natur zu schwelgen, nach allen Richtungen hin Ausflüge zu unternehmen, bald auf der See im beflügelten Boote, bald zu Lande mit schnellen Pferden zu fahren, dann wieder Berge zu erklettern, durch Busch und Feld zu streifen, von hohen Klippen und aus duftigem Waldschatten herab die nach Nord und Süd ziehenden Schiffe zu betrachten und endlich am Abend im traulichen Hause, an der reich besetzten Tafel des gastfreien Wirthes im gemüthlichsten Freundeskreise zu sitzen, zu musiciren, zu erzählen, zu hören – wahrlich, dies Leben war so schön, so neu, so reich an unbekanntem Genüssen und gab so viel Stoff zu längerem Nachdenken und künftigen Arbeiten,



daß unsere Freunde noch lange, lange hier hätten wohnen können, ohne an eine baldige Trennung zu denken, wäre ihnen nicht bewußt gewesen, daß sie noch anderen wackeren Männern ihren Besuch auf das Bestimmteste zugesagt hatten.

Vor Allen hätte sie Carl Melms am liebsten ganz bei sich behalten und er empfand jedesmal einen Stich im Herzen, wenn einer der liebgewonnenen Gäste irgend ein Wort sprach, welches an eine bald bevorstehende Trennung erinnerte. Nie war ihm das Leben auf der Lenz so angenehm vorgekommen, nie war er selbst so glücklich in und außer dem Hause gewesen wie jetzt, wo er wußte, daß ihn nach verrichteter Arbeit oder nach nothwendigem Aufenthalt im Freien ein neuer Genuß – für ihn der edelste auf der Welt – im Stübchen erwartete. Allein, wie er seinen Freund Brunst kannte, von dem er wußte, daß er an einem einmal gefaßten Plane unverrückt festhielt und daß ihm ein gegebenes Versprechen unter allen Umständen für heilig galt, so sah er ihn schon in Gedanken eines schönen Tages auf dem Wege von Crampas daherkommen und mit irgend einer scherzhaften Rede sich seine Gäste fordern, sie in den Wagen packen und mit ihnen auf und davon fahren.

Diese Voraussetzung nun bestätigte sich allerdings nicht; Alfred Brunst war gerade in den letzten Tagen mehr denn je an den Schreibtisch gefesselt gewesen und verschiedene Geschäfte hatten seine Anwesenheit in Grünthal erfordert; jedoch statt seiner eigenen langen Person erschien ein reitender Bote mit einem Briefe, den

Carl Melms mit Herzklopfen empfing, weil er seinen Inhalt nur zu genau zu errathen glaubte, bevor er ihn noch geöffnet hatte. Allein im Anfange des Schreibens war nur von geschäftlichen Dingen die Rede und der Gutsherr von Grünthal fragte den gediegenen Landwirth von der Lenz um Rath, wie er denselben auch sonst bei vorliegender Veranlassung einzuholen pflegte. Erst am Ende fand sich die gefürchtete Bemerkung vor und sie lautete ganz einfach folgendermaßen:

»Sind denn die Künstler noch nicht bei Dir angekommen, daß ich auch nicht ein Wort von ihrer Anwesenheit erfahren habe? Oder bist Du so selbstsüchtig geworden, daß Du sie über die Gebühr lange und nur für Dich allein behalten willst? Acht Tage gönne ich sie Dir, aber länger auch nicht eine Stunde. Der alte Herr und ich, wir haben ebenfalls Anspruch auf sie, uns wird die Stille und Oede um uns her oft eben so überdrüssig wie Dir; und so bitte ich Dich, die Herren an ihr Versprechen zu erinnern, wenn sie dasselbe vielleicht vergessen haben sollten.«

Es war am Nachmittage, als der Grünthaler Bote auf der Lenz anlangte und die drei Freunde waren mit einem Fischer aus Crampas auf den Fischfang ausgefahren. Als sie aber gegen Abend mit reicher Beute und überaus fröhlich zurückkehrten, fanden sie ihren Wirth nicht so heiter gestimmt wie früher und auf ihre Frage, ob etwas Unangenehmes vorgefallen sei, sagte er:

»Ja, für mich gewiß etwas recht Unangenehmes und es betrifft noch dazu Sie.«

»Wie, uns?« fragte Gustav Steinau, »wir haben Ihnen doch keine Ursache zur Unzufriedenheit gegeben?«

Carl Melms lächelte auf seine gewöhnliche sanfte Weise. »Wie man es ansehen will,« sagte er, »aber nehmen Sie es nicht so ernst, zumal was Sie selbst dabei betrifft. Sie kommen gewiß noch am besten dabei weg und nur ich werde den Kürzeren ziehen. Doch – mit einem Wort – es betrifft Ihren Aufenthalt bei mir. Sie wissen, wie gern ich Sie noch länger, viel länger bei mir behalten hätte, aber ich darf Sie meinen Freunden nicht entziehen, die Ihr Wort haben, daß Sie auch bei ihnen einkehren wollen. Halten Sie also das Gastrecht von meiner Seite nicht für verletzt, wenn ich Ihnen das sage, aber meine beiden alten Freunde haben hierbei ein Wort mitzusprechen; und was ihnen gebührt, darf ich nicht in Anspruch nehmen.«

»Es handelt sich also um unsere Weiterreise?« sagte der Maler mit einiger Wehmuth, da es ihm auf der Lenz so gut gefiel.

»Ja, darum handelt es sich. Alfred Brunst hat geschrieben und Sie zur Stunde verlangt. Ich bitte Sie nur noch einen Tag zuzulegen, dann aber mögen Sie gehen – mit Gott, da es so sein soll. Indessen fragt es sich, ob Sie alle mich verlassen wollen, oder ob Herr Stillfried, wie es früher verabredet war, sich bewogen findet, mir noch länger seine Gegenwart zu schenken. Im letzteren Fall würde ich doch einigermaßen entschädigt sein. Natürlich,« fuhr er mit einiger Verlegenheit fort, da Willibald aus Bescheidenheit schwieg, »will und darf ich Sie nicht bitten,

bei mir zu bleiben, ich will in keiner Weise auf Ihre Entschlüsse einwirken, Ihre Neigung allein soll und muß in diesem Punkte entscheiden.«

»Mein lieber Herr Melms,« erwiderte mit innerer Genugthuung der sanfte Willibald, »wenn die Neigung allein hier entscheiden soll, so hat sie es bereits gethan. Hätte ich auch kein Versprechen gegeben, längere Zeit bei Ihnen zu bleiben, und fragten Sie mich jetzt zum ersten Mal, ob ich hier bleiben wolle, so würde es mir lieb sein, wenn dieses Wort im Ernst gesprochen wäre, denn es gefällt mir bei Ihnen so wohl, ich bin hier so überaus glücklich und zufrieden, daß ich mich nicht erinnern könnte, jemals zufriedener und glücklicher gewesen zu sein.«

Aus den blauen Augen des ehrlichen Landmanns schoß ein fast blendender Freudenstrahl, seine Hand streckte sich nach der des Musicus und seine Lippe sprach Worte der innigsten Befriedigung aus. »Nun denn,« sagte er herzlich, »wenn Sie es so meinen, so verstehen wir uns; und damit Sie nicht ganz und auf lange Zeit von Ihren Freunden getrennt zu sein glauben, will ich Ihnen das Versprechen geben, daß wir recht bald und recht oft sie in Grünthal besuchen wollen, ja selbst die Oehe soll mir nicht zu weit sein, wenn Sie einmal Verlangen nach Herrn Sternberg haben.«

Bald darauf fertigte er den Boten nach Grünthal mit der Abstattung seines Rathes und der schließlichen Meldung ab, daß zwei von den fremden Herren am zweitfolgenden Tage in Grünthal eintreffen würden.

Den ganzen folgenden Tag aber trennte er sich nicht mehr von den jungen Leuten und einen guten Theil desselben brachte er mit ihnen auf dem Hünengrabe zu, wo sie ihm wiederholt das Versprechen geben mußten, ihn im nächsten Jahre, sobald es ihre Zeit erlaube, abermals und dann noch viel länger zu besuchen, ein Versprechen, das eben so freudig gegeben wurde, wie es aus edelstem Herzen verlangt worden war.

Nur kurz vor der letzten Abendmahlzeit war es den drei Freunden noch vergönnt, eine Viertelstunde allein zu sein, und diese Zeit benutzten sie, um unter sich Verabredungen zu treffen, für den Fall, daß hier oder dort unvorhergesehene Dinge verfallen sollten. Es konnte zum Beispiel ja leicht möglich sein, daß Einer oder der Andere von ihnen sich nicht auf längere Zeit an einem und demselben Orte gefiele oder nach den anderen Freunden Verlangen trüge – mochte nun Dies oder etwas Anderes geschehen, so beschlossen sie, einander zu schreiben und sich ihre Wünsche mitzutheilen, keiner aber sollte, laut ihrer ersten Uebereinkunft, gebunden sein, sich von seinem Wirthe zu trennen, falls er den Aufenthalt bei ihm zu verlängern den Wunsch hegte.

Als sie auch hierin wie in allen übrigen Dingen einig geworden, begaben sie sich in den Speisesaal und noch einmal blieben sie bis nach Mitternacht beisammen, um ihrem Wirthe und seinem ganzen Hausstande ihr herzlich gemeintes Abschiedsconcert zu geben.

Am nächsten Morgen aber schlug für alle Bewohner der Lenz eine ernste, für Manche von ihnen sogar eine

bittere Stunde, denn Keiner sah die beiden Gäste, den heiteren Maler und seinen ernsteren Freund, gern vom Hause und Hofe scheiden. Nachdem man mit bedrückten Mienen das Frühstück eingenommen, trat Carl Melms an die Scheidenden heran, drückte ihnen herzlich die Hand und dankte ihnen mit warmen Worten für die Freude, die sie ihm und seinem bescheidenen Hause bereitet hätten. Er wollte noch mehr sagen, aber er vermochte es nicht. Sein Auge war wie von einem trüben Schleier der Wehmuth verhüllt und die bebende Lippe bemühte sich vergeblich, Worte zu finden, die geeignet waren, die Gefühle seines Innern vollständig auszudrücken. Der edle Mann war merkwürdig bewegt, trotzdem er wußte, daß er die Freunde jeden Tag wiedersehen konnte. Allein so geht es uns oft beim Scheiden und es ist vielleicht mehr das süß wehmüthige Bewußtsein, eine köstliche Zeit verlebt zu haben, die vielleicht sie wiederkehrt, was dann in uns wogt und gährt, als das Bedauern, uns von Menschen zu trennen, die wir lieb gewonnen haben.

Als der Wagen vorgefahren war und die Koffer der Reisenden aufgeladen wurden, versammelte sich die ganze Bewohnerschaft des Hofes, ja selbst die benachbarten Käthner kamen herbei, um den Abreisenden die Hand zu drücken, so tief hatte die Anwesenheit derselben ihre Gemüther berührt. Männer und Weiber, Knechte und Mägde umgaben den Wagen und Frau Elsche war nicht die Einzige, die sich mit ihrer Schürze die alten Augen trocknete.

Noch einmal drückten sich die jungen Freunde die Hand, noch einmal umfaßte die Scheidenden der Wirth mit feucht glänzendem Auge – dann stiegen sie ein und die muthigen Pferde stoben davon, die beiden Männer ihrem nächsten Ziele zuführend. Aber hinter ihnen, mitten auf dem Wege, der über Crampas nach Norden führt, standen die Zurückbleibenden so lange, als sie den Wagen und dann noch den Staub, den seine Räder aufwühlten, wahrnehmen konnten, erst als auch dieser in die frische Morgenluft verflogen war, faßte Carl Melms seinen zurückgebliebenen Gast unter den Arm und führte ihn schweigend und tief bewegt in das viel einsamer gewordene Haus zurück.



Wohl eine Viertelstunde lang saßen unsre beiden Freunde schweigend auf ihrem Wagen, nichts oder nur sehr wenig von der äußeren Umgebung, dem schönen Buchenwalde, sehend, durch den zunächst der Weg nach Grünthal führte; innerlich waren sie dagegen um so eifriger beschäftigt, denn sie durchliefen noch einmal im Geiste die letzten acht Tage und dachten über die einfachen und vortrefflichen Menschen nach, denen sie in kurzer Zeit so nahe getreten waren. Endlich aber, als sich dicht vor dem Stranddorfe Saßnitz der Weg zur Linken abzweigte und ihr Fuhrwerk im tiefen Sande langsamer dahin rollte, stieß Heinrich Markholm, als erwache er aus

tiefstem Schlummer, einen Seufzer aus und sagte, indem er sich zu seinem Nachbar wandte:

»Nun, mein Junge, das wäre also wieder einmal genossen und ein hübsches Stück Erfahrung und Menschenkenntniß hat sich da aus sehr einfachen Thatsachen entwickelt. Welche herrlichen Tage waren das in dem einsamen Gehöft und welcher Mann ist dieser Melms, der rings um sich her den wärmsten Sonnenschein milder Menschenfreundlichkeit verbreitert. Welche Sanftmuth und welche Biederkeit, welcher Mangel an Selbstsucht und welche Fülle an Aufopferung und Gefälligkeit für Andere birgt dieser Mensch in sich! O, ich wundere mich nicht mehr, daß ihn seine beiden alten Freunde so lieben, ich habe ihn auch außerordentlich lieb gewonnen.«

»Ich auch, Heinrich, aber Du vergissest an diesem Manne zu rühmen, was bei aller Gemüthsweiche doch aus jeder seiner Handlungen in's Auge springt – eben eine kraftvolle Männlichkeit, eine weise, zeitgemäße Thätigkeit, ein ungemeines Talent, einen großen Hausstand mit dem Scepter der Milde zu regieren. Welche Ordnung überall, welche Regsamkeit und welcher Gehorsam, welche Sparsamkeit im Einzelnen und welcher Ueberfluß im Ganzen! – Es war angenehm, gewiß! Schade, daß es vorbei ist, und wer weiß, ob das, was wir vor uns haben, dem entspricht, was wir hinter uns ließen!«

»Freilich wohl,« entgegnete Heinrich Markholm, »die Umgebung ist so malerisch wie das Haus wohnlich und gemüthlich, und es hat mir Alles so wohl gefallen, daß



ich eben so sicher mein Versprechen halten werde, einmal wieder dahin zurückzukehren, wie ich es gern gegeben habe.«

»Warte ab, was kommt – nie muß man über sein Thun und Lassen in künftiger Zeit vorherbestimmen. Wer weiß, wo wir über ein Jahr sind?«

»O, still, mein Lieber, nur jetzt keine ernste Mahnung an künftige Möglichkeiten, wo uns der Augenblick zum freudigsten Genusse einladet. Mir ist jetzt so leicht und froh zu Muthe, wie nie vorher. Nun aber wollen wir einmal über unsre Lage nachdenken. Aus Dreien sind wir nur Zwei geworden –«

»Ja, aber Willibald ist prächtig aufgehoben. Der alte Melms hat eine wahrhaft zärtliche Neigung für ihn gefaßt. Hast Du wohl die herzlichen Blicke beachtet, die er jederzeit auf ihn warf?«

»Gewiß. Er wird ihn über die Maaßen pflegen und ihn uns am Ende verhätscheln. Na, das thut nichts, etwas Fett kann er gebrauchen und ich wollte mich freuen, wenn wir ihn mit rothen Backen wieder sähen. Aber das Essen und Trinken ist nicht sein Hauptgenuß.«

»Wahrlich nicht. An Anreizung zur Musik wird es aber auch nicht fehlen.«

»Nein. Und wenn er Mittags nur vor die Thür tritt, hört er die Nachtigallen schlagen und kann mit ihnen und den schmetternden Lerchen ein neues Trio beginnen, da das alte nun doch zerrissen ist.«

»Hoffentlich nicht auf zu lange Zeit; wir werden bald genug wieder vereinigt sein.«

»Meinst Du? Es scheint mir nicht so. Der alte Brunst wird uns auch wenigstens auf eine Woche mit Beschlag belegen, dann gehst Du nach der Oehe und wer weiß, wie lange Du da hängen bleibst.«

Gustav Steinau fuhr beinahe erschrocken empor, als riesele eine kalte Empfindung durch sein Herz. Der Maler bemerkte es und fragte: »Nun, was hast Du, friert Dich?«

»O nein, ich denke nur über die seltsame Begegnung mit diesen drei Männern nach, die unsern ganzen Reiseplan so eigenthümlich gestaltet und dadurch tief in unser stilles Leben eingegriffen haben.«

»Gewiß, wir verdanken ihnen schon manchen Genuß und es stehen uns vielleicht noch bessere bevor. Es geht doch eigenthümlich in der Welt her. Mit manchen Menschen kann man Jahre lang zusammen sein, ohne das geringste Zutrauen zu ihnen zu fassen; kalt und fremd geht man neben ihnen her und fühlt sich sogar oft von ihnen unheimlich abgestoßen. Dagegen giebt es Menschen, die man vom ersten Anblick an lieb gewinnt, denen man mit dem Herzen nahe tritt und gleichsam beim ersten Blick fühlt, daß sie für uns geschaffen sind. Sollte man da nicht beinahe an einen geheimnißvollen inneren Zusammenhang, an eine geistige Seelengemeinschaft und schließlich an eine göttliche Verwandtschaft denken?«

»Glaubst Du?« fragte Gustav fast heftig und sah seinen Freund mit schwimmenden Augen an.

»Ja, das glaube ich, ich wenigstens lasse es mir nicht ausreden und ich denke, es giebt keinen Menschen, der die Vermessenheit besäße, darüber besser unterrichtet

sein zu wollen als ich – als mein Herz, meine ich. Was da unten in der Tiefe des blauen Meeres liegt, mein Freund, ist geheimnißvoll, doch kann man es nöthigenfalls ergründen, aber was dort oben hinter dem blauen Wolken-dom wogt und webt, das ist ein Räthsel und kein Mensch, der auf Erden lebt, kann es lösen.«

In ähnlicher Weise unterhielten sich die Freunde fast eine Stunde lang, zum Erstaunen des Kutschers, der einmal über das Andere das gefurchte Gesicht von seinem Sitze nach ihnen umwandte. Zwar waren es deutsche Worte, die er da hörte, aber das Verständniß derselben lag so hoch über sein Begriffsvermögen hinaus, daß er die Unterredung nicht weniger verstanden hätte, wäre sie auch in chinesischer Sprache geführt worden.

»Wir müssen nicht weit von Stubbenkammer sein, Hans Jürgen,« sagte der Maler endlich zu dem Mann, um ihn auch ein wenig an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen.

»O nein, Herr! Stubbenkammer bleibt weit rechts liegen. Dies ist der große Fahrweg durch die Stubnitz dahin, allerdings, aber sehen Sie, jetzt – jetzt wenden wir uns links ab und in dieser Richtung geht es fort, bis wir die See wieder haben.«

»Wie weit ist es wohl noch?«

»Noch eine gute Stunde, denke ich.«

Auch diese gute Stunde rauschte den Freunden in gemüthlichem Wechselgespräch vorüber und oft that sich ein schöner Blick in die benachbarte Waldung auf, aus

der ihnen die eigenthümliche Vegetation des Waldgrundes: ungeheure Farrnkräuter, auf ihren schlanken Stengeln sich anmuthig wiegend, wahre Moosberge, mächtige Granitblöcke überziehend, epheumrankte Buchen und darunter ein Teppich, mit tausend verschiedenen Blumen bestickt und mit funkelnden Erdbeeren wie überseht, auf das Lieblichste und Mannigfaltigste entgegenleuchtet.

Plötzlich wehte durch eine geräumige Lichtung eine etwas scharfe Luftströmung den Reisenden entgegen und gleich darauf hielt der Kutscher die Pferde an.

»Nun, was giebt's, Hans Jürgen?«

»Sehen Sie dahin. Spüren Sie die See, Herr? Ueber die bläst heute ein ordentlicher Ostwind hin und die Tromper Wiek wird etwas in Aufruhr sein, es ist ein wildes und gefährliches Wasser. Aber das wollt' ich eigentlich nicht sagen. Ich halte nur, um Ihnen zu zeigen, wo wir sind. Diese Lichtung, die über eine Meile lang ist, bildet die Gränze der königlichen Forst. Bis hierher geht die Stubnitz und hier fängt schon der Wald von Grünthal an.«

»O! Also wir sind schon auf Herrn Brunst's Gebiet?«

»Gleich, Herr – und nun vorwärts, meine Jungen!«

Dieser Anruf galt den Pferden, aber er erregte auch den Antheil der Menschen. So waren sie denn schon in Grünthal! Noch ein halbes Stündchen fuhren sie bergauf und bergab durch eine allerdings jüngere Waldung mit viel sparsamerem Baumwuchs, als die alte Stubnitz sie aufzuweisen hat, aber schön, grün und frisch war es doch überall. Nachdem sie nun etwa zehn Minuten lang

durch den Wald gefahren waren, öffnete er sich plötzlich und über ein lebhaft schwankendes Weizenfeld, das noch weit von seiner Reise entfernt war, schnaubte ihnen der Ostwind entgegen, der von Schweden und Norwegen her, an Arcona vorbei, mit eilfertigem Ungestüm über das felsige Eiland fuhr.

Kann aber hatten sie noch weitere zehn Minuten zurückgelegt, so endigte auch das Weizenfeld und ein schöner üppiger Wiesengrund begann, an dessen äußerstem Rande der Hof von Grünthal auftauchte.

Mögen sie nun auch im raschesten Trabe dem gastlichen Gute zueilen, wir wollen ihnen dennoch zuvorkommen und uns Grünthal und seine Bewohner aus der nächsten Nähe betrachten.

Das Gut liegt auf einem ausgedehnten, hügelreichen Plateau, etwa 150 Fuß über dem Spiegel der See, und der große Hof in einer muldenartigen Vertiefung desselben, die sich schluchtförmig nach dem Strande hinabzieht, wohin man mittelst bequemer in den steinigen Boden eingearbeiteter und mit Holzlatten befestigter Stufen gelangt. Fruchtbare Aecker, Wiesenstriche und Wald umgeben das Gehöft von allen Seiten, mit Ausnahme der See-seite, wo der Garten liegt, über dessen zierliche Rasenflächen man auf das Meer hernieder und darüber weit hinausschaut. Vor sich hat man die bald düstere, bald stahlblau gefärbte oder mit weißem Schaum bedeckte Tromper Wiek, je nachdem ein dunkler oder blauer Himmel sie überwölbt oder der Nordost sie aufwühlend durchfurcht und die Wasserwogen mit donnerndem Gebrause

gegen die unten liegenden Granitblöcke schleudert. Jenseit der drei Meilen betragenden Wasserfläche tauchen die steilen kahlen Ufer von Wittow auf, auf dessen äußerster Ostspitze der gedrungene Leuchtturm von Arcona seine festen Mauern erhebt und mit blitzendem Auge weit hin über die unabsehbaren Wasserflächen schaut. Bei sehr günstiger Beleuchtung erkennt man wohl mit bloßem Auge einzelne Häuser am jenseitigen Strande, Heringsfischerwohnungen des Dorfes Vitte, dessen sechseitiges Bethaus in bescheidenster Einsamkeit hoch oben aus seiner Schlucht gottvertrauend zum Himmel empor und zu den erbarmungslosen Fluthen niederblickt.

Zur Linken erreicht das Auge, über das kleine Fischerdorf Lohme und sein boot- und steinreiches Ufer hinwegblickend, die Schabe, jenen schmalen Sanddüngürtel, der Rügen mit Wittow verbindet; zur Rechten aber dringt es in ungemessene Weiten, bis die Sehkraft an dem bald dunklen, bald silberweißen Streifen erlahmt, in welchem am fernsten Horizonte die Wolken des Himmels mit den schimmernden Wogen ihre Vermählung zu feiern scheinen.

Grünthal ist ein großes Gut, viel größer als manches Rittergut auf Rügen, ohne die Ehre dieses Namens zu beanspruchen, und sein Ertrag an Korn, Wiesenwachs und Holz ein überaus reicher. Auch sein Viehstand läßt nichts zu wünschen übrig, denn wenige Landsitze auf Rügen mögen so herrliche Kühe, gelenke Pferde und feinwollige Schaafzucht aufzuweisen haben. Seit fünfzig Jahren schon gehört es der Familie Brunst erb- und eigenthümlich zu,

deren einzelne Mitglieder, im Laufe der Jahre auf einander folgend, es an allen Enden und Ecken verbessert und verschönert haben.

Der große Hof ist an der West- und Nordseite von einem ungeheuren Obst- und Blumengarten umschlossen, der mehr zur Zierde des Ganzen als um Frucht zu gewinnen angelegt ist, da das Klima, der unablässige Wind und die kurzen Sommer dem Reifen derselben nicht eben günstig sind. Wenn man auf dem Wege, den unsre Reisenden verfolgten, also von Süden herkommt, stößt man am Ausgang des Gehölzes auf eine lange Pappelallee, die durch ihre etwas zwerghafte Größe und ihre gebeugte Stellung ebenfalls die Gewalt des hartnäckigen Nordostwindes verrathen.

Diese Allee führt unmittelbar auf den Hof, dessen großes und breites Herrenhaus mit seiner Hauptfront kühn auf die See blickt, aber, so ziemlich neun Monate im Jahre seine wohlgefügtten acht Doppelfenster verschlossen hält. Gewaltige Scheunen, auf jeder Seite je zwei in paralleler Richtung der See zulaufend, bilden die Seitenflügel des Gehöfts und um diese herum gruppiren sich drei bis vier Käthnerhäuschen, in denen die Dienstleute des Gutes wohnen.

Auf dem Hofe angelangt, der ungemein sauber gehalten ist, empfängt den Ankommenden ein endloses Hundegebell, aber alle Hunde, von riesiger Größe und Kraft, liegen an starken Ketten vor ihren Hütten, in ohnmächtiger Wuth dem Fremden die Zähne weisend. Nur ein kleiner langhaariger Dachshund, Bergmann mit Namen, des

Herrn verzogener Liebling, in der Regel von einem Haufen schnatternder Enten und gackernder Truthühner umgeben, hat das Recht, frei umherzulaufen und Jedermann in die Beine zu beißen; nur vor Herrn von der Oehe's gewichtigen Tritten hat er Respect und allein Carl Melms' sanfte Stimme beruhigt ihn sehr bald.

Das Herrenhaus nun, weiß von Farbe, wie so viele seines Gleichen auf Rügen, und mit rothen Ziegeln gedeckt, bietet einen ziemlich modernen und fast städtischen Anblick dar; schon von Außen her vermuthet man sehr richtig, daß sein Inneres wohnlich eingerichtet und den reichen Mitteln des Besitzers gemäß behaglich ausgestattet ist. Blumen jederlei Art, in zierlichen Porzellantöpfen, schmücken alle Fenster, und Gardinen von schwerem Stoff und meist dunkler Farbe hängen in reichen Falten davor herab.

Der Größe des Gutes entsprechend ist das Gesinde sehr zahlreich, das seiner Herrschaft überaus ergeben ist, da es sich einer seltenen guten Behandlung und Nahrung erfreut. An der Spitze des ganzen Haushaltes stehen zwei alte Damen, von denen die eine des Hausherrn weitläufige Verwandte, die andere ein ehrwürdiges Familienerbstück ist, die schon unter dem Vater des jetzigen Besitzers die erste Wirthschafterin war und ihr Reich stets mit Nachdruck aber herzlicher Milde in bester Ordnung hielt. Beide Damen, seit langen Jahren Wittwen, stehen



in großem Ansehen auf Grünthal, und obgleich die Erste nur die Oberaufseherin des Geflügels und der gefüllten Milchammern, die Zweite aber die eigentliche Oberwirthschafterin ist, so dürfen sie sich doch schon erlauben, ein Wort zur Zeit mit in die Waage zu legen, auch wenn sie nicht ausdrücklich dazu aufgefordert sind. Frau von Buchholz, die Verwandte des Herrn, dürfte sich in dieser Eigenschaft zumeist auszeichnen; Frau Albrecht aber verliert nie ihre Stellung aus den Augen und bewegt sich mit einer Bescheidenheit in dem ihr zugewiesenen Kreise, die sie zum Liebling wie zum unentbehrlichen Bedürfniß aller Einheimischen und Fremden gemacht hat.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig, sieht man beide Frauen, durch deren Hand das ganze Räderwerk des großen Hauswesens geht, niemals müßig, und selten geschieht etwas Neues oder wird nur ein Wort im Hause oder Hofe gesprochen, von dem sie nicht sogleich Kunde erhielten.

Fügen wir noch hinzu, daß beide Damen Abends nach vollbrachtem Tagewerke gern ein Spielchen machen, Mariage und Hahnrei aber allen übrigen vorziehen, so wie, daß sie stark und gern möglichst gut essen und demzufolge eine stattliche Rundung in ihren körperlichen Verhältnissen erlangt haben, so glauben wir sie dem Leser kenntlich genug gezeichnet zu haben.

Die an Ansehen diesen Damen zunächststehende Person ist der Inspector des Gutes, ebenfalls ein armer, ziemlich bejahrter Verwandter des Hausherrn. Obgleich er nur spricht, wenn er gefragt wird, sich um nichts bekümmert

als was ihm speciell untergehen ist, so hat das Gesinde doch außerordentlichen Respect vor ihm, und ein zorniges Wort aus seinem Munde, dem unablässig ein dicker Tabacksrauch entquillt, wirkt stets wie ein Gewitter, das die Luft reinigt, aber ängstliche Gemüther in Schrecken versetzt.

Noch einer Person wollen wir Erwähnung thun und damit der Wißbegierde der Leser genug gethan zu haben glauben. Es ist Jochen, der siebzigjährige Oberkutscher, der Aufseher der Pferde und Ställe. Wer auf Grünthal fahren oder reiten will, muß mit ihm im besten Vernehmen stehen, sonst sind die Pferde krank oder auf Arbeit. Er selbst fährt nur allein den Gutsherrn und sitzt dann wie ein König auf seinem hohen Bock; auch rühmt er sich, jenen nur einmal umgeworfen zu haben und zwar an einem Täge, als sie von einer Geburtstagsfeier des Herrn von der Oehe zurückkamen und der Weinkeller des alten Herrn eine seltsame Wirkung auf das Gehirn des greisen Pferdebändigers ausgeübt hatte. Wer ihn aber an diesen Tag erinnert, ist sein Feind ein für alle Mal, und selbst wenn der Gutsherr von Grünthal in seiner scherzhaften Weise darauf anspielt, kommen dem alten Burschen Thränen der Wehmuth und Reue in die Augen.

Gleich ihm sind die meisten Dienstleute auf dem Gute sehr alt, aber wunderbar rüstig, denn auf Grünthal wird kein Knecht wegen Altersschwäche entlassen, nur der Tod kann sie davon trennen, da grobe Vergehen seit Menschen Gedenken daselbst nicht vorgekommen sind.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Herrn selber, er bietet uns Stoff genug dar, uns an seinem Wirken und Schaffen, wie an seinem Wesen und Charakter Gefallen finden zu lassen.

Sein Großvater und Vater waren Landwirth gewesen und ersterer hatte Grünthal zuerst als schwedische Kron-domaine gepachtet und dann gekauft. Alfred war der jüngste von zwei Söhnen, und da der Aelteste Landwirth ward und dem Vater im Besitz des Gutes folgen sollte, so konnte der Jüngste seiner Jugendneigung nachgehen und sich der Handlung widmen. Mit einem ungemein scharfen Verstande begabt, ein vortrefflicher Rechner, mit Speculationsgeist und einem Aeußern ausgerüstet, das wohlthuend auf alle Menschen wirkte, mit denen er in Berührung kam, ward es ihm bei den vom Vater im Voraus bewilligten Mitteln leicht, rasche Erfolge zu erzielen, und so leitete er schon in jungen Jahren ein großes Geschäft in einer der bedeutendsten Handelsstädte des nördlichen Deutschlands.

Aber gerade der reiche Gewinnst bei im Ganzen so geringer Mühe machte ihm den Kaufmannsstand verhaßt und er hatte schon sein Augenmerk auf den Ankauf eines großen Gutes gerichtet, als sein Bruder und kurze Zeit darauf auch sein Vater starb und er nun Beider einziger Erbe ward.

Natürlich vertauschte er sogleich die Handlung mit der Landwirthschaft und zog hoffnungsvollen Sinnes nach dem einsamen Jasmund hinaus, das er immer aus innerster Seele geliebt hatte. Allein er fand sehr bald heraus,

daß man auch zum gedeihlichen Betrieb der Landwirthschaft eines Studiums und namentlich der Erfahrung bedürfe, was so wenige Menschen glauben wollen und zuletzt oft zu eigenem Schaden kennen lernen; und wie er Alles mit Eifer ergriff, was er für nothwendig erkannte, so fing er noch einmal an ein Schüler zu werden, nachdem er sich einen Meister nach eigenem Herzen erwählt hatte. Carl Melms, schon lange ein gediegener Landwirth, nahm sich seiner liebevoll an, wohnte Monate lang auf Grünthal und wies ihm für die Zwischenzeit einen verlässlichen Inspector zu. So wurde auch Alfred Brunst allmählig ein tüchtiger Oeconom, Carl Melms aber blieb fortan sein Vorbild, den er noch jetzt oft um Rath fragte, da er so viel Vertrauen hierin zu ihm besaß, daß er stets seine eigene Einsicht dem besseren Wissen Jenes unterordnete.

Wie der Freund auf der Lenz nun, so hatte auch er auf Grünthal höchst günstige Jahre; da aber sein Gut viel ertragreicher und sein Besitz überhaupt außerdem ein ansehnlicherer war, so wuchs sein Vermögen rasch und nahm im Laufe von zwanzig Jahren einen sehr bedeutenden Umfang an, ohne jedoch ihn selbst dadurch glücklicher zu machen, denn Alfred Brunst gehörte zu den seltenen Menschen, die eben so wenig am Gelde hängen, wie sie es auch nicht lieben, ohne Sorge und Mühe wohlhabend, reich und immer reicher zu werden.

Oft äußerte er sich darüber gegen seine Freunde, und diese wußten es, daß dergleichen Aeußerungen auf keiner eitlen Prahlerei beruhten. »Ich will keine Sorge haben,« sagte er ihnen, »und das alljährlich anwachsende Geld macht mir Sorge, ich weiß nicht, wo ich es lassen soll!« Letzteres allerdings war nicht ganz der Wahrheit gemäß, denn Alfred Brunst wußte schon, wo er das Geld lassen sollte, dazu war er ein zu gutherziger und edler Mann, und auch wir werden noch hinreichend Gelegenheit haben, zu zeigen, wie er den eigenen Ueberfluß zum Wohle Anderer anzuwenden verstand.

Ueber seine Freundschaft mit Carl Melms haben wir schon gesprochen, und den Grund der mit Gottlieb von der Oehe werden wir künftig aus dessen eigenem Munde erfahren. Außer diesen Beiden gab es noch eine große Menge Anderer, die ihn liebten, und eine noch größere Zahl, die ihm mit ungemeiner Achtung ergeben waren; näher als jene Beiden aber war ihm nie im Leben Jemand getreten, und von Tage zu Tage wuchs diese auf Ueberzeugung vom gegenseitigen Werth beruhende Freundschaft.

Wir müssen nun noch einige Worte über die Geschäfte sagen, die er weniger für sich als für Andere zu führen hatte. Da sein einmal geregeltes Hauswesen seinen ruhigen ebenen Gang fortging und seine starken Schultern die Verwaltung des Gutes nur wie eine leichte Bürde trugen, so blieb ihm noch sehr viel Zeit übrig, und diese zweckmäßig auszufüllen, beschäftigte seine ganze Aufmerksamkeit. Allein die Vorsehung gab ihm genug zu

thun, indem sie sein Augenmerk auf andere und zwar stets ärmere Leute richtete, die nicht so wie er ohne Sorge groß geworden waren und ohne Kummer ihr Leben fristeten. Sehr bald hatte er einige Nachbarn ausfindig gemacht, die seiner Hülfe zu bedürfen schienen, und augenblicklich war er zu helfen bereit. Er nahm sich ihre Angelegenheiten zu Herzen und leitete dieselben wie seine eigenen. Als das erst bekannt wurde, fanden sich mehr Bedürftige ein und zuletzt war er der Sachwalter und Rathgeber einer großen Anzahl Menschen geworden, die ihn für die Sonne ihres Lebens zu halten geneigt schienen. Kein Tag verging, an dem nicht ein halbes Dutzend Besuche eintrafen, die ihn mit Bitten bestürmten, ihnen thätigen Beistand zu leisten, und Alfred Brunst konnte keine Thräne im Auge eines Andern, keinen Kummer in seinen Mienen lesen, er rieth, gab, wo er nur rathen und geben konnte, und so war sein Ruf in der ganzen Umgegend bald ein außergewöhnlicher geworden.

Verwendete er nun schon auf diese Art einen großen Theil seines Vermögens auf eine sehr würdige Weise, so gab er fast noch mehr für seine ärmeren Verwandten hin. Wer nur im Entferntesten mit ihm in solcher Beziehung stand, hatte gerechte Ansprüche auf seinen Säckel. Viele von ihnen nahm er in sein Haus, und eigneten sie sich nicht dazu, so unterstützte er sie auf andere Weise. Die Knaben ließ er erziehen, Schulen und Universitäten besuchen oder ihrer Talente und Anlagen nach ihrer Neigung ausbilden, Mädchen ließ er die Wirthschaft erlernen, stattete sie aus, und die alten gebrechlichen Leute

versorgte er entweder in Grünthal oder wo sich sonst eine passende Gelegenheit bot.

Für sich selbst dagegen bedurfte er sehr wenig. Allerdings aß er sehr gut und hatte stets ein offenes Haus für Freunde und Nachbarn, die oft versprechen und es sich wohl bei ihm sein ließen, aber er war weder Trinker noch Spieler, noch hatte er sonst für weltliche Freuden außer dem Hause Neigung. Für das heimatliche Wohlbehagen aber sorgte er nach allen Richtungen, in seinen vier Pfählen war er glücklich und froh, im Umkreise seines Hofes, seine Freunde mit eingerechnet, glaubte er allein den Segen des Lebens finden zu können, und er fand ihn wirklich darin.

Für den Luxus, überhaupt den äußeren Schein – denn das ist ja Luxus – hatte er keinen Sinn; glänzende Kleider, Möbel gab es für ihn nicht; über die Bequemlichkeit aber ging ihm nur Weniges in der Welt. Dem entsprach die Einrichtung seines Hofes, seiner Zimmer und was er sonst in und außer denselben gebrauchte. Gute Pferde mit stattlichem Sattelzeug hatte er im Ueberfluß, aber keinen einzigen Luxuswagen, das galt ihm für Spielerei, für Ueberfluß, für Tand. Sein Ackergeräth war vortrefflich, seine Scheunen konnten für Muster gelten, und wenn er irgendwo im Haushalt eine Lücke, einen Mangel entdeckte, ruhte er nicht eher, als bis er sie ausgefüllt, als bis ihm abgeholfen war.

In seiner Jugend hatte er eine Liebhaberei gehabt. Er hatte für Malerei geschwärmt und selbst sehr eifrig das Zeichnen und sogar das Malen gelernt. Mit der Zeit aber,

als die über Nacht emporgewachsenen Geschäfte seine Tage in Anspruch nahmen, hatte er die Liebhaberei der Nothwendigkeit geopfert, nur die Neigung dafür war geblieben, und die Utensilien, die ihm einst gedient, bewahrte er dankbar – wie er überhaupt gegen Alle und Alles war – als theure Reliquien in einem eichenen Schranke, sogar in einem besonderen Zimmer auf. Aus diesem Grunde hatte er auch so bald eine gewisse Vorliebe für den Maler Markholm gewonnen, die denselben sogar, wie wir selbst sahen, in sein Haus führte und längere Zeit daselbst zu fesseln versprach.

Auch für die Vervollständigung seiner kleinen Hausbibliothek hatte er, namentlich in früheren Jahren, eine gewisse Fürsorge gehegt. Aber sie bestand nur aus den vorzüglichsten Dichtern und Schriftstellern des Vaterlandes und außerdem bildeten namhafte Reisewerke, geographische Handbücher nebst Karten und den besten Geschichtswerken die Basis derselben. Ueberhaupt hielt er es nur mit Büchern, die den menschlichen Geist unterweisen und das Herz bilden, ohne das Gemüth zu verweichlichen und die Geisteskräfte abzuspannen, indem sie sie in den sanften Schlummer der Trägheit einlullen.

Haben wir nun die Lichtseiten seines Charakters besprochen, so müssen wir auch einen Blick auf diejenigen Eigenschaften werfen, die ihn bisweilen etwas bisig und minder erträglich erscheinen ließen. Von seinem Humor haben wir schon einzelne Proben geliefert und in der That dürfen wir denselben kaum zu seinem Nachtheile anführen. Allein bisweilen ging seine neckische Laune



ein wenig weit und wer ihm dann in den Weg kam, mußte fest im Sattel sitzen, um bei seinem unerwarteten Angriff nicht in den Sand geworfen zu werden.

Aber seltsam genug kleidete ihm diese kleine Unart nicht übel, ja sie erregte oft Vergnügen, indem sie Veranlassung zur geistreichen Unterhaltung gab, wobei die Lacher stets auf seiner Seite waren. Uebrigens stand seine ganze Erscheinung, seine gutherzige Miene, sein schelmischer Blick ganz im Einklang mit dieser Art und Weise zu reden. Was ihm gerade in den Sinn kam, sprach er dann aus und man nahm von ihm hin, was man einem Anderen nicht so leicht verziehen haben würde; auch klang, mit seinem gutmüthigen Lächeln gesprochen, der herbste Witz natürlich und verwunderte dadurch weniger, namentlich wenn er in seinem Hause oder bei seinen Freunden sich, wie gewöhnlich, der platten Landessprache bediente, die für seinen Humor wie geschaffen schien und die wir leider nicht nachzuahmen vermögen.

Einer nicht gar häufigen Eigenthümlichkeit müssen wir noch an diesem Orte erwähnen, zumal sie ihm in weiteren Kreisen oft als hervorstechende Sonderbarkeit ausgelegt ward. Ohne gerade ein Weiberfeind zu sein, hatte er doch durchaus keine besondere Zuneigung für das schöne Geschlecht und hielt sich sogar möglichst fern von ihm. In Darlegung dieser in seinen Verhältnissen ziemlich auffallenden Antipathie, beobachtete er jedoch anders Denkenden gegenüber einen feinen Tact. Mochten

sie das schöne Geschlecht verehren, es lieben, sich verheirathen, so viel und mit wem sie wollten, wenn er ihnen darin nur nicht nachzuahmen brauchte. Höchstens lächelte er ironisch, wenn sie ihm ihr Glück priesen, und gönnte ihnen dasselbe von Herzen. Wenn er aber von Jemanden hörte, daß er in der vielgepriesenen Ehe nicht seine Rechnung gefunden, dann sagte er ganz einfach: »Das ist seine Schuld, hat er es doch nicht anders gewollt, nun mag er sein Päckchen tragen!«

Am wenigsten war er auch nur der Form nach, die überhaupt in keinem Dinge für ihn existirte, ein sogenannter galanter Mann und er vermochte es nie recht zu begreifen, wie sein Freund Melms bei vorkommender Gelegenheit so gutmüthig sein konnte, irgend einer Dame ein Tuch oder einen Schirm oder dergleichen nachzutragen, oder noch weniger, daß der alte Herr von der Oehe, dem nichts über einen solchen Ritterdienst ging, darin ein wahres Labsal zu finden schien. Oft hatten sie darüber hin- und hergescherzt und auf das gewöhnliche Wort des alten Freundes: er verdanke dem edlen weiblichen Geschlecht seine ganze Herzensbildung und er sei ihm mit voller Seele ergeben, lachte er stets, indem er seine Verwunderung aussprach, daß der alte Herr trotz der erhaltenen Belehrung und seiner ritterlichen Ergebenheit es doch nie gewagt habe, den Entschluß zu fassen, sein Geschick mit dem eines solchen gepriesenen Engels, der dem Manne das Leben vergolde, schon hier auf Erden zu verbinden.

Da er außer den beiden erwähnten alten Damen nur selten eine Frau in seinem Hause auf Grünthal sah, so mußten diese gar häufig offene oder versteckte Angriffe aushalten. Er neckte sie unaufhörlich und wenn er sie einmal aus aller Fassung gebracht und über die Maaßen geärgert hatte, lachte er herzlich darüber, worin sie schließlich mit einstimmten, was dem alten Herrn die größte Freude verursachte.

Außer diesem Mangel an ritterlicher Galanterie beklagten seine Freunde noch eine andre Eigenschaft an ihm, die in der That bisweilen störend in ihren herzinnigen Verkehr eingriff. Alfred Brunst ward dann und wann von Launen heimgesucht, wenigstens bezeichnete man die einzelnen Anfälle auffallenden Benehmens mit diesem Worte – eine Heiterkeit nämlich, die er in der Regel im Kreise der Seinen blicken ließ, erlitt von Zeit zu Zeit einen plötzlichen und unvorgesehenen Stoß. Mitten im Gespräch, im Spiel, in irgend einem Unternehmen brach er dann plötzlich ab, verließ die Gesellschaft und begab sich gewöhnlich in ein abgelegenes Zimmer oder in den Wald, auf's Feld, lief in die Kreuz und Quere wie ein sorgenvoller Mann umher und vermied es, mit irgend Jemanden in Berührung zu kommen. Indessen beurtheilte man diese Anfälle wohl etwas zu strenge, wenn man sie Launen nannte. In der Regel beschäftigte ihn in solchen Fällen stets ein ernster Gedanke; die Ruhe, die er um sich her sah, erschreckte ihn, seine Sorglosigkeit flößte ihm Angst ein und er begann in diesen Augenblicken meist irgend einen Plan auszudenken, der ihn in neue Thätigkeit

und Arbeit versetzte und zugleich auch zu neuen Wohlthaten anreizte, die er Diesem oder Jenem, den er vernachlässigt zu haben glaubte, erwies. Es war ihm aber so gleichgültig, was man darüber dachte, daß er nie seine Vertheidigung übernahm, wenn man ihm bei Gelegenheit einen Vorwurf aus diesem seltsamen Benehmen zu machen versuchte.

Hatte er nun seinen Koller, wie Herr von der Oehe dergleichen Anfälle nannte, ausgetobt, so beruhigte sich sein Gemüth außerordentlich schnell, und ohne daß man es erwartete, kehrte er wieder heiter und vergnügt zu den Freunden zurück und setzte die Unterhaltung oder das unterbrochene Spiel mit der alten Munterkeit wie vorher fort.

Wie er nun sich selbst dergleichen augenblickliche Launen gestattete, wenn wir denn doch einmal dies Wort gebrauchen sollen, so forderte er auch nie von Anderen, daß sie weniger bevorzugt würden als er. Hatte er zum Beispiel Gäste im Hause, so ließ er sie gern ihre Wege gehen, ohne auf ihr Beginnen zu achten. Jeder konnte thun und lassen, was er wollte, und niemals widersprach er der Neigung dessen, der eine solche nach irgend einer Richtung in Ausübung brachte.

Um mit der vorläufigen Charakteristik dieses seltsamen Mannes zu Ende zu kommen, müssen wir schließlich noch einer Eigenthümlichkeit in seinem Wesen Erwähnung thun. Und diese betrifft seinen Schlaf. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätig, konnte man es ihm nicht verdenken, wenn er gern Abends um zehn

Uhr pünktlich zur Ruhe ging. Allein auch außer dieser Nachtruhe hatte er bisweilen schon bei Tage Anwandlungen, sich dem Schlafe zu überlassen, und dies fand stets nach großen inneren Gemüthsbewegungen statt, die er freilich Jedermann zu verbergen trachtete. Plötzlich, wo er nun ging oder stand, befiel ihn eine unbesieglige Müdigkeit, und wo er gerade war, sei es im Hause oder auf dem Felde, im Walde, er streckte sich auf das erste Sofa, den ersten besten Heuhaufen oder in das duftende Haidekraut unter einem Baume aus, um dem Bedürfniß seines Körpers ein Genüge zu thun, und fest und sanft war der Schlaf, der ihn in solchen Lagen augenblicklich zu überraschen pflegte.

Gewöhnlich genügte eine Stunde, seinen erschöpften oder wenigstens angegriffenen Lebensgeistern wieder die nöthige Spannkraft zu geben, in seltenen Fällen aber schlief er ununterbrochen einen halben Tag lang, vergaß Speise und Trank, Arbeit und Vergnügen, und keinen freundlichen Blick empfing Derjenige, welcher ihn aus diesem tiefen Schlummer weckte, weshalb es auch alle Seinigen wohlweislich vermieden, während er der gutherzige alte Herr und Freund war, wenn er, aus seinem Schlummer von selbst erwachend, sich die Augen rieb und dann sogleich an die Arbeit ging, die er vorher unterbrochen hatte.

---

Kehren wir jetzt zu unsern beiden Freunden zurück, die wir verließen, als sie nach angenehmer Fahrt in den geräumigen Hof von Grünthal einlenkten. Auch sie empfing ein endloses Hundegebell und es kostete den anwesenden Knechten nicht geringe Mühe, den vorlauten Bergmann von ihren Beinkleidern fernzuhalten nachdem sie vom Wagen gestiegen waren. Kaum aber war das geschehen, so erschienen die beiden alten Damen vor der Thür, begrüßten die unbekanntenen Gäste wie alte Freunde und führten sie knixend und lächelnd in das große Empfangszimmer des Hauses, das in seiner behaglichen Gestaltung stets den angenehmsten Eindruck auf jeden Besucher hervorbringen mußte.

Die beiden Damen, von ihrem Herrn unterrichtet, daß die Künstler kämen, hatten große Toilette gemacht, wie man sie auf Grünthal nur selten zu Gesicht bekam. Frau von Buchholz erschien in einem erst wenige Jahre alten schwarzen Taffetkleide, in einer Spitzenhaube mit violetten Bändern, und die stattliche Frau Albrecht zeigte sich in einem geblühten Wollkleide mit einfacher Tüllmütze, die ohne bunten Behang mit kleinen Bändern unter dem fetten Kinn festgebunden war. Beide aber bewiesen durch den Ausdruck ihrer glänzenden Gesichter, daß der Besuch ihnen außerordentlich angenehm war, und daß sie ihn bereits mit Vergnügen erwartet hatten.

Mit einiger Verwunderung hörten die Freunde, daß Herr Brunst nicht anwesend sei. Er war in Geschäften zu einigen Nachbarn gefahren und konnte erst am Abend

zurückkommen. Indessen fanden sie sich sehr bald darin, da die Damen ihnen die Versicherung gaben, daß dergleichen nichts Ungewöhnliches sei, und daß die Abwesenheit des Hausherrn ihnen keinen Abbruch thun solle.

Dies bewiesen sie ihnen auch alsbald dadurch, daß sie sie in das Eßzimmer führten, wo eine ungeheure altväterische Tafel stand, reich mit Speisen besetzt, die so schmackhaft bereitet waren, daß die Gäste ihnen alle Ehre erwiesen.

Aber es wäre ihnen auch schwer geworden, das Gegentheil zu thun, wenn sie keinen Appetit mitgebracht hätten. Denn die alten Damen, vorzüglich die stille Wirthschafterin, erwiesen sich als Wirthinnen, die ihr Amt verstanden und den besten Willen hegten, ihren Gästen gleich von Anfang an den Beweis zu liefern, daß Grünthal's Speisekammern von guten Dingen überfüllt seien. Während Frau von Buchholz mit am Tische saß und gewissermaßen die Honneurs des Hauses machte, hatte Frau Albrecht ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Bequemlichkeit ihrer Gäste gerichtet. Die beiden zureichenden Mägde in sauberen blau und weißgestreiften Linnenkleidern – auf Grünthal selbst gewebt – beherrschend und mit einem einfachen Winke bald hierhin, bald dorthin lenkend, legte sie selbst die Speisen vor, und wo ein Glas, ein Teller, ein Messer nöthig zu sein schien, hatte sie es schon zur Hand, um damit im rechten Augenblick zur Stelle zu sein.

Ganz zuletzt trug man einen ungeheuren Pudding auf, das Meisterstück der Grünthaler Küche und von Frau Albrecht eigenhändig eingerührt. Mit Wohlbehagen sahen die Damen die jungen Männer davon zulangen, und als der Maler versicherte, daß die Speise vortrefflich schmecke, gaben jene durch das rosigste Lächeln ihre Freude kund und sagten: sie müßten den Herren beweisen, was sie zu leisten verstünden, denn Herr Brunst hätte ihnen bereits angekündigt, daß die Fremden aus der Residenz sehr verwöhnt und überaus lecker wären.

»Das haben wir aber weder eingestanden noch bewiesen!« sagte lächelnd der heitere Maler.

»O, das glauben wir Ihnen sehr gern,« erwiderte mit dunkelrothem Gesicht Frau von Buchholz.

»Herr Brunst hat nur damit gescherzt, wie er denn sehr oft zu scherzen pflegt. Doch daran müssen Sie sich gewöhnen, wie alle Welt bei uns daran gewöhnt ist. Wenn unser guter Herr, mein wackerer Vetter, Alles verantworten sollte, was er in seiner Laune spricht und womit er uns schmält, so würde er noch viel mehr zu thun haben, als es für jetzt schon der Fall ist.«

In dieser Weise bewegte sich die Unterhaltung bei dem zeitig eingenommenen Mittagsmahl, und als dasselbe zu Ende war, wurden die Gäste in einen hellen und freundlichen Saal geführt, aus dem man durch eine Glasthür unmittelbar in den Garten gelangen kannte.

Offenbar war dieser Saal das Prachtzimmer des ganzen Hauses und hierher hatte Alfred Brunst seine Gemäldesammlung verlegt, die Heinrich Markholm sogleich



mit Kenneraugen musterte und darunter einige sehr hübsche Landschaften von älteren deutschen Meistern fand. Mit dem geheimen Vorsatz beschäftigt, zwei Bilder von seiner eigenen Hand den vorhandenen demnächst hinzuzufügen deren Motive er auf Rügen selbst zu finden hoffte, folgte er dann dem Freunde in den zierlichen Garten, wo Frau Albrecht, überall vorhanden, wo man sie gebrauchte oder nach irgend etwas Verlangen trug, schon den Kaffee in einer schattigen Lindenlaube aufgetragen hatte.

Die späteren Nachmittagsstunden benutzten die jungen Männer zu einem Spaziergange nach dem Strande und einer genaueren Besichtigung der nächsten Umgebung des Gutes; als sie aber gegen Abend in das Haus zurückkehrten, gewahrten sie schon auf dem Hofe ein viel lebhafteres Treiben als zuvor. Eilfertig bewegten die Menschen sich hin und her, freudiger bellten die Hunde, und als sie in das erste Gemach treten wollten, vernahmen sie schon von ferne den heiteren Klang der Stimme ihres Wirthes, der eben gekommen war und nach Frau Albrecht rief, um ihr zu verkünden, daß er da sei und Appetit mitgebracht habe, was so viel hieß, als daß sofort die Abendtafel angerichtet werde.

Da drehte er sich um und erblickte seine Gäste. Eiligschritt er auf sie zu, schüttelte ihnen die Hände und begrüßte sie wie alte Bekannte, deren Zuneigung man versichert ist und die man daher nicht besonders zu bewillkommen hat, da sie immer willkommen sind.

»Nun,« sagte er, »da sind Sie also auf Grünthal und den Kleinen haben Sie auf der Lenz gelassen! Gut so. Jetzt aber sind Sie bei mir zu Hause und die Schuld soll nicht an mir liegen, wenn Sie das nicht bald fühlen werden. Wenn Sie aber Appetit haben wie ich, so folgen Sie mir, die Weibsleute haben da drinnen schon ihr Wesen laut genug getrieben – so kommen Sie denn!«

Hiernach ging er mit seinen gewöhnlichen schnellen Schritten den Gästen voran in das Speisezimmer, wo man die beiden alten Damen die Herren schon erwartend fand.

»Guten Abend,« sagte der Hausherr, die Frauen begrüßend und ihnen die Fremden noch einmal vorstellend. »Da sind sie, von denen ich Euch bereits oft erzählt habe. Nun sorgt dafür, daß sie an nichts Mangel leiden und namentlich belästigt sie nicht zu viel mit Euren langweiligen Familiengeschichten. He? Was schneidet Ihr für seltsame Gesichter? Wenn das verliebte Augen sein sollen, die Ihr auf die schmucken Gesellen da richtet, so gebt Ihr Euch vergeblich Mühe. Daß Ihr ein paar alte und häßliche Schachteln seid, habe ich ihnen schon im Voraus verkündigt. Zum Modell könnt Ihr ihnen also nicht mehr dienen, darum bildet Euch nicht ein, daß der Herr hier Euch malen wird, so schöne Kleider und Hauben Ihr ihnen zu Ehren heute angethan habt.«

Nach diesen Worten nahm er mit schalkhafter Miene seinen Platz am Tische ein und langte ohne Zögern von den Speisen zu, ohne sich um die verlegenen Gesichter der Hausdamen und die lächelnden Mienen der Gäste zu

bekümmern. Als er dann aber das Auge erhob und Frau von Buchholz' glühend rothes Gesicht wahrnahm, die nur mit Mühe ihren inneren Groll verbarg, lachte er überlaut und bemerkte, zu den Gästen sich wendend, sie möchten verzeihen, daß er Alles ausspräche, was er dächte, dafür könnten sie aber auch gewiß sein, daß er nichts Böses in sich behielte. »Um das böse Gesicht der Frau von Buchholz kümmern Sie sich nicht,« fuhr er dann scherzhaft fort, sie ist eine Edelfrau, vom reinsten Wasser – Blut, wollt' ich sagen, und diese Damen haben das Vorrecht, blaß oder roth auszusehen, zu schmollen oder zu lächeln – liebenswürdig, vornehm, verehrungswerth sind und bleiben sie immer!«

»Alfred!« rief die Dame und sah ihren Vetter bittend an.

»O, sie ist doch ein gutes Weib,« fuhr er in dem selben Tone fort, »ich weiß es wohl, darum necke ich sie auch gar zu gern und mache sie böse; aber das thue ich blos, um ihr stockendes Blut in Umlauf zu bringen und ihren Appetit zu reizen, denn nun werden Sie sie essen sehen, während sie sonst hungrig vom Tische aufgestanden wäre.« –

Das war der Beginn der Unterhaltung bei Tische, die aber bald eine ernstere Wendung nahm und auch behielt, namentlich als das Gespräch auf die Lenz zurücksprang, nach dessen Besitzer sich Alfred Brunst mit großer Herzlichkeit erkundigte.

Man saß noch an der Speisetafel, obgleich dieselbe längst abgetragen war, und trank nur nach ein Glas Wein,

als die große Wanduhr im Zimmer die zehnte Stunde an- gab. Kaum hatte sie ausgeschlagen, so stand der Wirth vom Tische auf, machte seinen Gästen eine leichte Ver- beugung und sagte:

»Da schlägt es zehn Uhr, nun gehe ich zu Bett, das ist meine Gewohnheit so. Wenn es Ihnen gefällig ist, führe ich Sie auf Ihre Zimmer, von morgen an können Sie so lange hier bleiben wie Sie wollen.«

Da die Damen vom Hause sich schon stillschweigend entfernt hatten, so folgten die Gäste dieser Aufforderung ohne Zögern und ihr Wirth führte sie eine schmale Trep- pe empor nach einem Giebelzimmer, das für sie einge- richtet war.

»Dort drüben schlafen die beiden alten Freunde,« sag- te Herr Brunst, auf die entgegengesetzte Seite des Hau- ses deutend, »und die beiden jungen sollen hier wohnen. Ich habe Sie hier untergebracht, damit Sie am Morgen gleich die weite See vor sich haben, da ich weiß, daß Sie dafür schwärmen. So, das ist Ihr Schlafzimmer und hier daneben können Sie sich aufhalten, so oft und so lange Sie wollen. Nichts soll Sie stören und mögen Sie le- ben, wie es Ihnen beliebt. Das ist auch meine Gewohnheit so. Wenn Sie irgend ein Bedürfniß haben, ziehen Sie an dieser Schelle; Frau Albrecht ist angewiesen, jeden Ihrer Wünsche auf der Stelle befriedigen zu lassen. Und nun schlafen Sie wohl!«

Er reichte Jedem die Hand und gleich darauf waren die Freunde allein.

Beide blickten sich neugierig um, denn sie betraten jetzt zum ersten Mal die ihnen zugedachten Räume. Das Schlafgemach war ein großes obwohl niedriges Zimmer mit der Aussicht auf die See nach Osten hin. Betten und alle sonstigen Geräthe waren von ausgesuchtester Güte, aber von Luxus und Glanz war keine Spur zu finden, in Allem und Jedem war man einzig und allein auf Bequemlichkeit bedacht gewesen.

Im daneben liegenden Zimmer dagegen fanden sie alle jene nützlichen und angenehmen Gegenstände vor, die ein gebildeter Mensch gern um sich versammelt sieht. Zwei Schreibtische, mit Papier, Federn und Tinte versehen, standen an den geeigneten Stellen, in der Mitte der einen Wand ein Sopha und davor ein Tisch mit zwei bequemen Rollsesseln. Auf dem Tische lagen verschiedene interessante Bücher, Reisewerke, eine Karte von Rügen, alte und neue Beschreibungen der Insel und dergleichen mehr. Vor dem einen Fenster aber stand eine alte Staffelei, dieselbe, welche einst dem Gutsherrn von Grünthal zu seinen jugendlichen Malerversuchen gedient hatte, und daneben verschiedene andere Geräthe, die ein Maler gebraucht, wenn er seine Kunst üben will.

»Das ist hübsch hier,« sagte Heinrich Markholm, als er sich entkleidete, »und Alles geht wie nach der Uhr und wie von selbst. Das ganze Haus ist wie der Mann selber, einfach aber genießbar, und ich denke, ich werde mit ihm auskommen können.«

»Wunderbar, wie verschieden die Menschen sind!« bemerkte Gustav Steinau. »Wenn ich diesen Brunst mit jenem Melms vergleiche, Welch' ein Unterschied; und doch Welch ein Behagen, von dem Einen zum Andern zu gehen. Das sind in der That zwei Charaktere, mein Lieber, die man studiren muß, um sie wahrhaft zu schätzen.«

»Gewiß – und nun schweig' einmal. Hörst Du das Brausen?«

»Ja. Es sind die Bäume im Garten, deren Blätter der Wind bewegt.«

»Nein, es ist die See, sie singt uns in den Schummer. Es kommt mir vor, als lebte ich in einer neuen Welt, seitdem ich auf Rügen bin – ist Dir nicht ähnlich zu Muthe?«

»Vollkommen!«

»Und was wirst Du erst auf der Oehe erleben?«

»Ich bin noch in Grünthal. Laß mich noch eine Weile hier, es behagt mir an diesem Orte, und was die Oehe bringt, weiß bis jetzt – nur Gott allein!«

Der Maler gab keine Antwort mehr, seine kräftige Natur war schon dem gesundesten Schlafe verfallen. Gustav aber lag noch lange schlaflos auf seinem weichen Lager und je länger und deutlicher er das ferne Brausen der Wellen und das Sausen des Ostwindes vernahm, um so mehr wühlten sich die Wogen tiefgreifender Empfindung in seinem Herzen auf, von deren Sturmesgewalt der glückliche Maler keine Ahnung hatte. Endlich aber unterlag auch er dem allmäligen Andrang der Müdigkeit und gleich dem Freunde schlief er ruhig und traumlos bis zum anbrechenden Morgen, wo die Julisonne hell in

ihre Fenster schien und verkündete, daß ein neuer Tag angebrochen sei.

## ACHSTES KAPITEL. DIE KOSTGÄNGERIN IM KLOSTER ZU BERGEN.

Es war kaum fünf Uhr vorüber, als eine kräftige Hand von Außen her an die Thür pochte und gleich darauf der Wirth in das Zimmer seiner Gäste trat, die er noch unbeweglich in den Betten liegen fand.

»Entschuldigen Sie,« sagte er mit seinem ruhigen Lächeln, »daß ich selbst zuerst mein Wort breche und Sie störe. Allein es ist ein Zwischenfall eingetreten, den ich nicht voraussehen konnte. Ich habe einen Boten erhalten, der mich zeitig nach Wittow zu einem Geschäfte ruft, und da der Wind sich gelegt und nach Westen herumgegangen ist, so will ich nach der Halbinsel segeln. Wollen Sie mit, so können Sie sich gleich Arcona besehen, der Wind ist zu einer so weiten Wasserfahrt nicht immer so günstig wie heute.«

Die jungen Leute fuhren freudig empor und sagten ohne Säumen zu; es konnte ihnen ja kein Vorschlag erwünschter kommen. Nach einer Stunde schon hatten sie gefrühstückt und folgten ihrem Wirthe, der nach dem Strande hinabschritt, wo er bereits ein geeignetes Boot hatte segelfertig machen lassen. –

Wir dagegen begleiten die Reisenden nicht nach Arcona; wir berichten nur, daß der Ausflug ein lohnender war, daß die Künstler von dem schauerlich Großen, was die Natur auf der nördlichsten Spitze Deutschlands im

Angesicht der nach drei Seiten offenen See bietet, entzückt spät Abends nach Hause zurückkehrten und ihrem Wirthe für den gehabten Genuß sich in Wahrheit dankbar bewiesen.

Desgleichen wollen wir sie nicht auf den vielerlei Ausflügen begleiten, die sie in den nächsten acht Tagen theils allein, theils in Gesellschaft ihres Wirthes unternahmen. Sie waren auf Grünthal bald eben so zu Hause, wie sie es auf der Lenz gewesen, und da auch der Besitzer derselben mit Willibald auf zwei Tage herüber kam, war der Genuß vollkommen und die alten wie die jungen Freunde hatten an ihrem augenblicklichen Loose nicht das Mindeste auszusetzen. Gustav dachte nicht an die Abreise von Grünthal, wenigstens sprach er nicht davon, und wenn er daran dachte, wollte es ihn bedünken, als müsse er sich dabei einer geheimnißvoll wirkenden Macht überlassen, deren Walten er schon lange zu spüren glaubte, und als werde sie ihn schon rufen, wohin er bestimmt sei, wenn die Zeit dazu gekommen wäre.

Diese Zeit aber sollte rascher kommen, als er es vermuthet, und zwar von einer Seite her sollte der Mahnruf dazu erfolgen, von der er ihn wohl hätte voraussehen können, wenn er genauer mit dem seltsamen Charakter des Mahners bekannt gewesen wäre.

Eines Abends nämlich, und zwar am Tage nach der Abreise des Gutsherrn von der Lenz und Willibald's, saß Alfred Brunst mit seinen beiden Gästen nach aufgehobener Abendtafel noch am Tische und trank mit ihnen ein gutes Glas Rheinwein, was er vor Schlafengehen sehr gern



that. Der Wirth wie der Maler waren überaus heiter gestimmt und scherzten über verschiedene Dinge, nur Gustav Steinau saß ungewöhnlich ernst daneben und schien seine Gedanken auf abwesende Personen und Verhältnisse gerichtet zu haben.

»Woran denken Sie?« fragte Alfred Brunst ihn plötzlich, indem er rasch von dem bisher verhandelten Gegenstand abbrach.

»Ich dachte,« erwiderte Gustav ruhig und der Wahrheit gemäß, die man in seinem Auge las, »an das angenehme Leben, welches wir führen, seitdem wir die Insel Rügen betreten haben, und wie unsre Erwartungen davon weit übertroffen sind.«

»Nun, wenn das etwas Angenehmes ist, so wundere ich mich nur, daß Sie, indem Sie daran dachten, nicht heiterer aussahen; nach dem Ausdruck Ihres Gesichts glaubte ich vielmehr, daß ein unangenehmer Gedanke Sie beschlich, und nur um demselben vielleicht entgegenarbeiten zu können, legte ich Ihnen die Frage vor.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Brunst, und um die Wahrheit ganz zu gestehen, so mischte sich allerdings etwas Unangenehmes meinen Gedanken bei.«

»Aha, also doch! Was könnte das sein?«

»Das Bedauern, daß wir oder wenigstens ich nicht im Stande wäre, Ihnen einen andren Beweis meiner Empfindungen zu liefern, als den ein dankbares Herz so lange schweigend in sich trägt, bis es Gelegenheit erhält, seine Gefühle in Handlungen und Thaten übergehen zu lassen.«

Alfred Brunst sah den Redenden mit einem lebhaft flammenden Blicke an, dann lächelte er, fast schwermüthig, schüttelte den Kopf und sagte: »Also Sie gehören auch zu den wirklich dankbaren Menschen, das heißt zu denen, die mit dem Herzen, nicht bloß mit der Zunge danken? Nun, das habe ich Ihnen gleich angemerkt und meine Menschenkenntniß hat mich also auch diesmal nicht getäuscht. Gut. Aber nun geben Sie Acht und staunen Sie, wie ich Ihre Gefühle der Dankbarkeit sich jetzt gleich durch eine Handlung und That aussprechen lassen will.«

»O, sprechen Sie weiter!« rief Gustav Steinau in lebhafter Aufwallung aus.

»Halt, junger Freund, hören Sie erst und dann geben Sie Ihr Urtheil über mich ab. Ich würde Ihnen jedenfalls heute Abend das Folgende auf eine andere Art mitgetheilt haben, aber die Wendung des Gesprächs gab mir eine paradoxe Idee ein, der ich nun folge. Wie ich sehe, gefällt es Ihnen bei mir, und ich freue mich darüber – dennoch muß ich Sie bitten, Ihren Besuch vor der Hand so schnell wie möglich abzukürzen.«

Gustav blickte dem Sprechenden erstaunt in's Gesicht, nur Heinrich verstand ihn auf der Stelle und merkte, worauf der schalkhafte Geist des seltsamen Mannes deutete.

»Ja,« fuhr der Redende fort, »ich würde es sehr gern sehen, wenn Sie noch lange bei mir bleiben und Ihrem Freunde, den ich für's Erste nicht fortzulassen gedenke, Gesellschaft leisten wollten, allein ich bin in meinem ganzen Leben nicht selbstsüchtig gewesen und hoffe es um

so weniger zu werden, je weiter ich darin vorrücke. Haben Sie wohl schon daran gedacht, daß Sie meinem alten Freunde auf der Oehe das Versprechen gegeben, sich nicht zu lange von ihm erwarten zu lassen? Ah, sehen Sie wohl, und sein Wort muß man stets und unter allen Umständen halten, Indem ich Sie nun bitte, mich zu verlassen, treibe ich Sie nur an, sich selbst getreu zu bleiben. So viel ich weiß, erwartet der alte Herr Sie schon lange und gerade jetzt möchte ich ihn nicht vergeblich auf eine Freude warten lassen, da er der Gesellschaft und der Zerstreung, die eine solche mit sich bringt, weit mehr bedarf als Melms und ich. So gehen Sie denn zu ihm und auch dort können wir uns dann und wann zusammenfinden, wenn Sie Verlangen nach Ihren Freunden und Oehe Verlangen nach uns hat. Damit Sie jedoch sehen, wie gern ich Sie wieder bei mir willkommen heißen werde, so sage ich Ihnen Folgendes: Haben Sie Ihr Versprechen erfüllt und einige Tage auf der Oehe verlebt, dann kehren Sie zu mir zurück, sobald Ihnen dieser Wechsel angenehm ist, oder gehen Sie zu Melms, wenn es Ihnen dort besser gefiel – ich hoffe, Sie haben mich nun nicht falsch verstanden und deuten meine Ermahnung nicht anders als sie gemeint war.«

»Nein, nein,« erwiderte Gustav Steinau ehrlich, wobei dennoch eine feine Blässe auf seinen ansprechenden Gesichtszügen wahrnehmbar ward, »ich verstehe Sie wohl und danke Ihnen, daß Sie mich an ein Versprechen erinnern haben, welches ich einem Ihrer Freunde gab.«

»So meinte ich es – nun sind wir über einander klar. Und jetzt wollen wir schlafen gehen, die Uhr hat eben das Signal dazu gegeben, Morgen früh aber wollen wir weiter bereden, zu welcher Zeit ich Sie nach dem Westen soll fahren lassen. Gute Nacht!«

»Ein merkwürdiger Mensch!« sagte der Maler leise zu seinem Freunde, als sie ihr Zimmer erreicht hatten. »Wie er Alles so seltsam beginnt, was er sicher zu Ende zu führen weiß!«

»Ja, er ist seltsam, wenigstens ganz anders als andere Menschen, aber die Redlichkeit sieht ihm aus den Augen, wenn man tief hineinblickt, obwohl oberflächlich der Schalk zu schwimmen scheint. Ach, so muß ich mich also auch von Dir trennen. Heinrich, ich habe es lange gefürchtet.«

»Gefürchtet? Was ist denn da zu fürchten? Du thust ja gerade, als ob wir uns nie wiedersehen sollten oder als ob Du einem entsetzlichen Unglück entgegengingest.«

Gustav Steinau schwieg. Er konnte dem Freunde nicht sagen, was ihn bedrückte, und so wünschte er ihm eine gute Nacht, was dieser mit einem leichten Brummen erwiderte, worauf er bald zu schnarchen anfang. –

Am andern Tage aber bestimmte Gustav Steinau selbst den nächstfolgenden Tag zu seiner Abreise nach der Oehe und befriedigte dadurch sichtbar seinen jetzigen Wirth, der wiederholt von der Freude sprach, die der alte Herr über seinen Besuch empfinden würde. Den letzten Tag

nun verlebte man in Grünthal noch nach gewohnter Weise; man machte einen Ausflug nach der herrlichen Stubnitz und kehrte erst Abends um neun Uhr nach Hause zurück, wo man rasch das Abendessen einnahm und dann Punkt zehn Uhr zu Bett ging.

Am andern Morgen aber hatte man schon um fünf Uhr gemeinschaftlich das Frühstück eingenommen und während Heinrich noch rasch einen Brief schrieb, den der um sechs Uhr Abreisende in Bergen auf die Post geben sollte, ging Herr Brunst mit Gustav Steinau im Garten auf und ab, Dies und Jenes besprechend, um die letzte halbe Stunde so gut wie möglich zu nützen.

»Hören Sie,« sagte der Gutsherr von Grünthal in vertraulichster Weise, »ich habe Ihnen noch Einiges zu sagen und daran denken Sie bisweilen unterwegs, damit Sie es nicht vergessen. Ich wollte Sie erst mit meinen Kutschpferden bis ganz nach der Oehe fahren lassen; das ist aber von hier aus ein weiter Weg und da ich die Pferde übermorgen gebrauche, so sollen sie Sie nur bis Bergen bringen und dann sogleich hierher zurückkehren. In Bergen kehren Sie im Gasthof zum Prinzen von Preußen ein und dem Wirth, Bley heißt er, geben Sie diese Zeilen.« Hier händigte der Sprechende dem jungen Mann ein versiegeltes Schreiben ein und fuhr dann fort: »Der Wirth in Bergen wird Ihnen Pferde bis zur Oehe besorgen, aber Sie müssen den kleinen Umweg nicht scheuen und den schönen Berg Hochhilligor besuchen. Von dort aus haben Sie eine herrliche Aussicht und einer solchen dürfen Sie nicht vorbei gehen. Auf alle Fälle kommen Sie dann erst

spät Abends in Schaprode an, aber übernachteten Sie nicht daselbst, sondern lassen Sie sich gleich übersetzen und sollte es Mitternacht sein. Auf der Oehe ist man zu jeder Zeit, bei Tage und bei Nacht, willkommen.

»Nun aber das Wichtigere. Auf der Oehe werden Sie es in mancherlei Weise anders finden als auf der Lenz und hier. Der alte Herr ist ein Sonderling, das werden Sie mit Ihrem guten Auge bald erkannt haben. Doch das darf Sie nicht abschrecken. Gehen Sie auf seine Eigenthümlichkeiten ein und thun Sie, was er von Ihnen verlangt, er meint es jedenfalls gut mit Ihnen. Ich kenne ihn durch und durch, einen vollkommeneren Ehrenmann – seinem Gefühl nach, wenn auch seine ausgesprochenen Ansichten ihn oft wunderlich erscheinen lassen – giebt es nicht. – Ja, ja, sehen Sie mich nicht so ungläubig an, es ist wie ich sage: Gottlieb von der Oehe ist ein vollkommener Ehrenmann. Er spricht bisweilen in seiner absonderlichen Art Dinge aus, die ihn schlimmer oder weniger gut erscheinen lassen, als er wirklich ist, aber sein Herz weiß nichts davon. Trügt also der Schein oft bei andern Menschen, so trügt er bei ihm erst recht. – Sodann schicken Sie sich in seine kleinen, mit der Zeit in ihm festgewachsenen Sonderbarkeiten – man nennt dieselben oft Schwächen – und doch entspringen sie nur aus seiner isolirten Lage oder sind eine natürliche Entwicklung und Ausbildung seines eigenthümlichen Wesens und Charakters. Bedienen Sie sich vorzüglich recht oft seines Tubus', damit erfreuen Sie ihn, und Freude gönne ich

ihm. Seine Liebhaberei für Salis kennen Sie und dagegen dürfen Sie keinen Einspruch erheben, er hat einmal ein Salis'sches Gemüth. Vergessen Sie auch nie, daß er ein Edelmann und zwar von jenem alten kernigen Schläge, der, abgeschlossen und abgerissen von aller Welt, mit seinen sechshundert Jahre alten Erinnerungen und Traditionen unwandelbar auf seiner einsamen Insel haust. Bei all' seiner Einsicht und Duldsamkeit besitzt er doch einen tüchtigen Stolz auf sein Herkommen und seine Abstammung, und wahrlich, da er denselben auf eine sehr unschuldige Weise zur Schau trägt, so kann man ihn sich schon gefallen lassen. Anmaßend, dünkelfhaft, auf ein Nichts eingebildet wie so Viele unserer modernen Herrchen ist er nicht, er ist sich seiner bloß selbst bewußt, und das muß man anerkennen, er hat einigen Grund, es zu sein. Schmeicheln Sie ihm nie, das verfängt bei ihm nicht, aber reden Sie stets, wie es Ihnen um's Herz ist und ein Herz, ich versicherte es Ihnen, wird das Ihrige verstehen, wenn sein Mund auch oft dagegen turnieren sollte. So – da kommt Ihr Freund mit dem Brief und dort hält der Wagen. Wohlan denn – vorwärts!«

Halb schweren, halb leichten Herzens folgte Gustav Steinau seinem Wirthe, und nachdem er den herzlichsten Abschied von Heinrich Markholm und den beiden alten Damen genommen hatte, die gar nicht begreifen konnten, warum er nicht länger *bei ihnen* bliebe, drückte er Herrn Brunst die Hand und dankte ihm mit wenigen Worten für die ihm bewiesene Gastfreundschaft.

»Davon schweigen Sie, «sagte der biedere Mann, indem er ihm wiederholt kräftig die Hand schüttelte, »beweisen Sie lieber Ihren Dank dadurch, daß Sie bisweilen an mich denken und bald wiederkommen, damit will ich mich für befriedigt erklären.«

Zwei Minuten später flogen die edlen Pferde mit dem leichten Gefährt davon und schlugen den kürzesten Weg nach Sagard ein, um von da über die schmale Haide nach Bergen zu gelangen, da das Wasser zur Zeit zu groß war, um über die Lietzower Fähre zu gehen.



Keiner der beiden andren Künstler hatte seinen Weg zu einem der gastfreien Insulaner mit solcher inneren Bewegung angetreten, wie Gustav Steinau, und doch hatte vielleicht keiner von ihnen so ungeduldig wie er dem neuen Aufenthaltsorte entgegengesehen. Wie war das Alles nur so rasch gekommen, wer hatte seine mächtige Hand dabei im Spiele gehabt? War es der Zufall oder eine geheimnißvolle Fügung der Vorsehung gewesen, die mit weiser Hand die Schritte der Menschen lenkt und in unbegreiflicher Sicherheit ihr Schicksal vorherbestimmt? Mochte es sein, was es wollte, nun ließ sich nichts mehr daran ändern, und unaufhaltsam trug den jungen Mann des Geschickes Wille auf still rauschendem Fittich dem vorgesteckten Ziele zu.



Je weiter Gustav aber auf dem heutigen Wege vorschritt, um so klarer ward er sich über sein ferneres Verhalten, namentlich dem Manne gegenüber, dessen gastliche Schwelle er noch an diesem Tage überschreiten sollte. Er würde ja sehen und hören, sagte er sich wiederholt, wie sich die unbekannte Zukunft gestalten würde, er wollte nur still und vorsichtig beobachten, leise den angedeuteten Weg wandeln und alles Uebrige Gott überlassen. Wie vernünftig erschien ihm nun unter den ihm allein bekannten Umständen des Malers Rath, diese Reise unter einem fremden Namen anzutreten, denn hätte er mit seinem wirklichen Namen die Insel besucht, er wäre gewiß nicht so rasch seinem ehemals so dunklen Ziele näher gekommen, das jetzt allmählig heller und heller vor ihm zu tagen begann. So beschloß er denn, sein Incognito beizubehalten und mit noch größerer Vorsicht fortzusetzen. Entdecken, wer er wirklich war, konnte voraussichtlich Niemand, denn kein Mensch kannte ihn in diesem Lande und Bekannten aus der Heimat zu begegnen durfte er nicht befürchten. Seiner Freunde Verschwiegenheit aber war er gewiß und so konnte er ohne Besorgniß die Rolle, die er hier zu spielen begonnen, fortsetzen; die einstige Erklärung seiner Handlungsweise, wenn sein Geschick sich günstig wendete, war leicht und wendete es sich nicht günstig, so brauchte kein Mensch seinen wirklichen Namen zu erfahren und er kehrte so unerkannt von der Insel zurück, wie er dahin gegangen war.

Als er dieses bedacht und nach allen Seiten überlegt hatte, fühlte er sich frisch ermuthigt, voll neuer Lebenslust, und getrost sah er eine Strecke nach der andern von dem weiten Wege schwinden, den er an diesem Tage zurücklegen mußte.

Um halb sieben Uhr Morgens war er von Grünthal abgefahren und schon um zehn Uhr trabten die raschen Pferde des Gutsherrn mit ihm der ziemlich bedeutenden Anhöhe zu, auf welcher das alte Bergen mit seinem spitzen Thurm und dicht davor der weitberühmte Rugard, die alte Veste der wendischen Rügenfürsten liegt. Um halb Elf hielt der Wagen vor dem genannten Gasthof und nachdem der Wirth Herrn Brunst's Brief gelesen, verbeugte er sich zuvorkommend vor dem jungen Mann und führte ihn selbst auf ein stattliches Zimmer in seinem freundlich eingerichteten Hause.

»Es soll Alles so geschehen, wie Herr Brunst mir vorgeschrieben hat,« sagte er dann, »nur mit den Pferden sieht es etwas zweifelhaft aus. Wir haben heute einen Feiertag in Bergen und viele Gäste sind gekommen, die später nach Hause gefahren sein wollen. Wenn Sie aber Zeit bis morgen haben, stehen Ihnen meine eigenen Pferde zu Diensten und in der That, Sie verlieren, denke ich, nichts durch den Aufenthalt; der Rugard ist so schön, daß er Sie gewiß einen halben Tag beschäftigen wird, und außerdem können Sie ja noch der Festlichkeit in der Kirche beiwohnen, die Sie vielleicht auch interessiren dürfte.«

»Was ist das für eine Festlichkeit?«

»O, wir haben ein altes Kloster hier in der Stadt, dort drüben bei der Kirche. Früher, vor der Reformation, wohnten Cisterzienser Nonnen darin, seitdem aber ist es in ein adliges Fräuleinstift umgewandelt, worin alle Töchter der Ritterschaft des Landes aufgenommen werden können, namentlich die unbemittelten, wenn sie sich nicht verheirathen. Es ist ein wahrer Segen für verwaiste und familienlose Damen. Heute nun findet die feierliche Einführung einer neuen Priorin statt und daran nehmen viele Rügianische Familien Theil. Um zwölf Uhr ist die kirchliche Feier und wenn Sie derselben beiwohnen wollen, biete ich Ihnen gern einen Platz an.«

Gustav Steinau besann sich nicht lange und nachdem er ein gutes Frühstück eingenommen, schritt er dem großen Marktplatze zu, der schon durch seltene Lebhaftigkeit den Beginn des Festes verrieth. Alle Gasthöfe am Markt waren von Fremden überfüllt, und Damen wie Herren saßen vor den Thüren oder spazierten auf dem großen freien Raume hin und her oder begaben sich schon in die Kirche, die bereits ihr festliches Geläute hören ließ.

Unser Freund ging ebenfalls einige Male auf dem Markte hin und her, dann aber, da immer mehr Menschen der Kirche zuströmten schritt er auch hinein und erhielt, Dank der Vorsorge seines Wirths, der ihn mit einer Karte versorgt hatte, einen Platz, von dem aus er den Vorgang mit ansehen und die ganze Versammlung überschauen konnte.

Die Kirche, sonst so einfach und schmucklos, gewährte doch an diesem Tage einen sehr angenehmen Anblick. Sie war mit Kränzen und Blumen reich geschmückt und die Fülle der andächtigen Zuschauer oder Zuhörer in ihren Festkleidern hob denselben noch mehr durch die Spannung, die auf allen Gesichtern zu lesen war.

Als die Thurmuhre Zwölf schlug, begann die Feierlichkeit mit einem sehr wohl ausgeführten Orgelsatz, dem ein kirchlicher Gesang folgte. Dann trat eine Pause ein und während dieser kamen die Stiftsfräulein aus ihrem Chorstuhle herab und nahmen vor dem Altare die für sie bestimmten Plätze ein.

Gustav zählte zwanzig Damen, von denen die meisten vorgerückten Alters waren, aber in ihren schwarzen seidnen Kleidern mit weißen Schleiern und über der Brust ein breites blaues Band mit einem emallirten Kreuze<sup>1</sup> tragend, riefen sie einen eben so würdigen wie feierlichen Eindruck hervor.

Was nun weiter in der Kirche vorging – wie seltsam es auch klingen mag – Gustav Steinau wußte nichts davon, als er das Gotteshaus wieder verließ und mit gesenktem Kopfe und in tiefes Sinnen verloren, seinem Gasthofs zu schritt. Was war ihm begegnet, was hatte seinen sonst so aufmerksamen Geist von der kirchlichen Feierlichkeit abgeleitet, so daß er nicht einmal wußte, was der Prediger

---

<sup>1</sup>Eine Verleihung der Königin von Schweden, Sophie Magdalene, Gemahlin Gustavs III. im Jahre 1175 an die Stiftsdamen zu Bergen.

gesprochen, der bald nach dem Eintritt der Damen die Kanzel bestiegen?

Wir wollen es dem Leser erklären. Im Anschluß an die älteren Stiftsdamen waren in den Raum vor dem Altar zwei junge Damen getreten, die nicht zu denselben zu gehören schienen, denn sie trugen wohl schwarze Kleider, aber weder Schleier noch das blaue Band mit dem Kreuz. Dennoch mußten sie Ansprüche haben, den Klosterdamen zunächst sich anzuschließen, denn sie kamen nicht allein zugleich mit ihnen herein, sondern sie setzten sich auch auf zwei den Sesseln nahe stehende Stühle, die eigens für sie in Bereitschaft gehalten zu sein schienen.

Das Gesicht und die Gestalt der einen dieser beiden jungen Damen nun hatten unsern Freund ganz außer Fassung gebracht, jedoch nicht etwa, weil sie so schön war, sondern weil er in ihr auf den ersten Blick eine Aehnlichkeit mit einem ihm sehr wohlbekannten Bilde bemerkt zu haben glaubte.

Wie fest gekettet hingen die Augen des Dichters an diesem holden und unendlich lieblichen Gesicht. Eine solche Fülle von blonden Seidenhaaren, so geschmackvoll geordnet, so glänzend in der Farbe, wie lichtiges Gold, hatte er nie gesehen. Und mit diesem herrlichen Haar stimmte der Liebreiz und die zarte Färbung des Gesichts vollkommen überein. Lichtblau, groß und klar schauten die unschuldigen Taubenaugen daraus hervor, die zarten Wangen strahlten von einer so lebenswarmen Gluth und dieser feine Mund, so edel gebildet und doch so ernst geschlossen, drückte eine so jungfräulich reine Seele aus,

daß man bewundernd und entzückt zugleich davon gefesselt ward.

Aber das war es ja nicht, was Gustav Steinau zuerst und zumeist anzug, es war etwas ganz Anderes, ein wunderbar zufälliges Etwas, was er erst gar nicht zu begreifen im Stande war, bis er es sich genauer überlegt und dann in seinem einfachen Zusammenhange mit der Wirklichkeit endlich für sehr natürlich halten mußte.

Woran hatte ihn dieses Gesicht auf den ersten Blick erinnert? Er konnte nicht daran zweifeln, es mußte so sein – an das Bild, welches Heinrich Markholm mit so großer Vorliebe gezeichnet, gemalt und oft genug seinen Freunden gezeigt hatte. Mit einem Wort, es mußte dies die junge Dame sein, die dem Maler vor zwei Jahren, da er nach Mannheim fuhr, auf dem Dampfschiff begegnet war.

Und das war ja doch so auffallend nicht! Die Dame war ja nach Markholm's Bericht eine Rügianerin und nun war ihr Gustav Steinau in ihrer Heimat begegnet. Aber daß Jener mit wahrer Inbrunst eine so vortreffliche Copie der reinen Wirklichkeit gegeben, so daß Gustav sie gleich wiedererkannt und daß endlich auch ihm diese Dame in den Weg getreten war, das regte den empfindsamen Dichter so auf, daß er nur diesen Gedanken seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte und alles Uebrige, was ihn umgab, vergaß.

»O,« sagte er wiederholt, »was ist Heinrich für ein Maler! Ach, er hat gewiß nicht nur mit dem Auge, sondern

auch mit dem Herzen gemalt, Eins hat das Andere unterstützt und nur darum hat er so Vortreffliches zu Stande gebracht. Wie sind doch die Maler so glücklich, dergleichen Personen für immer und jedem Auge erkennbar fixieren zu können! Wir Schriftsteller mögen Menschen so genau wie möglich schildern und beschreiben, eine Aehnlichkeit wie diese hier, die da wirkt und ergreift auf den ersten Blick, können wir niemals wiedergeben. O welcher Vorzug des kleinen Pinsels, der bunten Farbe und des Genies eines begabten Künstlers!«

Wie gesagt, tief in diese und ähnliche Gedanken versunken, schritt Gustav Steinau zu Herrn Bley zurück.

»Nun, haben Sie gut gesehen und gehört?« fragte der freundliche Mann.

»Vortrefflich!«

»Aber Sie scheinen nicht ganz befriedigt – Sie sehen so nachdenklich aus?«

»O nein, ich habe nur Jemand dort gesehen, der mir von früheren Zeiten her bekannt ist. Sagen Sie, kennen Sie vielleicht die junge Dame mit den herrlichen blonden Haaren, die mit den Stiftsfräulein in die Kirche trat?«

Herr Bley lächelte. »Nun,« sagte er, »Sie haben sehr schnell das Schönste und Beste herausgefunden, was wir in Bergen besitzen. Gewiß kenne ich die Dame, sie ist eine sogenannte Kostgängerin, das heißt nur bei einer Stiftsdame, ihrer Verwandten, zum zeitweiligen Besuch, da sie keinen sonstigen festen Wohnort hat. Es ist die reichste Erbin auf Rügen, eine Waise, ein Fräulein von Kulpen –«

Gustav Steinau riß die Augen vor Verwunderung, fast vor Schreck auf, als höre er eine Posaune vom Himmel erschallen. Er wurde bleich, so bleich, daß der vor ihm stehende Wirth erschrak und ihm einen Stuhl holte. »Von Kulpen?« sagte er stammelnd, »Gustava von Kulpen? Habe ich recht gehört?«

»Ja, ganz recht, und die Dame, bei der sie hier wohnt, ist Fräulein von Bassenitz – wie gesagt, eine weitläufige Verwandte.«

Auf Gustav's bleiche Wangen kehrte zwar allmählig wieder eine lebhaftere Farbe zurück, aber sein Mund lächelte immer noch schmerzlich und sein Auge blickte träumerisch zu Boden. »Sagen Sie,« fuhr er mechanisch fort, »wissen Sie vielleicht, ob beide Damen, die Sie eben genannt, vor zwei Jahren eine Reise gemacht haben?«

»Gewiß weiß ich das – nach dem Rhein sind sie gewesen, ich glaube nach Mannheim, wo Fräulein von Bassenitz in Familienangelegenheiten zu thun hatte.«

»Ich danke Ihnen!« sagte Gustav Steinau, der sich nicht länger mehr beherrschen konnte und rasch auf sein Zimmer eilte, obgleich ihm der Wirth nachrief, daß bereits angerichtet werde. Im Zimmer angekommen aber warf er sich auf ein Sopha, preßte seine Hände vor die Stirn und – warum sollen wir es verschweigen – zerdrückte eine Thräne im Auge, die sich wider seinen Willen aus seinem Herzen dahin empordrängte. Seine ganze Jugend stand plötzlich noch einmal vor seiner Seele, die Leiden, die seine Mutter erduldet, die Kümmernisse, die er selbst zu bestehen gehabt, Alles, Alles wurde wieder wach vor,



seiner mit Gewalt aus dem Schlummer gerissenen Erinnerung, und gleichsam geblendet von dem ihm neu tagenden Morgenlichte einer besseren Zukunft, fühlte er sich gedrungen, ein paar um Hülfe flehende, aber auch dankende Worte an seinen Schöpfer zu richten.

Als er aber nach einiger Zeit mit gesammeltem Geiste nach dem Speisesaale hinunterschritt, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: »Heinrich Markholm, Du hast nicht nur einen guten Geschmack, eine kunstfertige Hand – nein, Du hast auch einen sehr weisen voraussehenden, vorausfühlenden Geist; denn wenn es Dir, dem talentvollen, wohlgebildeten Manne gelingt, diese Perle zu erobern, die Du schon im Bilde so herzlich liebtest – wie glücklich, o wie selig mußt Du Dich dünken – dünken? O nein! sein, sein – und ich – o ich –!«

»Bitte hier hereinzutreten!« rief ein dienstfertiger Kellner, den in Gedanken Versunkenen ungestüm aus seinen Träumen weckend, denn in der Zerstretheit war Gustav in ein Zimmer neben dem Speisesaal getreten. Als er nun aber saß und sein Auge nach einigem irren Umherblicken nach den zahlreichen Gästen zuletzt auf den Wirth fiel, der ihm gegenüber am Tische stand, sagte er zu diesem: »Ich werde bis morgen bleiben, aber dann bitte ich um Ihre Pferde so früh wie möglich!«

---

Hatte die muntere Tischgesellschaft, die an diesem Tage im ›Prinzen von Preußen‹ versammelt war und sich

lebhaft mit den Vorkommnissen des Tages beschäftigte, die Aufregung und Gährung einigermaßen beschwichtigt, in die das Gemüth unsers Freundes durch die unvermuthete Begegnung mit jener schönen Dame versetzt worden war, so sollte er am Nachmittag durch den Besuch des alten Rugard fast völlig wieder beruhigt werden.

In der That ist nichts auf der Welt so sehr geeignet, das aus den Fugen gerathene menschliche Gemüth so schnell in die Bahn der Mäßigung zurückzuführen, wie der ungestörte Anblick einer ruhigen und lieblichen Gegend, über die der Friede Gottes ausgegossen ist und bei deren Anblick die in Leidenschaft getauchte Seele, betroffen von dem stillen Weben und Walten geheimnißvoller Naturkräfte, in besänftigenden Schlummer sinkt und das kochende Herz zu linderem Schlage veranlaßt wird. Einen solchen Anblick aber bietet der Rugard sehr häufig dar, wenn die Natur nicht im Kampfe mit sich selbst liegt und die Elemente friedlich neben einander ihr schweigendes Werk verrichten.

Gustav fing damit an, sich auf einen der höchsten Punkte, das Gesicht nach Norden und Osten gekehrt, niederzulassen und die Stellen auszusuchen, die sein Fuß schon betreten hatte; erst als er sein Auge an ihnen gesättigt, blickte er, wunderbar gehoben und beruhigt, allmählig nach der Gegend hin, in welcher die kleine Insel Oehe lag, die er allerdings von hier nicht sehen konnte, wobei nur noch ein leiser Seufzer, das letzte Zeichen seiner vorherigen Aufregung, ihm entschlüpfte.

Die Sonne neigte sich um diese Zeit schon bedeutend dem Westen zu und vergoldete mit ihren sanften Strahlen weithin das hügelige Land und das blaue Meer, das mit gewaltigem Arm ganz Rügen und seine Nebeninseln umspannt. Da fast Windstille herrschte, die Fernen bei der klaren Luft scharf hervortraten, so konnte man die blauen Wogen deutlich bis in die zahllosen Buchten und Wirken verfolgen, diese trügerischen Wogen, die bei ruhigem Wetter das Ganze tosend zu umschließen und gleichsam liebevoll zu umschmiegen scheinen, während sie zu anderen Zeiten so stürmisch und feindselig in das ruhende Land eindringen und es zerstören.

Von Zeit zu Zeit aber, während das Auge des Schauenden von Stelle zu Stelle flog, fielen seine Gedanken immer wieder auf die Begegnung mit jener Dame, das Hauptereigniſſ des Tages, zurück. »O,« sagte er sich, nun habe ich dem guten Heinrich doch eine gewiß unverhoffte Neuigkeit zu melden. Wie er sich freuen wird! Und *ich* muß ihm dazu verhelfen, sie wiederzusehen! Denn sicher kommt er sogleich, wenn ich ihm davon Kunde gebe, nach Bergen, um sie aufzusuchen und die bereits eingeleitete Bekanntschaft fortzusetzen. Der Glückliche! O, wenn er wüßte, was ich weiß, – wer sie ist, woher sie stammt, in welcher Verbindung sie steht – doch still, ich will, ich darf ja nicht daran denken – noch nicht – und er am wenigsten darf die Fäden errathen, die mich selbst mit allen diesen Menschen verknüpfen.«

Und er versank wieder in die düstere Grübelelei, der er erst kurz vorher so glücklich entronnen war, aber es ist

auch nicht leicht, sich, selbst wenn man stark und willig ist, so rasch von Gedanken loszusagen, die Herz und Seele bestürmen und in denen Vergangenheit und Zukunft in offenem Kampfe mit einander liegen.

Rings um den jungen Mann her hatten sich von Zeit zu Zeit Gruppen anderer Besucher eingefunden. Da sie aber schneller mit ihren Betrachtungen zu Ende kamen, als er, der seinen Sitz standhaft behauptete, so blieb er oft wieder allein und gerade das war sein Wunsch und sein höchster Genuß an diesem Nachmittage. Als nun aber die drückende Hitze des Tages allmähig schwand, die Sonne tiefer sank, kamen neue Besucher in seine Nähe, wahrscheinlich Bewohner der nahen Stadt, die einen Spaziergang unternahmen und mit dem Genuß eines schönen Anblicks den der erfrischenden Kühle des Abends verbinden wollten.

Allein auch sie ließen den stillen Fremden bald wieder einsam; erst kurz vor dem Augenblick, ehe die Sonne vom Horizonte verschwand, hörte er abermals Stimmen hinter sich, und als er den Kopf danach umwandte, erblickte er mehrere Damen, die paarweise langsam daherwanderten und gleich ihm dem Sonnenuntergang beiwohnen wollten.

Kaum aber hatte er einen Blick auf die Nahenden geworfen, so sprang er von seinem Sitze auf; er hatte an ihren schwarzen Kleidern und sonstigen Einzelheiten die Klosterdamen erkannt, die ihren Schleier und ihr Ordensband abgelegt hatten, um sich nach vollendetem Tageswerke eines behaglichen Feierabends zu erfreuen

Die Damen kamen allmählig näher und stellten sich an derselben Stelle auf, die Gustav so eben verlassen hatte, der mit wieder voller schlagendem Herzen aus der Nähe den Beobachter spielte und mit brennenden Augen die Reihen der Näher tretenden musterte.

Da blieb dies brennende Auge endlich auf zwei Gestalten haften. Sie waren die letzten im Zuge und schritten Arm in Arm gemüthlich plaudernd hinter den Gefährtinnen her. Als sie dicht an ihn herangekommen, so daß er ihre Gesichtszüge zu unterscheiden vermochte, erkannte er die eine von ihnen deutlich, es war Fräulein Gustava von Kulpen, und die ältere Dame neben ihr wahrscheinlich die Verwandte, bei der sie zum Besuch war und mit der sie vor zwei Jahren die Reise nach Mannheim unternommen.

Unwillkürlich zur Darlegung seiner Achtung gegen sie gezwungen, trat Gustav Steinau ihnen aus dem Wege und nahm dabei ehrerbietig seinen Strohhut ab, was die Damen mit einem freilich verwunderten aber nicht unwilligen Blicke und Gruße erwiderten, da ihnen der junge hübsche Mann in den feinen Reisekleidern auffallen mochte. Namentlich die ältere Dame neigte verbindlich ihren Kopf, schritt dann lächelnd vorüber und nahm ihren Platz zur Seite der vorangegangenen Gefährtinnen ein.

»O, o!« dachte der arme Dichter und trat einige Schritte von ihnen weg, wobei sein Blut in neue Wallung gerieth, »wenn Heinrich jetzt an meiner Stelle wäre, er hätte gleich die beste Gelegenheit gefunden, seine alte Bekanntschaft zu erneuen – sie würde ihn wiedererkennen, aber mich – mich kennt hier Niemand, *will* Niemand kennen, obgleich – doch still, was hilft's? Es muß durchgekämpft werden und wahrlich, ich habe schon Aergeres siegreich bestanden!«

Während er dies dachte, war er von den Klosterfrauen fort auf die andre Seite getreten und sah nun die Sonne purpurn hinter den Bergen Hiddens-öe's in das dunkelgefärbte Meer sinken. Erst nach geraumer Zeit erbleichten die rosigen Strahlen, die sie am Horizonte noch zurückließ und dann erst wichen die Spaziergängerinnen von ihren Plätzen und kehrten langsam nach der Stadt zurück.

Jetzt behauptete Gustav seine Stelle, und als die beiden Damen, abermals zuletzt an ihm vorüberkamen, begrüßte er sie wieder, wobei ihm unwillkürlich das rebellische Blut Stirn und Wangen färbte.

War es nun der Widerstrahl dieser Röthe oder sprach sich darin die Verwunderung der so seltsam von einem Fremden bevorzugten schönen Kostgängerin aus, genug, auch sie erröthete leicht, als sie etwas schneller überschritt, wobei sie jedoch einen hastigen Blick über die Gestalt des unbekanntenen Fremden laufen ließ. –

Schon lange waren die Damen vorüber, dieser Fremde aber stand noch immer auf derselben Stelle und schaute

ihnen mit einer Art wehmüthigen Gefühles und doch mit Bewunderung nach.

»O, wie schön ist sie,« sagte er sich wohl zehnmal, »dieses Auge, wie rein und klar, diese Stirn wie edel und mild, und diese Gestalt, wie herrlich, wie vollendet im Ganzen und Einzelnen! Ha, ich verdenke es dem Heinrich nicht, daß er sie malte, wäre ich ein Meister mit dem Pinsel wie er, ich thäte es nun auch, auf der Stelle, doch ach, ich bin leider zu spät gekommen und kein Maler, er hat den Vortritt, das erste Anrecht und ich – ich habe wie in vielen anderen Dingen des Lebens – das Nachsehen.«

Hierauf wandte er sich, seinen alten neu ausgebrochenen Kummer bekämpfend, seitwärts und schritt mit hastigen Schritten auf den leergewordenen Wällen umher. Erst am späten Abend, kurz vor Einbruch der Nacht kehrte auch er in das Städtchen zurück und begab sich zur Ruhe, indem er noch einmal in Gedanken den verlebten Tag durchging, der ihm wider alles Vermuthen abermals etwas ganz Neues gebracht hatte.

Am nächsten Morgen war er früh auf, um so bald wie möglich seine Reise fortzusetzen. Aber da zeigte sich leider ein neues Hinderniß, wovon ihn Herr Bley mit fast beschämter Miene in Kenntniß setzte. Die bestellten Pferde hatten noch spät in der Nacht einen benachbarten Gutsbesitzer nach Hause fahren müssen und waren bis jetzt nicht zurückgekehrt. In einer Stunde aber kämen sie gewiß und dann sollte es nicht lange dauern, bis sie auch zu seiner Weiterschaffung bereit wären, hieß es.

»Gibt es denn keine anderen Pferde hier?« fragte etwas unwillig der Reisende.

»O genug, aber sie sind alle in gleicher Beschäftigung abwesend. Gedulden Sie sich nur wenige Stunden, Sie kommen noch zeitig genug an Ihr Ziel.«

So sehr Gustav Steinau diesen abermaligen Aufschub bedauerte, er mußte ihn ertragen, und um die Zeit nicht lässig zu verbringen, schlenderte er langsam durch die Stadt, um Dies und Jenes darin zu betrachten. Unwillkürlich aber lenkte er dabei seine Schritte wieder dem Marktplatz zu und da die Klosterpforte offen stand und er den alten Hof noch nicht gesehen, schritt er hindurch und befand sich bald innerhalb der Ringmauern des alten Stiftes. Kaum aber hatte er seine Blicke neugierig im Kreise herum schweifen lassen, so erschrak er, denn ohne es zu ahnen war er vor die Fenster der Wohnung gerathen, die jene alte Dame mit Fräulein von Kulpen bewohnte. Beide saßen am Fenster, mit einer Handarbeit beschäftigt und schauten eben so verwundert auf wie der junge Mann, der gegen seine Absicht nochmals ihrem Auge begegnete. Rasch zog er den Hut und gleichsam um sie nicht länger zu belästigen und nicht aufdringlich zu erscheinen, verließ er sogleich den Klosterhof.

Endlich gegen zehn Uhr waren die Pferde des Herrn Bley gekommen, aber da sie erst gefüttert werden mußten, verzog sich Gustav's Abreise fast noch um zwei Stunden. So nahm er denn, sich in des Schicksals Willen fügend, noch einmal an der diesmal stilleren Mittagstafel



Platz und erst als diese beendet, meldete der Wirth, daß der Wagen zur Abfahrt bereit vor der Thür stehe.

Gustav Steinau trat an den Wirth heran, um seine Zeche zu bezahlen, verwunderte sich aber nicht wenig, als dieser erklärte, die Zeche sei bereits bezahlt.

»Und wer hat das gethan oder verstehe ich Sie vielleicht falsch?«

»Nein, Sie verstehen mich ganz richtig. Sie brachten mir ja gestern einen Brief von Herrn Brunst und er hat mich angewiesen, Sie als seinen Gast zu betrachten; sogar die Kosten der Fahrt nach der Oehe hat er auf seine Rechnung zu stellen befohlen.«

»Das ist ja seltsam!« bemerkte der Reisende.

»Nicht so wie es scheint,« erwiderte der Wirth. »Herr Brunst macht es in der Regel so und wenn Sie ihn kennen wie ich, würden Sie sich darüber gar nicht wundern. Uebrigens seien Sie ihm deshalb nicht böse; er meint es gut mit Jedermann, also gewiß auch mit Ihnen.«

So stand denn also der Weiterreise unsers Freundes nichts mehr im Wege und schnell bestieg er den Wagen, bemerkte aber zu seinem Leidwesen sehr bald, daß die Fahrt sehr langsam von Statten gehen würde, da die Pferde sichtlich ermüdet waren.

#### NEUNTES KAPITEL. DIE INSEL OEHE UND DER LETZTE IHRER ERBHERREN.

In angenehmer Gesellschaft kann selbst die an sich langweiligste Reise einen großen Genuß gewähren und die ödeste Gegend eine Fülle von Reizen gewinnen, die

sonst Niemand an ihr entdecken würde – wer hätte diese Erfahrung nicht schon oft im Leben gemacht! Aber nicht bloß die Gesellschaft eines lebenden Wesens gewährt diesen Genuß und Reiz, auch ein guter Gedanke, eine liebe Erinnerung, überhaupt eine angenehme geistige Beschäftigung mit unserm eigenen Ich kann sie erzeugen. Diese Erfahrung sollte Gustav Steinau auf dieser kleinen Reise machen, die meist durch eine einfache ländliche Gegend führte, welche nur hin und wieder durch einen grasumwachsenen Teich, ein kleines Gehölz oder eine bald näher, bald ferner am Horizonte auftauchende Ortschaft ihre langweilige Einförmigkeit verlor.

Und welche Gedanken begleiteten ihn, welches Bild schwebte seiner Phantasie so lebhaft vor, daß er dadurch seiner eintönigen Umgebung und den nagenden Kümernissen seiner Seele entrückt ward? O, das dürfte nicht schwer zu errathen sein. Und wunderbar war es: so oft er auch das Bild jener Reisegefährtin des Malers gesehen und so schön er es stets gefunden, niemals hatte es einen Eindruck in ihm zurückgelassen, der dem im Entferntesten glich, welchen jetzt das schöne Mädchen in lebendig wandelnder Gestalt auf ihn gemacht. War vielleicht der Anblick des Bildes erst nothwendig gewesen, um sein Inneres gewissermaßen vorzubereiten und die Pforte der Seele zu öffnen, durch welche jetzt diese Erscheinung zu treten im Begriff stand, oder war diese schöne Dame erst wie eine siegende Sonne in seinem Geiste aufgegangen, als er vernommen, daß sie eine reiche Erbin, eine Waise

und noch dazu die Letzte eines Geschlechts sei, dessen Name mit ihr einst für immer erlosch?

Wer weiß es und wer kann ergründen, warum es so war, genug es war so, und die blaßblonden glänzenden Locken, die um die tadellose Stirn Gustava's von Kulpen fielen, und der milde Glanz dieser großen blauen Augen, die mit ihrer ganzen Erscheinung in so wohlthuendem Einklange standen, sie wollten nicht aus der Erinnerung des einsamen Reisenden weichen, sie sahen mit ihm Alles, was er sah, und sprachen mit ihm, wenn kein anderes Wort an seiner Seite hörbar ward, und so war er mit seiner Reise zufrieden, so langsam sie auch vor sich ging und so wenig Gelegenheit zur Unterhaltung sie bot.

Endlich wandte sich der Kutscher nach seinem Fahrgaste um und bat um Erlaubniß, seine Pfeife in Brand setzen zu dürfen, worauf ein Gespräch sich entspann, dessen Gegenstände den Dichter allmählig in das Gebiet der Gegenwart zurückführten. Indessen liefen die Pferde sehr langsam und man konnte sich darüber nicht wundern, wenn man erfuhr, wie der Kutscher erzählte, daß sie seit dem vergangenen Abend zehn deutsche Meilen im Sande zurückgelegt hatten. Gustav war besorgt, ob er noch am Abende auf der Oehe eintreffen würde, aber der Kutscher beruhigte ihn, versprach in Neuenkirchen zu füttern, während der Herr den Hochhilligor bestieg, und gab der Hoffnung Raum, daß in der Kühle des Abends die von der Tageshitze gelähmten Kräfte der Thiere sich schon wieder finden würden.

Je weiter nordwestlich man nun kam, um so fruchtbarer wurde die Gegend, um so reicher drängten sich Ortschaften auf Ortschaften, und Hof um Hof lugte aus den gewaltigen Baumgruppen hervor, die parkartig die adligen Herrensitze umgaben, von denen die Insel Rügen in diesen Strichen strotzt. Die Luft war fast ganz still, die herrliche Weizenfrucht, in der Regel vom Winde hin und her getrieben und dadurch gekräftigt, stand heute unbeweglich auf den hohen Halmen und die Sonne brannte in mitleidloser Gluth vom wolkenlosen Himmel hernieder. Allmähig aber kam man der nördlichsten Halbinsel von Rügen, deren äußerste Ortschaft das Gut Vieregge ist, schon näher und hier säuselte wenigstens ein kühlender Luftzug von den großen Wasserflächen herüber, die oberhalb des Landes sich nach allen Richtungen ausbreiten. Endlich überblickte man diese lieblichen Birken und Buchen zur Rechten und zur Linken, und: ›Nun sind wir bald da!‹ rufend, trieb der Kutscher mit der Peitsche die müden Pferde zu neuer Anstrengung an.

Es war schon fünf Uhr vorüber, als man den Krug in Neuenkirchen erreichte, wo der Kutscher die Pferde zu füttern beabsichtigte, und da er versicherte, daß er von hier aus in zwei Stunden nach Schaprode, der Insel Oehe gegenüber, gelangen könne, so gönnte ihm unser Freund eben so lange Frist, um für sich und seine Gäule zu sorgen. Während dieser Zeit bestieg er selber den uralten heiligen Berg, dessen Name schon sagt, wofür ihn die alten Bewohner Rügens hielten, und nur so viel kann man

an der Form seines leider ganz beackerten Gipfels erkennen, die der Pflug und die Egge seit Jahrhunderten nicht haben umgestalten können, daß er auch einst zum Begräbnißorte eines oder mehrerer Häuptlinge gedient hat, wie die Lenz.

Als Gustav Steinau auf dem Gipfel des Berges stand und die prachtvolle Gegend mit bewunderndem Blicke überflog, als das tausendfach zerrissene Land zwischen Wittow und Rügen, Hiddens-öe und Jasmund hier in einer ganz neuen Verbindung ihm vor Augen lag, gewahrte er in dem Wasser, das ihn rings umgab, eine eigenthümliche dunkle Färbung, die keineswegs dem reinen Blau des hellen Sommerhimmels entsprach. Mitunter auch drang aus der Ferne ein grollender Ton durch die stille Lust herüber und an der Stelle, wo die Sonne im Westen niedersinken sollte, sammelte sich allmählig eine graue Nebelhülle, die rasch zunahm und bald den ganzen westlichen Horizont überspannte.

Ein Landmann, der seine Felder beschritt, gesellte sich zu dem Fremden und auf des Letzteren Frage, was dieser Nebel zu bedeuten habe, sagte er, daß es ein Gewitter geben werde und zwar ein gewaltiges, wie man es so bald nicht erlebt.

Als Gustav dies hörte, wäre er gern rasch nach Neuenkirchen zurückgekehrt, um so schnell wie möglich weiterzufahren, aber der Gedanke an die müden Pferde hielt ihn zurück und so traf er erst zur verabredeten Zeit in dem Krüge wieder ein und setzte endlich langsam seinen Weg weiter fort.

Es wurde allmählig Abend, aber anstatt kühler zu werden, schien er an Hitze zuzunehmen und im langsamsten Schritt schleppten die Pferde den Wagen mühselig auf den sandigen Wegen fort. Gustav Steinau entsandte seine Blicke ringsum – die jetzt an der Neuendorfer Wiek sich entlangziehenden Felder schienen ihm bekannt zu sein, und je weiter er kam, um so lebhafter rüttelte sich seine Erinnerung wie aus einem langen Traume empor, und als ob ein Schleier von seinen Augen niedersänke und Feld, Wald und Flur deutlicher um ihn hervortreten ließe, so ward er sich bewußt, diese Häuser und Mühlen, diese Höfe und Wälder schon öfter, wenn auch in längst vergangener Zeit, erblickt zu haben.

Fast wäre eine heimatliche Lust dabei in seine Brust eingezogen, aber der Gedanke, daß zwischen dieser Erinnerung aus seiner frühesten Jugend und dem gegenwärtigen Tage eine tiefe unübersteigliche Kluft liege, verdüsterte ihm die Freude und es blieb nichts als eine Art wehmüthiger Spannung in ihm zurück, die bei jeder neuen Wendung des Weges einen neuen Anstoß erhielt, aber auch zu dem bisweiligen Genuß einen frischen Tropfen Wermuth fügte.

Endlich sah er nach der Uhr, es war schon Neun, und beinahe noch eine Meile war er von der Oehe entfernt, wie ihm der Kutscher selbst gemeldet hatte.

»Es wird spät,« sagte er zu dem Manne, »und wir werden vor Einbruch der Nacht nicht an Ort und Stelle sein.«

Der Kutscher zuckte die Achseln und wies mit der Peitsche auf die tiefenden Pferde, von denen jetzt eins noch

dazu zu lahmen anfang. Gustav verstand ihn und war gutmüthig genug, ihn nicht zu schärferen Mitteln zu treiben, das Fuhrwerk vorwärts zu schaffen.

Plötzlich aber verdüsterte sich im Süden und Westen der Himmel vollständig und ein leise pfeifender Wind begann von der Westsee daher zu ziehen und die weiten Flächen der Getreidefelder in ein ungestümes Wogen zu versetzen.

»Jetzt kommt es!« sagte der Kutscher und knöpfte mit stoischer Ergebung den leichten Rock, seine einzige Bekleidung, fester zu. Gustav holte seinen Reisemantel hervor und schlug ihn um die Schultern; darunter nahm er seine Geige, die er mit auf dem Wagen hatte, um sie vor allen Dingen vor dem ausbrechenden Regen zu schützen.

Die Finsterniß aber, die jetzt auf das Land herabsank und die eisige Kälte, die der Regen mitten im Juli herbeiführte, war um so überraschender und empfindlicher, da die vergangenen Wochen so überaus heiß gewesen waren.

»Hier hat es schon lange geregnet,« sagte der Kutscher, sich in eine seiner Pferddecke hüllend und die andre seinem Fahrgaste reichend. »Es ist dies eine windige Gegend und wenn Mittags eine Hitze zum Umsinken ist, muß man Abends Feuer anzünden, um sich zu erwärmen.«

Er konnte nicht weiter sprechen, der lange drohende Sturm brach mit einer Gewalt ohne Gleichen aus. Die Halme der Feldfrüchte beugten sich bis zur Erde, in den hie und da auftauchenden Gebüschknicken knickte der Wind

die Zweige ab und ein so anhaltender und dichter Regenguß fiel, daß die Wege augenblicklich überschwemmt waren und die Pferde bis halb zum Knie wie im Schlamm wateten.

Da es kein Mittel dagegen gab, so fanden sich unsere Reisenden in das Unvermeidliche; langsam ging es vorwärts, der Regen aber strömte unaufhörlich herab, der Donner rollte dumpf über das Meer her und aus den pechschwarzen Wolken zuckten ringsherum zahllose Blitzstrahlen nieder.

So schön dies großartige Naturspiel auch war und so gern Gustav Steinau dergleichen aus einem trocknen wohlverschlossenen Hause mit ansah, diesmal wünschte er sich doch aus dem Bereiche desselben, und mit unendlichem Behagen sah er die Lichter in den Häusern von Schaprade glänzen, dem man nun endlich nahe gekommen war.

Es war eben zehn Uhr, die Dorfkirche verkündete es mit lauten Schlägen, und gerade als man in das stattliche Dorf einfuhr, ließ der Regen etwas nach und der dunkle Himmel darüber lichtete sich allmählig auf.

»Soll ich Sie nach dem Hause des Schiffers *Tode* an der Ueberfahrstelle nach der Oehe fahren?« fragte der Kutscher.

»Ja!« sagte Gustav mit einiger Unruhe, denn nun erst fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er so spät an Ort und Stelle gelangte und die Nachtruhe der Inselbewohner stören mußte.



Endlich hielt der Wagen vor der Thür eines ansehnlichen Hauses. Im Innern war Licht und auf den Anruf des Kutschers trat ein alter Mann in Seemannstracht heraus, um sich nach dem Begehren der Fremden zu erkundigen.

Als er hörte, was man verlangte, war er sogleich bereit, den Besuch nach der Oehe überzusetzen und auf Gustav's Frage, ob es nicht am Ende gerathener sei, die Nacht in Schaprade zuzubringen, um auf der Oehe nicht zu stören, sagte der Mann, der der Schiffer Tode selber war:

»Nein, nein, kommen Sie nur. Auf der Oehe ist jeder Gast zu jeder Zeit willkommen und in wenigen Minuten sollen Sie unter Dach und Fach sein.«

»Ist die Insel denn so nahe?«

»Da sehen Sie nur, jenes Licht dort brennt in des gnädigen Herrn Hause, man ist also darin noch munter.«

Gustav verabschiedete den Kutscher, der sogleich den Krug aufsuchte; dann nahm er seine Geige unter den Mantel, der Schiffer hob den Koffer wie eine federleichte Last auf die starke Schulter und leitete den jungen Mann, der bei der herrschenden Finsterniß auch nicht das Geringste von der nächsten Umgebung wahr nehmen konnte, in ein schwankendes Boot, nachdem er über einen sehr holprigen Steindamm hatte klettern müssen.

Wenige kunstgemäße Ruderschläge trieben die kleine Nußschale über die wild tanzende Fluth und als die beiden Männer den festen Boden der Insel betreten, goß der Regen wieder in Strömen vom Himmel.

»Das ist ein arges Wetter,« sagte der voranschreitende Schiffer, »aber nun werden Sie bald im Trocknen sein.«

Eben hatte man das Herrenhaus auf der Oehe erreicht, schon schlugen die Hunde ein lautes Gebell an, da sie die Fremden witterten, als das Licht im Herrenhause erlosch und Alles ringsum in tiefste Finsterniß versank.

»O, o,« sagte Meister Tode, »die hätte auch noch einen Augenblick warten können, aber das war nur eine Magd, die ihr Licht eben ausblies. Gehen wir um das Haus herum, der gnädige Herr ist so früh nicht müde und sitzt gewiß noch bei seinen Büchern.«

Bei diesen Worten scheuchte er einen großen Hund fort, der ihn zu kennen schien und knurrend hinter ihnen herschlich; gleich darauf aber stand er vor einem Fenster still, hinter dessen Vorhängen man den sanften Schimmer einer Lampe bemerkte, und mit dreister Hand pochte der Schiffer an eine Scheibe; seinem Begleiter ein Zeichen gebend, daß sie noch nicht zu spät gekommen seien.

»Wer ist da?« fragte die tiefe Kraftstimme des Besitzers der Insel, indem seine Hand hurtig das Fenster öffnete.

»Ein Fremder,« antwortete Gustav Steinau mit seinem weichen Organe, »der die Gastfreundschaft Herrn von der Oehe's zu einer sehr unpassenden Zeit in Anspruch nimmt.«

»Hoho!« rief es im Zimmer fast heftig, und Herr von der Oehe, der auf der Stelle die Stimme des Redenden erkannt hatte, eilte in das Vorderhaus, schloß die Thür

auf und lud den vom Wetter arg mitgenommenen Gast mit den Worten ein:

»Herein, herein, mein junger Freund; bei mir sind Sie zu jeder Stunde willkommen!«

---

Während nun der so freundlich empfangene Gast in das Herrenhaus der Insel tritt, der Schiffer Tode aber in vollem Regen wieder über den Strom setzt, müssen wir die Insel Oehe und ihren Besitzer etwas genauer betrachten, denn auch wir werden daselbst einige Zeit verleben und sogar den wichtigsten Entwicklungen unsrer Erzählung beiwohnen, die jetzt in zeitgemäßer Ordnung auf einander folgen sollen.

Die Insel Oehe, von dem Schaproder Ufer durch einen etwa sechszig Schritt breiten, aber sehr tiefen und reißen den Meeresarm getrennt, von der südlich gelegenen Insel Ummanz drei Achtel Meilen, von dem westlich gelegenen Hiddens-öe dagegen drei Viertel Meilen entfernt, soll, wie die Sage geht, vor Jahrhunderten das größte Gut auf ganz Rügen gewesen sein; aber das wild wogende Element des Wassers, in Verbindung mit den hier unablässig hausenden Stürmen haben unbarmherzig ein Stück nach dem andern von der Westseite der Insel abgerissen und die fleißige Menschenhand hat gegen die Tag und Nacht anströmende Fluth bis jetzt vergeblich angekämpft. Weit in der See nach Westen hin kommen

von Zeit zu Zeit beim Baggern ungeheure Eichensplitter und Blöcke aus dem jetzigen Meeresgrunde zum Vorschein und bekunden die ehemalige große Ausdehnung der Insel und ihren riesigen Baumwuchs. Allerdings sieht man nicht täglich eine allmälige Abnahme des Landes, allein von zehn zu zehn Jahren ist doch eine Verringerung merklich und erst seitdem der jetzige Besitzer begonnen hat, mit vieler Mühe und großen Kosten rings um seinen Strand einen kleinen Deich aufzuwerfen, verschont die gierige Welle das Land, und die Felder der Insel gedeihen, wo nicht die salzigen Gewässer hie und da manche Stelle für lange Zeit unfruchtbar gemacht haben.

Gegenwärtig ist das kleine Eiland beinahe dreihundert Morgen groß, ragt ringsum nur einige Fuß über den Meeresspiegel hervor und erhebt sich nur auf der Westseite an zwei verschiedenen Punkten zu einer hügelartigen Anschwellung, auf deren ersterer ein uralter, vom Winde gebeugter dichter Weißdornbusch steht, der wie ein schützendes Zelt den dort Weilenden überdacht und ihm so einen Ruhepunkt gewährt, weithin über die schäumenden Gewässer nach den fern im Nebel auftauchenden Inseln zu blicken; der zweite vorspringende Ort dagegen ist der sogenannte Steinort, ganz nach Westen hin, auf den wir noch oft zurückkommen werden, da er eine große Rolle in unsrer Erzählung zu spielen bestimmt ist.

Im Uebrigen ist die Oberfläche der Insel, bei hie und da wellenartiger Erhebung, flach und im Ganzen kahl,

und die wenigen Bäume in der Nähe des Hofes verrathen nur zu deutlich, daß die Kraft ihres inneren Wachstums den äußeren Einwirkungen der Stürme bei Weitem nicht die Waage hält. Der Boden der Insel bringt herrlichen Weizen hervor und bietet, aus der Vogelperspective überschaut, die Form eines großen Ahornblattes dar, dessen Stiel der Steinort und dessen umgebogene Spitze ein südlich gelegener Haken ist, auf dem das üppigste Gras gedeiht. Ueberhaupt umgürtet die ganze Insel ein unmittelbar an den kleinen Deich sich anschließender schmaler Wiesenstreif, der reichliches Futter für die dreißig Kühe und vierzehn Pferde hervorbringt, die der Besitzer sein Eigen nennt.

Hauptsächlich um diese Wiesen vor Ueberfluthung zu bewahren, hat der Besitzer eben jenen kleinen Wall errichtet und allerdings schützt derselbe in gewöhnlichen Fällen das Land so ziemlich gegen den Anprall der Wellen. Große Sturmfluthen aber verspotten dies winzige Werk von Menschenhand und stürzen unbarmherzig auch über diesen Wall und bespülen, zerreißen und untergraben große Inselstrecken. Da nun die meisten Stürme in dieser Gegend, und zugleich die heftigsten, aus Nordwesten wehen, so würde die Insel längst zerstückelt worden sein, wenn nicht die Natur, gleichsam aus milder Barmherzigkeit, der unermüdlichen Menschenhand zu Hülfe gekommen wäre. So hat sie denn seit langen, langen Jahren auf der ganzen Westküste und vorzüglich an dem gefährdetsten Punkte, jenem Steinorte, einen

Wall von riesigen Granitstücken aufgerichtet, die vom Eise herbeigetragen, dort abgelagert und beim Schmelzen der Eisblöcke zurückgelassen werden. Alle Jahre trägt sie so gleichsam neue Baumaterialien zum Schutze des Eilandes heran und verstärkt deren Widerstandskraft. Fast alle Steine aber tragen den Charakter ihres Vaterlandes an sich, es sind Granitblöcke, die allein den skandinavischen Felsgebirgen entstammen können. Aus diesem Grunde sind sie den Inselbewohnern von unermeßlichem Werth und darum haben Letztere von jeher große Aufmerksamkeit auf dieselben gerichtet, sie nur in nothwendigen Fällen zu eigenem Bedarf verwendet, aber niemals verkauft, obgleich sie einen großen Gewinn in den benachbarten Städten des Festlandes daraus hätten ziehen können.

Im Osten der Insel ziehen sich wie verlorene Posten kleine, in einer Linie gepflanzte Weidenbäume an dem Walle entlang, und sieben große Eschen, die einzigen Bäume des Eilandes außerhalb des Parks, beschatten den östlichen Hofflügel, dessen Fenster sie Tag und Nacht mit ihren dünnen Zweigen peitschen und damit den darin Wohnenden das ruhelose Treiben der Winde verkünden.

Wenn man von Schaprode aus die Oehe mit dem Boote berührt und nach dem Festlande von Rügen über den schmalen Meeresarm zurückschaut, hat man einen reizenden Anblick. Die stattlichen Häuser der Schiffer von Schaprode, in denen nur Wohlhabenheit herrscht und alte Rügianische Biederkeit wohnt, umkränzen das ganze Ufer und über ihnen ragt idyllisch zwischen gewaltigen

Bäumen der kleine Kirchthurm des Dorfes hervor. Auf dem tiefen Kanale aber schaukeln sich große Postschiffe, die nach Stralsund und anderen Orten segeln, und eine zahllose Menge kleinerer Fischerboote drängen sich am Strande wie in einen friedlichen Binnenhafen zusammen.

Pferdewagen und größere Lasten werden mittelst einer an starken Tauen liegenden Fähre herüber und hinübergefahren, aber wenn die See hoch geht, ist dies eine gefährliche Passage und beim Eisgang vermögen sogar die festgefügtten Boote dem Andringen der Eisberge nicht Stand zu halten und sechs starke Männer arbeiten oft vergeblich stundenlang, den Uebergang in einem Boote zu ermöglichen, der bei ruhigem Wetter und glatter See nur zwei Minuten erfordert.

Wenn man an der gewöhnlichen Fährstelle die Insel betritt, so erblickt man zunächst hundert Schritte vom Strande entfernt ein altes Käthnerhaus, in welchem der Fährmann wohnt. Früher war dies der Sitz einer Leibeigenen-Familie, die dem Geschlechte der Oehes viele Jahre treu und redlich diente, aber seit längerer Zeit theils ausgestorben, theils verschollen ist und das letzte Glied dieser Familie ist es, welches leider einen traurigen Einfluß auf das Herrenhaus ausgeübt hat, wovon wir noch Manches zu berichten haben werden.

An diesem Fährhause vorbei gehend wendet man sich links, gegen Osten, dem Herrenhause zu. Dies nun erweckt in Bezug auf die Regelmäßigkeit und Schönheit seiner Bauart durchaus kein günstiges Vorurtheil für den Geschmacks- und Knstsinn seines Erbauers, aber das

Ganze ist in Anbetracht seiner den Winden und Stürmen so preisgegebenen Lage und seiner sonstigen eigenthümlichen Verhältnisse nur dem Bequemlichkeitssinn desselben angepaßt und erweist sich in allen seinen Theilen außerordentlich zweckgemäß und dabei geräumig und behaglich. Alfred Brunst, der jedesmal seine Kritik über den Baustyl desselben laut werden läßt, wenn er die Insel besucht, sagt zwar, es bestände nur aus zwei sichtbaren und einem unsichtbaren Flügel ohne Mittelbau und jedes Zimmer hätte wie ein Zellengefängniß seinen besonderen Flügel, allein das darf nur als im Scherze gesprochen angenommen werden, denn im Ernst findet der unbarmherzige Kritiker es stets sehr behaglich in seinem gastlichen Innern.

Der Haupttheil des Ganzen, der nach Süden sieht, ist ein langes massives Gebäude mit fünf großen Fenstern, von denen drei auf der einen und zwei auf der andern Seite der Thür liegen, die also seltsamer Weise nicht die Mitte des Hauses einnimmt. Ueber der Thür und zwei Fenstern erhebt sich ein giebelartiger Vor- und Aufbau, der ein schönes Gastzimmer enthält und von dem sich das Dach, aus dichter Rohrlage bestehend, eigenthümlich in geschwungenen Linien abstuft. Gegen Osten ist ein langer zweistöckiger Flügel angebaut, der, von hinten aus gesehen, nur angeklebt erscheint, im Innern aber mit dem Hauptgebäude zweckgemäß verbunden ist. Auf der entgegengesetzten Seite fehlt der entsprechende zweite und eben darum von Alfred Brunst unsichtbar genannte Flügel; die Steine zum Bauen desselben liegen jedoch



schon bereit und ist diese Arbeit nur durch äußere Umstände bisher verschoben worden.

Das Ganze ist erst wenige Jahre alt und so ziemlich auf der Grundstelle des alten feudalen Gebäudes errichtet, welches noch zur Zeit bestand, als Gottlieb von der Oehe seiner Väter Erbe übernahm.

Viel annehmlicher als dieses seltsame Aeußere stellt sich uns das Innere des Herrenhauses dar. Alle Zimmer sind geräumig, namentlich auf der Westseite, die man mit dem Namen Gesellschaftszimmer belegt; auf der Ostseite liegt zunächst dem durch Glastüren geschlossenen Flur die eigentliche Wohnung des Hausherrn, bestehend aus einem Saal und dem Studirzimmer, an welches ein Alkoven stößt, der zum Schlafgemach dient.

Das ganze obere Stockwerk des Ostflügels und sämtliche Giebelräume des Hauptgebäudes sind zur Aufnahme von Gästen bestimmt, und acht Zimmer unmittelbar neben einander bieten mit ihren prächtigen Betten Raum genug, wenigstens ein Dutzend Gäste bequem und traulich zu beherbergen.

Die unteren Wohnzimmer sind sämtlich modern tapezirt, mit guten Mahagonimöbeln versehen und einige von ihnen bieten sogar mit ihren Flügelthüren bequemen Sophas und Sesseln und ihren festschließenden Doppelfenstern mit großen Spiegelscheiben einen eleganten Anblick dar. Allerdings mag ein sehr scharfes und für dergleichen Dinge geschultes Auge die fein ordnende Frauenhand in diesen weiten Räumen vermissen; es liegt und steht zwar Alles in Ordnung, wie man es braucht und

gern hat, aber die letzte verschönernde Zierde, gleichsam der Firniß, der ein großes Hauswesen so behaglich und einladend macht, fehlte, etwas mehr Ausputz und Glanz würde nicht schaden, aber die blitzende Sauberkeit, die manche Frauen – leider bei Weitem nicht alle und vielleicht sogar nur sehr wenige – darüber auszubreiten verstehen, ist eine Zuthat, die unser guter alter Herr, auf eigene Hülfe und Mittel angewiesen, darin nicht hervorzuzaubern verstand.

Die Wirthschaftsräume dagegen, im großen Flügel gelegen, lassen nichts zu wünschen übrig, denn die Haushälterin und die ihr untergehehenen fünf oder sechs Mägde müssen rührig, reinlich und fleißig sein, wie Alles, was auf der Oehe athmet und arbeitet, denn des alten Herrn scharfes Auge dringt in jeden Winkel, und seine mächtige Stimme ruft Groß und Klein, Alt und Jung zur gemessensten Ordnung.

Unmittelbar vor der Hauptfront des Hauses, vor dessen Thür zu beiden Seiten weißgestrichene Bänke standen, lag jenseit der granitgepflasterten Auffahrt ein kleiner Vorgarten, eigentlich nur ein bescheidener runder Rasenfleck, mit Rosenstöcken bepflanzt, von denen aber nur selten einer oder der andere im August eine Blume treibt. Im Hintergrunde des Rasenflecks lehnt sich an die steinerne Mauer, welche den Vorgarten vom Dughof abschließt, eine hübsche Laube, beschattet von einigen Akazien, hinter derselben aber liegt der von schönen Strandsteinen umfriedigte Dughof, ein Muster von

Reinlichkeit, denn außerhalb der Steinbrüstung darf niemals ein Abfall von irgend einem Wirthschaftsgegenstande umhergeworfen werden und der grauhaarige Statthalter<sup>1</sup> hält streng darauf, daß hierin wie in allem Uebrigen des gnädigen Herrn Befehle vollstreckt werden. Zu beiden Seiten des Dunghofs liegen die Ställe, die Wohnungen des Kutschers, des greisen Schäfers und der drei Knechte mit ihren Jungen, und daran schließen sich zwei parallel laufende ungeheure Scheunen, die trotz ihrer Größe selten die reichliche Frucht des Feldes im Herbstefassen können.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses liegt der Garten, der in ein bis zum Wasser fortlaufendes parkartiges Gehölz übergeht. Ersterer bringt Obst und Gemüse aller Art hervor, es reift aber Alles sehr spät. Auf die Blumenzucht, von der man wenigstens einige schwache Spuren darin wahrnimmt, ward wenig Zeit und Neigung verwendet, denn es gab wohl meist etwas Ernsteres im Hause und auf dem Gute zu thun; der Park dagegen war in leidlichem Stande gehalten und man fand darin manches lauschiges Plätzchen unter den blätterreichen Bäumen, deren Laubkronen jedoch keine besondere Höhe erreichten, da sie der Wind zu häufig besuchte und knickte.

Auf der ganzen Insel lebten außer dem Besitzer selbst fünfundzwanzig Personen, unter denen der Statthalter

---

<sup>1</sup>In der Regel ein alter erfahrener Knecht, der das größte Vertrauen des Gutsherrn besitzt und als solcher Vorarbeiter und Geschirraufseher ist. Oft aber auch ist es ein halbgebildeter Volontär, der das Landwesen von Grund auf lernen will.

die angesehenste war. Er war der Vertraute des Herrn, auf der Insel geboren und hatte schon als Leibeigener in der Familie gedient. Er kannte die ganze Leidensgeschichte derselben und war ihr so treu ergeben, wie es nur selten ein Diener ist. Jetzt war er ein grauköpfiger Alter, älter sogar als der Herr, aber noch rüstig, und gegenwärtig bekleidete er mehr dem Namen als der That nach das Amt eines Statthalters, vielmehr war er das Factotum des ganzen Gutes und ohne ihn wurde kein Kalb geboren, keine Frucht eingebracht, kein Brod gebacken, überall hatte er Augen und Hände dabei und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ein Anderer es gewagt hätte, ihm eines seiner tausend Aemter streitig zu machen oder seine Autorität dabei hintanzusetzen. Er hieß Vormäher, wahrscheinlich weil seine Vorfahren als Leibeigene das Geschäft eines solchen versahen, da die Leibeigenen meist nach den Arbeiten, die sie verrichteten oder nach dem Orte, wo sie wohnten, genannt wurden.

Zu welcher Zeit das früher bedeutendere Rittergut, die Oehe, in den Besitz dieser Familie gekommen, ist aus keinem Chronikenbuche mehr nachzuweisen; gewiß ist nur, daß der Besitz sich über Jahre hinaus erstreckt und die Sage geht, daß ein Rügianischer Wendenfürst nach einer Jagd den jüngeren Sohn eines seiner Edlen, welcher sich in seinem Gefolge befunden, für Lebensrettung mit der Insel belehnt habe – eine Sage, die Alfred Brunst im Scherze als völlig wahrheitslos verwirft, indem er behauptet, die Vorfahren seines alten Freundes seien nichts als ehrbare Fischer gewesen, und wenn sie mit ihrem

Fange nach Stralsund gekommen, um ihn zu verkaufen, habe man gesagt: Sieh da, da kommt der Fischer von der Oehe! und daraus seien endlich die Herren von der Oehe entstanden.

Wir selbst sind Zeuge gewesen, wie dieser Punkt einstmals zwischen den beiden alten Herren abgehandelt wurde, und wir haben eben so viel Vergnügen dabei genossen, zu sehen, mit welchem Eifer der Eine an der ehrenvollen Tradition seiner Ahnen festhielt und mit welcher Heiterkeit der Andere den alten Stammbaum zu erschüttern suchte, obgleich es ihm damit eben so wenig Ernst war, als wenn er in anderen Dingen dem alten Herrn zu Leibe ging, nur um den Genuß zu haben, denselben in Eifer gerathen und sich wie ein Edelmann von altem Schrot und Korn auf das Ritterlichste vertheidigen zu sehen.

Das Geschlecht der Oehes hat sich nie durch haarsträubende Kriegsunternehmungen oder durch blutige und raubritterliche Großthaten ausgezeichnet, wie so manches andere Geschlecht von gleichem Alter; nur des Einen von ihnen wird im Stralsunder Rathsarchiv sehr ruhmvoll in kriegerischer Weise gedacht. Stralsund war nämlich mit einem Rügianischen Fürsten wegen der Gletwitzer Fähre in Fehde gerathen und ein Herr von der Oehe hatte darin für die Stadt den Sieg davon getragen, weshalb er von jenem Fürsten wegen Lehnsuntreue seines Grundstückes verlustig erklärt und beraubt worden. Der Fürst verlor aber den darüber angestregten Prozeß,

weil jener tapfere Oehe auch in Stralsund seinen Wohnsitz gehabt und also seine Verpflichtung für die Stadt ihn zu jenem Kampfe genöthigt hatte.

Im Ganzen aber haben sich die Oehes eben so wenig durch kriegerisches Leistungen wie später durch feineren Kunstsinn ausgezeichnet, sie haben vielmehr, wie aus allen Chroniken hervorgeht, stets ein stilles patriarchalisches Leben innerhalb des ihnen zugewiesenen kleinen Kreises geführt, mit allen benachbarten Edlen in steter Freundschaft gelebt, durch Rath und That den Bedrängten geholfen und auch Fremden, die ihnen nahe getreten, so viel Wohlthaten erwiesen, als ihnen ihre immer nur schwachen Mittel gestatteten. Nie aber ist ihre Familie weit verzweigt und ausgebreitet gewesen, nie hat sie Nebenlinien gehabt und ist fast immer nur auf zwei Augen beschränkt geblieben – es wären dies aber stets zwei vortreffliche Augen gewesen, bemerkte Alfred Brunst, wenn in seiner Gegenwart die Rede darauf kam.

Was nun die Person des Letzten des ganzen Stammes, eben unsern alten Herrn betrifft, so wollen wir uns mit der Erzählung seiner Jugendgeschichte hier nicht aufhalten, da er dieselbe Gustav Steinau in ihren wichtigsten Momenten bald selbst mittheilen wird; nur so viel sei erwähnt, daß diese Jugend eine harte Zeit für ihn war, daß er durch manche schwere Prüfungsstunde gehen mußte, ehe er zum Manne reifte, und daß er auch dann noch Sorgen im Ueberfluß zu ertragen hatte, deren bitterste

erst dann von ihm wick, als er mit seinen beiden jetzigen Freunden Carl Melms und Alfred Brunst in nähere Verbindung getreten war.

Sein Aeußeres und einige seiner Eigenschaften haben wir schon berichtet und fügen wir hier nur noch Folgendes hinzu.

Es giebt eine Klasse von Menschen auf der Welt, und namentlich unter den Gebildeteren und einer gewissen Rangklasse Zugehörigen haben wir dieselben zu suchen, – die nicht existiren können, ohne eine hervorragende Rolle unter ihren Genossen zu spielen, die ihnen schon nach Außen hin ein gewisses Ansehen verleiht. Was auch geschehen möge oder welches Unternehmen man auch beginne, sie müssen an der Spitze desselben stehen und die Leiter der ganzen Angelegenheit sein. Sind sie das nicht oder beachtet man ihre Meinung nicht, so werden sie entweder grob oder wenden sich kalt und verächtlich davon ab, als sei es unter ihrer Würde, sich damit zu befassen. Ueberall, wo man spricht, müssen diese Leute das erste und letzte Wort haben; wo man etwas beschließt, muß ihre Ansicht der Sache die Entscheidung herbeiführen; wo man handelt, muß ihre Fahne als Symbol der Gerechtigkeit und Unumstößlichkeit der ganzen Unternehmung vorangetragen werden. Und merkwürdig, wenn auch alle Welt diese Schwäche des Hauptagenten kennt, diese Leute besitzen eine Energie und Ausdauer, sich geltend zu machen, die alles Widerspruchs spottet, und es

gelingt ihnen in der Regel, sich auf die Höhe des Standpunktes zu schnellen, der einmal ihres eigenthümlichen Ehrgeizes rastlos erstrebtes Ziel ist.

Zu solchen Männern nun gehörte Gottlieb von der Oehe nicht, ja er war gerade das Gegentheil davon. Obgleich er Ansehen unter Seinesgleichen, obgleich er Mittel und auch ohne Zweifel Fähigkeiten besaß, vielen Anderen in guten Dingen voranzugehen, so drängte er sich doch nie in die vorderste Reihe, vielmehr blieb er bescheiden auf seinem Platze, bis die Handlung sein Vorgehen erforderte, dann aber that er gewissenhaft seine Pflicht, wie man es nur von einem Manne von Ehre und unantastbarem Adel erwarten konnte.

Dennoch besaß er seinen kleinen Eigendünkel; er that gern Alles, wie er es zu thun gewohnt und wie es ihm früher gelungen war, selbst wenn es kürzere und leichtere Wege zum vorgesteckten Ziele gab.

Viel mochte zu diesem Gebahren die lange abgeschlossene Lage, in der er sein Leben verbracht, beigetragen haben. Er hatte nach einer traurigen Jugend ein ernstes Mannesalter geführt, war wenig mit der äußeren Welt in Berührung gekommen und sein Umgang hatte sich stets nur auf eine bestimmte Klasse von ziemlich gleich denkenden und fühlenden Männern erstreckt. Kein Wunder also, daß ein so einsam lebender Mann, ohne Familie, die allein nur häusliche Behaglichkeit und innere Zufriedenheit verleiht, sich seine Welt aus manchem sonderbaren Material construirt, und daß er sein Leben nach seiner Weise eingerichtet und gestaltet hatte.



So zum Beispiel glaubte er von sich und hatte er das Vertrauen zu sich, daß er allen Vorkommnissen des Lebens gewachsen sei, und allerdings war sein stählernes Herz und sein vor keiner Schwierigkeit zurückbebender Geist Vielem gewachsen – aber Alles, nein, das vermochte er doch nicht zu vollbringen, und um ihm diese Verken- nung seiner selbst auf sanfte Weise zu Gemüthe zu füh- ren, hatte Alfred Brunst eben den Ausdruck erfunden: er könne Alles, wenn er nur Luft genug dazu hätte.

Was die Bedürfnisse des Leibes und Lebens des alten Herrn betrifft, so waren dieselben sehr einfacher Natur. Außer gutem Toback und einer warmen Stube – er heizte selbst in Sommer oft sein kleines Gemach, denn er liebte vor allen Dingen den Anblick der flackernden Flamme – bedurfte er nur noch täglich einer großen Quanti- tät Milch, Butter und guten Brodes, welches letztere nir- gends so wohlschmeckend wie auf der Oehe gebacken wurde. Andere Speisen nahm er zwar auch in gehöriger Menge zu sich, doch war er darin weder wählerisch noch lecker, er war mit Allem zufrieden, wenn er eben nur Milch, Brod und Butter in Fülle hatte. Diese einfache Lebensweise hatte er von Jugend auf geführt, wo er mit seinen Mitteln streng haushalten mußte, und selbst jetzt, wo dieselben eine größere Leckerhaftigkeit gestatteten, behielt er seine alten Gewohnheiten bei.

Ueberhaupt war er auf das Zusammenhalten seiner Mittel bedacht; im Allgemeinen sparsam, war er in ein- zeln Dingen sogar sehr genau zu nennen, namentlich wenn es galt, sich einen neuen Rock oder irgend ein

anderes Möbel anzuschaffen. In solchen Dingen folgte er nur dem unabweislichen Bedürfniß, da seine frühere drangvolle Lage ihm von jeher eine weise Beschränkung auferlegt. Sein jetziges Vermögen hatte er nur durch stetige Arbeit und anhaltenden Fleiß erworben, es war ihm nichts wie seinem Freunde Brunst durch die Gunst des Glücks zugefallen und der Schweiß, den er bei der Erwerbung seines Besitzes vergossen, war ihm nur zu wohl in der Erinnerung geblieben, weshalb er das Erworbene streng beisammen hielt. Was er indessen sammelte und sparte, sparte er nicht aus Geiz, das heißt aus Freude am Besitz selbst, sondern allein weil er keine weiteren Bedürfnisse hatte und nie die Sorge ganz verbannen konnte, es möchten wieder schwerere Tage kommen und den gesammelten Schatz zu durchaus nothwendigen Ausgaben in Anspruch nehmen.

Daß bei dem ganz besonderen Entwicklungsgange und der einsamen Lebensweise dieses Mannes gewisse Eigenthümlichkeiten, in der Regel Sonderbarkeiten genannt, allmählig sich herausgebildet halten, bedarf keiner Erklärung, denn es versteht sich fast von selbst. Er war sogar sehr reichlich damit ausgestattet und in mancher Beziehung strotzte er davon, wie wir sogleich anführen wollen.

So liebte er es zum Beispiel, seinen Freunden und sogar Fremden gegenüber, sich für härter, kälter und theilnahmlloser darzustellen, als er wirklich war.

Nur sein Aeußeres ließ er hart, bisweilen sogar rauh und kalt erscheinen – sein Inneres war in der That warm

und liebevoll genug, was Niemand besser wußte als Alfred Brunst, der ihn nach allen Richtungen vollkommen ergründet hatte und eben deshalb schätzte. Aus dieser absichtlichen Verschließung vor allen das Herz bewegenden äußeren Einflüssen entsprang auch die Neigung des alten Herrn, sich im Widerspruch und Gegensatz mit den Meinungen und Anschauungen der modernen Welt zu erklären, was sich indessen immer nur in mühsam hervorgeholten Worten, nie in der willig geleisteten That kundgab.

Wenn er in dieser Weise eine Fehde recht eifrig mit Worten auskämpfte, die sein Herz schon längst zu Gunsten der Gerechtigkeit und Billigkeit entschieden hatte, pflegte er vorzugeben, er allein handle nach Grundsätzen, während andere Leute nur nach Laune und aus Eigennutz handelten; im Grunde aber handelte er stets nach seiner Einsicht oder in Folge des guten Rathes, den ihm die Einsicht eines von ihm selbst für unzweifelhaft ehrlichen und wacker gehaltenen Mannes einzugehen wußte.

Einen ganz besonders hohen Begriff hatte er von den moralischen Pflichten eines gebildeten Edelmanns, der in seinen Augen auf der Höhe des Zeitgeistes stand und dem dafür die entsprechende Ehre gebührte. Vorzüglich gegen Damen nahm dieses Pflichtgefühl eine ihm zur zweiten Natur gewordene Galanterie an, gegen sie war er Ritter durch und durch – so lange die Luft es ihm gestattete, sagte freilich Alfred Brunst – denn eine Dame,

auch die schönste auf der Welt, einen hohen Berg hinaufzuführen, lag bei ihm außer dem Bereiche der Möglichkeit, er versuchte es zwar oft, aber mitten auf dem Wege blieb er mit einem seltsamen Ausdruck innerer Beschämung und Hülflosigkeit stehen, eben weil die Luft – zu Ende war.

Allein auch gegen fremde Männer, wenn er sich erst für sie interessirte, war er ungemein dienstfertig, höflich, ja er konnte sogar aufopfernd sein. Begegnete er zum Beispiel auf einem Spaziergange Jemanden, der des Weges unkundig nach diesem oder jenem Orte fragte, so führte er ihn, selbst wenn er ermüdet oder beschäftigt war, Stunden weit, um ihn zu belehren und auf den rechten Weg zu leiten.

Dabei war er gastfrei bis zum Uebermaaß. Hatte er Gäste im Hause, so scheute er keine Kosten, um es ihnen so angenehm wie möglich bei sich zu machen, und auf seinem Hofe war Jeder ein geborgener Mann, namentlich, wenn er es verstand, den kleinen Eigenheiten des herzensguten Mannes sich zu fügen. So gutmüthig er sich nun auch im Allgemeinen bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens erwies und nachgab, wo es irgend ging, so verstand er doch in Rechtssachen nicht den geringsten Spaß.

Er selbst war nie – er konnte es auf sein Gewissen beschwören – von dem Wege des Rechten abgewichen, und so wollte er denn auch, daß kein Anderer gegen ihn davon abweichen sollte. In diesem Punkte allein hatte er

sich drakonische Grundsätze zur Richtschnur vorgezeichnet, und wen er einmal als vom Rechtsboden abweichend erkannt, der war und blieb sein Feind und hatte niemals Versöhnung zu hoffen.

Den Behörden gegenüber zeigte er sich stets willfährig, obgleich er immer seine Würde behauptete; kränken aber durfte ihn kein Mensch in dem, was er als sein unveräußerliches Recht in Anspruch nahm. Verletzte man ihn hierin, so kämpfte er wie ein antiker Gladiator bis auf den letzten Blutstropfen und lieber wäre er zu Grunde gegangen, als daß er nachgegeben und um Milde oder Schonung gebeten hätte.

Am grimmigsten, unversöhnlichsten wurde er, wenn Jemand seinen Besitz antastete, denn der Besitz des Menschen galt ihm für ein Heiligthum. Daher waren Diebe und Räuber in seinen Augen gleich Raubthieren, die man mit List und Gewalt angreifen und vertilgen müsse. Wenn einer seiner Nachbarn nur ein Wort bei ihm fallen ließ: er glaube, er werde bestohlen oder er sei schon beraubt, so stieg ihm das Blut in den Kopf und er nahm seine Büchse zur Hand und verfolgte wie ein ächter Ritter des Mittelalters den Räuber, bis er ihn fing, und dem Griffe seiner riesigen Hand war schon mancher Jagdfrevler unterlegen, dem er Tage lang nachgespürt und endlich mit seinen Falkenaugen ergattert hatte.

Aus diesen Gründen respectirten ihn auch die Behörden mehr als irgend einen anderen Menschen in der Gegend, und die Gerichte, die seine Halsstarrigkeit oder vielmehr seine Ausdauer konnten, hatten nicht gern mit

ihm zu thun, da er stets mehr Richter als Kläger sein wollte und in seinen Prozessen in der Regel auf Rechten und Gesetzen fußte, die er alle buchstäblich auswendig wußte.

So heiter der alte Herr in Gesellschaft und namentlich in der seiner beiden Freunde sein konnte, so war er doch meist still, fast traurig, wenn er allein auf seiner einsamen Insel lebte, und diese Traurigkeit schien mit den Jahren zuzunehmen und beinahe den Charakter einer allerdings nur periodisch erscheinenden Schwermuth anzunehmen.

Es war, als ob ein geheimer Kummer an seinem sonst so fröhlichen Herzen nage, als ob eine innere tief verborgene Wunde ihm glühende Schmerzen errege, die er nur mit Mühe den Blicken der Außenwelt verbarg und für die er bisher vergeblich einen lindernden Balsam gesucht. Gegen Niemand sprach er darüber, niemals beklagte er sich und höchstens Alfred Brunst, der mit den Irrgängen dieses menschlichen Herzens innig vertraut zu sein schien, hatte die Ursache dieser seltsamen Erscheinung ergründet.

Auch wir ergründen dieselbe vielleicht bald, denn gerade an dem Tage, an welchem Gustav Steinau die Insel betrat, und zu dem wir jetzt zurückkehren, war der Kummer des alten Herrn recht augenscheinlich gewesen und er fühlte sich innerlich so zerbrochen, wie noch nie in seinem Leben.

Jedoch war die Ursache dieses inneren Zwiespalts nicht in einem Ereigniß eben dieses Tages zu suchen,

schon längere Zeit hatte sich an dem so rüstig thätigen und immer gleichmäßig heiter gestimmten Manne eine allmälige Abnahme seiner guten Laune bemerklich gemacht. In früheren Tagen hatte er sehr häufig Nachmittags seine Insel verlassen und irgend einen Nachbar besucht, von dem er gewöhnlich spät Abends zurückkam; seitdem er aber mit den Freunden in Putbus jene bekannte Zusammenkunft gehabt, war er nicht von dem Platze gewichen, hatte mehr denn je sich im Freien aufgehalten und von dem Strande des kleinen Eilandes aus allen Vorgängen auf der See die schärfste Aufmerksamkeit zugewandt. Es war also eine äußere Veranlassung zu diesem seltsamen Verhalten vorhanden, und dafür zeugen auch die häufigen Besprechungen, die er mit den ihm befreundeten Fischern und Schiffern in Schaprode hielt, so wie endlich die geheimen Aufträge, die er seinem treuen Statthalter gegeben, der seinerseits vom frühen Morgen bis Mitternacht auf dem Posten stand, um alles im Umkreis der Insel Vorgehende zu bemerken und seinem Herrn zu berichten.

Was für eine Veranlassung von Außen dies nun war und wie schwer sie in die Wagschale des Glücks des alten Herrn fiel, ja wie tief sie in sein Fleisch einschnitt – wird die folgende Erzählung lehren.

---

Vorzüglich also an jenem Tage, an welchem Gustav Steinau auf der Insel eintraf, schien der Besitzer derselben innerlich zu leiden. Ganz gegen seine Gewohnheit hatte er Mittags ohne Appetit gespeist und war dann mit dem Tubus ausgerüstet an den westlichen Strand gegangen, wo er von der vorspringenden Spitze des Steinorts aus die See rings durchforschte. Wenn wir ihn aber bei dieser Gelegenheit bei sich zu Hause sehen, erkennen wir ihn kaum wieder. Denn die modernen Reisekleider waren längst bei Seite gelegt und Herr von der Oehe war wieder der alte Landedelmann geworden, dessen Aeußeres seiner Beschäftigung und seiner Bequemlichkeitsliebe entspricht.

Auf dem Kopfe trug er eine lederne Mütze mit breiten Klappen, die er im Falle der Noth herabschlagen und mittelst starker Bänder unter dem Kinne befestigen konnte. So widerstand diese Bekleidung gleich der übrigen eben so gut den Angriffen des Regens wie des Windes. Zum Rocke diente ihm ein altes wasserdichtes Camisol, halb Jacke halb Mantel, das bequem und weit genug war, um keiner Bewegung ein Hinderniß in den Weg zu legen. Darunter trug er eine schwarze Tuchweste mit langen Schößen und großen Taschen, um alle die Kleinigkeiten, von denen er sich nie trennte, namentlich seine Messer und Feuerzeuge aufzunehmen; um den umgeklappten Hemdekragen von gestreiftem Baumwollenzeuge war lose ein seidenes Tuch geschlungen, dessen Zipfel im Winde flatterten. Seine Beine steckten in braunen ledernen Kurzhosen, über die ein paar Wasserstiefel von festestem



Material gezogen waren, mit denen er mindestens zwei Fuß tief in's Wasser waten konnte, ohne im Geringsten von der Nässe belästigt zu werden. Natürlich hing die Jagdtasche an seiner Seite, mit allem Schießbedarf gefüllt, und über der Schulter trug er seine beste Doppelflinte, ein Geschenk Carl Melms, die dieser für den alten Freund aus Lüttich hatte kommen lassen.

In der rechten Hand hielt er natürlich seinen festen Eichenstock mit stählerner Spitze, in der Linken eine kurze brennende Pfeife, und die Hände waren mit verwaschenen Handschuhen bekleidet, deren Jeder von solcher Dannerhaftigkeit war, daß sie wenigstens schon sechs Jahre dem anstrengenden Dienste, den sie bei dem alten Edelmann leisten mußten, widerstanden hatten.

In diesem Aufzuge glich der Besitzer der Oehe fast mehr einem Jäger als einem Landmann, und hätte Jemand in seinem Gesichte den Ausdruck lesen können, der es an diesem Tage kennzeichnen, er würde eben so viel Stolz, Selbstgefühl und Todesverachtung wie leidende Besorgniß und jenen Kummer darin gefunden haben, dessen wir schon vorher Erwähnung thaten.

Als er wohl eine Stunde auf einem großen Felsblock am Steinorte gesessen und den Horizont vergebens nach der erwarteten oder vielmehr gefürchteten Erscheinung befragt hatte, bemerkte er plötzlich eine Verminderung der großen Hitze, die den ganzen Tag bei völliger Windstille geherrscht hatte. Kopfschüttelnd schob er seinen Tubus zusammen und steckte ihn in die Jagdtasche. Als er dann nach einigen starken Zügen aus der Pfeife den

Kopf erhob und die Sonne suchte, war sie hinter einem grauen Dunstschleier verschwunden, der blitzschnell von Westen heraufgezogen kam. Bald darauf kräuselte sich die große Wasserfläche und ein schriller Windzug wehte kalt und pfeifend darüber hin.

»Es giebt einen Sturm!« dachte der alte Edelmann und knüpfte seinen Rock fester zu, ohne jedoch vom Platze zu weichen, den er so lange wie möglich zu behaupten entschlossen schien. Als aber bald der Wind heftiger zu blasen begann und weiße Schaumkronen prasselnd gegen den Wall der Granitblöcke trieb, steckte er seine Pfeife ein und band sich die Mütze fest unter dem Kinne zu.

So war er für's Erste gegen das Anbringen des Windes gerüstet; als aber nach und nach den ganzen Himmel düstere Gewitterwolken umzogen, ein dröhnender Donner in der Ferne hörbar wurde und bald einige kalte große Tropfen in's Meer fielen, erhob er sich von seinem Platze und laut vor sich hin brummend: »Heute kommt der Räuber nicht, bei aufgeregter See kann er nicht fischen!« schritt er langsam auf dem Walle der Insel der kleinen Anhöhe zu, auf welcher der Dornbusch stand, dessen starre Zweige bereits der stärker gewordene Wind heftig schüttelte.

Gegen den Wind nun und sogar gegen den allmähig stärker strömenden Regen war der alte Herr hier ziemlich geschützt, nicht aber gegen die zunehmende Kälte, gegen die er so überaus empfindlich war. Als diese nun aber von Augenblick zu Augenblick um so unangenehmer sich fühlbar machte, je heißer die Luft vorher gewesen,

so beschloß er den Weg nach Hause einzuschlagen und sein behagliches Zimmer aufzusuchen.

Kaum aber hatte er den Schutz des Dornbusches verlassen, so brach das Gewitter mit voller Wuth aus. Blitz folgte auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag und ein eiskalter Regen rauschte dabei so feindselig herab, daß der alte Herr trotz aller wasserdichten Kleider in wenigen Augenblicken bis auf die Haut durchnäßt war.

Halb laufend und daher bald ganz außer Athem, kam er in etwa zehn Minuten im Hofe an, ertheilte dem ihm entgegenkommenden Statthalter rasch einige Befehle und trat dann in das Herrenhaus ein, wo er sich sogleich der nassen Gegenstände und Kleider entledigte, vor allen Dingen aber seine Doppelflinte mit äußerster Sorgfalt reinigte.

Als er Beides zu Stande gebracht, schellte er der ihn bedienenden Magd, befahl ihr, Feuer im Kamin seines Schreibzimmers anzuzünden und ein Glas heißer Milch zu bringen, da ein unheimliches Frösteln seine Glieder erbeben machte.

In diesem Zimmer nun blieb er den ganzen Abend sitzen und nachdem er um acht Uhr im Speisesaal eine warme Suppe, ein kaltes Huhn und einige Löffel seiner Liebesspeise, Rühreier mit Wurst, genossen, kehrte er wieder dahin zurück, zündete die Studirlampe an und ließ sich an seinem Schreibtische nieder, während das Gewitter noch immer in einzelnen Blitzen und Donnern grollte und der Regen vor wie nach vom Himmel strömte.

Betrachten wir uns nun dieses Studirzimmer etwas genauer, denn es war dasjenige im ganzen Hause, welches mit dem Wesen des alten Herrn am meisten sympathisirte und worin er sich meist aufhielt, wenn er allein war, seine schriftlichen Geschäfte abwickelte und Lectüre oder Schriftstellerei trieb, mit denen sich nur zu leicht in jetziger Zeit ein melancholisches Nachdenken verband, das früher Niemand an ihm zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte.

Dieses kleine einfenstrige Studirzimmer vereinigte alle die alten Raritäten in sich, die noch von den Vorfahren des jetzigen Besitzers auf der Oehe übrig geblieben waren. Nichts Modernes, nichts was dem Luxus der Gegenwart huldigt und den Bedürfnissen eines Edelmannes der heutigen verfeinerten Zeit entspricht, war in diesem Zimmer zu sehen, höchstens die gelbbraune Tapete, die bei dem Neubau des Hauses mit eingezogen war, erinnerte an das Jahrhundert, in welchem der Bewohner lebte. Selbst die dunkelgrünen Vorhänge an den Fenstern schienen einer viel älteren Periode zu entstammen, aber sie waren bei Weitem nicht so alt wie die übrigen Möbel, das colossale Schreibpult von schwarz gewordenem Nußbaumholz, das Sopha mit Leder überzogen, dessen Farbe man kaum noch erkennen konnte, desgleichen ein alter Großvaterstuhl, vier andere Sessel und endlich eine Commode nebst Spiegel von schönen uralten Stoffen und Formen.

An der Wand zur Rechten, wenn man in dieses Zimmer trat, stand das Schreibpult, gegenüber die Commode, dann folgte das Sopha, über welchem zwei alte Oelbilder hingen, irgend einen Ahn des Hauses und seine Gemahlin vorstellend, denn daß es nicht die Eltern des gegenwärtigen Besitzers sein konnten, sah man an der Tracht, die der Mode des siebzehnten Jahrhunderts entsprach. Zur Linken der Thür dagegen hingen an großen eisernen Riegeln mehrere Gewehre, sehr alt, nur Carl Melms Geschenk datirte aus neuester Zeit; zwischen den Gewehren mehrere lange Pistolen und ein Säbel, der seinem Aussehen nach die Schlachten im dreißigjährigen Kriege mitgefochten haben konnte. Hinter den Gewehren in der Ecke des Zimmers sah man einen Kamin aus granitfarbigen holländischen Fliesen, in dem ein paar Stücke Eichenholz langsam verkohlten und durch welchen sich zugleich der Tabacksrauch flüchtete, der das ganze Zimmer erfüllte. Hinter dem Kamin, vor dem der erwähnte Sorgenstuhl stand, schloß eine breite Glathür den Alkoven vom Zimmer ab, die jetzt offen stand und uns belehrte, daß das mit roth gewürfeltem Linnenzeug überzogene Himmelbett, dessen Breite drei Menschen hätte beherbergen können, bereits zur Aufnahme des Hausherrn in Stand gesetzt war. Fügen wir hinzu, daß Alkoven wie Studirzimmer mit aneinander gehefteten Rehfellen bis in die äußersten Ecken belegt waren, so werden wir ein ziemlich vollständiges Bild des Ganzen gegeben haben, wenn wir nicht noch bemerken wollen, daß dem Bette gegenüber ein alter Pfeifenschrank an die Wand gefügt ist, an

dessen Nägeln etwa ein Dutzend Pfeifen von zweifelhaftem Alter, alle wohlgeladen, ihren Platz gefunden haben.

An dem Schreibtisch nun, dessen mittelster Kasten aus starkem Eisen geschmiedet ist und die Werthpapiere und das baare Geld des Besitzers enthält, vor einer ausgezogenen Platte, auf deren großer Fläche vielerlei Gegenstände dem Gebrauche bequem zur Hand liegen, sitzt Gottlieb von der Oehe selbst, und in der That, der Mann paßt in seiner jetzigen Erscheinung vortrefflich zu dem alterthümlichen Zimmer, das wir so eben zu beschreiben versucht. Ein weiter Hausrock von langhaarigem grauen Wollstoffe schließt seinen ganzen Körper bis auf die Knöchel ein und nur ein Paar ungeheure Filzsocken sehen unten daraus hervor. Das graue Haupt ist tief über einen großen Haufen vergilbter Papiere gebeugt und – diesmal um wirklich die Augen zu schonen – wirft ein grüner Papierschirm einen breiten Schatten über denselben hin, der die Züge seines edlen Gesichts ganz und gar verdeckt. Die grüne Studirlampe steht ihm zur Linken, zur Rechten ein ungeheures Tintenfaß, über welches die Feder gelegt ist, die so eben noch einen Brief verfaßt hat, der an die Behörden des Kreises gerichtet ist und in markiger Sprache eine Klage und vielleicht sogar eine Rüge enthält. Die Pfeife, welche die Rauchwolken entsendet hat, die so eben zum Kamine eilen, steht kalt und leergebrannt ihm zur Seite und ein kleiner Rest der getrunkenen Milch ist noch in einem halben Quartglase auf einem Seitentischchen zu sehen.

Nachdem der Verfasser des geharnischten Schreibens den Inhalt desselben noch einmal überlesen und probat gefunden hat, faltet er das Blatt, schreibt die Adresse und drückt sein altes Wappen, einen Eichbaum mit drei Zweigen, an deren jedem eine Eichel hängt und darüber einen Helm mit einem Zweiglein und drei Eicheln zeigend, auf den Lack.

Als auch dies geschehen, wirft er den Brief auf den Tisch vor dem Sopha und wendet sich verschiedenen andren Papieren zu, in denen er blättert; bald aber sagen auch sie ihm nicht mehr zu und er nimmt ein Buch zur Hand, das neben ihm aufgeschlagen liegt und an seinen abgegriffenen Blättern einen häufigen Gebrauch erkennen läßt. Es ist eine Originalausgabe von Salis' Gedichten, in weißes Schweinsleder gebunden, das aber jetzt durch das Alter und vielfache Benutzung eine fast braunschwarze Farbe angenommen hat.

Eine Viertelstunde beinahe liest der einsame Mann aufmerksam einige Seiten, endlich aber beendigt er auch diese Unterhaltung und wendet sich dem Fenster zu, an welches prasselnd der Regen schlägt, der den alten Herrn vor mehreren Stunden in's Haus getrieben hat.

Nachdem er eine Weile auf das tobende Unwetter ghorcht, steht er von seinem Sessel auf und schreitet nachdenklich und mit lautlosen Schritten über den weichen Teppich vor den Kamin, schaut eine Minute lang in die leise knisternden Flammen und seufzt dann aus tiefster Seele auf.

«Unruhige Zeiten, unruhige Zeiten jetzt!» sagt er halblaut und läßt sich in den weiten Stuhl sinken, der Jahr ein Jahr aus seinen Platz an derselben Stelle behauptet. »Seit meinem dreißigsten Jahre habe ich dergleichen nicht erlebt und ich dachte schon, ich hätte die Stürme des Lebens überstanden und wäre in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Aber nein, nun kommen sie mit neuer Gewalt und schütteln an meinen alten Gebeinen wie an meiner einsamen Insel. O wer hätte sich das vorgestellt, wer es nur vermuthen können! Ich war so sicher in meinen vier Pfählen, so ruhig in meinem häuslichen Frieden und nun packt mich der Aerger, der Zorn – ach! und vielleicht noch eine andere Sorge, der ich keinen Namen zu geben weiß!

Das war ein hübsches Gewitter heute Nachmittag und ich konnte den Regen gebrauchen in diesem trocknen Jahre. Aber die Kälte, die er mit sich brachte, die liebe ich nicht, nein, nein, die liebe ich nicht. Kälte! Welch' feindseliges Element, in der Natur wie im Herzen des Menschen! O, in der Natur läßt sie sich noch ertragen, man kann sich dagegen schützen, aber im Herzen – was haben wir für Mittel, um sie daraus zu verbannen und nicht mehr zu empfinden?

O, o, Gottlieb, wie ist Dir so bänglich und kummervoll zu Muthe! Und diese Stille im Hause – nie ist sie mir so unerträglich vorgekommen. Nur Regen und Wind sind meine Gefährten und beide dringen bis in das Mark meiner morschen Knochen und legen mir noch einen neuen Zwang zu dem alten auf – sie lassen mich nicht hinaus,



um wenigstens unter Gottes Sternen die Gedanken niederzukämpfen, die mich jetzt alle Tage wilder und wilder umstricken.

Ja, es wird immer stiller und öder auf der alten Oehe, wo ich so gern Menschen und Freunde um mich sähe! Die Leute schlafen des Nachts fester als sonst und sogar die Hunde bellen nicht mehr. Und schlafen, selbst schlafen – o wie süß war das sonst! – kann ich auch nicht mehr und es ist mir, als pochte mein Herz immer lauter und lauter, je stiller die Nacht um mich her ihre gespenstischen Schatten webt.

Wie lange wird dies Herz noch hämmern, wie? O, ich bin auch vergänglich, ich kann auch sterben, und vielleicht ist bald der Letzte der Oehes seinen Vorfahren in die Grube gefolgt und Niemand ist mehr vorhanden, der seinen Namen weiter führt und – qualvoller Gedanke! – seine Ehre gegen die Verbrecher in Schutz nimmt!

O!« fuhr er abermals seufzend fort, »was ist doch das menschliche Leben für ein erbärmliches Ding, wenn man es von dieser Seite betrachtet! Wie rasch verschwindet es und wie gebrechlich zeigt es sich! Alle diese nichtigen Dinge, die ich hier um mich sehe, die Flinte, das Messer, der Tisch, selbst das zerbrechliche Glas dort, können länger dauern als der Mensch mit seinen Gedanken und Empfindungen – ist das nicht traurig und schmerzlich? O ja, höchst traurig und schmerzlich!

Freilich, wenn man das Leben im Ganzen betrachtet, das dauert länger als Alles – Geschlechter folgen auf Geschlechter, bis auch sie endlich begraben werden und

nichts von ihnen bleibt als höchstens eine schwache Erinnerung im Herzen überlebender Freunde. Ach! schon über sechshundert Jahre hat mein Geschlecht den Erdboden betreten und hier, hier dicht um mich her hat es gewirkt und gearbeitet, wie ich zu wirken und zu arbeiten und mich dadurch nützlich zu erweisen bemüht gewesen bin!

Ich bin nun der Letzte, ja, der Allerletzte! Ich habe kein Kind, keinen Verwandten – ach! – nein, nein, ich habe keinen, dem ich meinen ehrlichen Namen vererben möchte! Alte Oehe, du wirst bald verwaist sein, die Wogen die dich umgürten, werden noch lange an deinen Ufern nagen und reißen, aber ein Oehe wird sie nicht mehr sehen und hören, denn drüben auf dem Friedhofe zu Schaprade wird der letzte bald mit seinen Vätern vereinigt sein!

O, und wo bleibt nun Alles, was ich gesammelt, mit Mühe und Noth zusammengehäuft? Wo? Nun, zuerst werde ich meine treuen Knechte und Mägde bedenken. Sie alle sollen eine Erinnerung an mich erhalten, an mich, ihren alten Herrn, der oft gebrummt und gescholten, aber es doch stets gut mit ihnen gemeint hat. Dann aber werde ich meine beiden Freunde bedenken. Meine Freunde – ach! sie fragen nicht viel danach, ich weiß es, haben sie doch selbst genug, mehr, viel mehr als sie gebrauchen! Aber wem sollte ich es sonst geben? Wem, ja wem! Meiner Nichte im Fräuleinstifte etwa? O nein, sie ist reicher als wir Alle und einem Weibe schadet der allzu große Besitz mehr als er nützt.

Ha!« fuhr er plötzlich heftig auf und schlug mit der mächtigen Faust auf sein Knie, »daß der Bube, der mir so Vieles abwendig gemacht, auch meinen Erben abwendig gemacht hat, – es ist eine Schandthat, die nur ich – ich allein begreifen und empfinden kann. Doch, ich will ja nicht mehr an vergangene Dinge denken, sie lassen sich nicht mehr ändern und mir regen sie bloß die Galle auf, wovor ich einen wahren Schauer habe, denn ich ärgere mich nicht gern über Dinge, die nicht zu ändern sind!«

Nachdem er dies gesprochen, seufzte er noch einmal auf, preßte die Hand gegen die heiße Stirn und setzte sich wieder vor sein Schreibpult, um noch einmal seinen Lieblingsdichter zur Hand zu nehmen und aus seinen sinnreichen und ermuthigenden Versen Trost für so manches Leiden zu schöpfen. Allein sein Geist, der einmal weit ab aus seiner gewöhnlichen ruhigen Bahn gewichen war, fand keinen Sinn in den Worten, die Buchstaben tanzten und flimmerten vor seinen Augen auf und nieder und als er das endlich erkannt, schlug er das Buch zu, lehnte sich hinten über in den Sessel, legte den Lichtschirm auf den Tisch und überließ sich einem eben so trüben wie einschläfernden Nachsinnen.

In diesem Augenblick war es, wo des Schiffers Tode Hand an das Fenster pochte, und die Art und Weise, wie das geschah, verrieth Herrn von der Oehe, daß es von Seiten eines mit den Verhältnissen im Hause Vertrauten kam.

Des alten Herrn erstes Gefühl war das des Schreckens, gemischt mit einem gerechten Unwillen, denn er hielt

diese Unterbrechung für die Meldung eines seiner Leute, die mit der unangenehmen Lage, in der er sich gegenwärtig befand, in Verbindung stände.

»Ha!« rief der alte Herr empört, aber entschlossen aus, als er vom Stuhle aufsprang, »ist der Schurke schon wieder da? Und bei *dem* Wetter wagt er es? – Wer ist da?« rief er nun zu dem rasch geöffneten Fenster hinaus.

Da aber ging augenblicklich eine völlige Veränderung in der Geistesrichtung und den Empfindungen des alten Mannes vor, denn kaum hatte Gustav Steinau die Worte gesprochen: »Ein Fremder, der die Gastfreundschaft Herrn von der Oehe's zu einer sehr unpassenden Zeit in Anspruch nimmt!« so erkannte er die Stimme des jungen Mannes, an den er in den letzten Tagen schon oft gedacht und dessen Ankunft er insgeheim sehnlichst herbeigewünscht hatte.

Die erste Antwort des alten Herrn bestand in einem beinahe frohlockenden Aufjauchzen, dann rief er mit weit hinschallender Stimme, die seine überaus freudige Erregung verrieth: »Herein, nur herein, zur Thür – ich werde sie öffnen!«

Als er aber das Licht nahm und in seinen großen Filzschuhen unhörbar durch das Wohnzimmer glitt, sagte er zu sich selber: »Gott sei Dank, also endlich ein Mensch, den ich leiden mag! Er kommt gerade zur rechten Zeit!« Und Gustav Steinau wäre gewiß sehr froh gewesen, wenn er gewußt hätte, wie willkommen er trotz der vorgerückten Nachtzeit dem alten Herrn war.

Schnell wurden die dreifachen Riegel von der Thür weggeschoben und dieselbe geöffnet, und Gustav Steinau stand nun mit dem Schiffer Tode, der schnell die Sachen herein trug, in dem durch eine Glasthür in zwei Theile getrennten Vorflur, herzlich willkommen heißen, was sich durch kräftiges Händeschütteln von Seiten des alten Herrn nur noch deutlicher zu erkennen gab.

»Das nenne ich mir Wort halten,« rief er in wahrhafter Freude aus, »und noch dazu eine Ueberraschung bereiten! Heda, Tode, guten Abend! Legen Sie nur den Koffer da ab, er soll bald weiter geschafft werden. So. Ich danke Ihnen. Gute Nacht, bis morgen. Aber halt – warten Sie doch – ist Alles in Ruhe, Tode? Ich meine auf dem Wasser!« Und er gab dabei dem vertrauten Schiffer mit einem verständlichen Blick einen Wink, indem er mit der Hand nach der See deutete.

»Heute Alles in Ruhe, Herr von der Oehe, und bei solchem Wetter kommt er gewiß nicht, Gute Nacht!«

»Gute Nacht, gute Nacht! Na, dann können wir einmal ruhig schlafen – Aber nun hier herein, Herr – Herr Sternberg, nicht wahr? Richtig, richtig, ich habe den Namen behalten – aber, mein Gott; wie naß sind Sie! – O, welch' herrlicher Einfall war es von mir, das Feuer im Kamin in Brand zu halten! Kommen Sie herein, Sie sollen bald trocken sein, Ach – und die arme Geige – na! sie hat nicht viel abgekriegt, Sie haben sie warm gehalten, das ist recht!«

So rasch hinter einander sprechend, was sonst nicht seine Art war, schritt er dem jungen Manne schnell in das

mit Tabacksrauch erfüllte Studirzimmer voran, drückte ihn auf den Großvaterstuhl nieder und lief dann in den Alkoven, aus dem er sehr bald mit einem zweiten Paar Filzschuhen und einem Schafpelz hervorkam, die Gustav sogleich anziehen mußte, nachdem er sich rasch auf des Wirthes Geheiß seines Rockes und der Stiefel entledigt hatte.

»So!« rief dieser und zog nun mit Gewalt an einer Glockenschnur, »nun soll es bald anders werden. Zwei Stunden haben Sie gewiß noch für mich und dann sollen Sie sechs für sich haben. Das ist sicher keine schlechte Theilung. – So, und hier sind für's Erste Cigarren, oder rauchen Sie lieber eine Pfeife?«

»Ich bitte um eine Cigarre,« sagte Gustav Steinau, der nach Alfred Brunst's Rath nichts von der Hand weisen wollte, mit sanfter Stimme, denn ihm war ganz seltsam zu Muthe, auf der Oehe einen so unerwartet liebevollen Empfang zu finden.

Kaum aber hatte er sich in seine Lage gefunden, so öffnete sich leise die Thür und das verschlafene Gesicht einer jungen derben Magd schaute mit namenloser Verwunderung herein.

»Nun, Hanne, jetzt nur keine Schläfrigkeit, bitte ich mir aus!« redete sie ihr Gebieter an. »Auf, tummle Dich und wecke die Metke und die Lise. Wir haben Besuch bekommen. Es muß noch einmal rasch angerichtet werden und dann soll Metke das Zimmer Nr. Drei oben in Stand setzen – Nr. Drei, hörst Du?«

Die Magd nickte wohlgefällig und wollte sich eilig zurückziehen, die ihr aufgetragenen Gebote zu erfüllen, als sie noch einmal herbeigerufen ward und den Befehl erhielt, zuerst eine Flasche Rothwein aus dem Keller zu holen und zwei Gläser zu bringen.

»Zwei Gläser?« fragte die Magd, die ihres Herrn Abneigung gegen den Wein nur zu wohl kannte.

»Zwei, habe ich gesagt – soll ich meinem Gast kein Willkommen zutrinken?«

Hanne verschwand und bald hörte Gustav Steinau es lebendig im Hause werden, denn zwei oder drei Mägde geriethen in Thätigkeit und alle waren so flink, daß binnen kaum einer Viertelstunde der Tisch im Speisesaal angerichtet war und zuerst einige kalte Fleisch- und Fischspeisen und dann eine ungeheure Schüssel geschlagener Eier mit prächtigem Schinken aufgetragen wurde. Herr von der Oehe aber führte seinen Gast in den Eßsaal und dieser mußte gutwillig in seinem Pelze folgen, der ihm schon fast zu warm wurde, was er aber auf keine Weise den guten alten Herrn merken ließ.

»Sehen Sie,« sagte dieser, als er dem Gaste die Speisen reichte und ein Glas Wein eingoß, »ich habe schon meine Portion vor zwei Stunden eingenommen, aber in diesem Punkte hat mich die Natur nicht stiefmütterlich behandelt, ich kann essen, wann ich will, mitten in der Nacht, wenn es sein muß, und doppelt gut schmeckt es mir, wenn ich einen Gast nach meinem Gefallen bei mir habe.«

Gustav erhob sein verwundertes Gesicht vom Teller und sah dem Sprechenden tief in die Augen. Er fand jedoch einen Ausdruck von solcher Wärme und Freude darin, daß er augenblicklich beruhigt wurde und nach einer kurzen dankenden Verneigung wieder zur Gabel griff.

»Nun lassen Sie sich in Ihrer Arbeit nicht stören,« fuhr Herr von der Oehe fort, »Sie brauchen blos Ja oder Nein zu sagen, wenn ich frage. Ich kann essen und sprechen zugleich, wie Sie sehen, denn meine Stimme scheint auf einem andren Wege heraufzukommen, als ihn die Speisen einschlagen, die ich hinunter sende. Nun sagen Sie mir aber zuerst, was machen die alten Freunde? Sie sind doch gesund?«

»Vortrefflich und sie schicken tausend Grüße!« sagte Gustav Steinau, mit dem Essen einen Augenblick innehaltend.

»Bitte, essen Sie weiter, Sie sind gewiß hungrig. Also die alten Jungen sind wohl. Das ist herrlich – und Ihre beiden Freunde?«

»Sie haben mir auch die freundlichsten Grüße an Sie aufgetragen.«

»Ich danke, ich danke – aber essen Sie nur – Sie sehen, ich thue es auch. Nun, sie sind in guten Händen. Ei ja doch! Melms wie Brunst sind Wirthe, wie sie sein sollen, ich kenne die Burschen. Kommen Sie heute von Grünthal?«

»Von Bergen nur –«

»Von Bergen? Aha, da hat Sie wohl die Feier in der Kirche aufgehalten?«



Gustav erzählte, was ihm in Bergen begegnet war, natürlich ohne Fräuleins von Kulpen Erwähnung zu thun.

»So, so ist es also. Nun das ist schön. Ich wollte auch in diesen Tagen nach Bergen und da Sie hier sind, werde ich um so besser fort können.«

»Ich hoffe doch nicht, Sie auf irgend eine Weise mit meinem Besuche zu stören?« fragte Gustav mit freundlich blickenden Augen.

»Sie mich stören? O, wer hätte mich je auf der Oehe gestört! Ich lasse mich durch Niemanden von meiner Arbeit und meinen Vorsätzen abhalten und so werde ich vielleicht morgen oder übermorgen nach Bergen fahren. Ich will Ihnen auch sagen, warum. Ich habe dort zwei Verwandte. Eine alte und eine junge Dame. Da Sie nun gekommen sind und meine Insel vielleicht zu einsam für Sie wird, so habe ich beschlossen, uns Gesellschaft zu holen, wogegen Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben werden.«

Gustav fiel fast das Messer aus der Hand vor Erstaunen. Sollte Fräulein von Kulpen die angekündigte Gesellschaft sein? Sein Herz zitterte, aus doppelten Gründen, und ohne eigentlich zu wissen, was er sprach, sagte er mit bebender Stimme:

»Ich habe natürlich nichts dagegen einzuwenden, aber was die Einsamkeit betrifft, so liebe ich sie und habe mich schon gefreut, es auf der Oehe recht einsam zu finden; dabei kann man am besten denken und arbeiten.«

»O, was das betrifft, Einsamkeit sollen Sie genug haben. Aber an die Arbeit dürfen Sie vor der Hand nicht

denken, wenigstens nicht an Ihre Arbeit. Mit mir sollen Sie arbeiten, tüchtig, dafür lassen Sie mich sorgen. Ach Gott, ja, auch Andere sorgen leider dafür – nun aber trinken Sie einmal – erst Sie! So ist es Sitte bei mir! Dann meine Freunde auf der Lenz und in Grünthal! Und dann ich!« –

Und er leerte sein Glas und stellte es dann bei Seite, während er seinem Gaste ein zweites vollgoß.

»Was willst Du, Metke?« fragte er die eintretende riesige Magd, die freundlich knixend und mit einer Meldung auf dem Gesicht in's Zimmer trat.

»No. Drei ist fertig, gnädiger Herr. Kann ich sonst noch etwas für den Herrn dort thun?«

»Nein – doch halt – nimm die nassen Kleider aus meinem Zimmer vom Kamin fort – und dann, höre, ich übergebe Dir diesen jungen Herrn. Du sorgst für ihn in allen Stücken – Du kennst unsre Gewohnheit?!«

Metke knixte abermals gegen den alten und den jungen Herrn hin und zog sich dann zurück, um die weiteren Aufträge des Hausgebieters zu erfüllen. Nachdem dieser aber noch eine Stunde mit seinem Gaste geplaudert hatte, stand er auf, was Gustav als einen Wink betrachtete, sich ebenfalls zu erheben.

»So,« sagte Herr von der Oehe, »das war das Willkommen und morgen werden wir uns näher kennen lernen. Zuerst will ich Ihnen mein kleines Reich zeigen, wenn Sie gefrühstückt haben, und dabei werden Sie sich überzeugen, daß Sie hier einsam genug auf Gottes Erde sind. Jetzt aber wollen wir schlafen gehen. So folgen Sie mir

denn, ich selbst werde Sie nach No. Drei führen – Sie haben nämlich No. Drei. Melms hat, wenn er kommt, No. Eins und Brunst No. Zwei, so ist es einmal hergebracht seit langer, langer Zeit.«

Gustav folgte schweigend seinem vorangehenden Wirthe, der ein Licht ergriffen hatte, Sie stiegen eine krachende Treppe hinauf und betraten den Bodenraum des Hauses, der sehr geräumig und in bester Ordnung war. Von hier aus führte eine Thür in den östlichen zwei-stöckigen Seitenflügel und bald stand Gustav Steinau in dem Zimmer, welches er auf der Oehe bewohnen sollte. Es war ein großes Gemach, mit grünen Vorhängen vor den zwei Fenstern, einem Tische, einem Sopha und Stühlen, einer Commode nebst Spiegel und Toilettentisch und endlich einem Bette, welches für einen Hünen in grauer Vorzeit zusammengestellt zu sein schien.

»So,« sagte Herr von der Oehe, »hier haben Sie ein Zimmer mit einer ganz netten Aussicht. Morgen werden Sie sich davon überzeugen. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht – Apropos, rasiren Sie sich selbst?«

»Wie Sie sehen,« erwiderte Gustav, »bedarf ich des Rasirmessers nicht; mein Bart wächst, wie Gott ihn mir gegeben hat.«

»Sie Glücklicher! Ich würde mit meinen starren Haaren wie ein Strauchdieb aussehen, aber sonst habe ich Messer wie kein Barbier in der Residenz, das ist mein Fach, ich verstehe sie scharf zu machen wie der beste Scheerenschleifer.«

Lächelnd reichte er dem jungen Manne die Hand und mit dem Bemerkten, daß er ihn selbst um sechs Uhr wecken würde – so lange solle er morgen schlafen dürfen – zog er sich zurück und stieg mit seinem wuchtigen Körper schwerfällig wieder die krachende Treppe hinab.

Gustav blieb, sobald er allein war, mitten im Zimmer stehen und blickte sich um, wobei er seinen Koffer schon auf einem Stuhle stehen fand.

»Guter Gott im Himmel!« sagte er, »da bin ich auf der Oehe, bei Gottlieb von der Oehe! O, wer hätte das so bald für möglich gehalten! Doch – Gottes Wille geschehe! Ich widerstrebe gewiß nicht. Und Gustava von Kulpen soll auch noch kommen? O! Daß ihr Heinrich zuerst begegnen mußte und mir nur das Nachsehen ließ! Doch still, es ist Glück genug, was ich hier ohne sie finde, und gebe Gott, daß das Ende dem Anfang entspricht, mit dem ich alle Ursache habe, zufrieden zu sein.«

Nachdem er diese Worte mit gerührter Miene gesprochen, kleidete er sich rasch aus und stieg mit Hülfe eines Stuhles in das riesige Bett, in dessen Daunen er so tief einsank, daß er es kaum für möglich hielt, ohne eines Menschen Hülfe wieder daraus hervorzutauchen.

Gustav hatte den besten Willen recht bald einzuschlafen, aber dies Glück war ihm leider nicht beschieden. Der stürmische Wind draußen rauschte so mächtig und peitschte die Zweige der alten Eschen, die vor seinen Fenstern standen, so unsanft dagegen, daß er jeden Augenblick glaubte, dieselben müßten zertrümmert werden. Diese Nachtmusik war auf der Oehe fast alle Nächte zu

hören und in wenigen Tagen hatte sich unser Freund daran gewöhnt. Schwiieg diesmal nun aber der Wind einige Minuten, so prasselten die Regentropfen gegen die Scheiben, dann und wann bellte auch ein Hund dazwischen und als es zum Morgen ging, regte es sich so laut aus dem Gehöft, daß an einen festen Schlaf kaum noch zu denken war.

Dennoch schlief er endlich vor Müdigkeit ein. Kaum aber war er seinen wirren Gedanken entronnen und in ein halbes Träumen verfallen, so pochte schon eine feste Hand an die Thür und herein trat der Wirth, um mit Mühe unter den Bergen von Betten seinen jungen Gast herauszufinden.

»Hoho!« rief er mit seinem herzlichen lauten Lachen, »auch so tief in den Federn? Sie sehen ja gerade aus wie ein Vogel, der sich aufgeblasen und seinen Kopf unter die Flügel gesteckt hat. Nun, die Metke hat es gut mit Ihnen gemeint, sehe ich. Wenn Sie aber Ihren Kaffee warm trinken wollen, so stehen Sie auf. Das Wetter ist zwar nicht so, wie es sein sollte, um Ihnen die Oehe in ihrem Glanze zu zeigen, aber hoffentlich wird es sich in einigen Stunden aufklären. Also auf baldiges Wiedersehen!«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Gustav Steinau warf sich rasch in die Kleider, die ein unsichtbarer dienstbarer Geist schon mit Tagesanbruch in das Zimmer gebracht hatte.

Als er mit der Toilette fertig geworden, öffnete er ein Fenster und blickte hinaus. Das Wetter war unfreundlich genug. Ein feiner Sprühregen rieselte hernieder und

verschleierte die Ferne mit einem grauen Schleier. Dennoch konnte Gustav's gutes Auge ziemlich weit um sich blicken und über eine breite Wasserfläche, die Udarser Wiek, hinwegschauend sah er eine große Strecke des Rügianischen Landes vor sich liegen, dessen Horizont das malerisch aufsteigende Bergen mit seinem spitzen Kirchturm abschloß. Als er dies erkannt, beschlich ihn fast der verwegene Gedanke, als habe der alte Herr ihn gerade in dies Zimmer gebracht, um auf diese Kirche wie auf einen Denkstein in der Ferne hinzuweisen – eine Idee, die sein Blut etwas schneller kreisen ließ. Allein er hielt sich diesmal nicht lange damit auf, seinen Gedanken Raum zu geben, er begab sich eilig in das untere Stockwerk und trat in das große Zimmer neben dem Studircabinet des alten Herrn ein, wo er bereits den Tisch gedeckt und eine große Kanne dampfenden Kaffee's nebst herrlichem Brod, frischer Butter und Eiern daraufstehend fand.

Gleich nach ihm trat der Hausherr in seinem vollständigen Landcostüm, die gefüllte Jagdtasche in der Hand tragend, herein. Nach der Begrüßung bediente der alte Herr, der auch bei Tische den Vorschneider machte, seinen Gast, und als dieser ihn fragte, ab er denn nicht selber an dem Frühstück Theil nehmen wolle, sagte er:

»Was denken Sie denn! Glauben Sie, daß ich bis jetzt damit gewartet habe? Das wäre mir doch etwas zu lange geworden. Ich bin seit vier Uhr auf den Beinen und habe mein Quart Milch schon längst genossen. Frühstücken werden wir erst zusammen, wenn wir von unserm Spaziergange zurückkommen. Wie – Sie sind schon fertig?

Ei, Sie essen wie ein Sperling. Nun, das wird bald anders werden, ich stehe dafür; die Luft auf der Oehe ist scharf und um den bösen Einflüssen der Witterung zu widerstehen, muß man kräftige Nahrung zu sich nehmen.«

»Ich werde mir Mühe geben, den hiesigen Sitten zu entsprechen,« erwiderte Gustav Steinau höflich, »nur haben Sie etwas Geduld mit mir; die Bedürfnisse des Magens wachsen nicht so rasch wie die Bedürfnisse des Herzens.«

»Ha, gut gesagt, junger Mann. Das gefällt mir. Aber nun eine Cigarre und dann wollen wir trotz Regen und Nebel einen Umgang um die Insel halten.«

»Ich stehe jeden Augenblick zu Diensten!« erwiderte Gustav, nachdem er die Cigarre in Brand gesetzt, und griff schon nach seinem Hute.

»Wie?« rief da der alte Herr im höchsten Erstaunen aus und ließ seine Blicke wohlgefällig über die seine Gestalt und das geistreiche Gesicht des jungen Mannes laufen, das in Folge mannigfacher Gemüthsbewegungen, und einer ziemlich schlaflosen Nacht heute etwas bleicher als gewöhnlich erschien. »So, wie Sie da sind, wollen Sie auf die Insel hinaus? Gott bewahre, was denken Sie denn! Hier geht man nicht mit so dünnen Stiefeln, solchem Röckchen und einem modischen Hute einher, den der erste beste Windstoß in die See bläst; das Gras und die Felder sind naß, hier muß man derbe Wämmser und Socken anziehen.«

»Das sind aber meine gewöhnlichen Kleider,« bemerkte Gustav lächelnd, »und ich habe kaum festere Stiefel bei mir.«

»Nun, dann werde ich Ihnen welche geben; in meinem Vorrath habe ich glücklicher Weise für ein so feines Herrchen einen Anzug, der Ihnen passen wird. Metke!«

Die Gerufene erschien fast augenblicklich und erhielt den Auftrag, die näher bezeichneten Bekleidungsgegenstände sofort herbeizuschaffen.

Bald darauf brachte sie einen dunkelblauen Friesrock, kurz und wasserdicht, wie ihn die Seeleute tragen, eine Mütze von Fischotterfell und endlich ein Paar Wasserstiefel, die für einen Riesen berechnet schienen, aber anffallend kleine Füße zeigten.

»So,« sagte der alte Herr, »das ist ein Anzug, in dem sich jeder anständige Mensch sehen lassen kann, Rock und Stiefel sind ganz neu, ich habe sie allein für Besucher von Ihren Verhältnissen machen lassen. Nun ziehen Sie sich rasch an – ohne Umstände – ich werde mir unterdeß noch eine Pfeife stopfen.«

Als der alte Herr aus seinem Zimmer zurückkehrte, fand er die Umwandlung geschehen und sah Gustav Steinau, der Alfred Brunst's Rath befolgend sich in alle Eigenthümlichkeiten seines Wirtle schickte, verwundert vor dem Spiegel stehen, da er sich kaum selbst wiedererkannte.

»Herrlich, prächtig!« rief der alte Herr aus, voller Vergnügen seinen Gast betrachtend und ihn nun erst für die Oehe passend erachtend. »Nun sehen Sie erst aus, wie



man hier zu Lande aussehen muß. Glauben Sie mir, das Herz verändert sich dadurch nicht, wenn man einen groben Kittel und Wasserstiefel trägt und jetzt gefallen Sie mir erst recht. Ich liebe die Leute in Staatskleidern nicht. Mögen sie sich auch darin geberden wie sie wollen, sie fühlen sich selbst darin nicht wohl und der Hochmuthsteufel packt in der Regel nur die Leute an, die einen besseren Rock tragen als sie bezahlen können. – Hier haben Sie noch einen tüchtigen Stock, einen Schirm brauchen Sie in diesem Aufzuge nicht und nun kommen Sie.«

Der Wirth, sichtbar freudig bewegt, daß er einem gern gesehenen Gaste sein Besitzthum zeigen konnte, führte diesen zuerst nach den Ställen. Die vierzehn starken Pferde, die sonst, wenn sie keine Arbeit verrichteten, nebst den Kühen im Freien campirten, waren bei dem gestrigen Unwetter in den Stall geholt und standen nun muthig wiehernd neben einander. Auch die beiden schönen Hengste, mit denen nur Herr von der Oehe zu fahren pflegte und die seinen ganzen Stolz ausmachten, waren dabei. Sodann begab er sich in den Kuhstall und in die ziemlich leeren Scheunen, die die Erndte dieses Jahres erst wieder füllen sollte. Nachdem auch der Schafstall und die Enten und Hühnerverschläge gemustert, trat man auf's freie Feld hinaus und umging die Insel von ihrer Ostspitze aus.

Der feine Sprühregen dauerte immer noch fort, aber schon lichtete sich der Horizont im Westen und verhiess schließlich einen guten Tag. Halb im Nebel, aber doch erkennbar, breitete sich die Landschaft friedlich jenseit

des Wassers aus; vom leichten Morgenwinde bewegt rollte das Meer in spielenden Wogen und die Brandung an den Gestaden der Insel ließ nicht mehr das tosende Rauschen vernehmen, wie es in der Nacht unaufhörlich sich bemerklich gemacht.

Herr von der Oehe war bemüht, seinem Gast die ganze Umgebung beim Namen zu nennen, und dieser sah jenseit des breiten Wasserbeckens die Insel Ummanz friedlich mit ihren Gehöften, Bäumen und Aeckern liegen, während auf Rügen selbst der Flecken Gingst mit seinem Thurm und noch weiter östlich hinaus Bergen mit seiner häuserreichen Höhe die Fernsicht abschloß.

Als sie nach Süden blickten, wo die drei Meilen entfernten Thürme Stralsund's am Horizonte majestätisch auftauchten, lichtete sich das Gewölk mehr und mehr, und als sie sich gegen Westen wandten, lag der Himmel bereits blau über dem nebligen Hiddens-öe, das seine flache endlose Landzunge weit nach Süden hinabstreckte.

Hinter dem Dornbusch weilten die Männer einige Zeit, indem der alte Herr von dem Alter desselben sprach und seinem Gaste die sandigen Untiefen zeigte, die vor Jahren noch reichen Wiesenwuchs getragen, jetzt aber von dem unerbittlichen Elemente überfluthet dalagen.

Gleich hinter dem Dornbusch ragten am Strande schon große Steinblöcke auf, die alle vom Eise herangezogen waren, und je weiter westlich sie vorschritten, um so mehr häuften sich die Granitblöcke, bis sie zuletzt am sogenannten Steinort ein wahres Chaos von übereinander gethürmten Massen zeigten.

»Dort,« sagte der alte Herr, mit dem Finger etwas südlich deutend, »wollen wir in diesen Tagen unser Badezelt aufschlagen und die Brücke hundert Schritte weit in die See hinein führen. Der Grund ist prächtig dazu und Sie sollen bald die Wonnen eines Seebades kennen lernen.«

Meist schweigsam und nur dann und wann dem Redenden beipflichtend, folgte Gustav Steinau seinem Führer, viel konnte er nicht reden. Sein Inneres war von den Eindrücken, die er empfing, und den Gedanken, die sich daran knüpften, zu voll, und die Scenerie, die sich bei längerem Hinblicke vor seinen Augen aufrollte, war zu lieblich, als daß er nicht völlig befriedigt davon hätte sein sollen, was er auch ehrlich zu erkennen gab.

Als sie aber am Steinorte angelangt waren, öffnete sich der blaue Himmel über dem ganzen Westen und rasch drangen die siegreichen Strahlen der Sonne von Osten herüber und übergossen mit blitzendem Glanze Meer und Inseln ringsherum, so daß das bergige Hiddens-öe bald in blauen Linien aus dem Nebel hervortrat und dabei einen reizenden Anblick gewährte.

»Dachte ich es doch,« sagte der alte Herr und ließ sich auf einem Granitblock am Steinorte nieder. »Da haben wir die Sonne und nun können Sie sich ein wenig ruhen und das ganze Wasserbecken überblicken.«

Gustav befolgte den Rath und ließ seine Augen voller Freude über die spiegelklare Fläche schweifen, die eine leise Ostbrise sanft zu kräuseln begann.

»Ha!« rief der alte Herr plötzlich aus, »da kommen die Schiffe. Sehen Sie sie? O, nehmen Sie den Tubus zur

Hand und betrachten Sie sich einmal das Ufer drüben – dort. Das ist Kloster, das Gut, auf Hiddens-öe und das dort daneben das Dorf Grieben.«

Obgleich Gustav Steinau's Augen so kräftig waren, daß er selbst ohne Bewaffnung derselben die Ferne genau durchforsten konnte, so nahm er doch willig das Fernrohr an und erblickte nun wirklich jedes einzelne Haus, das ihm Herr von der Oehe bezeichnete. Schiffe auf Schiffe tauchten jetzt am Horizonte auf, ihre Segel blähten sich weit und nach Süden und Norden steuernd belebten sie die See auf eine höchst malerische Weise.

»Das ist schön!« sagte der Dichter unwillkürlich, dessen Seele bei diesem Anblicke weit wurde und sich willig den nie gesehenen Eindrücken öffnete.

»Nicht wahr?« jauchzte beinahe der alte Herr, »o ja, die alte Oehe ist so übel nicht!« – Dann seufzte er aber wieder, nahm das Fernrohr selbst zur Hand, stellte es nach seinem Auge und blickte lange suchend und forschend hindurch.

»Das sind große Schiffe, die nach Stralsund gehen und von daher kommen,« sagte er mehr zu sich als zu seinem Gaste. »Es sind keine Yachten darunter. Oder sehen Sie vielleicht welche?« fügte er mit einem raschen Blicke auf den jungen Mann hinzu, der in den reizenden Anblick verloren schien.

»Nein,« sagte Gustav Steinau, »Yachten sehe ich nicht.«

»Auch keine großen Fischerboote?«

»Nein, nirgends.«

»Sie haben ein gutes Auge, das freut mich, das können wir hier gebrauchen. Wie gefallen Ihnen diese Steine?«

»Wie sie mir gefallen?« fragte Gustav verwundert. »Es sind tüchtige Steine!« fügte er dann, einen Blick darüber hinwerfend, hinzu.

»Oho, tüchtige Steine, junger Mann! Sie sind viel mehr als das. Wissen Sie, was *mir* diese Steine sind? Sie sind mein ganzer Reichthum, Alles in Allem. Wenn *sie* nicht hier wären, ginge meine Insel, mein Erbreich, zu Grunde, denn sie bewahren und schützen es gegen den Einbruch und die Ueberfluthung der Wellen. Gott erhalte sie mir!« setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu.

»Wer sollte sie Ihnen nehmen?« fragte Gustav Steinau wieder verwundert, da ein trüber Ernst in dem Gesichte des alten Herrn sich bemerklich machte, und derselbe ihm einen zu großen Werth auf anscheinend so werthlose Steine zu legen schien.

»Wer?« fuhr der alte Herr beinahe ingrimmig auf. »Ja, das ist eben die Sache, um die es sich handelt. Doch – heute nichts davon. Sie werden es ohnehin bald genug erfahren. Heute will ich mich nicht mit Sorgen plagen, ich will mich im Gegentheil freuen, Ihnen meinen Reichthum zeigen zu können, der freilich beim ersten Anblick nicht so bedeutend erscheinen mag. Jetzt kommen Sie weiter. So – und da, da schauen Sie sich einmal das Bild dort an, ist das nicht niedlich?«

Gustav folgte dem rasch Voranschreitenden und fast augenblicklich stimmte er der Meinung desselben bei.

Denn vor ihm lag ein reizendes Landschaftsbild, so lieblich, wie er es hier zu sehen kaum erwartet hatte.

Rechts vom Steinort, nach Norden hin und jenseit des immer schmaler werdenden Meeresarms erhob sich das Dorf Schaprode mit seinem Kirchthurm und seinen wohnlichen Strandhäusern, in deren Fenstern bereits der Widerstrahl der Sonne blitzte. Am Strande davor schaukelten große Boote mit Halbdeck, mit vielem Tauwerk versehen und mit farbigen Wimpeln geschmückt. Außerdem aber zierten den kleinen Strand unzählige Fischerboote und überall waren Fischer und Schiffer thätig, das gute Wetter und den Wind zu benutzen und Alles zum Auszuge zu rüsten. Bald füllten sich auch die Straßen, die Felder mit beweglichen Gestalten; die Kühe zogen brüllend heraus, froh, das duftige Gras wieder abweiden zu können, das rings auf Triften und Wiesen wuchs, und Pferde trabten und galoppirten wiehernd in anmuthigen Gruppen ihnen voran. Auch die Landleute wurden allmählig munter und Peitschengeknall und Hundegebell belebten plötzlich die Gegend, die im trüben Nebel bisher so öde und still dagelegen hatte.

Endlich waren die beiden Spaziergänger wieder zur Fährstelle der Insel gelangt, und nachdem der Besitzer derselben mit einigen Schiffern am jenseitigen Strande ein paar Worte gewechselt, faßte er den Arm seines Gastes und führte ihn froh und vergnügt in sein Haus zurück.

»Jetzt wollen wir frühstücken,« sagte er, »die Morgenluft hat uns Appetit gemacht. Ihnen gefällt also mein kleines abgelegenes Reich?«

»Ueber die Maaßen!« sagte Gustav aus voller Seele und folgte, innerlich allmählig ruhiger werdend und sich beglückt fühlend, in das Herrenhaus, wo in allen Ecken und Winkeln fleißige Hände walteten und sich beeiferten, des Tages gewöhnliche Arbeit in vollster Pünktlichkeit zu üben. –

Verlassen wir jetzt die Oehe und ihre Bewohner. Gustav Steinau wird sich ohne Beistand selbst bald unter ihnen einbürgern. Für's Erste haben wir unsre Schuldigkeit gethan und jedem der drei Freunde ein behagliches Unterkommen auf Rügen bereitet. Kehren wir sodann nach Grünthal zurück, denn dort sollte die Entwicklung des folgenden Drama's beginnen, welches bald nicht allein die drei jungen, sondern auch die drei alten Freunde wieder in nähere Verbindung bringen wird.

## ZWEITER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. DER MALER BEGINNT SEINE STUDIEN.

Wir befinden uns also wieder in dem gemüthlichen Grünthal und zwar am Tage nach der Abreise Gustav Steinau's. Das Gewitter, welches sich über den Westen Rügen's entladen, hatte den Osten fast gar nicht berührt und kaum einige Regentropfen waren erquickend auf das grüne Jasmund gefallen, das danach schmachtete, wie auch das übrige Land schon lange danach geschmachtet hatte. Durch keine Wolke getrübt, strahlte die Sonne am Himmel fort und fort und die Hitze blieb im Juli so anhaltend, wie sie es auch im Juni gewesen war.

An dem Morgen des schönen Tages nun, den wir so eben bezeichnet, treffen wir Heinrich Markholm sich selbst überlassen an; und in der That, er bedurfte auch keines Führers und Wegweisers mehr, weder in noch außer dem Hause und Hofe, meilenweit in der ganzen Umgegend herum. Das so leicht an Jedermann und in alle Verhältnisse sich schmiegende Wesen des leichtlebigen Künstlers hatte nicht viel Zeit gebraucht, in dem Haushalt des reichen Gutsbesizers heimisch zu werden, er kannte das Leben darin, die einzelnen Persönlichkeiten mit ihren Gewohnheiten und Eigenschaften auf das Genaueste und indem er mit Allen nach ihrer eigenen Art und Weise verkehrte, war er Jedermanns Freund geworden, wobei er selbst sich am wohlsten befand.

Heinrich Markholm war ganz der Mann dazu, nicht allein den Werth seines Wirthes und die vortrefflichen



Einrichtungen seines Hauswesens, sondern auch die Eigenthümlichkeiten der unter seiner Leitung arbeitenden Hausbewohner zu würdigen. Es gefiel ihm vor Allem der regelmäßige Geschäftsgang nach allen Richtungen und in allen Punkten. Jede Stunde hatte in diesem Hause ihre Arbeit und jede Minute der Ruhe ihre einfache Behaglichkeit und Freude.

Hierin ging allen seinen Untergebenen der Hausherr als leuchtendes Vorbild voran. Er war so recht ein Mann der That, die nicht laut schallend nach allen Seiten ihr eigenes Lob verkündet, nein, der That, die im Stillen wirkt und schafft, wo sie kann, und die stets mehr zum Wohle Anderer in Bewegung gesetzt wird als sie sich um das eigene Wohlbehagen bemüht.

Mit steigender Verwunderung hatte Heinrich Markholm gesehen, was dieser Mann alles an einem Tage zu leisten vermochte. Am frühesten Morgen beschritt er seine Felder und Aecker, den Wald und die Wiesen und sogar im Garten hatte er schon zeitig gepflanzt und gearbeitet, wo gerade seine Hand etwas zu schaffen fand. Kurz nach sechs Uhr war dieser erste Zeitabschnitt seines Tages schon beendet. Dann frühstückte er und hier sah ihn zum ersten Mal der Maler, der bis dahin der Ruhe gepflogen hatte. Bald nach dieser Zeit erschienen nach und nach aus der Nachbarschaft, oft viele Meilen weit her, verschiedene Personen, die den Rath des erfahrenen Gutsherrn begehrten oder den wohlthätigen Sinn des reichen Mannes in Anspruch nahmen.

Mit diesen Leuten verbrachte Alfred Brunst oft mehrere Stunden des Vormittags, indem er ihre Klagen anhörte und dann seine Meinung zu erkennen gab oder seinen stets gefüllten Säckel öffnete. Getröstet oder wenigstens beruhigt sah man sie alle wieder von dannen ziehen und höchst selten nur betrat ein Bummler oder Faullenzer den Hof der mit einem ernsten Verweise heimgeschickt wurde, nachdem er in der Küche gespeist worden war, sobald er über Hunger geklagt. Hunger war ein Wort, dem sich kein Bewohner von Grünthal, und wäre es der ärmste Kätbner gewesen, verschloß, so waren die Leute von ihrem Herrn erzogen, denn diesem selbst galt die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse als erste Lebensbedingung des menschlichen Geschöpfes.

Waren die Bittenden und Hülfe Suchenden entlassen, so arbeitete der rastlose Mann zwei Stunden lang am Schreibtisch, und daß er viel zu schreiben, viele Briefe zu beantworten hatte, bewies der Postbote, der alle Tage mit einem artigen Packete erschien.

Erst zur Mittagszeit athmete Alfred Brunst etwas auf. Um diese Zeit ging er leise vor sich hin pfeifend im Garten auf und ab, aber dabei oft die Uhr hervorziehend, denn der Appetit machte sich bei dem handfesten Mann pünktlich bemerklich. Bei Tische sitzend aß er schnell und trank nur ein oder zwei Gläser Wein, dabei war er redselig und scherzhaft, wenn er Gäste hatte, nachdenklich und grübelnd dagegen, wenn er allein war.

Gleich nach Tische legte er sich eine halbe Stunde zum Lesen auf einen bequemen Ruhesessel und hier durfte ihn

Niemand stören, wenn man ihn nicht den ganzen übrigen Tag mürrisch sehen wollte; nur diese kurze Zeit nahm er für sich allein in Anspruch, für sie begehrte er durchaus der ungestörtesten Ruhe – vielleicht, weil er derselben bedurfte und sich ermattet fühlte, ohne es Jemanden erkennen lassen zu wollen.

Hatte er nach dieser kurzen Rast seinen Kaffee getrunken; so war er zu jeder Unternehmung bereit, zu der ihm von Außen her Veranlassung geboten wurde.

Bald ritt er, bald fuhr er, bald ging er in die Nachbarschaft und sehr häufig suchte er Stubbenkammer auf, um sein Auge an den Schönheiten zu ergötzen, die die Natur hier in so reichem Maaße ausgestreut hat. Diese Stunden waren also auch die, welche er vorzugsweise seinen Gästen widmete, und mit ihnen streifte er nach Belieben bald hier bald dort herum, immer zu jederlei Unterhaltung, zu Scherz und Ernst geneigt, je nachdem er Anregung zu dem einen oder andern erhielt.

Kam er dann gegen Abend nach Hause zurück, so war es sein Erstes, durch Scheunen und Ställe zu gehen, die Arbeiter zu beaufsichtigen und das Geleistete seiner Beurtheilung zu unterwerfen. Hatte er hierin vollständig seine Pflicht erfüllt, so setzte er sich an den Speisetisch, sprach mit den beiden alten Damen über nothwendige Wirthschaftsgegenstände oder neckte und quälte sie auf seine eigene Art, was sie eben so wenig entbehren mochten wie er selber, da sie sich seit vielen Jahren daran gewöhnt hatten.

Nach dem Abendbrod zog er sich, wenn er allein war, in sein Studirzimmer zurück, las in seinen Büchern oder in den gewachsen Zeitungen und ging Punkt zehn Uhr, wie erwähnt, zu Bette; hatte er aber Gäste, so widmete er ihnen auch diese Zeit und dann fand einen hohen Genuß darin, belehrende Gespräche zu führen, in denen er sich gern in Dingen unterweisen ließ, die ihm weniger zugänglich als seinem Besuche waren.

So war er gefällig gegen Jeden, sein Gesinde eigentlich verwöhnend, indem er die Einzelnen nicht als untergeordnete Diener, sondern als Gehülfen und Triebräder des ganzen großen Hauswesens betrachtete, die ihm nur Gutes erwiesen und denen er daher Dank schuldig war.

Alle diese Eigenschaften boten dem Beobachter so unendlich viel des Guten und Bedeutenden, daß man gern über seine kleinen Eigenheiten hinweg sah, und auch Heinrich Markholm hatte es sehr bald gelernt, seinen Launen aus dem Wege zu gehen, die er überdieß meist so klug war, in einsamer Selbstschauung austoben zu lassen. Desgleichen genirte auch er sich nicht im Geringsten vor dem jungen Manne. War er bei Tische gesättigt, was sehr oft vorkam, bevor der langsamere essende Mäler mit dem Mahle zu Ende war, so stand er auf und bekümmerte sich nicht um die ihm mit einer gewissen Verblüffung nachschauenden Augen der Frau von Buchholz oder der ihn ängstlich betrachtenden Frau Albrecht, die immer um seine Gesundheit besorgt und deshalb auch alle Schädlichkeiten von ihm abzuhalten bemüht war, wie

es eine alte Kinderfrau mit dem ihr anvertrauten Säuglinge zu thun pflegt. Wollte er eigmal früher schlafen gehen, so sagte er einfach: »Gute Nacht!« und ohne sich an der munteren Unterhaltung der Uebrigen zu betheiligen, kehrte er ihnen den Rücken, als ob sie gar nicht für ihn vorhanden wären.

Heinrich Markholm, praktisch in jeder Beziehung, sehr leicht von Begriffen und klug, anders Denkenden und Handelnden gegenüber, hatte sich sehr bald in diese Art und Weise, das Leben zu erfassen, hineingefunden und das war vielleicht mit ein Grund, warum sein Wirth ihm ein außerordentliches Wohlwollen erwies. An dem Tage nun, welchen wir vorher angedeutet, hatte der Gutsherr von Grünthal am Morgen sehr viele Rathsuchende abzufertigen und selbst am Mittagstische war er von seinen Gedanken so in Anspruch genommen, daß er kaum zwei Worte sprach.

Gleich nach Tische, sobald er eine halbe Stunde geruht, hatte er aber anspannen lassen und war mit seinem Gast nach Spyker gefahren, das er ihm schon längst zu zeigen versprochen, da dies fast der einzige Punkt von Jasmund war, den Heinrich Markholm noch nicht in Augenschein genommen.

Man war Abends kurz vor dem Essen zurückgekehrt. Heinrich Markholm hatte schon auf der Fahrt bemerkt, daß sein Wirth einen ernsten Gedanken in seinem Hirne verarbeite, er hatte sich aber nicht den Anschein gegeben, als bemerke er es sonderlich, vielmehr sich begnügt,

den stillen Mann so wenig wie möglich in seinem Nachsinnen zu unterbrechen. Auch bei Tische sprach er fast gar nichts, als aber die Mägde die Tafel abgeräumt, gab er den beiden alten Damen einen Wink, ihn mit dem Gaste allein zu lassen, und forderte nur eine Flasche Wein mit zwei Gläsern, was schnell herbeigeschafft wurde.

Als der Wein vor ihm auf dem Tische stand, goß er die Gläser voll, rührte jedoch das seinige nicht an, saß vielmehr mit verschränkten Armen auf dem Sopha zurückgelehnt und starrte schweigend vor sich hin.

Heinrich Markholm, der ihn unausgesetzt aber vorsichtig beobachtete, denn Alfred Brunst's Auge blitzte oft rasch nach ihm hin, glaubte wahrzunehmen, sein Wirth wolle ihm irgend eine Sache von Wichtigkeit mittheilen und das schien in der That so, allein plötzlich mochte derselbe einen anderen Entschluß gefaßt haben und indem er einen lächelnden Blick auf den stillen Maler warf, der mit kühnen Strichen an einer kleinen Skizze arbeitete, sagte er:

»Hm! Haben Sie heute schon an Ihren Freund gedacht?«

»An welchen, Herr Brunst?«

»Ja so! Sie haben zwei! Nun, den Kleinen auf der Lenz meine ich nicht, dem geht es ohne Zweifel ganz nach Wunsch, der ist bei dem guten Melms in seinem Element, wie der Fisch im Wasser. Sie componiren und flöten, geigen und singen gewiß, daß es eine Lust ist. Nein, ich meinte den Dichter, wie Sie ihn nennen –«

»Ah, Gustav – Sternberg!« verbesserte sich Heinrich Markholm rasch, der sich beinahe versprochen hätte.

»*Gustav Sternberg?*« fragte Alfred Brunst mit einem eigenthümlichen Blick, indem ein seltsames, halb triumphirendes, halb ironisches Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. »Ich meine, er heißt Paul?«

»Paul, ja wohl, wiederholte der Maler, »ich dachte eben an einen Anderen.«

»Ei, ei – denken Sie auch bisweilen an etwas Anderes als wovon Sie sprechen? Das ist ja eine ganz neue Eigenschaft an Ihnen,« sagte halb scherzend, halb ernsthaft Alfred Brunst, wobei sein durchdringendes Auge scharf des Malers Züge durchforschte. »Nun, von diesem Paul Sternberg wollte ich eben sprechen. Er wird nun wohl schon auf der Oehe sein. In Gedanken bin ich auch dort und sehe den alten Herrn schmunzeln und sich freuen, daß er einmal einen Menschen erwischt hat, den er in seine Schule nehmen kann. Haha! Nun kann er erzählen und auskramen die Hülle und Fülle, Ihrem Freunde ist auf der Insel Alles neu. Erzählen aber thut der Alte ungeheuer gern. Na, ich gönne es ihm, er hat nur selten Freude und gerade jetzt bedarf er derselben am meisten.«

»Warum gerade jetzt?« fragte der Maler, ohne Neugierde, nur weil sein Wirth einen merklichen Nachdruck auf die letzten Worte zu legen schien.

»Ach! Der alte Herr hat so manchen Kummer. Eine alte Wunde ist wieder in ihm aufgebrochen und eine neue dazugekommen, die ihn bei seinem zarten Ehrgefühl vielleicht am meisten kränkt. Er fühlt sich nicht nur einsam und verlassen, sondern auch bedroht in seinem eigenen Besitz und das kann er am wenigsten vertragen. Ihr Freund wird das Nähere bald erfahren und dann werden Sie es ja auch hören, ich mag noch nicht darüber sprechen, Dies war auch der Grund, warum er Melms und mich nach Putbus berief, wo wir uns so glücklich trafen. Hoffentlich geht die Sache noch einmal gut und erreicht bald ihr Ende. Ich sehe nicht gern, wenn meine Freunde in Noth oder Sorge sind, lieber wollte ich sie selber ertragen, ich verstehe damit besser umzugehen als sie.«

»Das heißt, Sie machen sich keine Sorge. Ich habe schon lange Ihre Philosophie in diesem Punkt bewundert.«

»O, zu bewundern ist dabei nichts, nur nachzuahmen. Allerdings mache ich mir keine Sorge; wenn sie aber von selbst kommt, besiege ich sie. Was soll es auch helfen, sich zu quälen? Man muß vernünftig sein. Aendern kann man doch nicht, was die Vorsehung schickt.«

»Um so zu denken, wie Sie denken, muß man einen kräftigen Geist haben.«

»Das weniger, nur Gemüthsruhe. Des alten Oehe Geist ist kräftig genug, versuchen Sie es nur, ihm zu trotzen. Der thut was er will wie Einer, und wer nicht will wie er, den schlägt er zu Boden. Er wehrt sich, der alte Mann! Allein – brechen wir dies Gespräch ab – es ist Ihnen ja



doch nicht völlig klar. Ich wollte auch etwas ganz Anderes sagen und nur die Erwähnung Ihres Freundes Gustav – Sternberg –«

»Paul heißt er, Herr Brunst –«

»Ja, Paul, richtig – die hat mich von meinem eigentlichen Thema abgebracht. Hören Sie also, es ist nöthig, daß ich ein aufrichtiges Wort mit Ihnen rede. Sehen Sie, Sie sind nun schon elf oder zwölf Tage bei mir und hoffentlich werden Sie noch eben so viele Wochen hier bleiben – ja, ja, still davon, das wird sich finden. Wenn man aber so lange zusammen ist, muß man sich keinen Zwang auflegen, man muß leben können, wie man gern lebt, wie man Genuß und Vortheil davon hat. Das beanspruche ich nun nicht allein für mich, das können Sie auch für sich beanspruchen. Bis jetzt aber haben Sie hier gelebt, wie es mir gefiel, nun sollen Sie einmal leben, wie es *Ihnen* gefällt. O bitte – lassen Sie mich aussprechen. Ich habe nun diese Tage hindurch den aufmerksamen Wirth gespielt, Sie umhergeführt und Ihnen die Quellen angedeutet, aus denen Sie Ihr Vergnügen und Ihren Genuß schöpfen können. Jetzt, da Sie hier überall bekannt und bei mir wie zu Hause sind, tritt die Zeit ein, wo Sie für sich selber sorgen und nur das genießen können, was Ihnen am meisten frommt. Glücklicher Weise sind Sie Künstler und Ihr Vergnügen ist auch Ihr Studium und Ihre Arbeit. Sie kamen aber nach Rügen, nicht allein um Menschen, sondern auch um die Natur zu studiren, also um zu arbeiten und Nahrung für eine spätere Zeit daraus zu schöpfen.

Das sollen Sie nun thun und vollbringen ohne alle Einschränkung. Von diesem Augenblick an also, erkläre ich Ihnen, sind Sie vollkommen Ihr eigener Herr und können mit Ihrer Zeit schalten und walten, wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, reiten Sie, fahren Sie, wohin und so lange Sie wollen, Mein Tisch wird stets für Sie gedeckt und Ihr Bett Sie aufzunehmen bereit sein, wenn Sie hier speisen oder schlafen wollen. Wollen Sie einmal eine oder zwei Nächte ausbleiben, gut, ich frage Sie nicht, wohin Sie geben, warum Sie ausbleiben, wenn Sie sich nur amüsiren.«

Der Maler hob seine dunklen Augen mit einer an Rührung gränzenden Verwunderung zu dem großartig gastfreien Mann aus, als traue er seinen Ohren nicht. Fast kam es ihm vor, als scherze derselbe, und doch sprach er im vollsten Ernst. Herr Brunst verstand ihn auch vollkommen und in seiner eigenen Weise lächelnd, fuhr er fort:

»Zweifeln Sie nicht an dem, was ich Ihnen sage; ich halte es für meine Schuldigkeit einem Gaste gegenüber, wie Sie einer sind. Frei und unabhängig muß der Künstler sein, wenn er sich regen und schaffen will. Regen Sie sich also und schaffen Sie! Sie haben lange genug geruht, um zur Arbeit aufgelegt zu sein und wenn Sie Abends zurückkehren und mir eine hübsche Skizze verlegen, werde ich mich darüber freuen, als wäre mir selbst etwas Gutes gelungen. Ich kann mir aber denken, daß Sie die schöne Ostküste von Jasmund vorziehen. Das ist freilich etwas weit von hier, Damit Sie nun nicht ermüdet auf Stubbenkammer anlangen, von wo Sie sich die malerischsten

Punkte selbst aufsuchen müssen, habe ich Jochen beauftragt, jeden Tag für Sie den Schimmel bereit zu halten, den Sie so gern reiten. Er ist Ihr Eigenthum, so lange Sie auf Grünthal sind. Mit dem Wirth auf Stubbenkammer habe ich auch gesprochen. Sie sind dort mein Gast wie hier –«

»Herr Brunst!« unterbrach ihn der immer mehr erstaunende Maler.

»Still, mein junger Freund, was wollen Sie? Das ist meine Art so und Ihre Freunde auf der Lenz und der Oeche theilen darin Ihr Geschick. Sie sind einmal in unsre Hände gefallen und nun müssen Sie sich fügen. Nun aber kein Wort mehr darüber, es sind mehr denn zu viele gefallen. Ah, da schlägt es zehn Uhr. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht. Morgen früh fahre ich nach Wittow und Sie sind also von fünf Uhr an Ihr eigener Herr. Gebrauchen Sie Ihre Zeit – vor allen Dingen aber schlafen Sie wohl!«

Er erhob sich rasch, nahm ein Licht und, dem verdutzten Maler die Hand reichend, verließ er ihn, indem er ihn selbst sorgen ließ, wie er auf sein Zimmer gelangte.

Heinrich Markholm sah ihm lange schweigend und höchst erstaunt nach. »Dieser Mann,« sagte er, »entwickelt sich alle Tage mehr. Was ist das für ein seltsamer Charakter – ein Charakter durch und durch! O wo giebt es noch solche Menschen! Und nach Rügen mußten wir kommen, um sie kennen zu lernen! Aber da hat er mir ein schönes Geschenk gemacht! Es ist, als ob er die geheimen Wünsche meiner Brust errathen hätte. Das, was er mir heute Abend angeboten, fehlte nur noch, um mich

vollkommen zufrieden und glücklich zu machen, denn im Grunde war ich doch etwas zu sehr dem bequemen und faulen Leben verfallen. Ha, das hat er gemerkt, und um mich auf seine Weise zu spornen, hat er mir diese Predigt gehalten. Ich danke Dir, mein Wirth, *die* Predigt soll Frucht tragen. O, nun soll das Künstlerleben wieder seinen Anfang nehmen, denn bisher war ich nur ein Schwelger!«

Solches oder wenigstens Aehnliches denkend, begab sich Heinrich Markholm in sein freundliches Zimmer. Bevor er aber zur Ruhe ging, nahm er sein großes Skizzenbuch zur Hand, blätterte darin und schnürte es endlich in einen festen Riemen ein, den er bequem über die Schulter hängen konnte, wenn er mit dem Buche zu Pferde saß. Denn daß er mit Tagesanbruch ohne Zögern von dem edlen Anerbieten seines Wirthes Gebrauch machen und nach Stubbenkammer reiten würde, das ihn schon so oft mit zauberischer Kraft angelockt und gefesselt hatte, unterlag keinem Bedenken mehr. Er fand in diesem Vorschlage so viel Uebereinstimmendes mit seinen eigenen Wünschen, daß er sich zuletzt gar nicht mehr wunderte, damit bedacht zu sein. Was bei ihm selbst aber das leichte künstlerische Blut erzeugte, brachte bei Jenem eine starke Seele und ungewöhnliche Lebenserfahrung hervor, und über Beides nachdenkend, Beides gegen einander abwägend, schlief er endlich ein und träumte die ganze Nacht, er sitze auf seinem Schimmel und durchreite die Welt, um Eroberungen zu machen, wie sie noch kein

Maler gemacht, ja kein Dichter in seiner regen Phantasie für möglich gehalten hatte.

---

Als Heinrich Markholm um sechs Uhr am nächsten Morgen in das Frühstückszimmer des unteren Stockwerks trat, hörte er von Frau Albrecht, daß sein Wirth schon um fünf Uhr zu Lande nach Wittow gefahren sei. Rasch nahm er daher sein Frühstück ein und begab sich dann in den Stall, wo der schöne Schimmel, den er gewöhnlich ritt, den Kopf nach ihm umdrehte und wieherte, als frage er ihn, warum er nicht in's Freie käme, da seine Nachbarn ihn schon lange verlassen hätten. Der Maler liebte ihn und während er ihn mit eigenen Händen sattelte, sprach er nach seiner Art laut und erzählte ihm, daß sie nun täglich einen tüchtigen Ritt machen würden. Als er mit seinem Geschäft, für das er von jeher eine besondere Vorliebe gehegt, zu Stande gekommen, begab er sich noch einmal nach dem Herrenhause, um sein Skizzenbuch zu holen und den alten Damen Lebewohl zu sagen. Sie scherzten in ihrer harmlosen Art mit ihm und baten ihn schließlich, recht schöne Bilder zu zeichnen, damit sie sie am Abend bewundern könnten.

Als unser Freund, beglückt von der Freiheit, der er sich mit dem ganzen Ungestüm seines lebhaften Temperaments hingab, über die Felder von Grünthal ritt, begrüßten ihn die Lerchen, die in zahllosen Schaaren in

den Lüften wirbelten, mit weithin schmetterndem Gesang. Es war ein Morgen, so schön, so mild, wie man ihn nur selten in jener Gegend genießt, aber gerade darum übte er einen um so tieferen Zauber auf das empfängliche Gemüth des Malers aus. Ein leiser Südwind zog flüsternd über die hohen Roggenähren hin, die ihrer Reise schon entgeschwollen, und blitzend stand die Sonne am azurblauen Himmel, an dem ringsum kein Wölkchen zu entdecken war.

Als der Reiter aber erst die Felder hinter sich gelassen und den Wald erreicht hatte, da ging ihm das Herz noch viel weiter auf, denn sein Künstlerauge schwelgte in den Spielen des Schattens und Lichtes, die sich unter den grünen, balsamisch duftenden Zweigen zu haschen schienen, und selbst der Schimmel drückte durch Wiehern seine Freude aus, als er die feinen Hufe auf die Thauperlen setzte, die den moosigen Grund des ganzen Waldes wie mit einem Diamantenbesetzten Teppich überzogen.

»Halloh!« rief der entzückte Maler, »das ist ein Genuß, wie ich noch keinen hier gehabt, so frei, so glücklich, so aufgelegt zu Gott weiß was für Thaten habe ich mich noch nie gefühlt. Und das Alles verdanke ich dem guten Brunst! O, wenn ich nur wüßte, wie ich dem Manne mit meinem Danke etwas Gutes thun könnte!«

In dieser Stimmung traf unser Freund aus Stubbenkammer ein und neue Freude bewegte sein Herz, als er das große Schweizerhaus auf der sonnenbestrahlten Lichtung zwischen den Schatten der Bäume hervortauschen sah.

Da er mit Herrn Brunst und Gustav Steinen schon sehr oft hier vorgesprochen hatte, so war er dem Wirth und den übrigen Bewohnern wohl bekannt, und sein heiteres Wesen, sein deutlich hervortretender Trieb, in jeden abgelegenen Winkel zu schauen, jede Felsspalte zu durchspähen, hatte gerade den Wirth für ihn gewonnen, der ein gewandter Kletterer und mit allen Geheimnissen der romantischen Umgebung seines Hauses wohl vertraut war. Die bekannte Neigung des Letzteren dagegen, seine Erlebnisse und Forschungen den sich dafür interessirenden Besuchern auf eine gewisse originelle Weise vorzutragen und mitunter der Wirklichkeit eine kleine Fabel beizufügen, hatte den Maler zu ihm hingezogen und so war dieser ein gern gesehener und gern verweilender Gast, auch wenn er nicht in Herrn Brunst's Begleitung erschien.

Der Erste, der Heinrich Markholm heute auf dem Hofe begrüßte, als er sein Pferd einem Knechte übergab und ihm die größte Sorgfalt dafür empfahl, war Türk, der große, schöne weißzottige Wolfshund, der zu jener Zeit schon eine gewisse Berühmtheit unter den Reisenden erlangt und seiner Klugheit wegen weit und breit bekannt war. Der Maler hatte sich viel mit ihm zu schaffen gemacht und so war ihm das Thier geneigt und gab jedesmal seine Freude zu erkennen, wenn es den Fremden ankommen sah.

Türk war an diesem Morgen noch frisch bei Kräften, denn er war heute nicht nach dem eine Meile entfernten Sagard gelaufen, um in einem Korbe, den er im Maule

trug, das nöthige Weißbrod für die Ansiedlung zu holen, was er häufig that, wenn der dazu bestimmte Bote durch irgend ein Geschäft daran verhindert war. Er sprang also hoch auf vor Freude, tanzte auf den Hinterbeinen vor dem Maler her und verkündete seinem Herrn durch lautes Bellen die Ankunft desselben. Herr Behrendt trat auch alsbald aus der Thür des Hauses hervor und begrüßte den Maler.

»Ah,« rief er ihm entgegen, »heute kommen Sie also allein und um zu arbeiten, wie ich an Ihrem Buch sehe!«

»Ja, ich will einmal in den Felsen herumklettern und mir ein hübsches Plätzchen zum Zeichnen suchen. Sie wollten mir ja schon lange einige Punkte andeuten, wo ich eine reiche Ausbeute fände.«

»O, da thut es mir leid,« entgegnete der Wirth, »daß ich gerade heute daran verhindert bin. Eine große Gesellschaft von Putbus her hat sich angesagt und so kann ich mein Haus nicht verlassen. Jedoch, das schadet nicht, ich werde Ihnen Türk mitgeben.«

»Türk? Was soll mir denn der Hund nützen?«

»O, viel, Herr Markholm! Kein Mensch hier kennt die schönsten und geheimsten Punkte so gut wie dieses Thier und ich brauche ihm nur zu sagen: geh mit dem Herrn und zeige ihm Alles! so läuft er voran und führt Sie überall umher.«

Der Maler lächelte; er glaubte wieder eine der beliebten Fabeln zu vernehmen. »Nein, nein,« sagte der Wirth ernsthaft, »ich scherze nicht, versuchen Sie es – sehen Sie



nur, wie er schon die Ohren spitzt – er merkt bereits, was er leisten soll.«

»Gut denn,« erwiderte der Maler, den großen Kopf des Hundes streichelnd, wird er aber bei mir bleiben und mich nicht verlassen, wenn ich seiner am meisten bedarf?«

»Gewiß nicht. So lange Sie es aushalten, ohne zu essen und zu trinken, hält er es auch aus.«

»Ich denke aber etwas lange auszubleiben.«

»So werde ich ihn vorher füttern. Und sollten Sie unterwegs einmal etwas vergessen haben, so brauchen Sie es blos auf ein Stückchen Papier zu schreiben und an sein Halsband zu binden. Dann sagen Sie ihm: Türk, lauf nach Haus! – und Ihre Botschaft wird bestellt sein.«

Der Maler schüttelte ungläubig den Kopf, denn Herr Behrendt ließ bei diesen Worten sein pfiffiges Lächeln blicken. Nachdem er aber noch einmal die Wahrheit des Gesagten versichert, sagte Jener: »Gut, ich will es versuchen. Ich werde den Hund heute mitnehmen und mir durch ihn mein Frühstück von Ihnen abholen lassen. Bringt er es mir, so sollen Sie an mir einen Gläubigen und einen Lobredner Ihres Hundes finden.« –

Herr Behrendt ging darauf ein, rief den Hund und ließ ihn füttern, während der Maler auf den Königsstuhl trat und einen bewundernden Blick über die Kreidefelsen und das ruhende Meer warf, dessen blauen Spiegel in der Ferne langsam fluthende Schiffe belebten. Nach einer Weile kam der Wirth mit Türk wieder und meldete, daß der Hund bereit sei, und nachdem der Maler

von ihm Abschied genommen, sagte er, die Hand nach Klein-Stubbenkammer ausstreckend: »Türk, geh mit dem Herrn und zeige ihm Alles!«

Kaum waren diese Worte gesprochen, so sprang der Hund lustig bellend die Stufen hinunter und schlug, ohne sich umzublicken, mit trottsenden Schritten den schmalen Fußsteig nach Klein-Stubbenkammer ein. Der Wirth grüßte den Maler und dieser folgte verwundert dem Hunde, der den besten Willen zu verrathen schien, dem Lobe seines Herrn Ehre zu machen.

Viele der Leser kennen gewiß den herrlichen und in seiner unübertrefflichen Schönheit kaum zu beschreibenden Weg, der von Groß-Stubbenkammer aus, an Klein-Stubbenkammer vorbei, durch den grünen Birkenwald auf moosreichem Teppich am Klippenrande jener Kreidefelsen entlang, bald bergauf, bald bergab führt, auf dem eine düstere Schlucht der anderen, ein Abhang dem andern folgt und zahllose geheimnißvoll verborgene Plätze den Wanderer bald hier, bald dort zur bewundernden Rast einladen, – und deshalb brauchen wir die Schritte des Malers wohl nicht einzeln zu bezeichnen. Derselbe war von Allem, was er zum ersten Male allein und ungestört sah, so entzückt, daß er wohl eine Stunde lang seinen Vorsatz, zu arbeiten, ganz vergaß und, langsam seinem vierbeinigen Führer folgend, eine Strecke nach der anderen auf dem bisweilen mühsamen Wege zurücklegte. Ueberall aber, wo sich eine schöne Fernsicht aufthat, blieb der Hund stehen, sein kluges Auge zu dem Manne erhebend und ein leises Bellen ausstoßend,

gleichsam als wolle er ihm andeuten, daß hier etwas Gutes zu sehen sei.

Nach dieser Zeit sah der Maler schon ein, daß der Wirth auf Stubbenkammer diesmal die volle Wahrheit gesprochen, und er liebte den Hund auf alle Weise und sprach mit ihm, um ihn bei gutem Willen zu erhalten, Dieser aber setzte den begonnenen Marsch ruhig fort, blieb nur auf völlig gefahrlosen Stellen stehen und ging erst weiter, wenn der ihm Ueberwiesene die Absicht dazu verrieth.

So war man schon über eine Stunde weit von Stubbenkammer entfernt, als Türk auf einen Klippenvorsprung voraus lief und sich niederlegte, zum Zeichen, daß hier ein längerer Aufenthalt genommen werden könne. Der Maler folgte ihm, sah in die Richtung, wohin der Hund blickte und blieb verwundert stehen, denn einen Anblick, wie er ihn jetzt vor sich sah, hatte er in dieser stillen Waldung noch nie genossen.

Der Felsenvorsprung, auf welchem er stand, ragte hoch über dem Meere hervor und halb entwurzelte Bäume hingen, jeden Augenblick ihren Niedersturz erwarten lassend, tief über die Klippen und den Abgrund hinab, dessen Fuß unten die brandende See bespülte. Zur Rechten des Vorsprungs spaltete sich der Fels und bildete eine ungeheure Schlucht, die dicht mit Buchengestrüpp, jungen Birken, Haselnußsträuchern und tausend anderen Waldpflanzen bewachsen war, Unten, am Grunde derselben, lagen große, chaotisch durch einander geworfene

und seltsam gestaltete Felsblöcke am Strande, und darüber, noch mehr zur Rechten hinaus, sprangen sechs riesige Kreidewürfel in geschwungener Linie, durch grünbewaldete Zwischenräume von einander getrennt, hervor, die, wie wir wissen, den Namen: das Kieler- und Dreihufen-Ufer führen.

Malerischer konnte sich keine Felsbildung aus der Ferne und von dieser Höhe herab gesehen, gestalten, aber noch malerischer für den Künstler mußte der Anblick von unten her sein und diesen Genuß wollte sich Heinrich Markholm verschaffen. Allein noch rastete er eine Weile und gestand sich dabei ein, daß der Fernblick auf diese sechs Kreidewürfel schöner und erhabener sei als selbst Klein-Stubbenkammer vom Königsstuhl aus gesehen. Von Baum zu Baum vortretend und sich an den Zweigen haltend, gewann er einen Einblick in den schroff abstürzenden Abhang; ein Chaos von Klippen, von schauerlicher Größe und Majestät, mit Gestrüpp aller Art bewachsen, that sich hier vor ihm aus, Hoch auf einer Felspitze, die von allen Umgebungen losgelöst stand, hatte ein Falke sein Nest gebaut und als derselbe den Fremdling seinem Reviere so nahe kommen sah, erhob er sich in die Lüfte, kreiste unwillig um sein Nest herum und stieß einen schrillen Weheruf aus, der in der wilden Einsamkeit unheimlich an den nackten Felsen widerhallte, Heinrich Markholm fand die Scene so verlockend, daß er den einsam in die Lüfte ragenden Felskegel mit der

Zwergbuche und dem Neste darauf zeichnete, eine Arbeit, die bei seiner Fertigkeit nur wenige Minuten wegnahm; dann erst setzte er auf einem ziemlich angebahnten Wege seinen Gang weiter fort, forschte bald in den Höhen, bald in den Abgründen und fand vielerlei Einzelnes, was er zur Erinnerung an diesen Spaziergang seinem Buche einverleiben konnte. Mit ein paar Strichen nahm er hier einen seltsam gekrümmten Baum, dort einen majestätischen Felsblock, malerisch mit Moos und Gestrüpp bewachsen, und dort eine reizende Perspective auf, zu meist aber betrachtete und prüfte er das Vorgefundene, wühlte den geeignetsten künstlerischen Standpunkt dafür und sparte sich dann die Zeichnung für die Zukunft auf, da er noch öfter an diese Stellen wiederzusehen gedachte,

Bis jetzt indessen hatte er nur auf gebahnten Pfaden oder wenigstens von leicht erreichbaren Punkten aus die reichen Naturspiele und Schöpfungen dieser reizvollen Gegend durchforscht, daß er dabei jedoch nicht stehen bleiben, vielmehr tiefer in die verborgeneren Geheimnisse derselben eindringen werde, stand bei ihm fest. War es doch einmal seine Lust, querfeldein zu geben, zu klettern, zu klimmen und gerade solche Ruhepunkte für sich auszusuchen, die den Augen gewöhnlicher Reisender unzugänglich erschienen.

Für's Erste jedoch wollte er eine Weile ruhen und zu diesem Zwecke wählte er ein schönes Plätzchen aus, wo er nicht allein bequem sitzen konnte, sondern auch einen

seines Bleistiftes würdigen Gegenstand fand. Solches hatte er endlich entdeckt und hier war die Zeit gekommen, wo er die Klugheit des Hundes prüfen wollte, da er bereits seit längerer Frist einen scharfen Hunger spürte.

Er schrieb daher auf einen Zettel: »Ich bitte um mein Frühstück, band denselben an des Hundes Halsband und sagte, in die Richtung nach Stubbenkammer deutend: »Nun, Türk, lauf nach Haus und bringe was ich verlange!«

Kaum hatte er es gesprochen, so sprang der Hund mit fröhlichem Gebell den Kamm der Felsen hinauf, vermied klüglich die Schluchten und Umwege und lief in einem weiten Bogen oben im ziemlich ebenen Walde nach dem Schweizerhause zurück.

»Aha!« sagte Heinrich Markholm zu sich selber, »der Weg, den er mit mir gekommen, ist ihm zu mühsam, er wählt einen kürzeren; das soll mir für künftige Wanderungen ein mit Dank angenommener Fingerzeig sein!«

Von dem Punkte aus, auf welchem der Maler Platz genommen, konnte er auch einen ziemlich großen Abschnitt von der See überblicken, ungetrübt wölbte sich noch der Himmel darüber und die klare blaue Fluth blitzte und glänzte im reinen Sonnengrün. Vom Klettern und Hin- und Herlaufen erhitzt, legte sich unser Freund auf das kühle Moos nieder und in Erwartung der festeren Speise, die ihm voraussichtlich Herr Behrendt senden würde, pflückte er die funkelnden Walderdbeeren, die rings um ihn her in ungeheurer Menge wuchsen. Als er sich so einigermaßen ausgeruht und erfrischt, griff er

zum Bleistift und in kurzer Zeit hatte er die kleinen Gegenstände, die ihn nach dieser Stelle gelockt, in das Buch eingetragen.

Er war noch nicht lange mit dieser Arbeit fertig, als er in der Ferne ein knisterndes Geräusch wahrnahm, wie wenn ein gejagtes Wild durch die Gebüsche bricht. Er schaute auf, piff und bald sah er Türk herbeispringen, in der Schnauze ein Körbchen tragend, das mit saftigen Fleischschnitten, frischem Brod und einer halben Flasche Wein gefüllt war.

Sichtlich voller Freude kam der brave Hund herbeigesprungen und ließ sich dann keuchend neben Heinrich Markholm nieder, der ihm freundliche Worte sagte und ihm durch Liebkosungen die gebührende Anerkennung, dann aber auch zur Belohnung einen Theil von den gebrachten Speisen zukommen ließ.

»Du hast wacker die Probe bestanden, edles Thier,« sagte der Maler, den großen Kopf des Hundes streichelnd, der ihn mit fast menschlicher Klugheit aus seinen brennenden Augen ansah, »aber Du hast Dich außer Athem gelaufen, das sollst Du in meinem Dienst nicht wieder thun. Da, jetzt friß, Du sollst alles Brod und auch ein Stück Fleisch haben, ich werde mich mit dem Uebrigen und dem Weine begnügen.«

Nachdem nun beide ihr Frühstück eingenommen und noch eine Weile im Moose gelagert hatten, nahm Heinrich Markholm sein Buch auf und band es sich um die Schulter. Er hatte den Vorsatz gefaßt, den Abhang ganz hinab zu klettern, der in die Tiefe der Kieler Schlucht

führt, und dazu schon die passendste Richtung auskundschaftet. »Jetzt folge Du mir einmal, Türk,« sagte er zum Hunde, »wir ich Dir bisber gefolgt. Es wird nicht so rasch gehen wie vorher, aber vielleicht dort unten noch hübscher sein als hier oben.« Und der Hund, als habe er die Worte verstanden und wisse, um was es sich handle, folgte langsam den Tritten des Mannes, der vorsichtig niederzusteigen begann und sich so lange an einem Strauche oder Baume festhielt, bis er festen Boden unter den Füßen gefunden.

Dieses Unternehmen war nicht so leicht, als er es sich vorgestellt, das sollte der kühne Kletterer trotz seines Geschicks sehr bald empfinden. Bald stürzte der Abhang schroff und steil hinab, bald trat ein Felsblock ihm in den Weg, den er umgehen mußte, bald war das Gestrüpp so dicht, daß er keine Bahn brechen konnte, so fleißig er auch sein starkes Messer gebrauchte und mit einem von Stubbenkammer mitgenommenen Eichenstocke sich weiter half. Wiederholt blieb er hier und da sitzen, um zu ruhen und die nächste Strecke auszukundschaften, immer aber war der Hund an seiner Seite und wandte die klugen Augen nicht von ihm ab, als wollte er sich erkundigen, wohin denn nun der kühne Wanderer klettern werde.

Als er nach einer halben Stunde mühsamen Gleitens und Klimmens endlich an eine Stelle gelangte, die zum bequemen Rastorte wie geschaffen war, lehnte er sich an einen Baum und trank den Rest seines Weines aus. Dann legte er die Flasche in das Körbchen, das der Hund willig wieder zwischen die Zähne nahm, um es weiterzutragen.



Plötzlich aber ließ er das Körbchen sinken, spitzte die Ohren und schaute nach einer bestimmten Richtung in die Tiefe der Schlucht hinab.

»Was gibt's?« fragte der Maler, seine Blicke in dieselbe Richtung wendend. Allein er sah nichts, nur glaubte er, als er still lauschend dasaß und auch der Hund unbeweglich an seiner Seite stand, einen Ton zu hören, den er bis jetzt noch nicht vernommen und der wie das ferne Brausen eines kleinen, vom Felsen niederrinnenden Gießbaches klang.

Heinrich Markholm wandte das Auge nach der Seeseite, denn anfangs glaubte er, er höre die Brandung des Meeres, dem er schon bedeutend näher gekommen war. Aber die See konnte nicht so laut branden, dazu war keine Veranlassung vorhanden, da fast völlige Windstille herrschte und weder in der Nähe noch Ferne ein Wogen und Fluthen des beweglichen Elementes zu spüren war.

»Vorwärts!« sagte der Maler, »untersuchen wir es, wir können nicht weit von dem Grunde der Schlucht sein, die wir kennen lernen wollen.«

Mit frisch gesammelten Kräften ward die gefahrvolle Reise fortgesetzt. Nirgends war eine Spur, daß dieser Abhang jemals von menschlichen Füßen betreten sei, Alles ringsum lag unentweihet und unangetastet, als wäre es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

»Das ist reizend hier,« sagte der Maler zu sich, von Neuem Athem schöpfend und die grüne Wildniß ringsum betrachtend, »und horch! da rauscht es schon deutlicher,

es muß ein kleiner Bach sein, der sich wie wir seine Wege durch die Wildniß bahnt.«

Noch eine Höhe von etwa zwanzig Fuß war hinabzuklettern, dann aber schoß der Abhang jäh in die Tiefe. Allein auch dieses letzte Hinderniß ward glücklich überwunden und bald stand der Wanderer, von dem treuen Hunde gefolgt, in einer engen Schlucht, die zu beiden Seiten von steilen dichtbewachsenen Abhängen begränzt war, jedoch hier unten schon deutlicher die Spuren von Menschentritten erkennen ließ.

Nur wenige Schritte setzte der Maler nun seinen Weg auf einem schmalen Pfade fort und als er eine Windung desselben umgangen, stand er vor einem gestrüppreichen Hügel, der sich mitten in der Schlucht erhob, dieselbe trennte und mit seinen Seitenflächen zwei schmalere Schluchten oder Thäler bilden half, durch welche zwei kleine Bache rieselten, die sich vor dem Hügel vereinigten und in ein tieferes Bett hinabstürzend, einen niedlichen Wasserfall bildeten, der das erwähnte Geräusch verursachte; mit einem Wort, Heinrich Markholm war an die Stelle gelangt, wo wir noch heutzutage den Kieler und Briesmitzer Bach sich vereinigen sehen und wo schon viele Reisende vor und nach ihm, die nur auf einem bequemeren Wege dahin zu gelangen pflegten, mit Vergnügen geweiht und dem lieblichen Naturspiel ihre Bewunderung gezollt haben.

Türk trank sogleich von dem kühlen reinen Bergwasser und auch Heinrich Markholm schlürfte daraus, nachdem er eine Weile gerastet und die Umgegend flüchtig

skizzirt hatte. Als er dies zu Stande gebracht und seinen Durst völlig gelöscht, wollte er sich der See zuwenden, deren Strand nicht weit von ihm entfernt sein konnte, als er durch Türk in die entgegengesetzte Richtung gelenkt wurde.

Der Hund hatte nämlich bald den kleinen Wasserfall verlassen und war tiefer landeinwärts in die Schlucht vorgedrungen, aus welcher die Bäche herniederrauschten. Kaum aber hatte der Maler, dem Hunde nachgehend, einige zwanzig Schritte zurückgelegt, so hörte er ihn laut anschlagen, als habe er etwas entdeckt, was er nicht zu finden erwartet.

Eiligen Fußes folgte er nun dem treuen Türk und nach wenigen Schritten sah er ihn auf einem Vorsprunge des Abhanges stehen und leise bellend die Augen auf einen Fleck mitten in der schweigsamen Wildniß richten.

Das rasche Auge des Malers faßte den Gegenstand sogleich auf, der den Hund zum Bellen veranlaßte, und er sah zu seinem nicht geringen Erstaunen kurz hinter dem Vorsprunge einen leichten blauen Rauch aufsteigen, der aus der Erde zu dringen schien, sich aber dann allmählig in der stillen Luft verzog.

»Was ist das?« fragte sich unser Freund. »Rauch? Sollte hier etwas brennen? Das wollen wir doch näher untersuchen.« Und ohne Zögern seine Schritte fortsetzend, erreichte er bald nach Türk, der ihm muthig voransprang, eine freiere Stelle der Schlucht, in deren Mitte sich ihm ein unerwarteter Anblick bot.

Auf einem über dem Niveau des Grundes der Schlucht etwa acht Fuß hohen abgeplatteten Hügel, den ein dichtes Strauchwerk lieblicher Waldbäume umgab, stand ein niedliches Haus, halb aus Holz, halb aus dem Gestein des nahegelegenen Strandcs aufgeführt. Die Balken waren roth, die Steinlagen weiß getüncht. Ein dichtes Rohrdach deckte es fest zu und die von zwei Seiten nahe herandrängenden Wände der Schlucht schützten es gegen die von Norden und Osten heftig blasenden Winde. Zu der niedrigen Thür führten sechs Stufen empor und zu jeder Seite derselben sah man zwei Fenster, mit rothgestrichenen Holzläden versehen, die der Bewohner Abends schließen konnte, wenn er vor den Blicken eines zufällig des Weges ziehenden Wanderers unbelästigt bleiben wollte, eine Verrichtung, die eine fast allzu große Sorgfalt in dieser menschenleeren Gegend verrieth und vielleicht nur gegen die kalte Seeluft dienen sollte, die bei starkem Ostwind stürmisch durch die gewundene Schlucht fegen mochte. Im Ganzen bot die kleine Niederlassung einen freundlichen Anblick dar und Alles, was man aus der Ferne daran wahrnehmen konnte, wie die einfachen Mouselinvorhänge an den Fenstern, die Blumentöpfe hinter den Fensterscheiben und verschiedene andere behagliche Kleinigkeiten, verliehen ihm einen Anstrich von Wohlhabenheit und Geschmack, der den überraschenden Eindruck, den es hervorbrachte, zum großen Theil eben der Einsamkeit und Abgeschlossenheit verdankte, in welcher es lag.

Das Auge des Malers war augenblicklich von dem Außern dieses Häuschens gewonnen; betroffen stand er eine Weile davor, überblickte es freudig und folgte dann mit einem gewissen Behagen dem still und langsam in die Lüfte wirbelnden Rauche, der dem etwa in der Mitte des Daches errichteten Schornstein entstieg.

»Wie,« sagte er fast laut, »wohnen denn hier auch Menschen? In dieser öden, von aller Welt abgeschlossenen Einsamkeit? Nun, die müssen einen romantischen Sinn haben, denn fürwahr, sie haben sich an einem lieblichen Orte angesiedelt! Das wollen wir doch näher untersuchen!«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen oder vielmehr nur laut gedacht, so regte es sich in dem kleinen Hause, die Thür that sich auf und eine alternde Frau in höchst sauberer ländlicher Kleidung trat daraus hervor, fuhr aber schnell wieder einen Schritt zurück, als sie den Hund und dicht hinter ihm einen fremden Menschen sah. Als sie aber dann diesen Menschen genauer ins Auge gefaßt und seine angenehme Gesichtsbildung wahrgenommen, die offenbar nichts Feindseliges, höchstens eine kleine verzeihliche Neugierde verrieth, erwiderte sie seinen freundlichen Gruß, blieb jedoch, die Thür in der Hand haltend, mit einem ängstlichen Gesichtsausdruck wie festgebannt auf der Schwelle stehen.

Heinrich Markholm, dem es gegeben war, auf den ersten Blick die Physiognomie eines ihm begegnenden Menschen in ihren zumeist hervortretenden Zügen zu

erfassen, fiel dieser ängstliche Gesichtsausdruck vor allen Dingen auf. Es war eine Art Menschenscheu, die sich darin aussprach, mit dem Gepräge tiefen Kummers und dann auch des Schreckens gepaart. Dennoch konnte er die Spuren einer jedenfalls früher sehr angenehmen Gesichtsbildung nicht verkennen und auch eine gewisse Gutmüthigkeit, ja Herzlichkeit enthüllte sich nach und nach, je mehr der Schrecken abnahm, den sie im ersten Augenblick zu empfinden schien. Dem Ansehen nach war die Frau weit über die Fünfzig hinaus, in Wahrheit aber war sie kaum vierzig Jahre alt und nur früh gealtert, wie Gram und Kummer aller Art dies bei einzelnen Naturen sehr häufig zu Stande bringen.

»Guten Morgen, meine liebe Frau,« redete sie der Fremde mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit an, »o, erschrecken Sie nicht, der Hund thut Ihnen nichts. Zurück da, Türk!«

Die Frau warf einen raschen Blick auf den großen Hund und dann einen zweiten längeren auf den jungen Mann, der so viel sagen wollte als: »O, den Hund fürchte ich nicht, aber den Menschen sehe ich mit Erstaunen in meines Nähe treten.« Dann erst erwiderte sie den Morgenruß und Heinrich Markholm glaubte aus den gesprochenen Worten den Anklang einer fremden Sprache, wenigstens eines fremdartigen Dialects herauszuhören.

»Verzeihen Sie,« fuhr der Maler fort, langsam näher tretend und sich die erhitzte Stirn mit dem Tuche trocknend, »verzeihen Sie, daß ich Ihren Grund und Boden

betrete. Ich habe einen Spaziergang gemacht und durch Zufall das Haus hier gefunden.«

»Das sehe ich,« erwiderte die Frau hastig, »und es kommen bisweilen noch mehr Menschen in die Kieler Schlucht.«

»Daran thun sie auch ganz wohl, sie ist zu schön und Ihr Häuschen liegt allerliebste zwischen den Felsen und an dem rauschenden Bache. Darf ich Sie fragen, wem das Häuschen gehört?«

»Meinem Mann gehört es, Herr!«

»Und wie heißt Ihr Mann?«

»Halling heißt er!« sagte sichtbar zögernd die Frau.

»Halling, so! Ist er vielleicht ein Forstbeamter?«

»Nein, Herr, er ist der Pächter des neuen Kreidebruchs, der dort drüben am Fahrnitzer Fall angelegt ist.«

»So, so. Wohnen Sie schon lange hier?«

»Zwei Monate, Herr! Mein Mann hat sich das Haus selbst erbaut.«

»Das ist recht von ihm. Aber Sie scheinen keine Rügianerin zu sein, nach Ihrer Sprache zu urtheilen.«

Die Frau erröthete, als wundere sie sich über die Aufdringlichkeit des Fremden. Aber dennoch behielt sie ihre gutmüthige Miene bei und der Ausdruck des Schreckens verlor sich immer mehr, je länger sie den jungen Mann betrachtete und mit ihm sprach.

»Ich bin eine Jütin,« sagte sie dann, »und wohnte früher unweit Hadersleben in Schleswig, wo ich meinen Mann kennen lernte und heirathete. Allerdings spricht

man bei uns Deutsch, aber mit dem Dänischen untermischt und man muß sich erst daran gewöhnen, um es leicht zu verstehen.«

»O, ich verstehe es schon. Ihr Mann aber ist doch ein Deutscher, nach seinem jetzigen Aufenthaltsort und seinem Gewerbe zu schließen?«

Die Frau erröthete noch stärker als vorher und sagte dann: »Ja, er ist ein Deutscher und stammt von Rügen her. Deshalb ist er auch hierher zurückgekommen, nachdem er eine lange Unterhandlung mit der Regierung gehabt, ehe er sich hier ansiedeln durfte. Freilich, den Kreidebruch wollten sie gern verpachten, um Geld daraus zu ziehen, aber das Haus wollten sie nicht bauen lassen, weil Grund und Boden königliches Eigenthum ist. Es meldete sich aber kein Anderer als mein Mann und da haben sie es endlich zugegeben, was ihnen, wie man sagt, schon wieder leid thun soll, seitdem das Haus auf dieser Stelle fertig steht.«

»So. Aber warum wählte Ihr Mann gerade *diese* Stelle, wenn der Bruch an der Fahrnitz liegt?«

»Ach Gott, Herr, dort giebt es keinen so passenden Ort; ringsherum ist Alles weißer Fels, nackt und kahl und der Wind steht Tag und Nacht darauf.«

Von ihrer natürlichen Zutraulichkeit verlockt, hatte die Frau ihre Verhältnisse so genau dem Fremden mitgetheilt; erst also sie ausgesprochen und dieser sie nun theilnehmend anblickte, dabei immer näher getreten war und zuletzt sich auf einen Stein vor der Thür niedergelassen hatte, schien es, als erinnere sie sich, mehr gesprochen zu



haben als verlangt worden war. Mit einer Art verschämter Verlegenheit wollte sie sich eben zum Hause wenden, als die Thür noch einmal aufging und eine neue Gestalt heraustrat, deren Erscheinung eine noch viel größere Wirkung auf den Maler hervorbrachte, so daß er augenblicklich von seinem Platze aufsprang und mit blitzenden Augen sie vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete, wobei er schließlich selbst so verlegen wurde, daß eine glühende Röthe sein dunkles Gesicht beschlich.

In der That, war schon das Auftreten von Menschen in dieser abgelegenen Berggegend überhaupt ein Gegenstand der Verwunderung für den Maler, der dieselbe für gänzlich unbewohnt gehalten hatte, so war die Persönlichkeit, die jetzt vor ihn hintrat, ganz dazu geeignet, ihn mit viel höherem Erstaunen zu erfüllen. Es war ein Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, aber von einer Gestalt und mit Gesichtszügen begabt, wie sie vorzüglich Heinrich Markholm zu würdigen verstand. Unbedingt mußte er sie auf den ersten Blick für schön halten und noch dazu war diese Schönheit von einer Art, die ihm nicht ganz unbekannt, ja, die ihm von Augenblick zu Augenblick bekannter vorkam. Gekleidet war sie ähnlich wie die Mutter, nur verliehen ihre reizenden Körperformen den einfachen Gewändern einen ganz anderen Werth. Sie trug einen dunkelblauen reich gefalteten Wollrock, der kaum bis auf die Knöchel reichte, darüber eine Art Mieder von blauem Tuche, das bis hoch an den Hals hinaufging, die reichen Formen eng umspannte und

vorn durch zwei Reihen großer Knöpfe zusammen gehalten wurde, die rothseidene Schnüre unter einander verbanden. Das Mieder aber war länger, als man sie bei uns gewöhnlich auf dem Lande sieht, und nach Art der schleswig'schen Mode mit Schößen besetzt, die an den vier aufgeschlagenen Ecken ein rothwollenes Futter sehen ließen. Die Aermel dieser Art Camisol oder Jacke reichten kaum bis zur Hälfte des runden und kräftigen Oberarms, der seinerseits entblößt war und einen vollen Vorderarm und eine sehr hübsche Hand sehen ließ, was des Malers rasches Auge augenblicklich erkundet hatte.

War nun schon die Gestalt und die sichtlich Wohlhabenheit und einen gewissen Geschmackssinn verrathende Kleidung von der gefälligsten Art, was sollte Heinrich Markholm erst von dem Gesicht denken, das mit seinen großen blauen Augen kühn und doch wieder beklommen, dem Ausdruck der Mutter ziemlich entsprechend, ihm entgegenleuchtete? Und wie, diese hellblonden reichen Haare, die in dicken Flechten das Hinterhaupt umgaben und ganz auf der äußersten Spitze ein schwarz-sammetnes, Flitternbesetztes Käppchen mit flatternden Bändern trugen – hatte er nicht schon einmal in seinem Leben etwas ganz Aehnliches, wenn auch in modernerer Form an einem schönen Mädchen gesehen?

Aber das war bei Weitem noch nicht Alles, was den jungen Maler in rasch zunehmende Verwunderung setzte. Dieses schöne Mädchen – sie schien dem Künstler von Augenblick zu Augenblick schöner zu werden, je länger

er sie mit seinen Blicken verschlang – dieses schöne Mädchen hatte nicht allein so hell glänzende und feine Haare wie eine andere Dame, die ihm schon einmal in den Weg getreten, nein, sie hatte auch ein eben so liebliches Gesicht, ebenso große blaue Augen, nur war ihre Haut mehr von der Sonne gebräunt, ihre Gestalt war kräftiger, ihre Bewegungen rascher und natürlicher, und doch war eine auffallende Aehnlichkeit mit jener nicht zu verkennen, was ein so kunstgebildetes Auge, wie das unsers Malers und ein für die Verschiedenheiten oder Aehnlichkeiten menschlicher Gesichter so geübter Sinn auf der Stelle entdeckte.

Beinahe hätte nun unser Freund, dessen Blut einer solchen Frauenerscheinung gegenüber nur zu leicht in Wallung gerieth, sie in ähnlicher Weise angedet, wie er jene schöne Dame auf Rügen auf dem Dampfschiffe anredete, aber es war ihm unmöglich, sogleich Worte zu finden, die ihm für die Begrüßung eines Landmädchens natürlich genug erschienen. Endlich aber faßte er sich und freundlich gegen das Mädchen hin mit der Hand grüßend, die diesen Gruß auf die ungezwungenste Weise erwiderte, wandte er sich an die Frau und sagte: »Ist das Ihre Tochter, Frau Halling?«

»Ja, Herr!« entgegnete die Frau, den Zipfel ihrer Schürze fassend und abermals ein seltsames Zagen in ihren Mienen verrathend.

»Sie haben eine hübsche Wohnung,« bemerkte er, indem er sich nun an das Mädchen selbst wandte, »und ich freue mich, sie so zufällig entdeckt zu haben.«

Das Mädchen lächelte überaus freundlich bei der letzten Wendung, aber die ersten Worte erwidernnd, sagte sie: »Hübsch ist sie, ja, aber sie ist sehr einsam.«

Als das schöne Mädchen diese wenigen Worte mit reizender Einfachheit sprach, wurde der Maler noch verwirrter als vorher. Er faßte sich an die Stirn, blickte sich ringsum, sah noch einmal die Frau, dann ihre Tochter an und glaubte, ein lieblicher Traum gaukele ihm ein seltsames Bild vor oder ein Zauberer habe ihn mit seinem Stabe berührt, denn auch in der eben gehörten Stimme lag ein ihm bekannter Ton, der seine Empfindungen wunderbar mächtig in Bewegung setzte.

»Darf ich vielleicht um ein Glas Wasser bitten?« fragte er plötzlich, seine Worte an das Mädchen richtend.

Diese eilte in das Haus, holte ein Glas heraus und lief dann mit gelenken Schritten nach dem Bache, wo sie am Falle ein so frisches Wasser schöpfte, wie nur ein Durstiger es zu trinken begehren mag.

»Frau Halling,« sagte der Maler rasch und weniger laut als vorher, sobald das Mädchen aus der Gehörweite gelangt war, »entschuldigen Sie meine Neugierde, aber ich bin ein Mensch, der das Herz immer auf der Zunge hat, sagen Sie mir, ist Ihre Tochter schon auf Reisen gewesen?«

»Auf Reisen? Daß ich nicht wüßte! Sie ist mit mir aus Schleswig von der jütischen Gränze hierhergekommen – sonst ist sie nirgends gewesen.«

»Also auch nicht am Rhein?«

»Am Rhein? Was ist das?«

Der Maler mußte über seinen Irrthum selbst lächeln. Er schwieg, um so mehr, da so eben das Mädchen zurückkam, flugs ein Tellerchen aus dem Hause holte und ihm das frische Wasser mit einem artigen Knixe darbot.

Als der Maler getrunken, glaubte die Frau, er werde sich mit einem freundlichen Danke wieder entfernen. Aber sie hatte sich außerordentlich in ihrem neuen Bekannten geirrt. Wenn Heinrich Markholm Menschen wie diese fand, noch dazu in einer so romantisch gelegenen Wohnung, in so traulicher einsamer Gegend, dann fühlte er sich gefesselt, stärker sogar, als hätten ihn leibliche Bande an Ort und Stelle gebunden.

»Darf ich mir wohl erlauben, ein wenig Ihr Haus aus der Nähe und dann vielleicht auch im Innern zu betrachten?« fragte er, dem Gegenstande seiner Neugierde einige Schritte näher tretend.

Frau Halling's Gesicht nahm wieder den Ausdruck ängstlicher Betroffenheit an. »Ach Gott, Herr,« sagte sie, »was wollen Sie daran betrachten? Es ist gewiß kein Haus, wie Sie es zu sehen gewohnt sind.«

»Eben darum, liebe Frau!« rief der hartnäckige Maler, der sich jetzt nach der Thür wandte.

Die Alte faßte seinen Arm, um wenigstens in ihrem Sinn Alles zu thun, was einen Fremden abhalten konnte, ihr kleines Heiligthum zu betreten. »Sehen Sie,« sagte sie mit beklommener Stimme, die vor innerer Aufregung bebte, deren Grund der Maler in einer falschen Beurtheilung seiner Absichten zu finden geneigt war, »sehen

Sie, es ist ja nur ein ganz unbedeutendes Ding und gewiß nicht für die Ewigkeit gebaut. Mein Mann hat erst nach vieler Mühe die Erlaubniß dazu erhalten und hätte ein viel größeres an einer anderen Stelle bauen können, aber er hatte nun einmal die Laune, sich hier in der versteckten Schlucht anzusiedeln. Er sei hier gegen Wind und Wellen am meisten geschützt, sagte er mir.«

»Darin muß ich ihm Recht geben,« erwiderte der Maler, dem es auffiel, daß die Frau mit einer unwillkürlichen Nachdrücklichkeit von ihrem Manne sprach, die eine ungemaine Abhängigkeit von ihm verrieth. Allein er verharrte so fest auf seinem ausgesprochenen Wunsche, daß die Frau endlich nachgab und ihm bedächtig und langsam vorantrat, um ihn in das erste Zimmer des Häuschens zu führen.

Im Hintergrunde des Mittelraums, einer Art Flur sah man die Küche und auf dem Heerde derselben das kleine Feuer, dessen Rauch dem Maler das Haus selbst verrathen hatte. Zur Rechten trat man in ein kleines gemüthliches Zimmer mit einem Fenster, dem ein zweites von gleicher Größe folgte. Auch hier erblickte man die unverkennbaren Zeichen eines leidlichen Wohlstandes. Neben dem grauen Ofen stand eine alte Uhr, die ihre hundert Jahre zählen mochte, aber sehr richtig ging und deren Gehäuse aus Nußbaumholz bestand und mit Elfenbein ausgelegt war. An der Hauptwand stand ein kleines Sofa, in der einen Ecke ein Sorgenstuhl, wie alle übrigen Stühle weich gepolstert und mit dunkelgrünem Wollstoff

überzogen. Ueber den Tisch vor dem Sopha war eine weiße Damastdecke gebreitet und darauf stand ein Glas mit zierlich geordneten Feldblumen gefüllt, wie sie so schön und reichlich in der ganzen Umgebung des Häuschens wuchsen. Aehnlich war das zweite Gemach ausgestattet, nur sah man hier noch einen Nähtisch, der aufgeschlagen war und erkennen ließ, daß noch kurz vorher Jemand daran gearbeitet hatte. Aus diesem Zimmer führte eine Thür in den Hinterraum des Hauses, und obwohl das junge Mädchen sogleich diese Thür schloß, hatte der Maler doch Zeit genug gehabt, darin ein sehr sauber überzogenes Bett wahrzunehmen. Das Mädchen selbst stand, während Jener sich dreist in allen Ecken und Winkeln umblickte, an der Eingangsthür, mit freundlichen und bescheidenen Blicken von dem Gesicht des Fremden den Eindruck ablesend, den das kleine Stübchen mit seinem Inhalt auf ihn machen würde, und wiederholt färbte eine dunklere Röthe ihre frischen Wangen, gleichsam als schäme sie sich, einen so stattlichen und geheimnißreichen Mann die Einfachheit ihres Besitzes durchspähen zu lassen.

»Ich finde Alles sehr hübsch hier,« sagte er in seiner zutraulichen Weise, die sichtbar ihre Wirkung auf beide Frauen nicht verfehlte. »Ich habe es mir nicht so artig hergestellt. Sehen Sie, ich bin ein Maler, Frau Halling, und besuche diesen Wald, die Klippen und den Strand, um verschiedene Punkte abzuzeichnen. Da komme ich nun recht oft hierher und wenn Sie es erlauben, werde ich auch Sie öfters in Ihrem stillen Häuschen besuchen.«

»Ach Gott ja, das wäre recht hübsch,« erwiderte die Frau, die Augen verlegen niederschlagend »ich habe gar nichts dagegen, aber – aber –«

»Aber vielleicht Ihre Tochter?« wagte der dreiste Maler zu sagen, indem er seine Augen mit steigendem Wohlgefallen über das unbefangene Gesicht derselben schweifen ließ.

»Meine Tochter – Alwining? O nein!«

»Aber Ihr Mann, wie?«

»Aufrichtig,« sagte die Frau mit dem festen Willen, die Rinde zu brechen, die sich um ihr Herz gezogen, »mein Mann ist ein etwas strenger Mann und hat in allen Dingen seinen eigenen Willen. Ich will es Ihnen nur gestehen – er sieht nicht gern Besuch bei sich.«

»O, ich will ihm auch nicht hinderlich sein, liebe Frau, und ihm selbst so wenig wie möglich zur Last fallen. Ich bin ja jetzt nur bei Ihnen. Kommt er vielleicht bald zu Tisch nach Hause?«

»Ach nein, er ist wohl auf acht Tage verreist.«

»Nun sehen Sie, das trifft sich ja gerade. So sind Sie vielleicht so freundlich, mir heute Mittag ein wenig Essen zu geben; ich werde Ihnen dafür dankbar sein.«

Bei diesen unerwarteten Worten, die jedoch durch die freundliche Milde, mit der sie gesprochen wurden, die heftige Wirkung verloren, die dergleichen Zumuthungen in Abwesenheit ihres Mannes auf die Frau hervorbringen mochten, erhob diese mehr erstaunt als unwillig die Augen und sah ängstlich forschend ihre Tochter an.



Diese faßte den eigenthümlichen Blick nach ihrer Weise auf und sagte schnell: »Es kommt darauf an, was Sie zu essen gewohnt sind und ob Sie mit unsern Vorräthen vorlieb nehmen wollen?«

Von jetzt an hatte der Maler gewonnenes Spiel. Er sah, daß er den Eingang zu dem Innern dieser Menschen gefunden, und er faßte den schnellen Entschluß, unaufhaltsam noch weiter vorzudringen. »Was das betrifft,« sagte er freundlich, »so bin ich sehr leicht zufrieden zu stellen und nehme mit Brod und Milch oder Eiern vorlieb, was Sie gerade davon haben.«

»O,« erwiderte Alwining mit einem gewissen Stolze, »so arm sind wir nicht, wie Sie vielleicht denken. Wir haben auch Fleisch und ganz frisch gefangene Fludern sind sehr leicht auf irgend eine Weise zugerichtet.«

Die Mutter seufzte tief auf, sie schien sich noch nicht recht in das neue Verhältniß finden zu können, das sie immer fester zu umspinnen drohte, dennoch war sie bei ihrer natürlichen Gutmüthigkeit für ihre eigene Person gern bereit, den Gast bei sich aufzunehmen und sie drückte das in einigen herzlichen Worten aus, denen nur ihr Gesicht widersprach, worauf noch lange nicht alle Sorge verflogen war. Darauf schickte sie sich sogleich an, in die Küche zu gehen, und äußerte dabei, der Herr solle in einer kleinen Stunde essen können, so lange möge er Geduld haben und zur Unterhaltung an den Strand gehen, dort sei es angenehmer als in der engen Schlucht. »Geleite den Herrn dahin!« fügte sie, zu ihrer Tochter gewendet, hinzu.

»Soll ich Dir nicht helfen, Mutter?« fragte diese mit herzlichem Tone.

»Nein, nein, ich schaffe es allein, es ist nur eine Kleinigkeit.«

Heinrich Markholm war schon vor die Thür getreten, wohin ihm Alwining bald folgte; mit ihrer natürlichen Freundlichkeit und ohne alle Ziererei schritt sie ihm nun auf dem schmalen Pfad zum Wasserfalle voran, wo sie stehen blieb, sich umdrehte und lächelnd sagte: »Ist es nicht hübsch?«

»Das ist sogar schön,« erwiderte der Maler, der heute und namentlich in dieser Gesellschaft Alles über die Maaßen schön fand und dieses Geständniß sich schon lange im Stillen abgelegt hatte.

»Aber am Strande ist es nicht minder schön, kommen Sie nur.«

Der junge Mann folgte dem elastisch schnellen Schritte des Mädchens, mit Verwunderung ihre Haarflechten, die edle Haltung des Kopfes, ihre Gestalt und jede einzelne ihrer Bewegungen beobachtend. Es war ihm, als ob er träume und als löge ihm die Phantasie ein Abenteuer vor, das ihm die Wirklichkeit so reizend nie zu bieten vermöge. Aber Türk, der zwischen dem Mädchen und ihm dahin trottete, als ob er auch hier schon zu Hause wäre, erinnerte ihn an diese Wirklichkeit, indem er ihm in's Gedächtniß zurückrief, wie die Begegnung auf sehr natürliche Weise vor sich gegangen war.

Plötzlich öffnete sich die schmale Schlucht, der Pfad wurde breiter und man sah schon von Weitem den Kieler Bach, zwischen großen Steinen hindurchrieselnd, in seiner blumenbewachsenen Ruine sich in die See ergießen. Gleich darauf war man am Ende der Schlucht und hier stand der Maler überrascht still und blickte sich nach allen Seiten um, denn in der That war diese abgelegene Strandstelle eine der lieblichsten die er je im Leben gesehen.

Vor ihm lag die See, weitgeöffnet, blau und klar, von fernem Segeln belebt und ganz im Hintergrunde mit einem silbernen Streifen endigend, wo der Horizont des Meeres mit dem Aetherblau des Himmels in Eins verschmolz. Zunächst vor ihm lag der mit unzähligen größeren und kleineren Steinblöcken besäete Strand, einen natürlichen Halbkreis bildend, denn das Kieler Ufer sprang rechts und links mit seinen gigantischen Felsmassen weit vor und schloß die Aussicht in einer gewissen Entfernung auf beiden Seiten ab. Beide Felsvorsprünge waren mit dichtem Gestrüpp bewachsen, auf den Gipfeln derselben aber ragten hochstämmige Buchen, von denen sich die vordersten neugierig über die Klippen beugten, als wollten sie Tag und Nacht den Anblick der unten wogenden See genießen. Nach dem Gipfel des linken Felsenvorsprungs führte kein sichtbarer Weg, wie heutzutage, zur Rechten aber lief der steile kahle Kreidepfad über den schmalen Kamm hinaus, wie er noch jetzt zu schauen ist. Unmittelbar am Strande spielte die glatte See mit den kleinen Steinen, die zu Millionen den ganzen Oststrand

von Jasmund bedecken, und überall, wo eine Handvoll Erde das Geripp des steilen Gebirgs bekleidet, sproßte eine üppige Blumenvegetation hervor, Höhe und Tiefe mit einem wunderlieblichen Teppich schmückend. Zur Linken, dicht an die hohe Felswand sich lehnd, hatte irgend eine kräftige Hand mächtige Steine zusammengewälzt und auf diese Art verschiedene Sitzplätze errichtet, von denen aus man die herrliche Scenerie behaglich überschauen konnte; zur Rechten aber lag auf den Steinen dicht am Rande der See ein kleines Boot umgestülpt, daneben ein Mast mit Segelwerk und Tauen, so wie einige große und kleine Ruder, wie sie die Schiffer jener Gegenden je nach dem heftigeren oder sanfteren Wogen- gange gebrauchen.

Einige Augenblicke blieb Heinrich Markholm dicht am Strande stehen und überflog mit kundigem Auge das eben bezeichnete Gemälde; dann als er jedes Einzelne darin aufgefaßt, wandte er sich nach dem Mädchen um, das schweigsam an seiner Seite stand und mit sichtbarem Behagen den Eindruck beobachtete, den die wundervolle Scene auf ihren Gast hervorbrachte.

»Hier könnte ich auch wohnen, so gut gefällt es mir,« sagte endlich Heinrich Markholm.

»Auch allein?« fragte Alwinig, indem in ihrem Auge ein Strahl von Intelligenz aufblitzte, die weit über ihren Stand hinauszugehen schien.

»Ja, auch allein, wenn es sein muß. Allerdings würde ich dann nur auf meine Kunst und mich selbst angewiesen sein, aber unter Umständen ist das auch genug. In

Gesellschaft indessen hier zu leben, würde mich glücklich machen, vorausgesetzt, daß dieselbe nach meinem Geschmacke wäre.«

»Und wie lange?« fragte Alwining abermals auf ihre eigenthümlich kurze und sinnige Weise, indem sie ihr schönes blaues Auge voll und natürlich gegen ihn aufschlug.

»Das ist eine andere Frage, die sich nicht sogleich beantworten läßt. Es käme auf die Art und Weise der Gesellschaft, das Wetter, die Jahreszeit und allerdings noch auf einige andere äußere Verhältnisse an.«

»Aha, das ist es. Was mich betrifft, so wohne ich nun mit meiner Mutter seit zwei Monaten an diesem Orte. Wir kamen in der besten Jahreszeit hierher und sahen das Erwachen der Natur mit an. Ich fand das sehr schön und jeder Tag hat mir reichen Genuß geboten, aber doch auch Stunden gebracht, in denen ich mein Herz vor Einsamkeit und Oede schauern fühlte. Wie muß es nun hier erst im Winter sein, wenn das Eis der See in riesigen Bergen gegen die Ufer stürzt, grundloser Schnee jede Bewegung im Freien unmöglich macht und dabei der schreckliche Nordost wüthet, – ach ja, wie mag es dann sein?«

Der Maler hörte wohl die Frage, aber er beantwortete sie nicht. Staunend stand er neben dem Mädchen und fragte sich, ob er nicht abermals träume, denn diese Sprache, der Geist, der in dem Tone, dem Ausdruck der Stimme und noch mehr in ihrem Auge lag, das noch viel aufrichtiger zu sprechen schien als ihre Lippe, stimmte so wenig mit ihrer abgeschiedenen Lage, mit ihren zu Tage

tretenden Verhältnissen überein, daß er noch lange nicht klar genug über Beides zu sein glaubte.

»Sie mögen Recht haben,« sagte er endlich. »Im Winter mag es hier schrecklich öde sein. Für den Augenblick aber gefällt es mir ungemein an diesem stillen Orte und ich werde häufig hierher kommen und Alles zeichnen, was ich zu zeichnen vorfinden.«

»O, wenn Sie das wollen, müssen Sie diese Ufer erst in einer gewissen Entfernung vom Meere aus sehen, dann werden Sie staunen, denn von dort aus übersieht man viel mehr als von hier.«

»Das wird nicht schwer zu bewerkstelligen sein,« versetzte der Maler. »Dort liegt ja ein Boot und Ruder sind auch bei der Hand.«

»Freilich, aber das Boot liegt auf dem Strande und es ist keine leichte Arbeit, es in die See zu schaffen.«

»O, ich bin stark – gehört Ihnen das Boot?«

»Meinem Vater gehört es.«

»Dann dürfen wir es ja wohl benutzen. Wollen wir es einmal am Nachmittag versuchen?«

»Gern, wenn es Ihnen Vergnügen macht; und wenn Ihnen das Ufer gefällt und Sie es zeichnen wollen, können wir einen kleinen Anker mitnehmen und ihn auswerfen, wo Sie es für angemessen halten. Da, sehen Sie, da liegt er am Strande.«

In ähnlicher Weise unterhielten sich die beiden so zufällig zusammengeführten jungen Leute noch eine halbe Stunde lang, dann mahnte Alwining zur Heimkehr, da die Mutter gewiß das Essen fertig habe. Heinrich Markholm

gehorchte der Aufforderung sogleich und nicht recht wissend, ob er mehr sein Geschick preisen oder sich alles Nachdenkens enthalten und ganz dem Genusse der Gegenwart überliefern solle, langte er im Häuschen wieder an, wo er von Mutter Halling den Tisch bereits sauber gedeckt fand.

Die Flammen des Heerdes hatten das Gesicht der alternden Frau geröthet, das konnte das Auge auch des oberflächlichsten Beobachters wahrnehmen und auch Heinrich Markholm sah es; wäre aber sein Auge nicht allzu eifrig mit dem hurtig hin und her eilenden Mädchen beschäftigt gewesen, das sich alsbald mit der Vervollständigung des Tisches zu schaffen machte, so würde er auch Spuren von Thränen entdeckt haben, die in seiner Abwesenheit vergossen worden waren. Auch wir wollen diese Thatsache nur oberflächlich erwähnen, ohne für jetzt den Grund derselben zu erforschen, und bemerken nur, daß dem Gaste die vorgesetzten Speisen vortrefflich schmeckten, daß es ihm gelang, den kummervollen Blick der Mutter Alwining's durch heitere und ermunternde Gespräche zu verscheuchen, und daß die arme Frau zuletzt sogar ihr Herz von einer lange nichts empfundenen Freude aufschwellen fühlte, was Alwining sehr gut zu bemerken schien und sie selber munterer stimmte. Hier bei Tische erfuhr denn der Maler auch, der sich nach Allem erkundigte, daß Frau Halling ihre kleine Wirthschaft fast allein führe, daß Alwining sich viel mit Handarbeiten und Lesen beschäftige und daß die Frau eines Arbeiters vom

Kreidebruch täglich frisches Brod, Fleisch, Milch und Gemüse aus der nächstgelegenen Ortschaft bringe, so wie die gröberen Hausarbeiten besorge, – Umstände, die genügend die Feinheit der Hände Alwining's erklärten, die der Maler schon längst mit der Stellung des Mädchens nicht hatte vereinbaren können.

Nachdem auch Türk, der geduldig den ganzen Tag über bei seinem jetzigen Herrn aufhielt, sein Theil vom Mahle erhalten hatte, erinnerte der Gast Alwining an ihr Vormittag gegebenes Versprechen und bald brachen sie wieder auf, dem Strande zuschreitend, um das Boot flott zu machen und darauf in die See hinaus zu rudern.

Obgleich Heinrich Markholm wirklich sehr kräftig und gewandt war, so fand er es doch schwerer als er vermuthet, das Boot in See zu bringen. Allein mit Hülfe und dem Rathe Alwining's gelang es endlich; das kleine festgefügte Boot lag zwischen den Steinen am Strande und wurde nun vorsichtig hinausgeschoben, bis es willig dem Drucke der Ruder gehorchte.

Rasch stiegen nun die beiden jungen Leute ein, Türk sprang ihnen nach und Alles war zur Abfahrt bereit.

»Jetzt setzen Sie sich an das Steuerende auf die bequeme Bank,« sagte Alwining; »wenn wir weit genug in See sind, wende ich und dann werfen wir den Anker aus, damit Sie zeichnen können.«

»Darf ich Ihnen denn das Rudern überlassen? Ist die Arbeit nicht zu schwer für Sie?«

»Es macht mir sogar Vergnügen und ich habe es schon oft versucht, wenn das Boot im Wasser lag.«



Heinrich Markholm nahm den ihm zugewiesenen Platz ein; Alwining legte zwei leicht zu handhabende Ruder auf und bald schwamm das Boot lustig auf dem leise wogenden Wasser fort.

»Sehen Sie sich erst um, wenn ich wende,« sagte das Mädchen, ohne zu ahnen, daß dieser Rath unnöthig war, denn der Maler dachte nicht daran, den Kopf von ihr abzuwenden, da er sie in ihrer neuen Beschäftigung fast noch schöner fand als vorher und ihre Gestalt und ihr holdes Gesicht wiederholt fast mit den Augen verschlang.

Nachdem das Boot aber etwa hundert Ellen weit vom Strande fortgerudert war, hielt Alwining mit ihrer Arbeit inne, zog die Riemen ein und gab dem kleinen Anker, der vor ihr auf dem Rande des Bootes lag, einen Stoß, so daß er in's Wasser fiel. Augenblicklich folgte das Boot der Strömung und wendete seinen Bug dem Lande zu, aber vom Anker gehalten, lag es gleich darauf still und Heinrich Markholm hatte nun den bezaubernden Anblick vor sich, der dem auf einem Boote Befindlichen auf dieser Stelle zu Theil wird.

Er stieß einen lauten Ruf der Bewunderung aus. Majestätisch thürmten sich vor ihm die sechs großen Felsriesen auf, die durch tiefe mit Buchenwaldung ausgefüllte Schluchten von einander getrennt, das schöne und

überaus großartige Bild des Kieler Ufers zusammensetzen. Und in der That, das Auge des Künstlers muß davon entzückt sein, denn diese weichen Linien der weißen Kreidefelsen, durch den Duft der Ferne wie mit einem zarten Schleier verhüllt, im Gegensatz zu der kräftig grünen überall hervorquellenden Vegetation, locken ihn unwiderstehlich zur offenen Bewunderung wie zum ernstesten Studium an.

Unwillkürlich an seine Kunst erinnert, schlug Heinrich Markholm das Skizzenbuch auf und schnell flog sein Bleistift über das glatte Papier, wobei er mit stillem Geplauder seine Gefährtin unterhielt, die ganz leise ein Strickzeug hervorgeholt und zu stricken begonnen hatte. Aber nicht gar eifrig war sie damit beschäftigt. Auch sie hatte ein Studieren ganz eigener Art vor Augen, denn ohne Scheu betrachtete sie den vor ihr sitzenden und so ämsig zeichnenden Künstler, dessen Aeußeres ganz dazu geschaffen war, die Blicke eines schönen Mädchens auf sich zu ziehen. In der Regel aber, wenn der Maler sein Auge auf sie richtete, fand er das ihrige auf ihre Arbeit oder nach der See hin gewandt und so setzten sie Beide wohl eine Stunde lang ihre stillen Studien fort.

Nach dieser Zeit aber schlug Heinrich Markholm sein Buch zu und sagte: »So mag es für heute genug sein, ich will Ihre Geduld nicht zu lange auf die Probe stellen. Morgen ist auch noch ein Tag und vielleicht sind Sie so freundlich und rudern mich wieder hierher?«

»Sehr gern, wenn Sie mir zeigen wollen, was Sie gezeichnet haben.«

»Das soll geschehen, wenn es fertig ist; auch kann ich Ihnen noch andere Skizzen als diese zeigen, wenn Sie Gefallen daran finden.«

»Ein sehr großes Gefallen, fast eben so wie an der schönen Natur. Ich kann Ihnen auch noch andere herrliche Stellen am Meere zeigen, zum Beispiel dort oben, sehen Sie, wo die Buche über dem Abgrund hängt und die graue Klippe weit vorspringt. Das ist ein schöner Platz und dort sitze ich am liebsten, wenn der Wind nicht zu heftig weht.«

»Damit wollen wir vielleicht schon morgen gehen. Soll ich Ihnen einmal die Ruder abnehmen?«

»O nein, das Wasser ist ruhig und ein so gemächliches Rudern ermüdet mich nicht.«

Bei diesen Worten hatte sie mit Hülfe des Malers den kleinen Anker aus der Tiefe gezogen und in das Boot geworfen, dann die Ruder ergriffen und wenige Minuten später stand man wieder auf festem Boden, wo es nicht geringe Mühe machte, das Boot auf das Ufer zu ziehen, was aber doch endlich gelang.

Dem freudig bellenden und voranspringenden Hunde folgend, schritten sie nun wieder dem kleinen Hause zu, wo die Mutter sie bereits erwartete und mit einem guten Kaffee bewirthete.

Während dieses Genusses und bei ununterbrochenem Gespräch verstrich die Zeit ungemein schnell und der Abend näherte sich bereits, als unser Freund kaum den Nachmittag gekommen wähnte.

Ganz gegen seinen Wunsch mußte er nothgedrungen an den Rückweg denken, denn er hatte selbst bei schnellem Gehen eine starke Stunde zurückzulegen, bevor er Stubbenkammer erreichte, von wo er noch nach Grünthal reiten mußte. Das sprach er endlich mit inneren Widerstreben aus und Frau Halling stimmte rasch seiner Absicht bei, während Alwining schwieg und nur aufmerksam forschend das Gesicht der Mutter befragte.

»Ich darf also morgen wiederkommen?« sagte der Maler zuletzt, indem er sich zum Aufbruch entschloß.

»In Gottes Namen!« erwiderte die Frau mit höchst bedrücktem Gesicht. »Ich habe Sie nicht gerufen, Sie kamen von selbst und wenn Sie hier spazieren gehen oder malen wollen, denke ich, kann Sie Niemand daran verhindern.«

Der Maler hatte eine freundlichere Aufforderung zur Wiederkehr erwartet, indessen begnügte er sich auch mit dieser, sprach seinen Dank aus und reichte der Frau zum Abschiede die Hand.

»Leben Sie wohl,« sagte sie wehmüthig, »und kommen Sie gut nach Hause.«

»Und darf ich mein Buch bei Ihnen lassen, da ich doch morgen wiederkomme?«

Frau Halling besann sich noch, was sie sagen solle, als Alwining das Buch schon ergriffen und in dem Kasten einer Commode sicher geborgen hatte.

»Wissen Sie auch den besten und kürzesten Weg nach Stubbenkammer?« fragte die Frau schließlich, bei der immer wieder die angeborene Gutmüthigkeit zum Durchbruch kam.

»Ich denke, ich steige diesen Bergrücken hinauf,« erwiderte Heinrich Markholm, nach der Höhe deutend, von der er am Morgen herabgeklettert war.

»O nicht doch,« sagte Alwining lächelnd. »Kommen Sie, ich werde Ihnen einen bequemeren Weg zeigen.«

Und rasch den schmalen Pfad hinter dem Hause betretend, schritt sie dem ungern scheidenden Gaste voran, führte ihn auf einem steilen, aber gangbaren Wege zu der Höhe und als sie oben stand, deutete sie nach Norden hin und sagte kurz und freundlich: »Dieser Pfad führt auf den großen Weg nach Stubbenkammer. Sie brauchen ihn nur zu verfolgen, nicht rechts, nicht links abzuweichen, dann werden Sie Ihr Ziel erreichen.«

»Ich danke Ihnen herzlich für Ihre vielen Bemühungen, sagte mit bewegter Stimme der Maler. »Darf ich Ihnen auch wie Ihrer Mutter die Hand zum Abschied bieten?«

»Warum nicht?« entgegnete Alwining, leicht erröthend und schon die so schön geformte Hand hinstreckend.

Der Maler ergriff sie, hielt sie einen Augenblick fest und sagte mit seiner helltönenden Stimme: »Das war ein schöner Tag! Also auf morgen!«

Nach diesen Worten ließ er die Hand los und bald darauf sprang das schöne Mädchen hurtig den steilen Felspfad hinab, während der Maler sich nordwärts wandte und dem laut bellenden Türk langsam nachfolgte. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre vielen Bemühungen

ZWEITES KAPITEL. AUS DEN STUDIEN DES MALERS  
ENTWICKELN SICH STUDIEN DES MENSCHEN.

Langsam, immer langsamer setzte der Wanderer seinen einsamen Weg fort; auf dem Hinwege hatte er gepfiffen und gesungen, auf dem Rückwege war er still, denn er hatte mit einem Mal unglaublich viel zu denken. Sein ganzes Innere war in eine Art wogenden Aufruhrs gerathen und nicht nur der Künstler in ihm, auch der Mensch war beschäftigt, bemüht, aus den vielfach verworrenen Fäden, die ihn umsponnen, sich loszuwickeln und, wenn nicht über sich selbst, doch über Andere in's Klare zu kommen. Aber davon war er noch weit entfernt und das gestand er sich bald selber ein.

Vor allen Dingen konnte er sich Eins nicht erklären und darüber mußte er jedenfalls am nächsten Tage Erkundigungen einziehen. Wenn auch die Schönheit des so glücklich aufgefundenen Mädchens, die Zartheit ihrer Hände, der Geschmack in ihrer Kleidung, verbunden mit der im Hause überall wahrgenommenen Wohlhabenheit mit ihrer äußeren Lage in keinem offenbaren Widerspruch stand – denn warum sollte ein Mädchen auch der untersten Volksklasse nicht überaus schön sein können? – so ging doch die Bildung, die sie in ihren Gesprächen verrathen, das geistige Sprühen ihres Auges, vereint mit einem eben so lieblichen wie klugen Lächeln und der Ausdruck ihrer Sprache bei Weitem über ihre Verhältnisse hinaus und es lag die Vermuthung nicht fern, daß sie

sich früher wohl in anderen Lebenslagen befunden haben müsse, als in welcher sie der Maler an diesem Tage getroffen.

Mit diesem auffallenden Bildungsgrade fiel noch ein Anderes zusammen und verstärkte den Verdacht des jungen Mannes noch mehr, und das war das eigenthümliche Wesen der Mutter, die ihm den Eindruck gemacht, als habe sie irgend eine wunde Stelle in ihrem Gewissen, als bebe sie vor der Berührung mit fremden Menschen zurück, die sich in das Geheimniß ihres Lebens drängen könnten. Denn warum erschrak sie so sichtbar, als sie des harmlosen Gastes ansichtig wurde, warum war sie so oft in trübe Gedanken versunken, wenn von ganz gleichgültigen Dingen gesprochen wurde, warum erwähnte sie ihres Mannes so häufig und stets mit dem Ausdruck einer inneren Angst und Besorgniß?

Daß dahinter etwas Anderes stecke, hatte der geistig so regsame und auf jeden Wechsel der Physiognomie eines Menschen genau achtende Maler sehr leicht entdeckt, und wenn dies Geheimniß auch nur wenig Angenehmes verhieß, es reizte ihn dergestalt, daß er sich fest in den Kopf setzte, es so bald wie möglich zu ergründen. Aber das Alles war es nicht allein, was seine Seele in ein solches Fluthen brachte, nein, es war die wunderbare Aehnlichkeit des Mädchens mit jener Dame, der er vor zwei Jahren auf der Reise begegnet war. Diese Aehnlichkeit konnte ganz zufällig sein, und gewiß war sie es auch, aber unsern Freund, der für Dergleichen Augen hatte, beschäftigte sie jetzt, da er sie nicht mehr vor sich sah, noch

viel mehr als vorher, wo ihre Gegenwart die Gedanken darüber aus seinem Hirn verdrängt hatte.

»Ich werde sie zeichnen,« sagte er sich schließlich, »genau nach der Natur, wie sie so hold und lieblich sich meinen Blicken darstellt, und werde nicht dabei an jenes Bild denken, dessen einzelne Züge ich so genau im Kopfe trage, als hätte ich sie erst gestern gesehen. Wenn ich auch diese zweite Rügianische Schöne auf dem Papiere habe, werde ich Beider Züge vergleichen und dann – ja dann werde ich gewiß Unterschiede auffinden, die mir beim ersten Anblick nicht aufgefallen sind.«

Mit solcherlei Gedanken und Vorsätzen beschäftigt, langte er endlich auf Stubbenkammer an, wo er erst merkte, daß der Abend schon weit vorgeschritten und die Sonne bereits hinter den Wipfeln der Stubnitz verschwunden war. Aus seinem träumerischen Sinnen aber wurde er erst ganz erweckt, als er dicht vor dem Hause den Wirth stehen und ihn mit seinem gewöhnlichen heiteren Lächeln erwarten sah, nachdem er bereits den vorausgeeilten Türk mit Liebkosungen überschüttet hatte.

»Na,« rief der freundliche Mann, »was sagen Sie nun, Herr Markholm? Hat der Hund die Probe bestanden und treulich bei Ihnen ausgehalten?«

»Sie haben Recht gehabt,« erwiderte der Maler, »Türk hat sich vortrefflich bewährt in allen Dingen, *das* Zeugniß kann ich ihm ausstellen, und außerdem bin ich ihm zu



großem Danke verpflichtet, Sie hätten mir keinen besseren Führer in die Schluchten und Windungen des Gebirgs mitgeben können.«

»Ich wußte es wohl. Aber was hat er denn so Großes ausgerichtet, daß Sie ihm zu besonderem Danke verpflichtet sind?«

»Er hat mir eine allerliebste Bekanntschaft verschafft.«

»Ohn! Wo sind Sie denn gewesen und wo haben Sie zu Mittag gespeist?«

»Am Kieler Ufer und eine reizende Hand hat mich bei Tische bedient.«

»Eine reizende Hand? Am Kieler Ufer? Ich verstehe Sie nicht.«

»Nun ja, ich bin bei dem Pächter des neuen Kreidebruchs an der Fahrnitz oder vielmehr bei seiner Frau und Tochter gewesen.«

Herr Behrendt machte große Augen. »Bei dem schwarzen Halling sind Sie gewesen?« fragte er dann verwundert.

»Ob er schwarz oder weiß ist, weiß ich nicht, denn ich habe ihn gar nicht gesehen; aber seine Tochter ist wenigstens blond und so wunderbar schön blond, daß man nichts Schöneres sehen kann und Sie wissen, ich verstehe mich darauf.«

»So, so! Nun, die Frau und ihre Tochter kenne ich nicht, aber der Mann ist mir bekannt, ja!«

Herr Behrendt sprach dies mit einem so ungewöhnlich ernstern Gesicht, daß es dem Maler auffallen mußte. »Was

ist er für ein Mann, dieser schwarze Halling, wie Sie sagen?« fragte er.

Herr Behrendt führte seinen Gast etwas abseits unter die Bäumen, wo Niemand ihn hören konnte, und da sagte er: »Ich will Ihnen mit kurzen Worten erzählen, wie ich den Mann kennen gelernt habe, und daraus werden Sie schließen können, was er werth ist. Von dem neuen Kreidebruch an der Fahrnitz war schon lange die Rede, aber wegen der abgelegenen Lage wollte sich kein Pächter dazu finden. Endlich kommt dieser Mann, zeigt gute Papiere vor, legitimirt sich als ein gewisser Halling, der früher in Schleswig oder Jütland gewohnt, diese und jene Geschäfte gemacht, und aus Allem, was er darbringt, sieht man, daß er ein gewiegter Kunde ist, obwohl er ein abstoßendes Aeußere hat. Nach langen Verhandlungen wird ihm der Bruch zugesprochen und Halling setzte seine Bedingung durch, sich in der Kieler Schlucht anbauen zu dürfen. Das hätte Verdacht erregen sollen – ich sage das Ihnen unter vier Augen – denn ein Mann, der Schiffe besitzt und einen so einsamen Ort zur Ansiedelung wählt, wo die Ueberwachung so schwer fällt, muß seine besonderen Gründe zu einem solchen Beginnen haben. Indessen, der Bruch liegt in der Nähe und so hat man wahrscheinlich des leidigen Pachtzinses wegen die Augen zugedrückt. Genug, der Mann baute das Haus und zog vor zwei Monaten mit Hab' und Gut ein. So weit das Allgemeine – jetzt kommt das Besondere.

Als er kaum zwei Tage an Ort und Stelle wohnte, kam er nach Stubbenkammer, angeblich um mir seinen nachbarlichen Besuch zu machen, augenscheinlich aber, um mich für gewisse Fälle zu sondiren. Es war damals kein Besuch im Hause und ich ging, mich langweilend, hier vor der Thür spazieren. Da sah ich den Mann von dort unten herauf kommen, den Königsstuhl besteigen und sich lange nach allen Seiten umschauen. Obgleich er sich in sehr anständige Kleider geworfen, um einen guten Eindruck hervorzubringen, so sah man ihm doch seine untergeordnete Stellung auf den ersten Blick an; er war halb Bauer, halb Schiffer, trotz seines neuen Hutes und städtischen Rockes. Als er sich endlich dort oben satt gesehen, kam er zu mir herab und stellte sich vor. Ich lud ihn ein, näher zu treten, und da forderte er gleich eine gute Flasche Rothwein, ohne abzuwarten, ob ich ihm nicht als Nachbar ein Glas von selbst vorsetzen würde. Er erhielt was er verlangte und da zog er eine volle Börse und legte einen dänischen Doppelfuchs auf den Tisch. Er wollte also auch zeigen, daß er Geld habe. Ich nahm das Goldstück und wechselte es. Er trank rasch die Flasche leer, wie ein Mann, der nicht viel Zeit übrig hat, dann trat er dicht zu mir heran an's Fenster, an dem ich lehnte, und sagte flüsternd: Woher beziehen Sie Ihren Wein? – Ich erwiderte ihm: aus Stettin und Stralsund. – Da schüttelte er griesgrämig den Kopf, geberdete sich als Kenner und sagte: O, aus diesen Städten können Sie auf keinen guten und *billigen* Wein rechnen. Wollen Sie es einmal versuchen, ihn aus *erster* Hand zu beziehen?

Ich verstand sein schmunzelndes Lächeln und seinen spitzen Blick sehr wohl. Ich danke für die *erste* Hand, erwiderte ich, und die *zweite* ist mir lieber, wenn sie auch theurer ist.

O, rief er pfeffig, denn der Kerl hat eine feine Spürnase und roch, daß er vorlaut gewesen, Sie werden doch Spaß verstehen, ich beziehe meinen Wein auch aus Stralsund. Und damit gute Nacht, wir wollen gute Nachbarschaft halten! – Sehen Sie, das war Herr Halling, der neue Pächter des Kreidebruchs an der Fahrnitz; die Leute nennen ihn wegen seines dunklen Gesichts und seiner schwarzen Haare den schwarzen Halling. Seit jenem Tage ist er nicht wieder hier gewesen und seine erste Unterhaltung mit mir ist auch daran schuld, daß ich, der ich doch sonst so gern in alle Winkel krieche, sein Haus und also auch seine schöne Tochter noch nicht gesehen habe.«

Heinrich Markholm hörte diese Erzählung ruhig an. »Aha,« sagte er endlich, »ich verstehe und das ist wohl möglich. Aber seine Tochter ist darum doch schön und da ich mit dem schwarzen Halling nichts zu thun habe, werde ich sie morgen wieder besuchen.«

»Das verdenke ich Ihnen auch gar nicht. Was wissen die Kinder, was ihre Väter treiben, haha! – Doch, wollen Sie fort?«

»Sogleich; ich möchte nicht gern zu spät auf Grünthal ankommen.«

Zehn Minuten später stand der Schimmel gesattelt vor der Thür; der Maler nahm vom Wirth und Türk Abschied und trabte hastig von dannen, denn sein Gewissen drückte ihn etwas, einen vielleicht zu ausgedehnten Gebrauch von seines Wirthes edelmüthiger Gastfreundschaft gemacht und sein Ausbleiben etwas zu weit hinausgezogen zu haben. Das eben Gehörte kümmerte ihn dagegen nicht sehr, im Gegentheil, es gab ihm manchen Aufschluß; daß aber Alwining keine Mitwisserin oder gar Theilnehmerin der Handlungen ihres Vaters sei, das – so sagte er sich wenigstens – wollte er mit Lanze und Schwert wie ein Ritter des Mittelalters gegen jeden Verläumder vertheidigen.

In etwas lebhaftere Stimmung hatte ihn aber die Mittheilung des Wirths doch wieder gesetzt und so kam er heiter und vergnügt auf Grünthal an, wo er von Jochen herzlich bewillkommnet wurde, der ihm den Schimmel abnahm und sagte: der Herr sitze in seiner Stube und erwarte ihn gewiß schon lange.

Dies war auch der Fall. Alfred Brunst war vor zwei Stunden von Wittow nach Hause gekommen und hatte sich gar nicht gewundert, zu hören, daß sein Gast noch nicht daheim sei. Er hatte allein zu Abend gegessen, sich dann im bequemen Hausrock auf das Sopha gesetzt, um die Zeitung zu lesen, und erwartete nun mit einiger Spannung die Ankunft des Malers.

Das Bellen der Hunde auf dem Hofe und Jochen's laute Begrüßung verkündete dieselbe. Als Heinrich Markholm in das erste Zimmer trat, kam Frau Albrecht herbei und

erkundigte sich nach dem Appetit ihres Gastes. Auf die Erwiderung, daß derselbe in bester Verfassung sei, wollte sie eben davoneilen, als ihr Herr klingelte.

Sie trat mit dem Maler zugleich bei ihm ein und vernahm den Befehl, für Herrn Markholm in des Herrn Zimmer zu decken, dann könne Letzterer auf seinem Sopha bleiben und zugleich die Gesellschaft des Ersteren genießen.

Als Frau Albrecht das Zimmer verlassen, wandte sich Herr Brunst mit seinem gewöhnlichen herzlichen Lächeln zu seinem Gaste. »Da sind Sie also,« sagte er, ihm die Hand darreichend, »das ist gut, Haben Sie sich amüsirt?«

»Vortrefflich – ja, ich habe einen genußreichen Tag gehabt.«

»Das kann ich mir denken. Wo sind Sie gewesen?«

Heinrich Markholm begann seine Erlebnisse von Anfang an vorzutragen; mit seiner gewöhnlichen Offenheit berichtete er jeden einzelnen Vorfall, mit dem Hunde sowohl wie mit den Bewohnern des Häuschens in der Kieler Schlucht, und dabei sprach er mit solcher unwillkürlichen Lebhaftigkeit von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Alwine Halling's, daß sein Zuhörer nicht zweifeln durfte, das empfängliche Gemüth des Künstlers habe einen tiefen Eindruck empfangen, was dieser auch keineswegs läugnete, indem er als Grund seines Interesses namentlich den Umstand hervorhob, daß ihn die Tochter des Pächters durch ihre Aehnlichkeit nur zu sehr an eine Dame erinnert habe, der er auf einer früheren Reise begegnet sei.

»Nun das muß ich sagen,« rief sein Wirth halb im Ernste halb im Scherze aus, »das ist ja ein ordentliches Abenteuer! Sie sind ein Glückskind, nur Ihnen allein kann so etwas begegnen. Doch das ist mir nichts Neues. Leute von Ihrem Alter und Ihren Verhältnissen müssen auf die Gunst des Zufalls rechnen – ohne Zweifel sind Sie mit der Ihnen widerfahrenen Gunst zufrieden?«

»Gewiß, Herr Brunst, ich bin sogar dankbar dafür, denn ich habe sehr hübsche Studien gemacht.«

»Die Sie ohne Zweifel morgen in der Kieler Schlucht fortsetzen werden?«

Diese mit einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit, in die sich gleichwohl einige Ironie mischte, gesprochenen Worte brachten den Maler unwillkürlich zum Lachen, dennoch erröthete er, daß sein Wirth seine Absichten so bald durchschaut. »Ja,« sagte er ehrlich, »ich ginge gewiß sehr bald wieder hin und muß es sogar, da ich mein Buch in dem Hause zurückgelassen habe.«

»Das ist Recht. Gehen Sie. Solch' ein unschuldiges Vergnügen paßt für einen Künstler.«

»O ja,« entgegnete der Maler mit einigem Bedacht, »aber es knüpft sich an diese Geschichte noch eine andere, die mir nicht so gefällt.«

»Erzählen Sie; Sie verstehen es, mich neugierig zu machen.«

Heinrich Markholm erzählte nun in seiner ehrlichen Weile, was ihm der Wirth auf Stubbenkammer über den Pächter des Kreidebruchs mitgetheilt. Als er damit zu Ende gekommen, rief Herr Brunst lebhaft aus:

»Oho! Das ist hier auch nichts Neues. Aber der Mann mag sich in Acht nehmen! Unsere Steuerbeamten lassen nicht mit sich spaßen. Nun, Sie berührt das nicht, denke ich. Sie werden doch keinen Wein aus *erster* Hand beziehen wollen, Ihnen ist eine andre Waare in des Pächters Besitz lieber, wie es scheint.«

Beide lachten. »Wissen Sie was?« rief der Gutsherr von Grünthal plötzlich, den die Mittheilungen seines Gastes in die beste Laune versetzt, »Sie haben sich heute sehr angestrengt und ich habe Lust, eine halbe Stunde über meine gewöhnliche Zeit mit Ihnen zu plaudern. Trinken wir eine Flasche Wein aus *unsrer* ersten Hand und lassen wir die schöne Maid im Kieler Grunde und meinetwegen auch den schwarzen Halling dabei leben. Frau Albrecht! Kommen Sie einmal herein – so, bringen Sie doch eine Flasche Wein aus erster Hand!«

»Was ist das für eine, Herr Brunst?« fragte die gute Alte mit ihrem ewig dienstfertig heiteren Gesicht.

Beide Männer lachten wieder, wobei die alte Frau ganz verlegen wurde. »Ich meine eine von der besten Sorte!« sagte ihr Herr. »Verstanden?«

Nach wenigen Minuten standen Flasche und Gläser auf dem Tische und bald hatten die beiden Männer ihren Vorsatz ausgeführt und auf das Wohl der schönen Alwinning ein Glas geleert. »Hören Sie,« sagte der Wirth darauf zu seinem Gaste, »ich bin auf die fernere Entwicklung dieses Abenteuers recht gespannt. Bei Gelegenheit werde ich auch einmal die Kieler Schlucht besuchen, das heißt – fürchten Sie nichts – nicht mit Ihnen zugleich,



ich würde nur stören, sondern allein. Ich werde mir die Pächterstochter ansehen und Ihnen dann meine Meinung sagen.«

»Soll ich sie Ihnen vielleicht zeichnen, damit Sie sie schon vorher sehen?«

»O, o, das wird nur zu bald geschehen; aber für sich selbst, mein junger Freund, mögen Sie es immerhin thun. Ein Maler wie Sie pflegt damit nicht lange zu zaudern.«

Heinrich Markholm fühlte sich durch diese Worte betroffen, er hatte wirklich die Absicht gehabt, Alwine Halting nach der Natur zu zeichnen, wenn auch nur, wie er sagte, um von ihr eine Erinnerung wie von seiner ersten Reisebekanntschaft zu besitzen. Hierüber in Gedanken gerathend, schwieg er eine Weile und sah vor sich nieder, wobei er nicht bemerkte, daß das scharfe Auge seines Wirthes forschend auf seinen wohlgebildeten Zügen ruhte.

Plötzlich fuhr der Maler wie aus einem Traume empor. »Sagen Sie, Herr Brunst,« fragte er mit leise bebender Stimme, als ob diese Frage mit seinen innersten Empfindungen im Zusammenhang stehe, »aber Sie müssen mir auch diese Frage nicht übel deuten – warum haben Sie und Ihre beiden Freunde sich nicht verheirathet? Sie sind alle Drei Männer von Vermögen und Herz und nach meiner Ansicht der Dinge hätten Sie dadurch nur Ihr Glück vermehren können.«

Alfred Brunst hörte kaum diese Worte zu Ende sprechen, so brach er auch schon in ein schallendes Gelächter

aus, was den Maler ganz verwirrt machte, da er sich den Grund desselben nicht zu erklären vermochte.

»Was,« rief Ersterer, sind Sie wirklich auch von dem Weiberteufel im Ernste besessen? Beinahe konnte ich mir es denken, da Ihr Blut so leicht durch Ihre Adern fließt. Haha! Das ist doch zu spaßhaft! Kaum haben Sie ein hübsches Gesicht gesehen, so fällt Ihnen auch schon das Heirathen ein. Haha! Das ist fast zu rasch gegangen.«

»Erlauben Sie,« fuhr der Maler eifrig fort, dessen Gesicht jetzt eine dunkle Röthe überzog, »Sie haben mich vielleicht falsch verstanden. Nur durch eine Ideenverbindung bin ich auf den Gedanken und die sich daran knüpfende Frage gerathen.«

»Nun ja, das ist es ja, über diese Ideenverbindung lache ich eben, sie fördert so manches Seltsame und Spaßhafte zu Tage, und das hier ist in der That seltsam und spaßhaft genug. Doch,« fuhr er ernster fort, da er die steigende Verlegenheit des jungen Freundes bemerkte, »Sie haben da einen Punkt berührt, der auch seine ernsten Seiten hat, und Sie sind nicht der Erste, der mir diese Frage verlegt. Ich will Ihnen eine Antwort darauf geben und wenn Sie darin etwas finden, was Sie für jetzt oder künftig gebrauchen können, so bewahren Sie es im Gedächtnisse auf. Sie fragen mich, warum meine Freunde und ich sich nicht verheirathet hätten? Ich könnte Ihnen sagen, wie so viele Männer denken und es sogar aussprechen, wenn sie aufrichtig sind, daß mich und eben so meine Freunde die Wandelbarkeit des weiblichen Wesens

zurückgeschreckt hat. Die in der Jugend schönsten Mädchen werden oft schon im mittleren Lebensalter häßlich, die geistreichsten nüchtern, die sanftesten zänkisch, keifend, neidisch und unausstehlich, und kein Mensch ist sicher, daß ihm dergleichen nicht begegnet. Allein das wäre nur ein untergeordneter Grund, der mich und auch die Andern nicht zurückgeschreckt hätte, und so will ich Ihnen einen zweiten anführen, der schon wichtiger ist. Wenn Sie sich in der Welt umsehen, so werden Sie finden, daß die Gegenwart nicht dazu angethan ist, mit vollem Vertrauen auf die Dauer guter Zeiten einen so engen Bund zu schließen. Eine Ehe ist immer ein ernstes Ding und will vielfach bedacht sein. Sehen Sie, ich bin jetzt wohlhabend und habe keine Sorge oder mache mir wenigstens keine. Ich liebe es nicht, dahin zu arbeiten, daß mein Besitz vermehrt werde; ich habe es nie geliebt, des reinen Besitzes wegen zu schaffen und zu wirken. Hätte ich nun aber eine Frau, so gestaltete sich mein Verhältniß ganz anders. Die Frauen heutiger Zeit sind voller Ansprüche. Sie begnügen sich selten mit dem, was sie haben, sie verlangen täglich mehr, indem sie andere mehr besitzen sehen. Ich würde einer Frau aber, die ich liebte, nichts verweigern können, ich würde ihr Alles geben, was ich habe, und da sie noch mehr begehren würde, müßte ich um den leidigen Besitz zu arbeiten anfangen, abgesehen davon, daß die anderweitige Verwendung meiner Mittel, die ich nicht für mich selbst gebrauche, unterbleiben müßte und ich meinen Ideen darin nicht folgen könnte.

Allein auch dieser Grund war nicht wichtig genug, um mich und meine Freunde von der Ehe abzuschrecken, da es ja gewiß noch gute Frauen giebt, die sich in ihre Lage bei uns zu finden verständen und mit einem bescheidenen Erdenloose zufrieden wären – ich wenigstens habe, so wenig ich mich darum bekümmere, die gute Meinung von dem schönen Geschlecht, daß es Mädchen giebt, die vernünftig genug sind, einen verständigen Mann durch ihre guten Eigenschaften beglücken, nicht aber ihn beherrschen und leiten zu wollen.

Der wichtigste Grund nun, der uns von der Ehe zurückgehalten hat – und wir Drei haben uns oft darüber gründlich ausgesprochen – war unsere langjährige und innige Freundschaft, eine Freundschaft, die uns über Alles geht. Wie nun, mein Freund, wenn Einer von uns oder wir alle Drei verheirathet wären, würde unser Bund dauern, unsere Freundschaft beständig sein und bleiben können? Ich glaube das nicht. Denn unsere Frauen müßten dann unter einander einig sein wie wir Männer es sind, und das, mein junger Freund, ist eine Aufgabe, die wenige Frauen lösen dürften. Wären sie es nicht, so wäre unser Bund selbst gesprengt und das, das wollten wir vermeiden, da Keiner von uns im Stande zu sein glaubt, drei für uns und unsere Verhältnisse passende Frauen aufzufinden. Unter solchen Umständen sind wir alle Drei unbeweibt geblieben und ich wenigstens habe es nie bereut, da ich mich in meiner gegenwärtigen Lage ganz glücklich fühle. – So, nun wissen Sie es. Trinken Sie Ihr Glas aus und legen Sie

sich zu Bett, *ohne* an's Heirathen zu denken, was schlaflose Nächte macht. Ich weiß es. Und Ihnen wünsche ich vor Allen eine recht gute – da Sie morgen so früh wieder – an die Arbeit müssen. Haha! Sie verstehen mich, gute Nacht!«

Nach diesen Worten trennten sich die beiden Männer; Alfred Brunst, um sogleich in den festesten und ruhigsten Schlaf zu sinken, Heinrich Markholm dagegen, um trotz der gutgemeinten Mahnung wenigstens eine Stunde lang nachzudenken, ob sein Wirth Recht oder Unrecht habe, wonach er endlich zu dem Resultate gelangte, daß derselbe für seine Person Recht haben möge, daß aber andere Menschen wohl von andren Principien geleitet werden könnten. Ob er dabei an sich selber dachte, vermögen wir beim besten Willen vor der Hand noch nicht zu verrathen.



Bald nach sechs Uhr am nächsten Morgen stand der Schimmel gesattelt vor der Thür und wenige Minuten später kam Heinrich Markholm heraus, von Alfred Brunst geleitet, der ihm in seiner scherzenden Weise so viel Vergnügen wünschte, als der Schimmel heimzutragen vermöge. »Kommen Sie stets so heiter und glücklich vom Kieler Ufer nach Grünthal zurück,« schloß er, »wir Sie es gestern waren, und vergessen Sie nicht ganz die übrige Welt, wenn Sie sich eine neue aus Rosen und – Kreide auferbauen.«

Der Maler lachte herzlich über den Humor seines Wirthes, reichte ihm die Hand und stieg auf. Als er scharf abtrabte, sagte der ihm nachsehende Gutsherr zu sich: »Der hat es eilig, der Tausend! Und doch liegt es mir in den Gliedern, als würde er auch einmal sehr langsam und bedächtig diesen Weg zurücklegen, den er jetzt nicht schnell genug verschlingen kann. Doch – ich will ihm kein Unheil prophezeihen! Ein so ehrlicher Kerl wie er lebt kaum zum zweiten Mal auf der Welt. Mag er sich bis über die Ohren verlieben, was geht es mich an, wenn diese Liebe ihn nur nicht elend macht, – und so schlimm wird es nicht werden. Da – weg ist er! Nun wollen wir an unsre Arbeit gehen!«

In raschem Trabe setzte unterdessen Heinrich Markholm seinen Weg bis dicht vor Stubbenkammer fort, erst dann fing er an langsam zu reiten, da er plötzlich eine große Hitze in und um sich wahrzunehmen begann. Und in der That regte sich kein Lüftchen in der ganzen Natur, gleichsam ermattet hingen schon am frühen Morgen die Blätter von den Zweigen und nur ein so eifriger Maler, wie Heinrich Markholm einer war, konnte mit solcher Leidenschaftlichkeit seiner Tagesarbeit entgegengehen.

In Stubbenkammer angekommen, gab er nur sein Pferd ab, ohne sich aufzuhalten. Auch Türks bedurfte er nicht mehr und so trat er mit freudigem Herzen seinen Gang an, indem er wiederum den kürzeren Weg einschlug, den er am Abend vorher gegangen war.

Als er nun so allein ging und sich die Art und Weise überdachte, wie er den heutigen Tag verbringen würde,

fiel ihm so manches Wort seines Wirths ein, das zwar wie im Scherze gesprochen war, doch nun nach der Trennung wie im Ernst wirkte und ihm Manches zu bedenken gab. Bald jedoch rang sich der natürliche Frohsinn, der in dem jugendlichen Gemüthe wohnte, wieder an die Oberfläche, und alles Bedenken und Vorurtheil gegen Dies und Das bei Seite setzend, schritt er mit froher Erwartung dem Kieler Ufer zu.

Nach einer Stunde rüstigen Gehens hatte er den Ausgang des Pfades erreicht, bis wohin ihm Alwining am vorigen Abend das Geleit gegeben, und durch diese Erinnerung schon wie an einen heimatlichen Ort sich versetzt fühlend, stieg er fröhlich den steilen engen Pfad hinab.

Sein Vorgefühl hatte ihn nicht betrogen, er konnte mit dem Empfange, der ihm zu Theil wurde, wohl zufrieden sein. Die erste Person, die er wiedersah, war Mutter Halling; sie stand in der Küche und war mit verschiedenen Vorbereitungen zum Essen am Mittag beschäftigt. Als der junge Mann rasch näher trat und ihr einen guten Morgen zurief, drehte sie sich hastig um, und als sie das bekannte freundliche Gesicht desselben sah, erheiterte sich auch das ihre, das gewöhnlich in trüben Falten lag.

»Also Sie sind wieder da,« sagte sie, nachdem sie ihm die Hand gereicht, »nun, daß Sie so früh kommen, beweist wenigstens, daß Sie sich gestern nicht gelangweilt haben, was ich schon befürchtet hatte.«

»Im Gegentheil, Frau Halling, es war gestern ein anmuthiger Tag für mich und um auch heute einen ähnlichen so lange wie möglich zu genießen, ritt ich früh

von Grünthal fort und hielt mich unterwegs keine Minute auf.«

Die offene Sprache des Redenden, die gerades Weges aus dem Herzen kam, ermuthigte die Frau des Pächters mehr und mehr; und für's Erste nicht an ihre gestrigen Besorgnisse denkend, bot sie dem Gaste eine Tasse Kaffee an. Alwining werde sogleich kommen, sagte sie, und er könne dann mit ihr in Gemeinschaft das Frühstück genießen.

Fünf Minuten später kam Alwining mit frischem Wasser von der Quelle zurück, Rosen auf den Wangen, so frisch und lustig, als wären sie eben erst aufgebläht, und das milde kluge Auge so voll eines freudigen Glanzes, daß Heinrich Markholm auch hier sah, wie willkommen er war.

Nachdem sich Beide freundlich begrüßt, brachte die Mutter das Frühstück in die Stube und nachdem die jungen Leute ihren Appetit befriedigt, äußerte der Maler den Wunsch, seine gestrige Arbeit zeitig fortzusetzen, und bat sich sein Zeichenbuch aus. Alwining erhob sich vom Stuhle und holte das Buch aus dem Kasten, in dem sie es verwahrt. Als sie es aber übergab, wallte eine höhere Röthe in ihrem Gesicht auf, die so verrätherisch sprach, daß der Maler fast errieth, was sie bedeutete.

»Sie haben in den Buche geblättert,« fragte er lächelnd, »nicht wahr?«

»Ja,« sagte sie ohne alle Ziererei, »und ich habe nicht allein Ihren Namen aus dem Buche ersehen, sondern auch, daß Sie ein tüchtiger Künstler sind.«



Der Maler erhob verwundert sein Auge, als wollte er fragen, ob sie das zu beurtheilen verstehe?

Sie verstand diesen Blick und lächelte. »Nun ja,« fuhr sie fort, »das sieht man der kleinsten Zeichnung auf den ersten Blick an, ich habe viele solcher Skizzen in früheren Zeiten betrachten können.«

»Wenn Sie erlauben, wollen wir gleich mehr darüber sprechen,« sagte er, nahm seinen Hut und fragte, ob er auf ihre Begleitung rechnen dürfe?

»Gewiß,« erwiderte sie heiter, »ohne mich können Sie die begonnene Skizze nicht fortsetzen und ich bin neugierig, die Arbeit zu sehen, wenn sie fertig ist.« Mit diesen Worten trat sie in ihr Schlafstübchen, nahm hurtig einen breitrandigen Strohhut, der sie besser gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützte, und erschien dann wieder bei ihrem Gaste, mit dem sie darauf das Haus verließ, nachdem sie der Mutter ein kurzes Lebewohl zugerufen hatte.

Seufzend stand die Mutter vor der Thür und blickte mit kummervollem Gesichte den beiden jugendlichen Gestalten nach; erst als sie im engen Hohlwege hinter dem Gebüsch verschwunden waren, kehrte sie in das Haus und zu ihrer Arbeit zurück, wo sie sich still eine Weile niedersetzte und die schmerzlichsten Thränen vergoß.

Die jungen Leute dagegen beendeten in entgegengesetzter Stimmung rasch ihren kurzen Gang, das Boot wurde wieder flott gemacht und bald trieben es Alwinning's Ruder auf dieselbe Stelle, die es schon gestern eingenommen hatte.

So finden wir sie denn in ähnlicher Lage wieder wie am Tage vorher. Der Maler zeichnete eifrig und Alwining hatte ihr Strickzeug vorgeholt, mit dem sie sich still zu schaffen machte, nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf die friedliche Umgebung und dann wieder auf ihren Gefährten werfend.

Nachdem dieser seine Arbeit, so weit sie fertig war, mit der Natur verglichen, Einiges geändert und Anderes hinzugefügt hatte, sagte er, ohne seine Augen von dem Blatte zu erheben:

»Ich hoffe, Ihre Geduld wird nicht so bald zu erschöpfen sein, ich denke heute etwas länger zu zeichnen als gestern.«

»Ich bin sehr geduldig,« erwiderte das Mädchen mit ihrer klaren Stimme, »und habe darin schon manche Prüfung bestanden.«

»Ihre Zeit erlaubt es doch auch, daß Sie hier so unthätig sitzen – zwar stricken Sie, aber das halte ich für keine ernstliche Arbeit für ein junges Mädchen, noch dazu am Morgen.«

Nach einer kleinen Pause erwiderte die Gefragte: »Meine Zeit erlaubt es, o ja, ich habe leider eigentlich nichts zu thun, wenn wir allein sind, und meine Mutter gönnt mir gern eine Abwechslung in meinem einförmigen Leben.«

»Das freut mich; Ihre Mutter scheint überhaupt eine sehr thätige und verständige Frau zu sein, obwohl sie meist etwas trübe aus den Augen sieht und sogar gestern

bei meiner Ankunft einen ungeladenen Gast nicht gern zu sehen schien.«

»Verkennen Sie meine gute Mutter nicht, Herr Markholm. Es ist wahr, sie macht bisweilen ein ängstliches Gesicht und hat auch wohl Grund dazu. Sie hat seit vielen Jahren ein durchaus abhängiges Leben geführt, selten frei nach Gefallen sich regen dürfen und manches Leid erfahren. Sie hätte das nicht vermocht, wenn ihr die Natur nicht ein so frommes und geduldiges Gemüth gegeben hätte, das auch das Bitterste ertragen kann, ohne einmal zu murren.«

»Hat Ihr Vater ein eben so geduldiges Gemüth?« fragte der Maler, sich tiefer über seine Arbeit beugend.

Das Mädchen antwortete nicht gleich, dann aber sagte es mit ungemein ernster Miene: »Wenn Sie ihn kennen lernten, würden Sie das gewiß sehr bald erfahren. Er pflegt selten Jemanden seine wahre Meinung zu verhehlen.«

»Dann hat er einen offenen Charakter, nicht wahr?«

»In seiner Art – ja!« tönte es langsam und beklommen aus der Brust des Mädchens hervor.

Heinrich Markholm glaubte zu erkennen, daß dies Gespräch seiner Gefährtin nicht ganz angenehm sei, er wechselte daher den Gegenstand und sagte: »Ich möchte wohl den Gang Ihrer Erziehung übersehen können! Offenbar haben Sie nicht immer in einer so abgelegenen Gegend gelebt und Ihr Schulunterricht hat vielleicht ein anderes Ziel im Auge gehabt?«

»Dann haben Sie Recht,« erwiderte Alwining mit belebtem Wesen. »Sie haben das also erkannt?«

»O,« rief der Maler und erhob sein Gesicht rasch zu dem seiner Gefährtin, »das mich erkennen zu lassen, haben nur wenige Worte von Ihnen hingereicht.«

Jetzt blickte Alwine Halling tiefer auf ihre Arbeit, als wäre ihr eine Masche entfallen, und als sie die Augen nach einer Weile wieder erhob, spiegelten sie sichtbar die freudige Bewegung ab, die diese Worte in ihrem Herzen hervorgerufen hatten.

»Darf ich Sie wohl fragen,« fuhr der Maler mit herzlichem Antheil in Miene und Ausdruck der Stimme fort, »wo und wie Sie erzogen worden sind? Auch Ihnen erlaube ich, Fragen an mich zu richten, so viel Sie wollen.«

»Ach,« sagte das Mädchen, »ich habe keine ähnliche Frage an Sie zu richten, aber ich wüßte keinen Grund, der mich verhinderte, Ihnen die Ihrige zu beantworten. So viel ich weiß, wohnten meine Eltern in der Nähe der jütischen Gränze, wo meine Mutter ein kleines, von ihrem Vater ererbtes Bauerngut besaß. Mein Vater betrieb Ackerbau und Fischerei. Seine Verhältnisse können nicht schlecht gewesen sein, obwohl er sich nie lange an einem Orte aufhielt und unruhig hin- und herreiste, neben jenen Geschäften auch vielerlei andere betrieb. Doch davon weiß ich nicht viel. Von meiner Mutter bin ich immer sehr milde behandelt worden. Sie kleidete und nährte mich gut, und da sie keine anderen Kinder hatte, war ich ihr Liebling und Augentrost. Ich habe sie stets mehr weinen als lachen gesehen und ich glaube, sie hatte

schon Kummer, als ich noch zu jung war, um einen Unterschied zwischen Freude und dem Gegentheil machen zu können. Vielleicht trug dazu viel der Unterschied der Abstammung meiner Eltern bei. Meine Mutter war eine Dänin und mein Vater ein Deutscher, und von letzterem hat Jene erst die deutsche Sprache erlernt. Ich selbst habe nie Dänisch sprechen dürfen, denn meinem Vater war diese Sprache wie das ganze Volk meiner Mutter verhaßt. Ich wurde daher von allem Umgang mit dänischen Kindern fern gehalten, und so bin ich schon in der Jugend einsam erzogen worden. Was aus mir und meiner Bildung geworden wäre, weiß ich nicht, wenn nicht die Vorsehung sich meiner angenommen und mich in ganz andere Verhältnisse gebracht hätte. Mein Vater streifte gerade damals – ich mag etwa zehn Jahre alt gewesen sein – weit und breit umher und noch seltener als jetzt ward er zu Hause gesehen. Der Umgang mit Schiffern und ähnlichen Leuten machte ihn rauher und kälter, als er schon von Natur war, und wenn er einmal nach Hause kam, behandelte er nicht nur meine Mutter, sondern auch mich etwas unsanfter, als es sonst Väter gegen ihre Frauen und Kinder zu thun pflegen, namentlich wenn sie sie selten sehen.

Eines Tages nun erhielten wir Besuch aus Habersleben, als gerade mein Vater zu Hause und sehr aufgebracht gegen mich war. Was ich begangen hatte, weiß ich nicht mehr, doch das weiß ich sehr wohl, er strafte mich überaus hart, als gerade jener Besuch kam. Es war der Mann der verstorbenen Schwester meiner Mutter, der in Hadersleben Vorsteher einer Mädchenschule war, die

damals in sehr gutem Rufe stand. Meine Mutter wandte sich an diesen guten Mann mit der Bitte, mich mit sich nach Hadersleben zu nehmen und zu unterrichten. Als mein Oheim mit seinem Vorschlage beim Vater zum Vorschein kam, erfolgte eine heftige Scene. Der Oheim aber war ein energischer Mann; er begab sich zu meinem Vater in's Zimmer und sprach eine ganze Stunde mit ihm. Als er wieder herauskam, sah er ungemein erregt aber doch glücklich aus, der Vater dagegen war finsterer als je und hieß mich gehen, wohin meine Mutter es haben wolle.

So kam ich nach Hadersleben, wo ich bis vor zwei Jahren blieb. Ich führte ein außerordentlich glückliches Leben und wäre gern immer dort geblieben. Mein Oheim war ein edler und sehr unterrichteter Mann, dem ich alle meine Kenntnisse verdanke und der mich in meinem Wunsche bestärkte, mich zur Erzieherin auszubilden, um auf diese Weise in Verhältnisse zu gerathen, die meiner Neigung mehr entsprächen, als der Aufenthalt auf dem einsamen Hofe meines Vaters. Ich durfte damals städtische Kleider tragen und ward wie das eigene Kind des Hauses gehalten.

Lassen Sie mich über diesen wohlthätigen Sonnenschein in meinem Leben rasch hinweggehen, er sollte unverhofft einer trüberen Lebenszeit weichen. Mein Oheim starb in der Blüthe seiner Jahre; und trotz meiner Bitten, die einmal betretene Laufbahn verfolgen zu dürfen, ward ich durch einen Befehl meines strengen Vaters nach Hause beschieden. Hier fand ich zu meiner Ueberraschung

sehr Vieles verändert. Die Umstände meines Vaters schienen sich um ein Bedeutendes gebessert zu haben, er hatte ein größeres Gut gepachtet, und hätte gewiß ganz glücklich dabei leben können; allein seine unstäte Lebensweise trieb ihn nur zu häufig von Hause fort, und unzufrieden mit Allem, was ihn umgab, ließ er sich in vielerlei Geschäfte ein, deren Betrieb er vielleicht nicht gewachsen war, worüber ich mich jedoch hier nicht weiter auslassen will.

Gegen mich selbst war er nicht gütiger gestimmt als früher und meiner Mutter sah ich an ihrem kummervollen Wesen an, daß sie auch nicht auf Rosen gebettet sei. Gleich am ersten Tage befahl er mir, die städtischen Kleider abzulegen und mich meinem ländlichen Stande angemessen zu kleiden. Ich sähe ihm zu vornehm aus, sagte er mit wilder Geberde, und vornehme Menschen hasse er bis in den Tod. Ich mußte gehorchen, hierin wie in vielen anderen Dingen, und wären wir, meine Mutter und ich, uns nicht so oft allein überlassen gewesen, wir würden unser Leben noch weniger erträglich gefunden haben.

Allmählig schienen die Verhältnisse meines Vaters wieder rückwärts zu geben, wenigstens ließ er uns das aus manchen rauhen Andeutungen vermuthen. Von jeher unzufrieden mit seiner Ansiedlung in Jütland, nährte er eine beinahe leidenschaftliche Sehnsucht nach seinem Vaterlande, wenigstens nahmen wir seine Ergüsse darüber so auf, und plötzlich segelte er mit einer seiner Yachten ab und kam erst vor etwa einem Jahre wieder nach Hause

zurück, ohne zu sagen, wo er gewesen und was er getrieben habe. Endlich erfuhren wir, daß uns ein Wechsel des Aufenthalts bevorstand. Er hatte neue Verbindungen angeknüpft, verschiedene Handelsgeschäfte eingeleitet und mehrere Schiffer zu seinem Dienst geworben, deren Aeußeres meiner Mutter eben so wenig wie mir behagte.

Eines Tages theilte er uns mit, daß wir nach Rügen übersiedeln würden; er hätte dort mehrere Unternehmungen begonnen, sagte er, auch ein hübsches Haus gebaut, und dahin sollten wir mit ihm reisen. Vorher jedoch müßten wir uns diesen Sommer mit einem einsamen Aufenthaltsorte begnügen, denn erst im Herbst dieses Jahres könne er auf sein neues Gut ziehen.

So wurde denn ein Theil unseres beweglichen Besitzthums auf die Yacht geladen und wir segelten nach dem Kieler Ufer, wo wir die erste Nachricht von der Pachtung des benachbarten Kreidebruchs erhielten. Seit zwei Monaten wohnen wir nun hier, eben so wenig wissend, wohin wir uns im Herbst begeben werden, als wir früher wußten, daß wir hierher zögen. Mein Vater setzt vor wie nach sein unstätes Leben fort und selten nur kommt er auf einen oder zwei Tage nach Hause, stets vorgebend, seine Geschäfte brächten das so mit sich. Ich muß glauben, daß es mit diesen Geschäften nicht recht vorwärts will, denn er ist stets übler Laune, wenn er uns besucht und nach dem Kreidebruche sieht. Auch meine Mutter befürchtet das, doch bitte ich Sie, mit ihr nicht darüber zu reden, sie leidet genug und mehr als sie blicken läßt, da sie sich, wie mir scheint, außerordentlich bemüht, selbst



mir die Tiefe und den Umfang ihres Kummers zu verbergen.

Und nun,« fuhr die Erzählende mit einer gleichsam vor innerer Beschämung tief bewegten Miene fort, »muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihre Fragen so umständlich beantwortete. Aber es thut mir wohl, einmal aus freiem Herzen mit einem gebildeten Menschen zu reden und obgleich ich Sie erst zwei Tage kenne, sind Sie doch der Erste, dem ich mein Schicksal mittheilen konnte und der mir durch seine Freundlichkeit dazu den Muth eingegeben hat.«

Alwining schwieg und vielleicht noch in den Erinnerungen ihrer besseren Tage befangen, ließ sie ihre Arbeit aus den Händen gleiten und senkte die Augen vor sich nieder in das ruhig fluthende Wasser, welches das kleine Boot leise hob und senkte. Der Maler aber hatte längst seinen Bleistift ruhen lassen und blickte mit stillem Erstaunen in das hochgeröthete Gesicht des lieblichen Mädchens, das ihm ein so großes Vertrauen bewies. Von dem Augenblicke an, wo sie die Erzählung ihrer Geschichte begann, wuchs sie in seinen Augen nach allen Richtungen und zuletzt nahm sie eine Höhe in seiner Schätzung ein, die alle seine früheren Erwartungen bei Weitem überstieg. Der ungewöhnliche Grad ihrer Bildung war ihm erklärt, ihr Leid, das sie gewiß nur in einem geringeren Maße schildert, als es wirklich war, ging allein von ihrem Vater aus, der die Erziehung und Bildung seiner Tochter nicht zu würdigen verstand, die

gegen seinen Willen so klug, so schön und so verständig geworden war.

Als der Maler so weit in seinen Gedanken und Empfindungen gekommen, erfaßte ihn eine Regung tief innigen Mitleids mit dem armen Wesen. Es däuchte ihm, als umschwebe sie ein geistiger Schimmer, eine Art verklärenden Heiligenscheins, der sie ihm immer reizender erscheinen ließ, sodaß er zuletzt ein ganz anderes Wesen als früher in ihr zu sehen glaubte. Plötzlich erfaßte ihn ein seltsames Gelüsten. Einzelne unbedeutende Worte sprechend, die sich auf die eben gehörte Erzählung bezogen, ergriff er seinen Bleistift, schlug in dem Skizzenbuche ein bald gefundenes Blatt auf und fing mit raschen Zügen an zu zeichnen. Es liegt sehr nahe, zu errathen, was er zeichnete. Es war das Portrait Alwinings's, wie er sie in diesem Augenblicke in seinem poetisch angeregten Geiste vor sich sah. Aber es hatte noch eine besondere Bewandniß mit dieser Arbeit. Er hatte die gegenüberstehende Seite des Blattes gewählt, welches das Bild seiner früheren Reisegefährtin einnahm, aber mit wie ganz anderen Empfindungen ergriff er die neue Arbeit, als er einst die alte ergriffen! Das Portrait jener Dame hatte er mit ungemeiner Sorgfalt entworfen, Strich für Strich bewies eine höchst saubere und fast mühsame Ausführung, wie etwa ein kunstgebildeter Dilettant auch kleine Gegenstände mit großem Aufwand von Kraft darstellt. Das Portrait dagegen, welches er jetzt zeichnete, entwarf er mit kühnen, markigen Strichen, – mit einer wahren Leidenschaft floß es aus seinem Innern, als wäre

es längst darin eingebürgert, und zuletzt hatte er eine Arbeit vollendet, wie sie nur ein genialer Meister vollführt, wenn Herz und Geist in Gemeinschaft sich der Fülle ihres Stoffes entladen.

Endlich war er fertig, wenigstens im Allgemeinen. Eben wollte er den Anker beben, um an das Land zurückzukehren, als Frau Halling am Ufer erschien und sich nach den beiden jungen Leuten umschaute. Still ruderte nun Alwining das Boot dem Strande zu, und nachdem es auf seinem gewöhnlichen Platze geborgen, bat der Maler die Frauen, langsam nach Hause zu gehen, er werde nachfolgen, sobald seine Zeichnung beendet sei.

Als Beide ihm gewillfahrt, setzte er sich auf einen Stein am Strande nieder und fügte dem neuen Portrait die letzten feineren Züge hinzu, und als er es dann betrachtete, war ein Wohlgefallen auf seinen Mienen zu lesen, die noch niemals Jemand daraus wahrgenommen hatte. Rasch verglich er nun die beiden Gesichter mit einander, was er vorher auf jede Weise vermieden, und auch jetzt fand er auf dem Papier wie im Leben die schon erwähnten Aehnlichkeiten heraus. Allerdings war der Ausdruck der beiden Gesichter ein sehr verschiedener. Die Dame vom Rhein hatte mehr jenes schon erwähnte Gepräge der feinen geselligen Bildung, welches aus dem gewählten Umgang und einer stets gleichartigen Beschäftigung entspringt und wie ein unbeschreiblicher Hauch manche Gesichter gleichsam mit einem künstlichen Firniß überzieht, der einem natürlich gebildeten Menschen

nicht immer behagt, am wenigsten aber dem Künstler zusagt. Mit diesem Ausdrucke war eine scharf aristokratische Färbung im Blick und namentlich in der Haltung verbunden. Alwine Halling dagegen war kräftiger, selbstständiger, natürlicher, abgesehen davon, daß schon ihre Formen entwickelter und gleichsam auch für das Auge des Malers künstlerisch vollendeter waren. Statt jenes vornehmen Ausdrucks lag ein feiner zarter Schmelz in ihren Augen, der das unausgesprochene Leid im Herzen verrieth und eine unglaubliche Anziehungskraft, namentlich auf empfindsame Gemüther ausübt, besonders wenn – wie hier – die Herzensbildung mit der des Geistes gleichen Schritt gehalten hat.



Der zweite Mittag ging in dem kleinen Häuschen wie der erste hin. Der Gast hatte sich keineswegs über ein zu kärgliches Mahl zu beklagen und wenn auch die Unterhaltung in Folge des vorher geführten ernststen Gespräches nicht so heiter und unbefangen floß, wie am vorigen Tage, so war doch ein ausgesprochenes Bewußtsein auf beiden Seiten vorhanden, daß man sich seit gestern um ein Bedeutendes näher gerückt sei, was immer, wenn die Bekanntschaft eine angenehme ist, eine gewisse innere Behaglichkeit zur Folge hat, die auch hier aus den glänzenden Augen des Malers wie aus den befriedigten Blicken der Tochter des Pächters zu sprühen schien.

Am Nachmittage blieb man im Schatten des Waldes sitzen, da die Hitze das Gehen und Bergsteigen beschwerlich machte, und als Alwining aus irgend einem Grunde die Mutter und den zeichnenden Gast verließ, benutzte dieser die Gelegenheit, um mit jener ein paar Worte zu reden, die ihm schon lange auf der Seele gebrannt hatten.

»Frau Halling,« sagte er, die Hand der ihn verwundert anblickenden Frau fassend, »es gefällt mir ungemein bei Ihnen und Ihrer Tochter, und es drängt mich, die Bitte auszusprechen, mir zu erlauben, Sie so oft zu besuchen, wie es geht, so lange ich in Ihrer Nähe lebe. Ich bin aus dem einzigen Grunde nach Rügen gekommen, um mich zu zerstreuen, zu erheitern und nebenbei Stoff zu neuen Arbeiten zu sammeln. Sehen Sie, alles dies habe ich bei Ihnen gefunden, und da ich nicht weit von hier auf dem Gute Grünthal hinter Stubbenkammer bei einem edlen Manne wohne, der mir volle Freiheit gewährt, meinen Neigungen nachzugehen, so hindert mich wenigstens nichts daran, Sie recht häufig zu besuchen, und es kommt nur darauf an, daß auch Sie damit einverstanden sind.«

Als Heinrich Markholm zu reden anfing, hatte die Frau den Kopf erhoben und aufmerksam nach ihm hingewandt. Je weiter er aber sprach, um so tiefer war auch ihr Gesicht gesunken und endlich hatte sie den Zipfel ihrer Schürze erfaßt und war damit nach den Augen gefahren. Als er nun ausgesprochen, schluchzte sie laut und war

ganz außer Stande, auch nur ein Wort auf seine herzlich vorgebrachte Rede zu erwidern.

Einen so herben Schmerz durch diese so einfache Bitte hervorzurufen, hatte keineswegs in der Absicht oder Erwartung des gutmüthigen Malers gelegen, und schon be-reute er fast, daß er so dringend geworden, als die Frau langsam den Kopf erhob und mit ihrer milden Stimme sagte:

»Ach Gott, ich habe ja gar nichts dagegen, daß Sie hierher kommen. Ich freue mich sogar von ganzem Herzen, wenn ich einmal Menschen finde, mit denen ich sprechen und verkehren kann, was ich so selten nach meinem Ge-fallen habe thun dürfen. Aber was wird mein Mann sa-gen, wenn er erfährt, daß Sie uns täglich besuchen – und verschweigen darf ich ihm das doch nicht?«

»O, darum ängstigen Sie sich nicht, beste Frau. Sollte ich einmal mit Ihrem Manne hier zusammen treffen, so werde ich ihm meine Anwesenheit schon genügend er-klären und ihn nöthigenfalls darüber beruhigen. Ich ver-stehe es, mit Männern umzugehen, die einen Eisenkopf haben, denn ich habe etwas Aehnliches hier oben auf den Schultern sitzen.«

Die Frau lächelte und schien durch diese Worte er-muthigt zu sein.

»Wann erwarten Sie denn Ihren Mann zurück?«

»Er kann jeden Tag kommen, wenn Westwind eintritt, wenigstens können keine Schiffe hier vor Anker gehen, wenn der Ostwind scharf gegen die Küste weht.«

»So so. In welchen Geschäften ist Ihr Mann außerhalb?«

»Das weiß ich nicht, Herr, und danach darf ich ihn selbst nicht fragen. Aber er treibt Handel mit allen möglichen Dingen und besitzt zwei Yachten, die weit herum zwischen Dänemark, Schweden und Deutschland segeln.«

»Dann ist er wohl auch ein vermögender Mann?«

»Leider weiß ich das nicht, wie ich überhaupt nur sehr wenig von seinem Treiben weiß. Doch, Herr, ich darf über solche Dinge mit Niemanden sprechen und so will ich es auch nicht mit Ihnen thun. Kommen Sie also, wenn Sie Zeit und Lust dazu haben, zu uns; ich denke, mein Mann wird es mir nicht anrechnen, daß Sie der Zufall hierher geführt hat.«

### DRITTES KAPITEL. DAS GEWITTER.

Als der Maler an diesem Abend etwas früher als am vorigen Tage nach Hause kam, hatte er seinem Wirth schon viel Ausführlicheres über die neue Bekanntschaft mitzuthellen und nichts verhehlte er ihm, was gerade der Grund war, warum ihm Jener mit ungewöhnlichem Antheil zuhörte und gleich von vornherein mit einer gewissen Parteilichkeit auf seine Seite trat. Er sprach das zwar nicht mit besonderem Nachdruck aus, aber er gestand es sich selbst ein und Heinrich Markholm merkte aus dem beweglichen Spiele seiner Mienen, daß er selbst nicht tiefer dadurch in der Achtung Jenes gesunken sei, weil er Interesse für ein armes Wesen bewiesen, das, von

dem eigenen Vater auf eine unglaubliche Weise vernachlässigt, allein auf sich selbst und den fraglichen Schutz einer machtlosen Mutter angewiesen war.

»Es ist gut so,« sagte Herr Brunst endlich, setzen Sie Ihre Besuche bei den Leuten ruhig fort, Sie werden ja sehen, was für ein Mann der Papa ist, wenn Sie mit ihm zusammentreffen. Ich sehe noch immer nichts Verhängliches in der Bekanntschaft und ein Mann wie Sie wird sich eben so wenig zu tief in Verhältnisse verstricken, die er bei Weitem noch nicht ergründet hat, wie er sich zu helfen wissen wird, wenn er in eine Enge gerathen sollte. Doch das fürchte ich von Ihnen nicht. Fahren Sie nur fort, aufrichtig gegen mich zu sein, und sollten Sie dann in irgend einem Punkte meines Rathes bedürfen, so sprechen Sie, Sie wissen ja, ich bin eine Art Advocat, der sich einigen Ruf in der Schlichtung zweifelhafter Fälle erworben hat. So weit hiervon. Morgen will ich nach der Lenz; ich muß Melms sprechen und will sehen, wann er den Roggen zu schneiden anfängt. Hoffentlich begleiten Sie mich – Sie werden wohl einen Tag für mich übrig haben.«

Diese Aufforderung, mit einer Miene und einem Tone gesprochen, die keinen Widerspruch zuließen, kam unserm Freunde sehr unerwartet und machte für den folgenden Tag einen dicken Strich durch seine Rechnung. Indessen zögerte er keinen Augenblick, seine Begleitung zuzusagen, und so begab man sich zur gewöhnlichen Zeit zur Ruhe.

Um den größten Theil des nächsten Tages auf der Lenz zubringen zu können, hatte Alfred Brunst den Wagen um



acht Uhr bestellt. Jochen war auch pünktlich wie immer; als man aber einsteigen wollte, erschienen einige Leute aus der Umgegend, um den Gutsherrn von Grünthal in ihren Angelegenheiten um Rath anzugehen. So verzögerte sich die Abreise um mehr als zwei Stunden und Niemand wurde dadurch in größere Ungeduld versetzt als unser Maler. Er glaubte, der Tag, den er für seine Privatinteressen verlor, würde schneller verfließen, wenn er erst unterwegs wäre, und nun sah er sich auf längere Zeit zu unthätigem Warten verurtheilt. Zur Arbeit hatte er weder Lust noch Ruhe und so lief er grübelnd und an seinen Wünschen zehrend im Garten umher, bis die Stunde zur Abfahrt gekommen war.

Endlich aber gingen die Bittsteller fort und Alfred Brunst rief seinen Gast herbei, eilig den Wagen zu besteigen, ehe noch andere Abhaltungen kämen, und so war man gegen elf Uhr unterwegs, um in scharfem Trabe der Lenz zuzueilen. So sehr nun auf diesem Wege Heinrich Markholm auch aufgelegt war, mit seinem älteren Gefährten über das Thema des Tages, die Familie in der Kieler Schlucht zu sprechen – Alfred Brunst verrieth nicht die geringste Neigung dazu. In seiner gewöhnlichen ruhigen Art leitete er das Gespräch auf naheliegende Gegenstände, betrachtete mit Wohlgefallen die reifenden Getreidefelder und sprach nur von den Hoffnungen einer ergiebigen Erndte, wobei er jedoch nur zu häufig sein Auge im Stillen prüfend auf das gespannte Gesicht seines Nachbars gerichtet hielt, was dieser in seiner grübelnden Versunkenheit nicht im Geringsten bemerkte.

Man langte auf der Lenz gerade zur Zeit des Mittagessens an und die Freude war groß auf beiden Seiten, als man sich nach längerer Trennung wieder beisammen fand. Nach Tische verfügten sich die beiden älteren Freunde auf die Felder und besprachen dort ihre Angelegenheiten in der gewohnten vertraulichen Weise. Der Gutsherr von Grünthal fand seinen Nachbar bereit, die Erndte zu beginnen und auch er, erzählte er, wolle in den nächsten Tagen die Vorkehrungen dazu treffen.

Auch über andere Dinge tauschten sie noch ihre Meinungen aus, fanden sich wie immer in Allem einig und verabredeten Mancherlei, was wir künftig vielleicht ebenfalls erfahren werden. Als sie nach einigen Stunden nach dem Hofe zurückkehren wollten, blieb Alfred Brunst plötzlich vor seinem Freunde stehen, legte die Hand an die Stirn, als besänne er sich aus etwas und ließ dann die Frage vernehmen:

»Sag' einmal, Carling, bist Du schon auf dem neuen Kreidebruch an der Fahrnitz gewesen?«

»Nein,« erwiderte dieser gleichgültig, »es hat mich kein besonderes Interesse dahin gezogen.«

»Der Pächter desselben, Halling mit Namen, ist Dir also nicht bekannt?«

»Halling, Halling –! Nein, ich kenne ihn nicht, habe in-deß irgend wo von ihm sprechen hören, aber ich erinnere mich nicht genau, wo und was es war. Von Bedeutung war es gewiß nicht. Liegt Dir etwas daran?«

»Offen gestanden, ja. Ich möchte über den Mann in's Klare kommen und einen tieferen Blick in seine Verhältnisse werfen.«

Carl Melms sann eine Weile nach, dann sagte er: »O, das ist sehr einfach. Der Steueraufseher Kreuzer in Crampas ist mir genau bekannt und den werde ich gelegentlich danach fragen. Er kennt jede Maus, die am ganzen Oststrande wohnt, und weiß auch in ihren Verhältnissen Bescheid.«

»Gut, das kann zu etwas führen,« sagte Alfred Brunst mit seinem alten schlaun Lächeln, während er vorher sehr ernst gewesen war. »Vergiß es nicht, mir liegt wirklich etwas daran – was und wie viel, sollst Du später hören. Sprich aber nicht in Gegenwart der jungen Leute davon. Wenn Kreuzer zufällig nichts Genaueres wissen sollte, mag er Erkundigungen einziehen.«

Carl Melms versprach, dem Wunsche des Freundes zu genügen und so schritten sie gegen Abend langsam nach Hause zurück. –

Wie die alten, so waren auch die jungen Freunde zusammen aus dem Hofe gegangen und hatten den schönen Lenzberg bestiegen, um sich an der köstlichen Aussicht zu laben. Hier auf der hochgelegenen Bank sitzend, tauschten sie ihre Erlebnisse aus und namentlich Willibald war reich an Worten, mit denen er das friedliche Glück pries, das ihm im Hause des braven Melms zu Theil geworden war. Er konnte nicht genug Thatsachen anführen, um seinem Freunde das herrliche Leben anschaulich zu machen, welches er gegenwärtig führte. Von

Spaziergängen über die Felder und die herrliche Umgebung zurückkehrend, fesselte ihn seine Arbeit stundenlang an den Schreibtisch, und da ihm sein Wirth auf das Bereitwilligste ein Klavier aus Sagard besorgt, hatte er allerliebste Lieder componirt, deren Text er alten Rügianischen Volksweisen entnommen, die er von Melms erhalten. Abends strich er gewöhnlich in Gegenwart desselben die Geige und seine Virtuosität begeisterte fort und fort den stillen Bewohner der Lenz, der seine Flöte darüber ganz vergessen hatte.

Viel weniger redselig erwies sich an diesem Tage der Maler; erst als er dem Freunde sein Begegniß im Kieler Grunde erzählte, was diesem ein großes Vergnügen gewährte, belebte er sich auf ungewöhnliche Weise, woran indessen der stille Musicus keinen Anstoß nahm. Als dieser aber endlich fragte, ob nun nicht bald die Zeit heranrücke, wo sie von ihren gastfreien Wirthen Abschied nehmen müßten, wurde Heinrich betreten, schwieg plötzlich still und ließ endlich nur die Frage laut werden, was er selbst darüber denke?

»Ich darf gar nicht von einer Trennung reden,« sagte da Willibald fröhlich. »Herr Melms hat mir ein für alle Mal die Berührung dieses Punktes untersagt. Vor dem Herbst, sagte er gestern noch, käme ich nicht von ihm fort und ein Gleiches hätten seine Freunde über Euch beschlossen, da sie von vornherein auf einen längeren Besuch gerechnet.«

Ueber die etwas matten Züge Heinrich Markholm's flog mit einem Male ein blitzartig triumphirendes Lächeln. Er umfaßte seinen Freund mit lebhafter Innigkeit und drückte ihm dadurch seinen herzlichsten Dank für diese Mittheilung aus, die ihm wie aus der Seele gesprochen war. »Mir gefällt es auch so gut auf Grünthal,« sagte er dann, »daß ich mich nur mit Schmerzen davon trennen könnte, und wenn es Gustav ergeht wie uns, wollen wir gern diese seltene Gastfreundschaft annehmen. Du hast noch nichts von der Oehe gehört?«

»Kein Wort. Und das ist ein gutes Zeichen, sagte Herr Melms heute Morgen noch. Wenn der alte Herrr nichts schriebe, ginge es ihm wohl und somit auch unserm Freunde.«

Nach diesem Gespräche ward Heinrich Markholm viel heiterer als vorher, und als man am Abend zusammen bei Tische saß, konnten Alle bemerken, daß seine Lebhaftigkeit in Grünthal nicht abgenommen habe, ein Umstand, der am meisten Alfred Brunst auffiel, ihn aber mehr hefriedigte als das Benehmen des jungen Mannes am Morgen.

»Der ist aus seinem Dilemma heraus!« sagte er zu sich. »Wie mag das gekommen sein? Nun, ich dachte es mir wohl, er hat dem Freund sein Herz ausgeschüttet und gerade in Voraussicht dieses günstigen Ereignisses nahm ich ihn mit hierher. Man muß einen solchen Tollkopf bisweilen zur Besinnung kommen lassen und das erreicht man am besten durch Pausiren. Nun hat er einen ganzen Tag pausirt und morgen kann er seine Studien

von Neuem beginnen.« Und als er das dachte, lächelte er herzlich vor sich hin, ein Beweis mehr, daß er den Maler lieb gewonnen und seinem Schicksal mit Antheil folgte, wie es seine besondere Art in Bezug auf das Leben aller ihm Näherstehenden war.

---

Die Abendfahrt nach Hause wurde zur rechten Zeit angetreten, um Punkt zehn Uhr zu Bett gehen zu können. »Schlafen Sie wohl,« sagte Alfred Brunst zu seinem Gaste, als sie schieden, damit Sie morgen wieder frisch sind und fleißig *arbeiten* können!« – Als aber der Maler Morgens Punkt sechs Uhr völlig zum Ausritt angekleidet zu ihm in's Zimmer trat, wußte er, worauf dessen Gedanken gerichtet waren, und als um sieben Uhr der Schimmel vorgeführt ward, ging er mit ihm vor die Thür, drückte ihm die Hand und sagte:

»Nun reiten Sie rasch und holen Sie nach, was Sie gestern versäumt haben, Glück auf den Weg!«

Er hätte nicht nöthig gehabt, Heinrich Markholm diesen wohlgemeinten Rath zu ertheilen. Dieser ritt nur langsam, so lange man ihn von Grünthal beobachten konnte; dann aber ließ er den muthigen Schimmel tüchtig ausgreifen, so daß er schon in einer Viertelstunde in Stubbenkammer war, von wo er sich ohne Aufenthalt nach der Waldstelle begab, die eine so große Anziehungskraft für ihn besaß.

Wäre Heinrich Markholm von seinem Wirthe am vergangenen Tage nicht nach der Lenz geführt worden, so hätte er wahrscheinlich noch nicht eine Entdeckung gemacht, die ihm nun auf dem Wege nach dem Kieler Ufer klar werden sollte. Der eine Tag, diese vierundzwanzig Stunden mehr in seinem Leben, die ihn von dem Häuschen daselbst fern gehalten, hatten ihn erkennen lassen, wie werth ihm die Bewohner desselben bereits geworden waren. Solche Klarheit giebt dem leicht beweglichen Menschenherzen nur die Trennung von dem, was es mit Neigung umfaßt, und darum ist gerade solche Trennung für ein edles Herz mehr ein treibender Stachel als was es im ersten Augenblick zu sein scheint, ein sehr unwillkommenes Hinderniß.

So rasch wie diesmal hatte der Maler den über eine Stunde langen Weg noch nie zurückgelegt und merkwürdig genug schlug sein Herz nur vor Freude dabei. Vor Freude, sagen wir mit Bedacht, wenn sich dieselbe auch von selbst zu verstehen scheint, denn so weit war er in seinem überaus schnellen Fortschritte zu einem unausbleiblichen Ziele noch nicht gekommen, daß ein ernstliches Nachdenken diese Freude gemäßiget oder gar getrübt hätte. Nein, Heinrich Markholm dachte noch nicht über die Ursache seiner heutigen Schnelligkeit nach und so war seine Freude rein und klar wie der heitere Himmel, der auch heute über ihm lächelte und seinem Pfad mit dem Sonnenlichte des Glückes beleuchtete.

Seine Uhr zeigte nach Neun, als er das Häuschen in der einsamen Schlucht vor sich liegen sah. O wie reizend

nahm es sich in dem Schatten der hohen Felswände aus, über den nur dann und wann goldene Streiflichter fielen, wenn die Sonne von laubreichen Bäumen nicht behindert, mit blitzendem Auge in seine kühle Tiefe schaute! Heinrich Markholm hielt eine Minute im Gehen inne, als er diesen Anblick vor sich hatte, sein künstlerisches Auge war eben so leicht erregbar wie sein klopfendes Herz, und erst nachdem er jenes gesättigt, gab er dem Verlangen dieses nach und setzte seinen Weg hastig bis zum Ende fort.

Als er in die Küche des Hauses trat, fand er Niemand vor; alsbald aber kam Mutter Halling aus dem wohlbekannten Stübchen und als sie den jungen Freund erblickte, stieß sie einen lauten Ruf der Ueberraschung aus, der diesmal schon mehr den Ton der Freude als der Angst und Besorgniß erkennen ließ.

»O, o,« rief sie, ihm freundlich die Hand entgegenstreckend, »da sind Sie ja wieder! Wo sind Sie denn gestern gewesen? Wir haben recht große Sorge um Sie gehabt.«

»Sorge?« tönte es mit einem herzlichen Lächeln von den Lippen des jungen Mannes. »Warum denn?«

»Sie hatten ja nicht geahnt, daß Sie ausbleiben würden, und so konnten Sie ja ein Unheil erlebt haben.«

»Nein, Frau Halling, so leicht begegnet mir kein Unheil. Mein guter Wirth hat mich nur auf einen Tag in Anspruch genommen und deshalb konnte ich nicht erscheinen, so gern ich gekommen wäre. – Aber wo ist Ihre



Tochter?« fragte er, indem er sich im Zimmer umschaute, in welches er mit der Mutter getreten war.

»Sie sitzt am Strande und näht, um die frische Seeluft zu genießen. Wollen Sie zu ihr gehen?«

Heinrich Markholm ließ sich diese Frage nicht zweimal vorlegen. Hastig nahm er seinen Hut wieder auf, bat sich sein Zeichenbuch aus und eilte damit nach dem Strande, um ebenfalls – die frische Seeluft zu genießen.

Als er den Ausgang der Schlucht erreichte, sah er auf einem der herangewälzten Steine die schöne Alwining sitzen. Sie hatte zwar ihre Näharbeit aus dem Schooße liegen, aber weder ihre Hände noch ihre Gedanken waren damit beschäftigt, letztere vielmehr schienen den Augen zu folgen, die träumerisch über die unermessliche See schweiften, als suchten sie in ihrem trügerischen Spiegel das Bild der Zukunft zu erspähen, das so oft vorzuschweben scheint, aber nie mit den sehnsüchtig ausgestreckten Händen zu erreichen ist.

Das sonst so heitere, klare Gesicht Alwining's war diesmal wie von einer inneren Wolke beschattet. Ihr glänzendes Auge blickte gleichsam hinter einem grauen Flor hervor und um ihren Mund zuckte ein schmerzliches Lächeln, als mische sich in ihrem Innern seltsam genug ein unbestimmtes Weh mit einer geheimen Freude, die nur selten ihre Seele besuchte, darum aber um so willkommener war, wenn sie einmal erschien.

Heinrich Markholm war schon dicht an sie herangetreten und konnte diesen Zug erkennen, bevor sie ihn erblickte; als dies aber endlich geschah, fuhr sie wie auf

einem Schleichwege ertappt zusammen und ließ einen unwillkürlichen Laut der Verwunderung und des Erstaunens hören.

»Guten Morgen, Fräulein Alwining,« tönte es ihr da freundlich entgegen, ein dunkles Auge blickte voll in das ihrige und eine begrüßende Hand hatte schon die ihrige berührt, noch bevor sie ihre in der Ferne sich tummeln-den Gedanken ganz gesammelt hatte.

»Guten Morgen, Herr Markholm,« sagte sie milde lächelnd und sogleich ihre heitere Miene wieder annehmend, »o, Sie haben mich beinahe erschreckt, ich hörte Ihre Schritte nicht.«

»Sie müssen mit Ihren Gedanken weit weg gewesen sein,« fuhr er fort, »ich stand schon eine Weile neben Ihnen und getraute mich kaum, Sie zu stören.«

»Dennoch hätten Sie mir damit einen Gefallen gethan; meine Gedanken waren nicht die angenehmsten und bei Weitem weniger angenehm als das Bewußtsein, daß ein Freund, den ich schon halb verloren gab, wieder an meiner Seite steht.«

»Warum denn,« erwiderte der Maler, indem er sich dicht neben ihr niederließ, »warum glaubten Sie mich nicht wiederzusehen?«

Alwining schlug ihr großes Auge gegen ihn auf, als wolle sie bis in die Tiefe seiner Seele blicken. »Wer konnte es wissen,« sagte sie; »Sie hatten Ihren Besuch gestern bestimmt zugesagt und – Sie blieben aus. Konnten Sie Ihre Studien am Kier Ufer nicht beendet haben?«

»Aufrichtig gesagt, ich will sie erst recht beginnen, denn ich habe meinem inneren Triebe an diesem schönen Orte noch sehr wenig Genüge gethan – aber davon wollen wir nachher sprechen. Sagen Sie mir lieber – Sie erwarteten mich gestern bestimmt?«

»Den ganzen Tag, ja! Die Mutter dachte, es sei Ihnen ein Leid widerfahren, und ich –«

»Nun, was dachten Sie?«

»Ich dachte, es wäre Ihnen vielleicht bei uns geschehen und um mehr dergleichen zu vermeiden, hätten Sie einen andern Ort zu Ihren Arbeiten aufgesucht.«

»Nein, nein, mir ist keins von beiden geschehen, das beweist Ihnen schon die Freude, mit der ich heute wiederkehre; ich war nur durch eine Pflicht von meinem Gange hierher abgehalten, der ich mich nicht entziehen konnte.«

Das Gesicht des Mädchens heiterte sich jetzt von Augenblick zu Augenblick mehr auf. »Das ist mir angenehm zu hören,« sagte sie, »denn gerade gestern habe ich Sie eifriger denn je erwartet, da ich mir einen Aufschluß über eine Sache erbitten wollte, die mich den ganzen Tag beschäftigt hat.«

»Und welche Sache wäre das?«

»Sie ist dort in Ihrem Buche enthalten, das ich vielfach durchmustert habe.«

»Aha, ich errathe es – Sie haben das neue Portrait darin gefunden?«

»Ja, und mich um so mehr darüber gewundert, da ich nicht ahnte, daß Sie es vorgestern zeichneten. Aber

warum haben Sie es zur Seite der schönen Dame angebracht, deren regelmäßige Züge ich schon früher bewundert habe?«

»Warum?« fragte Heinrich Markholm und blickte der Fragenden fest in's Gesicht, ob sie nicht dennoch schon die Wahrheit errathen habe. Aber da er nicht fand, was er suchte, fuhr er fort: »Weil ich mit Vergnügen die Aehnlichkeiten und doch die Verschiedenheiten dieser beiden Gesichter betrachte, und um sie recht bequem vergleichen zu können, habe ich sie beide neben einander gezeichnet.«

»Wen stellt jenes Portrait vor?«

»Eine Dame, der ich vor zwei Jahren auf einer Reise begegnete und die ich nur einen Tag sah.«

»Und niemals wieder?«

»Niemals.«

»Wer ist sie?«

»Das weiß ich nicht, ich konnte ihren Namen nicht erfahren. Gefällt Ihnen das Gesicht?«

»Außerordentlich. Sie muß sehr schön sein.«

»Ja,« sagte der Maler, »schön war sie, wenigstens erschien sie mir damals so, sonst hätte ich sie wohl nicht mit solcher Vorliebe behandelt – jetzt aber –«

»Nun?«

»Aufrichtig gesagt, haben Sie selbst sie fast ganz aus meiner Erinnerung verwischt und wenn ich an sie denken will, tritt Ihr Gesicht vor jenes hin und ich kann beide kaum noch von einander unterscheiden.«

»Finden Sie die Aehnlichkeit wirklich so groß? Ich finde das durchaus nicht.«

»Sie ist ungewöhnlich und Sie würden es auch finden, wenn beide Gesichter mit Farben gemalt, statt mit der Bleifeder gezeichnet wären. Sehen Sie, es ist dasselbe reiche, schöne blonde Haar, derselbe wundervolle und so eigenthümliche Schnitt der Augen – auch ihre reine, blaue Farbe ist in beiden gleich, und was den Mund betrifft –«

Er hielt inne und sah das schöne Mädchen erstaunt an, deren zart holdes Gesicht eine dunkle Röthe überzogen hatte, da die Beschreibung des erregten Malers ihr keinen Zweifel übrig ließ, daß er sie auch schön finde – »aber was ist Ihnen?« fuhr er fort.

»Nichts, durchaus nichts. Und Sie haben diese Dame gewiß nie wiedergesehen?«

»Nie, ich betheure es Ihnen. Ich fuhr nur auf dem Dampfboot von Cöln bis Mannheim mit ihr und unterwegs entwarf ich das Bild und nachher führte ich es aus.«

»Seltsam mag es sein,« sagte sie, im Stillen nachsinnend, »aber es kommt wohl dergleichen vor. Doch – wollen Sie nicht noch einmal hinausfahren, um Ihre Skizze zu vollenden, die nicht vorgeschritten ist, da Sie davon abgewichen sind?«

Der Maler stimmte bei. Das Boot wurde in's Wasser gebracht und bald schwammen sie wieder auf dem flüsigen Elemente, das wie in den letzten Tagen ruhig auf und ab wogte, ohne von dem leisesten Winde in Bewegung gesetzt zu werden. –

Heinrich Markholm brachte diesen Tag in derselben Weise wie die früheren, theils im Hause, theils im Freien zu und erst zu der festgesetzten Zeit nahm er Abschied, um nach Grünthal zurückzukehren.

Aber schon hatte sich in seinen Gedanken über diesen Tag ein kleiner Fortschritt eingestellt, der auch auf seine Empfindungen nicht ohne Einfluß blieb. »Sie hat mich erwartet!« sagte er sich und wiederholte diese Worte nur zu oft, da sie ihm angenehmer klangen, als ihm lange etwas geklungen hatte. »O, auch ich gehe gern zu ihr,« fuhr er dann fort, »aber seltsam genug nimmt meine Lust zur Arbeit ab und ich möchte lieber Stundenlang bei ihr sitzen und gemüthlich plaudern, ihr in das blaue Auge schauen und weiter nichts, gar nichts denken, als das trockne Bleistift zur Hand nehmen.«

Aber aus diesem Garnichtsdenken sollte nun ein für alle Mal nichts wieder werden. Heinrich Markholm hatte über Vieles nachzudenken begonnen und dieses Nachdenken hatte ihn zur ernsteren Selbstschau geführt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, seinen Besuch noch zwei oder drei Tage zu wiederholen, ja ihn mit größerem Eifer fortzusetzen als früher, und immer sehnsüchtiger, ungestümer eilte er dem stillen Orte zu und immer schwerer riß er sich von demselben los.

Auf Befragen seines Wirths, ob er sich noch immer bei der schönen Einsiedlerin amüsire, antwortete er am letzten Abend, nachdem er vom Kieler Ufer zurückgekehrt: »Nein, Herr Brunst, ich *amüsire* mich nicht mehr allein, um es Ihnen offen zu gestehen. Das Mädchen hat sogar

meine höchste Theilnahme erregt und ich kann die Stunde kaum erwarten, wo ich sie wiedersehe.«

»Da haben wir's!« dachte Alfred Brunst. »Das habe ich lange vermuthet. – Und was denken Sie nun zu thun?« fragte er mit seinem stillen, bedeutungsvollen Lächeln.

Der Maler dachte einen Augenblick nach, dann sagte er offen und ehrlich: »Zuerst denke ich meine Besuche fortzusetzen und das Uebrige –«

»Nun, das Uebrige?«

»Soll mich für jetzt noch nicht kümmern.«

»Also Sie sind consequent?«

»Ennsegnent heißt bei mir ehrlich, Herr Brunst; glauben Sie mir und befürchten Sie nichts.« –

Als sie an diesem Abend sich trennten, sagte Alfred Brunst zu sich: »Es ist offenbar, er hat sein Herz verloren, und nun wird es Zeit, daß ich mich ernstlich darein mische. Vielleicht hin ich schon zu saumselig gewesen. Er lebt unter meinem Dache und ist meiner Obhut anvertraut. Ich hielt ihn doch für stärker und widerstandsfähiger als er ist. Nun ist das Unheil geschehen und wie ich ihn kenne, wird er schwer davon abzubringen sein. Consequent ist er und ehrlich – ja ehrlich ist er auch, das braucht er mir nicht zu sagen, das steht in seinem Auge geschrieben. Also bis morgen – morgen werde ich ihn mit einem Auftrage nach der Lenz senden und unterdeß selbst nach dem Kieler Ufer gehen.«

Mit diesem Vorsatze schief Alfred Brunst ein, aber mit einem anderen mußte er leider aufwachen. Denn als er

sich zur gewöhnlichen Zeit aus dem Bette erheben wollte, fühlte er sich krank, er war von einem gichtischen Schmerze in der Hüfte und im Fuße befallen, der ihn schon öfter geplagt, und so konnte er nicht daran denken, den beschlossenen Besuch abzustatten. Da er aber nicht gern laut klagte, so sagte er nichts von seinem Unwohlsein und so hielt er Heinrich Markholm auch nicht ab, um sieben Uhr seinen gewöhnlichen Ritt anzutreten, da natürlich nun auch die Sendung nach der Lenz unterblieb.

»Es ist dies ein Strich durch meine Rechnung,« sagte sich der Patient, als der Maler abgeritten war, »aber dergleichen begegnet dem Menschen oft. Lassen wir ihn also noch einmal seinen Besuch wiederholen, morgen ist auch noch ein Tag und ob ich nun einen Tag früher oder später die Leute sehe, wird keinen Unterschied ausmachen.«

So dachte er, aber auch er sollte in seinen alten Tagen noch die Lehre empfangen, daß ein Tag oft hinreichend ist, alle Entwürfe unnütz zu machen oder über den Haufen zu werfen, die der gebrechliche Mensch in seinem siegesgewissen Muth aufgebaut und von denen er sich die glänzendsten Erfolge versprochen hat.

Begleiten wir also noch einmal den Maler nach dem Kieler Ufer, der, über die Gegenwart die Zukunft vergessend, glücklich und hoffnungsvoll einer Entwicklung seines Schicksals entgegenging, die er sich so bald noch nicht hatte träumen lassen.

Es war ein Sonnabend. Die bisher so anhaltende und in diesem Lande so seltene Hitze hatte an diesem Tage



ihre höchste Höhe erreicht. Unbeweglich und wie ermatetet hingen die Blätter an den Zweigen und der wolkenlose Himmel glühte in seiner vollsten Pracht über See und Land. Als Heinrich Markholm aber Stubbenkammer verließ, um in stürmischer Eile der einsamen Schlucht zuzuschreiten, veränderte sich plötzlich das Wetter. Die bisher so reine Bläue des Himmels ging allmählig in eine unbestimmtere Farbe über, die klare Luft verschleierte sich in der Ferne und von Westen her wehte ein leiser Wind heran, der zuerst nur eine angenehme Kühlung, bald aber unbehagliche Frostschauer hervorrief.

Heinrich Markholm, von seinen lebhaften Gefühlen ganz und gar beherrscht und seine Gedanken auf ganz andere Dinge richtend, bemerkte diesen Wechsel der Witterung kaum. Rasch schritt er auf den bekannten Pfaden dahin und nach fünf Viertelstunden sah er das Häuschen in der Schlucht vor sich liegen.

Als er eintrat, fand er Alwining allein im Hause, aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Arbeit beschäftigt, sondern unruhig hin und her gehend, wie in einem inneren Zwiespalt befangen. Als sie aber ihren Freund wiedersah – denn ihr Freund war er ja wirklich geworden – heiterte sich ihr Antlitz auf und sie bot ihm freundlich wie jeden Morgen die Hand.

»Wo ist Ihre Mutter?« fragte der Maler, nachdem er die ersten Worte der gewöhnlichen Begrüßung mit ihr gewechselt hatte.

»Sie ist oben auf der Klippe,« sagte Alwining mit der ihr eigenthümlichen Kürze, die ihren Grund in ihrem bestimmten Wesen und ihrem fest ausgeprägten Charakter hatte.

»Auf der Klippe? Was thut sie denn so früh da oben?«

»Sie schaut nach dem Meere aus, wir haben Westwind bekommen, Herr Markholm.«

»Und was thut das?« fragte der Maler verwundert.

»Es werden heute viele Schiffe vom Norden hereinkommen,« fuhr Alwining den Kopf senkend fort, »so meint wenigstens meine Mutter, die schon lange diesen Wechsel der Witterung, wenn nicht gefürchtet, doch ziemlich sicher erwartet hat.«

Der Ernst in der Miene des Mädchens, als sie dies sprach, und die beinahe traurige Senkung der Stimme klärte plötzlich den Maler auf. Er fuhr mit der Hand durch sein üppiges Haar und ließ sich unwillkürlich auf einen Stuhl nieder. »Das heißt,« sagte er, »Ihre Mutter erwartet ihren Mann und Sie – Ihren Vater?«

»Ich erwarte ihn nicht, nein; ja, ich erwarte ihn nie. Wenn er kommt, ist er da.«

»Aber Sie freuen sich auch nicht darauf?«

»Ich wüßte keinen Grund, warum ich mich darüber freuen sollte.«

In diesem Augenblick öffnete Jemand von Außen die Thür und Frau Halling trat mit geröthetem Gesicht in die Stube. Sie war mit Schweiß bedeckt und ihre Beine zitterten von der Anstrengung, die ihr das Bergsteigen verursacht. Der junge Mann begrüßte sie und bemerkte dabei

sogleich, daß der frühere ängstliche Ausdruck ihres Gesichts auf der Stelle wiederkehrte, als sie seiner ansichtig ward.

»Hast Du Schiffe gesehen?« fragte Alwining mit forschendem Blicke.

»Sehr viele, mein Kind, aber sie sind noch sehr weit entfernt.«

»Herr Markholm,« wandte sich Alwining plötzlich zu dem Gast, »wollen wir auch einmal die Klippe besuchen und meiner Mutter Ausschau fortsetzen?«

Augenblicklich erheiterte sich der Letzteren Gesicht und als der Maler der Aufforderung beistimmte, holte sie selbst, so müde sie war, ein Tuch herbei, welches sie der Tochter mit auf den Weg gab.

Bald darauf hatten die beiden jungen Leute das Haus im Rücken liegen. Als sie an den Strand hinaustraten, war der Maler betroffen von dem Wechsel, der sich in seiner nächsten Umgebung und auf der See darstellte. Die glatte, schimmernde, blaue Oberfläche derselben war verschwunden und eine stahlgraue unruhige Wüste thürmte sich majestätisch vor ihm auf, schaumgekrönte Wogen heran und wieder fortwälzend, die hochaufspritzend über die Felsblöcke am Strande rasten und ein dumpfes Brausen ertönen ließen, daß die menschliche Stimme wie ein ohnmächtiges Wimmern dagegen erklang.

Da wo die jungen Leute standen und auf die wilde Scenerie blickten, hatten sie noch Schutz gegen den Wind, der von Südwesten daherschwoll, nur auf der Höhe der

Klippen beugten sich die Sträucher zitternd über den Abgrund und selbst die vollen Laubwipfel der alten Buchen schüttelten ihre ehrwürdigen Häupter, als wunderten sie sich über den ungestümen Wechsel, der so plötzlich über den schönen Sommertag hereingebrochen war.

»Das ist wieder sehr schön und majestätisch anzuschauen,« sagte Heinrich Markholm mit lauter Stimme zu seiner Gefährtin, die ruhig neben ihm stand und mit gespannter Miene auf den viel enger gewordenen Horizont hinausblickte. »Aber bei diesem Wetter können doch keine Schiffe sich dem Lande nähern?«

»O ja,« erwiderte das Mädchen, ebenfalls seine klare Stimme erhebend, »das ist gerade der rechte Wind, den die Schiffer lieben, um an die Küste zu gelangen. Wenn Sie Lust haben, die Klippe hier zu besteigen, so werden Sie sie zu Dutzenden aus der Ferne heransegeln sehen.«

»So steigen wir denn hinauf!« rief Heinrich Markholm und wollte schon seinen Fuß auf den kahlen Pfad setzen, der über den schmalen Kreidekamm zu der steilen Höhe hinanführte, als er sich plötzlich von der Hand Alwining's gehalten fühlte. Er blickte sie fragend an, da er nicht wußte, warum sie ihn noch zurückhielt.

»Herr Markholm,« sagte sie mit leuchtendem Auge, »es ist sehr windig und da oben bläst es noch stärker als hier. Der Pfad hier hinauf ist gefährlich, Sie haben ihn noch nie betreten.«

»Ich sollte meinen,« antwortete er, »Sie hatten meine Kletterfertigkeit hinreichend erprobt. Aber für Sie möchte allerdings dieser glatte Kreidefels bei dem Winde zu schwer zu ersteigen sein.«

Das Mädchen lächelte und schüttelte dann den Kopf, als schätze es diese Gefahr nur sehr gering. »Nein, nein, um mich seien Sie nicht besorgt, mein Fuß tritt sicher auf, ich bin kräftig und habe diesen Weg schon oft bei stärkerem Winde zurückgelegt. Nur gehen Sie voran, doch übereilen Sie sich nicht.«

Heinrich Markholm nahm einen kurzen Anlauf und bald stand er mitten auf dem Kamm, dessen Pfad kaum einen Fuß breit ist und dessen beide Seitenflächen wie mit dem Messer abgeschnitten steil in die Tiefe stürzen. Als er ungefähr auf die Mitte gelangt war, wollte er sich umdrehen und nach Alwining sehen, aber da empfand er, daß sie Recht gehabt, als sie den Weg gefährlich nannte. Auf dem schmalen Stege fand er keinen Haltpunkt, weder für seine Füße noch für seine Hände, und mit beiden Armen balancierend, hatte er genug zu thun, sich bei dem heftigen Anprall des Windes vor dem Herabfallen zu bewahren.

So stand er denn nur einen Augenblick still, wagte weder links noch rechts zu sehen und rief nur mit lauter Stimme zurück: »Sind Sie da, Alwining?«

»Ich bin da,« lautete es zurück, »vorwärts!«

Nach wenigen Minuten hatte er die Höhe erreicht und hinter einem Gebüsch festen Fuß gefaßt. Hier wandte er

sich schnell um, reichte der bald Nachkommenden die Hand und zog sie freudig bewegt an den sicheren Ort.

»Da sind wir,« sagte er, fast keuchend, »das war in der That nicht leicht.«

»Nein,« erwiderte sie hoch aufathmend, »aber wir müssen noch weiter, wir haben erst die Hälfte hinter uns. Doch nun wird es leichter. Gehen Sie.«

Heinrich Markholm sprang rüstig voran. Alwining, mit der einen Hand ihre Röcke fassend, mit der andern balancierend, folgte ihm fast eben so rasch, und als sie erst die obere Fläche den Felsen erreicht hatten, schritten sie langsam neben einander her, der klopfenden Brust Ruhe gönnend und darum schweigend.

»Wir können uns noch nicht setzen,« sagte der Maler nach geraumer Zeit, »wir sind noch zu warm. Lassen Sie uns ein wenig diesen Pfad unter den Bäumen verfolgen und ein Plätzchen suchen, wo wir gegen den Wind geschützt sind.«

»O, ich weiß ein sehr schönes, aber gehen wir erst, doch nicht zu weit, damit man uns nicht vom Kreidebruch sieht. Die Arbeiter meines Vaters sind rohe Leute und möchten sich überflüssige Späße erlauben wenn sie mich mit einem Fremden hier oben wandeln sähen.«

»So führen Sie mich selber,« sagte der Maler, der lieben Gefährtin seinen Arm bietend, den sie freundlich dankend annahm.

Alwining führte nun ihren Freund auf einen der höchsten Punkte des Kreidefelsens, der sich über dem Kieler Ufer erhebt, und bald gelangte sie auf eine breite Platte,

die rings von stämmigen Buchen umgeben und außerdem von dichtem Gebüsch gegen den Anprall des Windes und etwaige neugierige Blicke geschützt war. »Hier,« sagte sie, auf eine riesige Buche deutend, deren unterster Stamm wie ein Lehnstuhl geformt und vor dem eine Art Rasenbank von mit Moos überwucherten Baumwurzeln gebildet war, »hier ist mein Lieblingsplatz, hier wollen wir uns setzen, denn durch diese Lücke können wir die See weit nach allen Seiten überblicken.«

Sie hatte Recht. Zwei mit ihren Wipfeln weit über den Abgrund nach dem Meere hängende Buchen ließen durch einen Zwischenraum ihrer Blätter den Blick in die blaugraue Ferne frei und gewährten zugleich Schutz gegen den Wind, der wieder etwas nachgelassen zu haben schien. Tiefe Stille herrschte hier oben unter den schattigen Bäumen, höchstens krächzte ein aufgescheuchter Raubvogel zwischen den Klippen, und das Brausen des aufgewühlten Meeres drang nur wie ein leise dröhnendes Gemurmel zu der bedeutenden Höhe hinauf.

An diesem von aller Welt abgelegenen Orte, den düster gewordenen Himmel über sich, das schäumende Meer unter sich, um sich das Sausen in den blätterreichen Wipfeln, erfaßte Heinrich Markholm in Gegenwart des so schönen und ihm schon so theuer gewordenen Mädchens ein poetischer Schauer und wie durch den Wunderschlüssel der Natur geöffnet, that sich sein Herz weit auf, ohne daß weder eine Störung von Außen, noch eine Rücksicht von Innen die geheimnißvolle Wallung seiner Seele hemmte.

»Alwining,« sagte er, die Hand des Mädchens fassend, das dicht neben ihm auf dem Moost Teppich saß, »einen solchen Anblick und in solcher abgeschiedenen Einöde habe ich noch nie gehabt. Mir ist hier wunderbar zu Muth und wenn ich mich frage, was ich empfinde, so muß ich bekennen: es ist ein nie geahntes seliges Gefühl, für das ich augenblicklich keinen Namen weiß.«

Die Angeredete wendete ihren leuchtenden Blick voll auf sein ausdrucksvolles Gesicht, auf dem eine unverkennbare Ehrlichkeit und Redlichkeit strahlte, aber sie lächelte schmerzlich dabei und sagte kein Wort.

»Fühlen Sie sich hier nicht so glücklich wie ich?« fragte er weiter mit steigender Herzlichkeit.

»Ich weiß nicht, ob ich es darf,« antwortete sie. »Ich finde es allerdings sehr schön in dieser wild romantischen Gegend, aber es gehört noch mancherlei Anderes dazu, wenn man sich dabei glücklich fühlen soll.«

»Freilich. Man muß Gefährten und Freunde um sich haben, und die fehlen Ihnen, nicht wahr?«

»Sie fehlen mir sehr und bis vor Kurzem habe ich sie nicht so entbehrt, wie ich sie entbehren werde, wenn Sie aus dieser Gegend geschieden sein werden.«

Im Innern des Malers stieg ein maaßloses geheimes Entzücken auf. »Also,« fuhr er fort, »ich darf so dreist sein zu fragen: Sie werden mich vermissen, wenn ich gegangen sein werde?«

»Beantworten Sie sich das selber. Ich komme hier mit Niemanden auf der Welt in Berührung und so ist es kein



Wunder, daß ich große Freude empfinde und Gott dankbar dafür bin, wenn ich einmal eine theilnehmende Seele gefunden habe, mit der ich reden kann, wovon ein menschliches Herz so gern spricht. Aber Sie sprechen vom Fortgehen – wird das bald geschehen?«

»Ich weiß es nicht, das hängt von dem trefflichen Manne ab, bei dem ich in Grünthal zu Gaste bin.«

»Wie heißt er?«

»Alfred Brunst, ein edler, hochherziger und hochbegabter Mann.«

»Wie glücklich sind Sie, mit solchen Leuten verkehren zu können! Ich entbehre schmerzlich jeden Umgang seit zwei Jahren.«

»Sie haben doch aber eine zärtlich um Sie besorgte Mutter?«

»Die habe ich noch, Gott sei Dank, ja, aber – lassen Sie mich es bekennen – ihr Gram ist zu groß, als daß sie an meinem Glücke Theil nehmen könnte, wenn ich ein solches in dieser Einsamkeit wirklich finden und empfinden sollte.«

Der Maler schwieg, von innerster Theilnahme bewegt, aber er wollte nicht weiter nach dem Grame der Mutter fragen, den er sich nach Allem, was er im Hause gesehen und gehört, so ziemlich zu deuten wußte. Plötzlich dagegen drangen, fast ohne sein Wissen und Wollen, die Worte heraus: »Sollte sich Ihr Schicksal nicht auf irgend eine Weise anders gestalten lassen?«

»Wie könnte das geschehen, ich sehe keine Möglichkeit dazu ein.«

Heinrich Markholm schwieg wieder. Er dachte an seinen Wirth, an dessen edles Herz und seine Menschenfreundlichkeit. Wenn er ihm Alwining's Geschick so recht eindringlich vorstellte, sollte der erfahrene und unternehmende Mann nicht irgend eine Hülfe, einen günstigen Wechsel herbeiführen können?

»Man kann nicht wissen, was möglich ist,« sagte er endlich. »Erlauben Sie mir denn, daran zu denken, wie Ihnen geholfen werden könnte?«

Alwining verstand ihn nicht recht; sie sah ihn groß an, aber auf seinen edlen Zügen lag der Ausdruck einer so rückhaltslosen Treuherzigkeit, daß sie ihm unbedingt Vertrauen schenkte. »Warum sollte ich Ihnen das nicht erlauben,« entgegnete sie mit halb gesenktem Kopfe, »nur weiß ich nicht, wie ich Ihnen schon für Ihren guten Willen dankbar sein soll.«

»So schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen,« fuhr er lebhaft fort, »und Ihre vollkommene Freundschaft – das Uebrige wird sich finden.«

»Mein Vertrauen besitzen sie schon und meine Freundschaft – könnte Ihnen daran gelegen sein?«

»Darauf habe ich keine Antwort!« rief er, ihre Hand fest in die seine drückend. »Wenn Sie das nicht fühlen, nicht ahnen – sagen kann ich es Ihnen nicht, wenigstens jetzt noch nicht.«

Beide schwiegen eine Weile. – »Ach, wir vergessen die Schiffe!« rief Alwining plötzlich, von ihrem Platze aufspringend, vielleicht nur, um durch eine Bewegung ihrem

Herzen Lust zu machen, das zu voll, zu heiß in diesem Augenblicke schlug.

Heinrich Markholm folgte ihr auf dem Fuße und schaute auch nach der See hin, worauf sie ihre Augen gerichtet hatte. »Da sehen Sie,« rief sie, »wie viele Schiffe zählen Sie?«

Der Maler zählte mit seinen scharfen Augen sieben.

»So viel zähle ich auch,« sagte sie, »aber keins von allen segelt hier heran, auch sind sie zu groß, um Küstenfahrer zu sein.«

»Wie groß ist Ihres Vaters Yacht?«

»Er hat zwei, von ziemlicher Größe. Beide haben braune getheerte Segel und blaue Wimpel auf dem Mast.«

»Ist sonst noch ein besonderes Kennzeichen daran?«

»Daß ich nicht wüßte. Doch ja, sie sind schwarz und haben unter dem Borde einen breiten weißen Strich. Die eine heißt Petronella, wie meine Mutter, und die andere Simeon, wie mein Vater.«

»Denken Sie, daß er heute kommt?«

»Es ist möglich, meine Mutter hält es für wahrscheinlich und darum ängstigt sie sich.«

»Aber warum denn? Ist Ihr Vater so schrecklich?«

Alwining schwieg, sie hatte ein Wort auf der Lippe, aber ihr Vertrauen zu ihrem Freund war noch nicht groß genug, um es aussprechen zu können.

»Antworten Sie mir!« sagte Heinrich Markholm dringend.

»Nein, schrecklich ist er nicht, aber hart und jähzornig, und meine Mutter fürchtet, er könne sie bitter tadeln, wenn er zufällig Besuch bei uns fände.«

»O, ist es das?« rief der Maler. »Weiter nichts? Dann hegen Sie keine Besorgniß. Mich soll er nicht finden. Sobald wir sein Schiff kommen sehen, entferne ich mich, um später seine Bekanntschaft zu machen, wenn er zu Hause ist.«

»Wollen Sie wirklich mit ihm bekannt werden?« fragte Alwining mit leise zuckenden Lippen.

Heinrich Markholm sah ihr freundlich, beinahe liebevoll in die Augen und sagte dann ehrlich und offen, wie er es einem solchen Mädchen gegenüber seiner innersten Natur nach nicht anders sein konnte: »Ja, Alwining, ich will und muß seine Bekanntschaft machen – wie sollte ich Ihnen denn sonst helfen können? Oder glaubten Sie, ich wollte etwas hinter seinem Rücken für oder gegen Sie unternehmen?«

Alwining begriff seinen Edelmuth vollkommen und schloß ihn darum nur um so tiefer in ihr Herz. Jetzt ergriff sie dankbar seine Hand und indem sie sie herzlich drückte, sagte sie: »Nun wohl, machen Sie seine Bekanntschaft, aber was Sie auch unternehmen mögen, waffnen Sie sich mit Muth und Kraft, Sie könnten vielleicht beides gebrauchen.«

Unser guter Maler wurde durch diese Worte etwas hart betroffen, doch nur für den ersten Augenblick; dann hatte er seine natürliche Kaltblütigkeit wieder zusammengegrafft, sein Herz, voll von rasch wachsender uneigennützigster Neigung, schwoll höher auf und er war auf Alles gefaßt, was ihm das Schicksal von dieser Seite her in den Weg werfen konnte.

---

Erst kurz vor Mittag verließen die beiden jungen Leute ihren anmuthigen Sitz unter der Buche auf der Klippe und stiegen den gefährlichen Steg nach der Schlucht hinab. Der Wind hatte um diese Zeit bedeutend nachgelassen, aber die Luft war wieder um so schwüler und die Hitze um so drückender geworden. Im Hause erwartete sie Frau Halling schon mit dem Mittagbrod und hörte zu ihrer größten Befriedigung, daß weit und breit keine Küstenschiffe zu sehen seien. So setzten sich denn Alle am Tische nieder und speisten ihr einfaches Mahl, das stiller als gewöhnlich verlief, da Jedes von ihnen seine eigenen Gedanken verfolgen mochte.

Als sie mit dem Essen fertig waren, verließen die jungen Leute wieder das Haus, um nach dem Strande zurückzukehren und, wie sie sagten, ihre Beobachtungen bezüglich der Schiffe fortzusetzen. An's Zeichnen dachte der Maler nicht mehr, sein Kopf war mit ganz anderen Studien beschäftigt als um derenwillen er früher diese Strandgend aufgesucht hatte. In leises Gespräch

versenkt, verfolgte er mit seiner Begleiterin verschiedene kleine Gebirgspfade auf der entgegengesetzten Seite der Felsen, die sie am Morgen bestiegen, und von Zeit zu Zeit ließen sie sich an einem einladenden Plätzchen nieder, wie es deren dort unzählige giebt, um immer wieder das herrliche Schauspiel zu genießen, das die See bietet, wenn ein stürmisches Wetter ausgetobt hat und nun die aufgeregten Wogen noch mit sich selber im fruchtlosen Kampfe liegenden Schiffe sahen sie genug, alle aber schienen fernab an der Küste vorbeizugehen und nichts veranlaßte sie zu glauben, daß eine der Yachten des Pächters noch an diesem Tage die Kieler Bucht anlaufen würde. –

So verging ihnen der Nachmittag, ohne daß sie die Flüchtigkeit der Zeit merkten, die unter solchen Umständen doppelt geflügelt erscheint. Alwining war die Erste, die daran dachte, daß der Abend nahe sei, aber sie wollte es nicht sagen, da sie ihren Freund nur zu bald zu verlieren fürchtete. Allein die äußeren Vorgänge auf der See und über ihnen am Himmel führten endlich auch Heinrich Markholm auf denselben Gedanken und er sprach ihn damit aus, daß er seine Begleiterin auf die schnell hereinbrechende Dämmerung aufmerksam machte.

Es war indessen nicht sowohl der Abend, der diese Dämmerung so frühzeitig brachte, als ein heranziehendes Gewitter, dessen langsame Entwicklung die beiden

jungen Leute allerdings nicht bemerken konnten, da ihnen der Anblick des ganzen westlichen Horizontes entzogen war. Allmählig und immer noch langsam fortschreitend hatten sich ungeheure Wolkenmassen im Westen gesammelt und schickten schon ihren düsteren Vortrab bis weit über die See hinaus, deren Wogen sich dunkler und dunkler färbten, bis sie zuletzt fast schwarz wurden, was einen unheimlichen Contrast mit den schäumenden Kämmen bildete, die schneeweiß auf und nieder tanzten und ein phosphorisches Leuchten blicken ließen. Dabei ging die See in der Ferne hohl und ein unheimliches Brausen quoll durch die Lüfte, als wüthe das Ungethüm des nahenden Sturmes schon in der Tiefe und warne die Schiffe, die zu nahe dem Lande segelten. Allmählig auch erhob sich der Wind wieder, peitschte stoßweise die Wasserwogen auf, daß sie wie sprühende Staubwirbel sich erhoben und endlich wie jagende Renner dahinschossen, denen der weiße Gischt kochend und schäumend vom Bug trieft.

»Sehen Sie,« sagte Alwining plötzlich, auf die wildbewegte See und den düsteren Himmel deutend, »das sieht schlimm aus und Sie werden heute einen unangenehmen Rückweg haben.«

Heinrich Markholm schaute mit sichtbarem Entzücken auf das wilde wogende Chaos vor sich, jede Phase beobachtete er mit scharfem Auge, denn jeder einzelne Wechsel gab ihm Nahrung für seinen poetisch schaffenden Geist. »O,« sagte er, ohne die Augen auf Alwining zu

wenden, die ihn mit besorgter und verstohlener Innigkeit betrachtete, »an den Rückweg denke ich noch nicht, ich bin ja noch hier. Solch ein Schauspiel giebt es so bald nicht wieder zu sehen und gerade das ist etwas für meine Kunst. Sehen Sie nur.«

»Ich sehe Alles – aber die Zeit ist flüchtig und in einer halben Stunde werden Sie sich zu Ihrem Aufbruch rüsten müssen.«

»Schon so bald? O, dann bleibe ich eine Stunde länger – ich bin nicht so streng an die Zeit gebunden. Wenn Sie wüßten, wie gern ich bei Ihnen weile –!«

Alwining wußte es schon und sie stimmte ihm stillschweigend bei und so saßen sie wieder lautlos neben einander, nur ihren Augen und Gedanken die vollste Freiheit gewährend.

Aber dies Vergnügen sollte die längste Zeit gedauert haben. Frau Halling, deren geheime Angst wuchs, je auffallender die Finsterniß wurde und je länger Alwining im Freien blieb, konnte ihre Unruhe nicht länger bemeistern und kam selbst an den Strand, um zu sehen, wo die jungen Leute so lange blieben. Sie fand sie still bei einander auf einem mit Moos überzogenen Steine unter einer Buche hoch oben auf dem Felsen sitzen, sobald sie sie aber rief, kamen sie herunter und gesellten sich zu ihr.

»Es giebt ein Gewitter,« sagte die Frau, indem sie dabei ihren Gast bedeutungsvoll ansah, als hätte sie ihn damit an seinen Heimgang erinnern wollen; »in der Schlucht sieht es ganz grausig aus und in den Stuben kann man ohne Licht nicht mehr lesen.«



»Wir haben es schon lange vermuthet,« erwiderte der Maler gelassen, ohne im Geringsten durch jene Worte zur Eile getrieben zu werden.

»Es wird ein starkes Gewitter geben,« fuhr Frau Halling fort.

»Das wird es gewiß,« bemerkte Heinrich Markholm, »und wir wollen lieber in's Haus gehen.«

Eilig schritt man demselben zu und nun glaubte Frau Halling den Augenblick gekommen, wo Herr Markholm ihnen Lebewohl sagen würde. Aber sie irrte sich. Herr Markholm dachte nicht an den Abschied, eine unbesiegleiche innere Gewalt fesselte ihn an den Ort seines Aufenthalts, ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft abgelegt hätte.

Frau Halling ging unruhig im Zimmerhin und her und warf bald auf den jungen Mann, bald auf ihre Tochter einen fragenden Blick. Aus dieser letzteren aber konnte sie heute gar nicht klug werden, wenigstens schien dieselbe nicht wie sonst ihre Blicke zu verstehen. Ernst, gefaßt, wie ihr Charakter es mit sich brachte, schaute sie auf jenen Blick wiederum die Mutter an und als diese den ungebeugten Muth und die unbesiegleiche Seelenkraft sah, die auf ihrem schönen Angesicht strahlte, wurde sie selbst wieder etwas ruhiger.

Da nahm endlich Heinrich Markholm Hut und Stock. »Mein Buch lasse ich hier, wie gewöhnlich,« sagte er, zu Alwining sich wendend, »ich zeichne zu Hause doch nicht und möchte es nicht gern naß werden lassen. Ich werde

mich beeilen müssen, noch vor dem Ausbruch des Gewitters nach Stubbenkammer zu gelangen. Leben Sie wohl, Frau Halling, bis morgen! Gute Nacht, Alwining!«

Er hatte die Hand der Letzteren noch gefaßt, als plötzlich der Aufruhr der Elemente, der lange gedroht, plötzlich ausbrach. Es wurde fast ganz Nacht rings um das Haus her, denn eine riesige rabenschwarze Wolke hatte sich über die schmale Schlucht gebreitet und deckte sie wie mit einem Trauermantel zu. Zugleich fegte ein heulender Windstoß von Westen her darüber hin, es krachte in den Wipfeln der Bäume, und Zweige und Blätter, von ihren Stämmen und Stielen losgerissen, wirbelten durch die Lüfte, prasselnd hier und da niederstürzend und ringsum Schrecken verbreitend. Mit diesem Windstoß zusammen zischte ein violettgefärbter Blitz aus der Wolke hernieder, dem ein mehr krachender als rollender Donner auf dem Fuße folgte.

Die drei Menschen standen mit stockendem Athem zusammen, als sie diesen Blitz sahen und diesen Donner hörten, und sprachen anfangs kein Wort vor Schreck. Alwining war die Erste, die sich ermannte, und dem Freunde den Hut aus der Hand nehmend, sagte sie mit einer Bestimmtheit und Entschiedenheit in Sprache und Miene, die Heinrich Markholm noch nie an ihr bemerkt:

»Es ist zu spät – jetzt können Sie nicht mehr fort.«

»Aber wie lange wird das Ungewitter dauern, Alwining?« fragte die Mutter nach geraumer Zeit, nachdem sie vor Angst und Besorgniß auf einen Stuhl gesunken war.

»Das weiß Gott allein, Mutter!«

Kaum hatte sie es gesagt, so öffnete sich der tief über der Schlucht mit schweren Wolken hängende schwarze Nachthimmel und eine Wassermasse stürzte herunter, als wollte sie mit einem Male die ganze schmale Schlucht damit ausfüllen. Zugleich ließ sich ringsum ein Prasseln, Krachen und Heulen vernehmen, daß die Menschen, wenn sie auch gesprochen, kein Wort verstanden hätten.

Frau Halling war mit gefalteten Händen auf ihren Sitz zurückgesunken; Alwining stand gefaßt und muthig neben dem Maler, dessen dunkles Gesicht den Ausdruck kraftvoller Energie und doch wieder hingebender Herzlichkeit zeigte.

Er trat zu der Mutter und sprach ihr tröstende Worte zu. Das Gewitter sei zwar dicht über ihnen, sagte er, aber es werde mit Gottes Hülfe vorüberziehen, ohne ihnen Schaden zuzufügen. Als sie diese Worte vernahm, hatte sogar Frau Halling eine Anwandlung von Zufriedenheit, daß ihr Gast noch anwesend war, aber dennoch hoffte sie im Stillen, daß das Unwetter bald nachlassen und er dann seinen Rückweg antreten würde.

Allein sie sollte vergeblich auf diesen Nachlaß warten. Schon eine Stunde hatte das Gewitter wie unbeweglich über der Schlucht gestanden und der Regen fiel noch immer stromweise nieder, während der Sturm in ungebrochener Kraft Zweige und junge Stämme knickte. Es war schon zehn Uhr geworden und völlige Nacht hatte sich

auf die Erde herabgesenkt. Da erst wurde der Wind plötzlich wie von einer andern dagegen ankämpfenden Macht gehemmt und eine seltsame Stille trat in der aufgewühlten Natur ein, indem zugleich auch der Regen zu strömen aufhörte.

Frau Halling erhob sich vor Freude, öffnete ein Fenster und schaute hinaus. »Es regnet nicht mehr,« sagte sie, »und der Wind hat ganz nachgelassen. Gott sei Dank, wir haben es überstanden!«

Bei diesen Worten trat sie vom Fenster zurück und blickte den Maler an, der neben Alwining auf dem kleinen Sopha saß, als wollte sie sagen: »Wäre es nicht besser, Sie machten sich jetzt auf den Weg?«

Auch Heinrich Markholm hatte einen Augenblick diesen Gedanken und schon wollte er sich erheben, als der Sturm mit erneuerter Heftigkeit ausbrach, der Regen abermals niedergoß und so stark wurde, daß der kleine Bach am Hause zum Strome anschwoll Sträucher, Erde, Steine fortwälzte und mit wildem Getöse dem aufgewühlten Meere entgegenstürzte.



Da stand Alwining plötzlich mit energischer Haltung auf und stellte sich vor ihre Mutter hin, sah aber ihren Gast an, während sie sprach: »Es wäre eine Thorheit,« sagte sie, »wenn Sie jetzt noch an Ihren Gang nach Stubbenkammer denken wollten. Es geht nicht. Sie müssen hierbleiben – ja, Mutter, ja, mag daraus werden was will,

ich übernehme die Verantwortung für den Fall der Noth. Aber bedenke und bedenken auch Sie, Herr Markholm, die Wege sind vom Regen aufgewühlt, Sie können sie bei der Dunkelheit nicht einmal erkennen und der Wind bricht Bäume und Felsstücke ab, wie wollten Sie da ungefährdet nach Hause kommen?«

»Aber ich werde Ihrer Mutter zu lästig?« sagte der Maler, nur schwach widerstrebend.

»Wo soll er denn schlafen?« rief die arme Frau, halb todt vor Angst, aus.

»Auch dafür weiß ich Rath, Mutter,« sagte Alwining entschlossen. »Herr Markholm wird unter solchen Umständen keine Ansprüche machen. Das Giebelstübchen unter dem Dach ist zwar sehr klein, aber es läßt sich eine Nacht darin zubringen und eine Nacht im Sommer geht bald vorüber. Dort oben ist er allein für sich und Niemand wird dadurch gestört. Ich werde selbst gehen und Alles in Bereitschaft setzen.«

Und ohne weiter eine abweisende Antwort der Mutter oder eine zustimmende des jungen Mannes abzuwarten, nahm sie ein Licht und ging zur Thür hinaus.

Frau Halling lief händeringend im Zimmer auf und ab. Heinrich Markholm sah ihr ihre Noth und Besorgniß an. »Frau Halling,« sagte er liebevoll und legte zutraulich die Hand auf ihre Schulter, »es thut mir leid, daß Sie meinetwegen so viel Sorge haben, und wenn es mir möglich ist, will ich Ihre Freundlichkeit gegen mich zu vergelten suchen.«

Die arme Frau brach in Thränen aus, sie hatte sich endlich ergeben, aber mit halb gebrochenem Herzen, denn nur sie allein kannte den Grund ihrer Angst und die Bedeutung des Schrittes, der nun nicht mehr zurückgethan werden konnte.

Nach einer Viertelstunde kam Alwining wieder herein, mit geröthetem aber vor Freude strahlendem Gesicht. »Ihr Lager ist fertig und erwartet Sie,« sagte sie fast heiter. »In nicht fünf Stunden bricht der neue Tag an und dann wollen wir sehen, ob das Unwetter Ihnen einen Weg offen gelassen hat.«

So lange der Regen noch heftig floß und der Sturm draußen wüthete, blieben die drei Personen bei einander im unteren Zimmer sitzen. Als aber das Gewitter sich verzogen hatte und eine um so tiefere Ruhe in der Natur eingetreten war, trennten sie sich. Frau Halling führte ihren Gast in die für ihn bestimmte kleine Kammer und auch Alwining verfügte sich sogleich in ihr Zimmer, ohne abzuwarten, bis die Mutter zurückkam, da diese ihr eigenes Schlafgemach auf der andern Seite des Hauses besaß, die der Maler noch nie betreten hatte.

#### VIERTES KAPITEL. DER SCHWARZE HALLING.

Mit seltsamen und gerade nicht sehr angenehmen Gefühlen betrat Heinrich Markholm den kleinen Raum, der ihm durch des Zufalls Fügung für die bevorstehende kurze Nacht zur Schlafstätte angewiesen war. Er hatte wohl die innere Angst und Besorgniß seiner Wirthin wahrgenommen, mit der sie nothgedrungen in ihrer Tochter

Vorschlag gewilligt, und es war ihm peinlich, zu derselben Veranlassung gegeben zu haben. Allein das war nun nicht mehr zu ändern und so fügte er sich in das Unvermeidliche. Mit dem festen Entschluß, gleich mit anbrechendem Tage die gute Frau Halling von ihrer Angst zu befreien, falls sie noch darin befangen wäre, und das Haus zu verlassen, streckte er sich unausgekleidet auf das kleine Bett, das Alwining's liebevolle Sorgfalt so bequem wie möglich hergerichtet und mit der besten Wäsche des Hauses versehen hatte. Anfangs konnte er den erwünschten Schlaf nicht finden, die Gedanken schwirrten in seinem Geiste, die Gefühle pulsirten in seinem Herzen, aber allmählig, von der langen Aufregung des Tages ermattet, schlossen sich seine Augen und er fiel in einen todesähnlichen Schlaf.

Nicht so Frau Halling. Als sie vom Giebelstübchen in das Unterhaus zurückgekehrt war, ging sie sogleich in die Abtheilung des Hauses, welche Heinrich Markholm noch nicht betreten hatte. Hier wohnte und schlief ihr Mann, wenn er zu Hause war, und hier schlief auch sie. Das Wohnzimmer des Mannes, zwar klein wie alle übrigen Räume, war der Einrichtung nach das stattlichste des ganzen Hauses und nicht nur Bequemlichkeitssinn, sondern auch ein gewisser geschmackloser Luxus zeigte sich in verschiedenen Möbeln, die Gott weiß woher stammten und aus aller Welt Enden zusammengerafft schienen.

Dieses Gemach nun ordnete Frau Halling mit gewohnter eifertiger Hand, denn sie hatte die bestimmte Ahnung, ihr Mann werde noch in dieser Nacht heimkehren, da er so dunkle und ungestüme Nächte liebte und in ihnen am ungestörtesten in der Kieler Bucht landen konnte. Allerdings that sie es mit zitternden Händen und thränenden Augen, denn sie wußte noch nicht, wie sie ihm den Besuch des jungen Malers ankündigen sollte, von dem er durchaus sogleich unterrichtet werden mußte.

Nachdem sie nun Alles zurecht gelegt, wie ihr Mann es gern sah, langte sie aus einem alten Schranke eine Flasche starken Weines, stellte sie nebst einem Glase auf den Tisch, zündete dann eine ziemlich moderne Lampe an und brachte auch das Bett im Nebengemache in Ordnung, damit Alles im Stande sei, den Herrn des Hauses nach den ihr streng vorgeschriebenen Regeln zu empfangen. Als sie dies Alles zu Stande gebracht, öffnete sie ein Fenster und lauschte hinaus; aber Alles ringsum in der ganzen Länge der Schlucht war still, die Winde hatten zu blasen aufgehört und nur von den Bäumen fiel von Zeit zu Zeit ein Tropfen und der kleine Kielerbach rauschte weiter unten immer noch mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Jetzt überlegte die ängstliche Frau, ob sie selber zur Ruhe gehen solle oder nicht. Müdigkeit und Furcht kämpften in ihr um die Wette, endlich siegte die letztere und sie blieb auf einem bequemen Stuhle sitzen, die Hände im Schooße gefaltet und das Kinn auf die Brust



geneigt. Lange hatte sie noch nicht in dieser Lage zugebracht, als die Müdigkeit sie übermannte und sie ebenfalls entschlief.

---

Ihre Ahnung indessen, daß ihr Mann noch diese Nacht nach Hause kommen würde, sollte sie nicht getäuscht haben und ihr Widerstreben, dem Maler wider Wissen desselben eine Herberge für die Nacht zu bieten, war also gerechtfertigt gewesen. Um nun die Art und Weise, wie die Ankunft des Herrn vom Hause vor sich ging, kennen zu lernen, wollen wir uns an den Strand begeben, um aus nächster Nähe ungesehene aber aufmerksame Zuschauer zu sein.

Es mochte etwa ein Uhr sein, als sich das zutrug, was wir mit wenigen Strichen schildern wollen. Das Gewitter war um diese Zeit längst nach Osten gezogen, der brausende Westwind hatte fast ganz nachgelassen und die See ging nur noch hohl und schwer in der Ferne, während das Wasser in der Nähe des Strandes bei Weitem ruhiger wogte. Sterne waren noch nirgends am Himmel hervorgetreten, dazu waren die Wolkenmassen, die in den oberen Regionen flutheten, noch zu schwer und dicht und so lag die See wie das Land in den düsteren Schleier eingehüllt, wie es Leute gern zu haben pflegen, die ein ähnliches Geschäft wie der schwarze Halling betreiben.

Um die genannte Zeit hätte man, wenn es Tag gewesen wäre, eine sehr geräumige Yacht dicht vor dem Kieler

Ufer kreuzen sehen können. Die Männer, die den Dienst an Bord verrichteten, mußten geschulte Matrosen und mit der Oertlichkeit des Landes, wie den Eigenthümlichkeiten der unregelmäßigen Fahrstraße an dieser Küste überaus vertraut sein, denn ihre Manöver waren sicher und das gut gesteuerte Schiff befolgte richtig den Cours, der es ungefährdet auf die einzige Ankergrundstelle vor dem Kieler Ufer führen konnte.

An Bord selbst war kein Licht zu sehen, das hätte das Schiff etwaigen Laueraugen verrathen können, und die sechs bis acht Männer, die auf verschiedenen Stellen desselben standen und mit scharfen Augen das vom Meere aus deutlich erkennbare Land musterten, flüsterten sich ihre Rathschläge so leise zu, daß außer dem Rauschen des Wassers vor dem scharfen Buge der Yacht kein Laut an das Land gelangen konnte, und selbst dieses Rauschen verschlang das Brausen der See in der Ferne, wie das Gekreisich eines großen Raubvogels das Gezwitscher eines kleinen Waldsängers übertönt.

Als die Yacht dem Lande so nahe wie möglich gekommen war, rasselte die Ankerkette in die Tiefe hinab, das Schiff schwaite um und lag dann still auf dem gewählten Platze, nur hin und her schwankend, je nachdem die toten Wellen es hoben oder senkten. Die Segel aber wurden nicht völlig eingezogen oder beschlagen, nur in leicht lösliche Reefe gelegt, damit man jeden Augenblick wieder in See stechen könne, wenn ein verdächtiges Geräusch am Lande es nothwendig erscheinen lassen sollte.

Als man so weit gekommen, gab sich einige Bewegung an Bord kund und es wurde ein starkes Boot vom Spiegel der Yacht herabgelassen, in welches mehrere Männer kletterten, langsam und vorsichtig, da sie verschiedene kleine Lasten unter den Armen trugen. Als sie alle darin waren und fest saßen, ergriff ein Mann das Steuer, zwei andere tauchten verhüllte Riemen in das Wasser und man ruderte achtsam dem Lande zu, bis man zwischen zwei große Felsblöcke gelangte, wo man hielt und einen kleinen Anker auswarf. An dieser Stelle nun ließen sich sämtliche Schiffer bis auf Einen in das seichte Strandwasser gleiten und als sie den Grund unter ihren langen Stiefeln fühlten, hoben sie einige Säcke und Kisten aus dem Boote, wateten zum Ufer und erklommen dann mit vieler Mühe aber großem Geschick den steilen schlüpfrigen Kreidepfad, den wir Alwining mit ihrem Begleiter am Nachmittag dieses Tages betreten sahen. Als sie erst so weit gelangt waren, verschwanden sie bald in dem Schatten der Nacht und zerstreuten sich von der Höhe aus nach verschiedenen Richtungen, ohne auch nur ein einziges Wort mit einander zu wechseln, was verrieth, daß sie alle das Ziel genau kannten, dem sie zueilten sollten.

Nur ein Mann und zwar der, der das Steuer des Bootes gelenkt, betrat die Schlucht, und nachdem er eine Weile ruhig gewartet, bis die anderen Männer unbelästigt die Höhe erreicht, ging er tiefer in dieselbe hinein, zog eine Blendlaterne aus einer Tasche seines Friesocks, zündete

sie an und beleuchtete den Pfad, der nach dem kleinen Hause des schwarzen Halling führte.

Ohne Hülfe dieser Laterne wäre es ihm bei der herrschenden Dunkelheit schwer geworden, den schmalen, vom übergetretenen Wasser des Baches schlammig aufgeweichten Pfad inne zu halten; schon so glitt er häufig aus, aber immer wieder faßte er mit seinen schweren Stiefeln festen Grund und allmählig gelangte er an die Thür, die, wie es sich von selbst verstand, fest verschlossen war.

Während der geheimnißvolle Nachtwandler nun in seiner Tasche den Schlüssel zu der Thür suchte, ging er einmal um das Haus herum, beleuchtete die Fenster von oben bis unten, und da er Alles wohl verschlossen fand, brummte er einen unverständlichen Laut vor sich hin, der ohne Zweifel seine Zufriedenheit mit der Sorgfalt der Hausbewohner ausdrücken sollte. Dann kehrte er wieder zur Thür zurück, schloß sie auf und trat in den Flur, riegelte die Thür von innen wieder zu und schlich endlich in die Stube zur linken Hand, in welcher wir Frau Halling vom Schlafe bewältigt verlassen haben.

Bevor wir jedoch erzählen, was sich sogleich nach seinem Eintritt in's Zimmer zutrug, wollen wir einen genaueren Blick auf diesen Mann werfen, der kein anderer als der Pächter des Kreidebruchs selber, Simeon Halling, genannt der schwarze Halling, war. Um zunächst seine äußere Erscheinung aufzufassen, so war er mit einer kurzen Schifferjacke bekleidet, über die er einen langhaarigen Regenrock gezogen hatte; auf dem Kopfe trug er

einen ledernen Matrosenhut und an den Füßen große Wasserstiefel, die fast bis zum Leibe hinauf reichten.

Von Gestalt war er gedrungen, festgefügt, kaum die mittlere Mannesgröße erreichend, dafür aber mit übermäßig breiten Schultern, langen Armen und gewaltigen Fäusten ausgestattet, die eine ungewöhnliche Kraft verriethen. Diesen ungeschlachten Gliedmaßen entsprachen die höchst ungeschickten Bewegungen, die sie machten, vollkommen; ein beständiges Hin- und Herwiegen auf den Hüften aber, wenn er stand und sogar wenn er saß, bekundeten den unruhigen Geist, der in diesem Manne tobte, den er aber durch ein selbstgefälliges Lächeln zu verbergen trachtete, welches, so nahe es dem Grinsen verwandt war, eine unbeschränkte Eitelkeit und Aufgeblasenheit verrieth.

Trotz des besten Willens, durch dieses Lächeln seiner ganzen Persönlichkeit einen mildernden Anstrich zu geben, vermehrte es nur den widrigen und abschreckenden Eindruck, den sein Gesicht auf den Beschauer hervorrief, ein Eindruck, der sogar noch stärker hervortrat, je genauer man die einzelnen Züge prüfte.

Schon die über alle Verhältnisse regelmäßiger Bildung hinausgehende Größe und Breite des Kopfes, der dem kleinen Körper durch einen dicken stierartigen Hals angefügt war, hatte in der Art, wie er getragen wurde, etwas Trotziges, Herrisches, was eben nicht auf die Zugänglichkeit des Mannes schließen ließ und dem geistigen Ausdrucke seines Gesichts vollkommen entsprach. Dieser an sich schon dicke Kopf war mit einem ungeheuren Wust

von dunklen Haaren umgeben, deren Spitzen in's Röthliche fielen, auf dem Scheitel und an den Schläfen aber schon eine graue Färbung annahmen. Unter einer niedrigen und gemeinen Stirn lagen unheimlich funkelnde graue Augen, die, unstät und stets auf der Lauer, nie lange einen und denselben Gegenstand festzuhalten im Stande waren. Seine Nase war kurz und breit und in der Mitte stark eingedrückt, seine Lippen so dick und aufgeworfen, daß sie trotz des verhüllenden großen Bartes sichtbar blieben und einen widerlich sinnlichen und lüsternen Geist verriethen. Fügen wir hinzu, daß der Mann ein leidenschaftlicher Tabackkauer war und daß seine Backen dadurch stets aufgeschwollen und seine Zähne schwarz erschienen, so haben wir das Portrait desselben ziemlich vollständig entworfen und bemerken nur noch, daß dies gemeine Gesicht höchstens einigen physischen, keineswegs aber den geistigen Muth blicken ließ, der selbst ein unschönes Menschenantlitz zu veredeln im Stande ist.

»Nun,« sagte dieser Mann, sobald er in's Zimmer getreten war und seine Frau erblickt hatte, indem er den tiefenden Hut auf den ersten besten Tisch warf und seine Laterne ausblies. »Du bist noch wach? Was hat denn das zu bedeuten?«

»Ach Gott, Simeon,« stammelte die Frau, ihm einen Schritt entgeg tretend, ohne einmal die Hand zum Grusse zu erheben, »ja, ich bin noch wach – guten Abend! Ich hatte bestimmt vermuthet, daß Du heute kommen würdest.«

»So, nun ja freilich, das war wohl sehr schwer zu vermuthen, he? Du weißt wohl, daß ich den Westwind gern benutze, wenn er zu haben ist, und daß ich gerade auch kein Feind von einer hübschen schwarzen Nacht bin, wie die heutige ist. Aber was giebt's denn? Was soll die weinerliche Fratze? Ist etwas Neues passirt?«

Die Frau wandte sich voller Angst hin und her und konnte das Wort nicht finden, das sie doch endlich sprechen mußte. »O ja,« sagte sie, es ist etwas passirt, aber Du darfst es mir nicht anrechnen, ich bin nicht schuld daran.«

Der schwarze Halling riß die kleinen Augen auf, die Flammen zu sprühen begannen, und indem er seinen nassen Oberrock abwarf, sagte er barsch: »Heraus mit der Sprache, ich sehe schon, es sind hinter meinem Rücken wieder Dummheiten angezettelt.«

»Ach Gott, nein, Simeon – aber – wir haben einen Besuch im Hause.«

»Besuch?« preßte der Mann mit einer gewissen Aengstlichkeit zwischen den dicken Lippen hervor und seine Fäuste ballten sich schon.

»Ja, Besuch, doch höre mich nur ruhig an. Es ist ein sehr unschuldiger Mensch, aus weiter Ferne, ein Maler. Er kam vor einigen Tagen hierher und zeichnete Steine und Bäume, und da trat er eines Morgens in das Haus und bat sich ein Glas Milch aus.«

»Weiter!« rief der schwarze Halling, dessen erster Schreck schnell abnahm und dessen Muth wieder im Wachsen begriffen war,

»Nun ja, heute kam er wieder und wollte eben fort gehen, als das schreckliche Gewitter ausbrach. Ach Gott, ich habe mich so darüber geängstigt – aber er konnte doch nicht fort, der Bach war ganz ausgetreten und die Finsterniß ließ ihn keinen Weg erkennen. Auch meinte Alwining, sie wolle jede Verantwortung übernehmen – und so blieb er.«

»Ha!« rief der wieder heftig aufbrausende Pächter, »Alwining wollte die Verantwortung übernehmen? So, so – wo schläft er?«

Die Frau deutete mit der Hand nach dem Bodenraume, mit einer Geberde, als wolle sie so viel wie möglich das laute Sprechen vermeiden. Dieser Wink kam zu rechter Zeit. Simeon Halling's Wuth mäßigte sich wieder und auch seine Stimme sank zu einem leiseren Flüstern herab.

»Was ist er für ein Mann?« fragte er rasch.

»O, jung, hübsch –«

»Das konnt' ich mir denken. Wie heißt er?«

»Heinrich Markholm nennt er sich.«

»Markholm, Markholm, hm! Den Namen kenne ich nicht. – Hältst Du ihn etwa für einen Spion?« fragte er dann, die Frau mit stechenden Blicken fixirend.

»Für einen Spion? Gott bewahre mich! Dazu ist er viel zu ehrlich – Du wirst es auf den ersten Blick sehen, wenn Du ihn sprichst.«

Halling schien befriedigter und warf sich auf einen Stuhl, nachdem er ein Glas alten Portweins getrunken hatte. »Er mag für heute schlafen,« sagte er dann. »Aber



er kommt nicht wieder in mein Haus – dafür bürgst Du mir, sonst – Du verstehst mich – bringe ich Euch an einen Ort, wo Euch keine Dohle besuchen soll.«

Diese Worte mußten der armen Frau schon milde klingen, denn ein so gnädiges Urtheil hatte sie kaum aus dem Munde ihres Gebieters für die verbotene Aufnahme eines Fremden erwartet. Sie trat auch dem Stuhle des Mannes näher, legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm bitzend in die tückischen Augen.

»Was giebt es noch?« fragte er barsch.

»Nichts, Simeon, gar nichts – aber wo bist Du so lange außerhalb gewesen?«

»Weit aus, nur zu Eurem Besten, *Nelle*, und Du wirst damit zufrieden sein. Ich sagte Dir schon, ich hätte ein schönes Stück Land an einem andern Orte gepachtet – nun ja, damit bin ich zu Stande gekommen. Und die Wohnung, die ich für Euch gebaut, wo ich den Steinhandel habe, ist fertig. Wir brauchen nur die Sachen hier einzuschiffen und hinzufahren und dann sollt Ihr in Ruhe leben.«

»Gott sei Dank! Also hier bleiben wir nicht?«

»Nein, mir gefällt es hier nicht. Ich stehe im Handel mit einem Mann, der mir den Bruch abpachten will und die – die Behörden, die verfluchten, haben es so gut wie genehmigt, für den Fall, daß der neue Pächter dies Haus abbricht und an der Fahrnitz wieder aufbaut.«

»Will er denn das?«

»Ja, wenn ich ihm die Kosten bezahle. Darum handelt es sich noch. – Aber höre, *Nelle*, es wurmt mich über die

Maaßen, daß Du so dumm gewesen bist und den Fremden aufgenommen hast. Hat er nach mir gefragt, war er sehr neugierig?«

»Nicht im Geringsten. Er ist ein so eifriger Maler, daß er einen halben Tag auf einer und derselben Stelle sitzen kann.«

»Und hast Du geplaudert?«

»Was soll ich denn plaudern? Ich denke, Du sagst mir nicht viel, was anderen Leuten einen Stein in die Hand gegen Dich geben könnte.«

Der schwarze Halling grins'te. Die Frau hatte nur zu wahr gesprochen, sie wußte nur sehr wenig von seinen Thaten, wengleich ihr Verdacht schon seit vielen Jahren gegen den unstäten und habgierigen Mann geweckt war.

»Wie lange wirst Du zu Haus bleiben?« fragte die Frau, noch einmal demüthig nähertretend.

»Bis morgen Mittag. Ich muß wieder zu meinem Handel. Ich fühle mich hier sehr eingeengt in diesem Kessel. Doch nun sind genug Worte gewechselt. Mach' mir einen steifen Grog, kalt, hörst Du?«

Während die Frau den Grog mischte, dessen Bestandtheile alle in der Nähe waren, fuhr Jener in seiner Rede fort: »Ich will morgen früh den Maler selbst sehen und sprechen. Ihr bleibt aber drüben, setzt keinen Fuß vor das Haus und schließt Eure Thür von Innen zu. Verstanden?«

»Ja, Simeon, es soll geschehen, wie Du es wünschest.«

»Haha! Er wird Augen machen, wenn er statt der Alwining mich hier sitzen sieht. So. Das hast Du gut gemacht,

Nelle,« setzte er hinzu, nachdem er von dem dargereichten starken Getränk einen tüchtigen Schluck genommen. »Und jetzt geh zu Bett, ich werde auch bald nachkommen.«

Frau Halling wünschte ihm eine gute Nacht und ging in ihr Stübchen. Ihr Mann dagegen blieb noch eine Weile auf dem Stuhle sitzen, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und nahm von Zeit zu Zeit einen neuen Schluck. Die Wirkung dieses häufigen Trinkens mußte eine sehr günstige sein, denn bald fing der Pächter des Kreidebruchs lustig zu schmunzeln an, verzog lächelnd die dicken Lippen und brummte einige Worte vor sich hin, die ohne Zweifel seine Zufriedenheit ausdrücken sollten. Endlich aber stand er auch auf, riegelte die Thür fest zu, langte aus einem Pulte zwei geladene Pistolen und nahm sie mit in sein Schlafzimmer, um auf jeden Fall gerüstet zu sein, wenn ihn ein unvorhergesehener Feind überraschen sollte, woran in dieser ruhigen Gegend gewiß nicht zu denken war, was das böse Gewissen des Mannes aber niemals zu befürchten unterließ.

---

So fest Heinrich Markholm's Schlaf auch gewesen war, das Licht des neuen Tages, welches durch das kleine Fenster des Dachstübchens auf sein Lager fiel, hatte ihn dennoch sehr zeitig ermuntert. Sich schnell in seine Lage findend, sprang er auf und machte von den so freundlich

von Alwining für ihn aufgestellten einfachen Toilettegegenständen Gebrauch. Heiteren Sinnes, daß diese kurze Nacht so schnell vorübergerauscht, trat er dann auf die enge Treppe hinaus, schritt hinunter und wandte sich lauschend zur Küche, in der er Frau Halling schon thätig zu finden hoffte. Allein er irrte sich. Die Küche war leer und nur ein schwaches Feuer brannte auf dem kleinen Herde, um welches verschiedene Töpfe herumstanden. Ueberdieß herrschte eine unheimliche Stille im ganzen Hause, als drücke ein unsichtbarer Alp jede Aeußerung der sonst so früh thätigen Bewohner nieder.

»Sie sind gewiß in dem Zimmer,« dachte Heinrich Markholm, »denn schlafen werden sie sicher nicht mehr. Es ist ja schon sechs Uhr vorbei!« Und so trat er an die Thür, die ihm so oft eine freundliche Hand geöffnet, und pochte bescheiden an.

Aber kein Laut ließ sich von Innen vernehmen, denn Frau Halling sorgte in ihrer gränzenlosen Furcht vor ihrem Manne dafür, daß das ihr am Abend ausgesprochene Gebot auf's Strengste erfüllt wurde, und Alwining saß regungslos auf einem Stuhle dicht an der Thür, geduldig und mit einer seltsamen Fassung abwartend, welchen Lauf die unergründliche Willkür ihres Vaters diesmal nehmen würde.

Heinrich Markholm klopfte noch einmal und da er auch jetzt keine Einladung zum Nähertreten vernahm, wollte er eben den Drücker des Schlosses ergreifen, als

hinter ihm eine Thür heftig geöffnet ward und eine rauhe Stimme rief: »Treten Sie hier herein, mein Herr, hier ist der Mann, mit dem Sie heute zu reden haben.«

Der Maler wandte sich staunend um, aber auf der Stelle hatte er den Zusammenhang der unerwarteten Thatsache begriffen. Rasch zu dem geöffneten Zimmer sich wendend, schritt er über die Schwelle und blickte dann halb verwundert, halb verdutzt den kleinen Mann an, der schon wieder seinen bequemen Sitz auf einem Sorgenstuhle eingenommen hatte und höhnisch grinsend aus einer kurzen Seemannspfeife sehr wohlriechenden Kanaster dampfte.

Einer der ersten Gedanken des Malers aber, als er das trotzig wilde und gemeine Gesicht dieses Mannes sah, der sich ihm gegenüber ein so wichtiges Ansehen zu geben bemühte, war: »Nein, dieser Mann kann unmöglich Alwining's Vater sein, wenn er auch der Mann ihrer Mutter ist. Hier ist kein Zug, kein Strich, keine Linie, die den reinen und klaren Zügen des lieblichen Mädchens entspräche. Dies ist ein niedriger Mensch und sie ist ein edles reines Wesen – es ist nicht denkbar, daß Beide eine andere Gemeinschaft mit einander haben, als die der launenhafte Zufall hervorgerufen oder gar ein hier waltesendes Geheimniß nothwendig gemacht hat.«

Und doch mußte er für den Augenblick annehmen, daß dieser Mann Alwining's Vater sei, aber dies geschah nicht ohne ein gleichsam unwillkürliches inneres Sträuben, jedoch nicht lange in der peinlichen Schweben zu verharren, in die ihn dieser Gedanke versetzte, beschloß er

auch diesmal seiner Natur gemäß geradeaus zu gehen und sich eine wo möglich genügende Auskunft zu verschaffen. Mit offenem, wohlwollendem Gesicht wandte er sich also zu dem behaglich auf seinem Sitze Ruhenden und sagte:

»Also mit Ihnen habe ich heute zu reden? Nun wohl, so biete ich Ihnen zuerst einen guten Morgen!«

Der stark rauchende Mann nickte gnädig mit dem Kopfe, ohne auch nur mehr den Mund aufzuthun, als durchaus nöthig war, um dem Dampfe des Tabacks keinen Ausweg zu gestatten.

»Ich irre mich wohl nicht,« fuhr der Maler lächelnd fort, dem dieser Eingang einigermaßen spaßhaft vorkam, »wenn ich annehme, daß Sie der Pächter des Kreidebruchs an der Fahrnitz, Herr Halling sind?«

»Der bin ich, zu dienen,« erwiderte der Mann, der sich selbst jeden Augenblick einen Zoll zu wachsen dünkte, je länger er sich schweigsam verhielt, »und noch dazu bin ich der Besitzer des Hauses, in dem Sie diese Nacht geschlafen haben.«

»Freilich, Herr Halling, und ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich ohne Ihr Wissen von dem freundlichen Anerbieten, diese Nacht hier zuzubringen, Gebrauch gemacht habe. Mich zwang jedoch nur die Noth dazu. – Allein ich muß Sie noch um die Beantwortung einer anderen Frage bitten.«

»Sie müssen? Ei das wäre! Welche Frage haben Sie noch auf dem Herzen?«

»Sie sind auch Alwining's Vater, nicht wahr?«

Der kleine Mann richtete sich auf und seine bisher friedfertige Miene verdüsterte ein rasch darüber hinfliegender Schatten, der sein unheimliches Gesicht noch viel unheimlicher machte. Die Frage des Fremden klang ihm, so einfach sie gesprochen ward, so herausfordernd, daß sein leicht entzündliches Blut zu kochen begann. »Was soll das heißen, mein Herr,« stieß er heftig hervor, »daß Sie mir eine Frage vorlegen, bevor Sie mir selbst ein halbes Dutzend beantwortet haben, die ich schon auf den Lippen trage, he? Beim Teufel, diese Frage klingt seltsam in meinen eigenen vier Pfählen. Natürlich, wenn ich ihr Vater hin, wird sie meine Tochter sein, oder nehmen Sie sich heraus, mir zur Bestätigung meiner Aussage und unsers Verhältnisses ihren Taufschein abzuverlangen, mein vornehmer Herr?«

Der gutmüthige Maler konnte sich nicht erklären, was den Mann veranlaßte, mit einem Mal eine so finstere Miene anzunehmen. »Ich bin kein vornehmer Herr, wie Sie eben sagen,« erwiderte er, »sondern nur ein einfacher und bescheidener Künstler.«

»Das freut mich, daß Sie kein vornehmer Herr sind, sonst möchte unsre Bekanntschaft leicht noch von viel kürzerer Dauer sein, als sie ohnehin sein muß! Doch nun ist das Fragen an mir. Wer und was hat Sie in dieses Haus geführt?«

»Wenn Sie das noch nicht wissen sollten, so will ich es Ihnen sagen: der Zufall. Ich bin ein Reisender in diesem Lande und da man hier überall Gastfreundschaft übt, so glaubte ich nicht in die Lage zu gerathen, auf diese Weise

von einem Manne empfangen zu werden, dem ich nichts Uebles zugefügt habe, noch zuzufügen gedenke.«

»Oho, das sollte Ihnen auch schwer werden! Ich taste Sie auch nicht an, aber ich denke, ich habe ein Recht, mich nach den Verhältnissen eines Mannes zu erkundigen, der wider mein Wissen eine Nacht unter meinem Dache zugebracht hat.«

»Dies Recht erkenne ich an,« sagte der Maler kurz und stolz.

Der Pächter achtete nicht auf die Geringschätzung, mit der diese Worte vorgebracht wurden, aber er legte die Pfeife bei Seite, blinzelte schlau und fragte mit einem eigenthümlichen Lauerblick in seinen scharfen Augen: »Wie lange sind Sie schon auf Rügen?«

»Einige Wochen, und hoffentlich werden Sie nichts dagegen einzuwenden haben, wenn ich noch etwas länger bleibe.«

»Hoho! Sie bezeigen Ihre Dankbarkeit dafür, daß ich Sie beherbergt habe, auf eigene Weise, mein Herr.«

»Sie haben mich nicht beherbergt und hätte ich Sie gleich anfangs in diesem Hause getroffen, so würde ich es wahrscheinlich gar nicht betreten haben.«

Diese Worte, die ein Anderer für eine Grobheit gehalten hätte, beleidigten den Pächter nicht, im Gegentheil, sie beschwichtigten seinen immer noch nicht ganz verschwundenen Verdacht. Er lächelte daher auf seine widrige Weise und sagte: »Das war ehrlich gesprochen und solche Ehrlichkeit liebe ich. Sie gefallen mir so besser, als wenn Sie mir eine leckere Schmeichelei gesagt hätten.



Ich habe nur noch eine Frage: welche Absichten verfolgen Sie hier und warum halten Sie sich so hartnäckig am Kieler Ufer auf?«

»Mein Herr,« antwortete der Maler gereizt, »obwohl ich Ihnen keine Antwort auf diese Frage schuldig zu sein glaube, so will ich sie doch geben, und ich sage also, daß ich meiner Kunst und meines Vergnügens wegen die schönsten Stellen dieser Küste besuche und daselbst so lange zu verweilen gedenke, als es mir gefallen wird.«

»Gut, gut, ja doch, ich habe nichts dagegen. Aber nun hören Sie auch mich an, damit wir uns Beide gleich vollständig kennen lernen. Nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe und nun selbst sehe, scheinen Sie mir für meine Person kein gefährlicher Mensch zu sein. Allein ich wohne nur selten hier und außer mir leben zwei Personen in diesem Hause, die keiner fremden Gesellschaft bedürftig sind. Wissen Sie also was? Ich liebe einen kurzen Proceß in allen Dingen: lassen Sie unsre Bekanntschaft, wie sie heute begonnen hat, auch heute, das heißt in diesem Augenblicke enden. Nehmen Sie die Gastfreundschaft in meinem Hause für genossen an und lassen Sie sich nie wieder bei mir blicken. Kennte ich Sie genauer, so hätte ich vielleicht nichts dagegen, wenn Sie einmal hier ein Glas Milch tränken, aber wie die Sachen einmal stehen, ist es besser, ein Jeder von uns kehrt ferner vor seiner eigenen Thür. Und damit Gott befohlen – da ist die Thür, mein Herr!«

Bei diesen Worten zeigte er mit der wiederaufgenommenen Pfeife auf die Thür hin und heftete sein Auge

streng und kalt auf die immer stolzer werdende Miene des tief gekränkten Künstlers.

Dieser aber war nicht der Mann, für den ihn Jener vielleicht hielt, er ließ sich nicht so leicht von einem Menschen, wie er ihn hier vor sich sah, einschüchtern. Sein heißes Blut wallte sogar noch heißer in seinen Adern, aber alle seine Ruhe zusammenfassend, sagte er mit beißender Schärfe: »Ich verstehe Sie und werde meine Handlungen nach diesem Ihren Wunsche einrichten. Nur noch Eins erlaube ich mir zu bemerken, obgleich ich es schon vorher angedeutet habe. Von *Ihnen* habe ich keine Gastfreundschaft verlangt und werde sie nie verlangen, darin sind Sie also sicher vor mir. Was aber meinen Besuch der Umgebung dieses Hauses betrifft, so ist das Kieler Ufer, diese Schlucht, der Wald und die See königliches Eigenthum. Hier kann ich gehen, stehen und sitzen wo ich will und so lange es mir beliebt; und wenn Sie etwa Gewalt gegen mich anzuwenden geneigt sind, so weiß ich, wo man den wirksamsten Schutz gegen die Anmaßungen solchen Betragens suchen muß.«

Nachdem er diese Worte mit Nachdruck gesprochen, wandte sich der Maler zur Thür, und ohne dem Zurückbleibenden weiter die geringste Beachtung zu schenken oder ihn mit einem Gruß zu beehren, verließ er das Haus und schritt ohne Rückblick dem Ausgang der Schlucht zu, hinter deren Gebüschen er bald verschwand.

Kaum aber hatte er die Stube verlassen, so sprang der Pächter unwirsch von seinem Sitze auf. Wider Erwarten hatte ihm der Fremde imponirt und mit einer kräftigen

Sprache wiederholt einen wunden Fleck in ihm berührt. »Der Teufel!« schrie er, mit beiden Händen durch die verworrenen Haare fahrend, »was war das? Sollte er am Ende doch ein Spion und zwar einer von der gefährlichsten Sorte sein? Das war dumm von mir, haha! – Ich scheine jetzt nichts als Dummheiten zu begehen! Ich hätte ihn lieber halten und noch schärfer ausfragen sollen. Hm!« Und er stand still und sann eine Weile nach. »Nun, vielleicht,« fuhr er fort, »treffe ich ihn wieder – ich werde ein wenig auf der Lauer sein – und dann – dann – muß ich das Ding auf eine andre Weise versuchen. Ha! diese verfluchten Weiber, die haben mir also wieder eine Schlinge gelegt! Aber Geduld, das soll nicht mehr lange so währen! Es behagt mir hier immer weniger, je länger ich an diesem Flecke sitze, und ich muß zum Ende damit kommen. Ha – was willst Du?« schrie er seine Frau an, die mit ängstlichem Gesicht an der Thür erschien, da sie den Maler das Haus verlassen und den Weg nach Stubbenkammer hatte einschlagen sehen.

»Ich wollte Dich fragen,« sagte Frau Halling mit ihrer von innerer Sorge stets gedämpften Stimme, »ob Du noch nicht Dein Frühstück verlangst?«

»Nicht von Dir, nicht von Dir! Das Mädchen soll mich bedienen! Wo steckt sie? Herein mit ihr!«

Als Alwining, von der Mutter gerufen, bedächtigen Ganges und gefaßten Herzens still und ruhig in's Zimmer trat, fand sie ihren Vater wieder auf dem Stuhle sitzen. Ohne Zweifel hatte sie ihm schon früher einen guten

Morgen geboten, denn jetzt kam kein Wort über ihre Lippen und nur ihr großes blaues Auge war forschend und eine Anrede erwartend auf seine finstere Miene geheftet.

Aber diese finstere Miene verlor allmählig ihre Strenge und Bitterkeit, je länger das Auge des Mannes auf den feinen Zügen des Mädchens ruhte. Ihr natürlicher Liebreiz hatte schon oft diese Umwandlung in ihm bewirkt und Gott weiß, welche Empfindungen sich in dem düsteren Herzen dieses brutalen Mannes regten, als er jetzt abermals diese Wirkung in sich verspürte.

Wenn man aber in diesem Augenblick diesen Vater und diese Tochter einander gegenüberstehen sah und dabei das sogleich sich entwickelnde Gespräch genau beachtete, so mußte man zur Einsicht gelangen, daß Alwining in ihrem Berichte über ihren Vater gegen den Maler nur ein sehr idealisirtes Bild von ihrem Verhältniß mit ihm entworfen hatte. Dies Verhältniß mußte demnach ein viel gespannteres und herzloseres sein, als das Zartgefühl des Mädchens den Fremden wollte errathen lassen. Während Halling freundlicher und beinahe kriechender wurde, zeigte sich Alwining, die gegen Jedermann warm und zuvorkommend war, von Augenblick zu Augenblick kälter gegen ihn und trat mit einer Würde auf, die man in höheren Kreisen der Gesellschaft mit dem Worte ›Hoheit‹ bezeichnet haben würde, und die jedenfalls nicht nur ein Ausfluß ihres edlen und reinen Wesens, sondern auch die Folge einer langen Reihe von Mißhelligkeiten war, die in früherer Zeit zwischen Beiden stattgefunden haben mußten.

»Alwining!« herrschte der Vater die Tochter an, »thue Deine Pflicht gegen mich!«

»Welche Pflicht meinst Du?«

»Mische mir den Grog!«

Alwining ging lautlos auf den Schrank zu, in dem das Lieblingslabal des schwarzen Halling enthalten war, nahm die Rumflasche, goß zur Hälfte Wasser und Rum in ein großes Glas und that dann eine Handvoll Zucker dazu. Nachdem sie das Gemisch nun mit einem hölzernen Löffel umgerührt, setzte sie es auf den Tisch, der Hand des Vaters so nahe, daß er das Glas bequem erreichen konnte.

Als der Mann das Glas mit kundigem Auge geprüft, die rechte Farbe erkannt und dann einen tiefen Zug daraus gethan hatte, grins'te er behaglich, schnalzte mit der Zunge und sagte: »Das wenigstens verstehst Du, besser noch als Deine Mutter.«

Alwining erwiderte nichts, sondern stand unbeweglich vor dem Vater. »Begehrt Du noch etwas von mir?« fragte sie endlich mit einer kalten und fast ausdruckslosen Stimme.

»Keine Fragen jetzt, bitte ich mir aus. Du weißt, das liebe ich nicht. Thue Deine Pflicht, sage ich Dir, stopfe mir die Pfeife und zünde sie an.«

Wie vorher ging auch diesmal Alwining schweigsam auf die auf dem Tische liegende Pfeife zu, ergriff sie mit sichtbarem Widerwillen mit ihrer feinen Hand, schüttete

den Inhalt aus und stopfte dann den holländischen Kanaster hinein, der in einer braunen Düte auf einem Seitentische lag. Dann einen Fidibus anzündend, ging sie mit beiden zum Stuhle des Vaters, reichte die Pfeife hin und hielt das brennende Papier auf den Toback, der in Folge kräftigen Anziehens Seitens des Rauchenden bald in Brand gerieth.

Als auch diese Pflicht erfüllt war, blieb sie abermals vor den prüfenden Augen des Vaters stehen und las mit leuchtenden Blicken seine etwaigen fernerer Wünsche von seinem Gesicht ab. Aber dies Gesicht nahm allmählig einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an, den Alwinning vielleicht am wenigsten zu entziffern vermochte, da sie seit langer Zeit daran gewöhnt war. Es lag in den cynischen Blicken des schwarzen Halling ein seltsames Wohlgefallen, man könnte sagen eine Art Wollust, über den Gedanken, daß er in diesem Augenblicke der Herr und das schöne Mädchen vor ihm mit der feineren Bildung, in der allein schon die Berechtigung zu höheren Ansprüchen lag, die Dienende, gleichsam seine Magd war. Diesen Gegensatz zwischen Beiden liebte der Pächter so oft wie möglich auszubeuten, er behagte ihm ungemein, denn er fühlte sich noch einmal so erhaben, wenn er die Tochter in slavischen Diensten seinen Wünschen zu Gebote stehen sah. »Ich bin der Herr und Du bist meine Scavin, ich kann mit Dir machen was ich will und Du mußt mir gehorchen wie ich gebiete!« das lag auf seinem Gesicht, das niemals so triumphirend geblickt hatte, wie

in diesem, das edle Mädchen bis in die Tiefe ihres Herzens demüthigenden Augenblick.

Als er diesen Triumph hinreichend genossen hatte, Alwining dagegen ruhig und kalt vor ihm stehen geblieben war, ohne die geringste Veränderung in ihren Mienen zu zeigen, und sich in ihr Schicksal mit Würde und Anstand ergab, heiterte sich sein düsteres Gesicht noch mehr auf und er sagte endlich mit herablassender Miene und einem heiseren Gurgeln, das bei ihm ein wohlgefälliges Lächeln ausdrücken sollte:

»Nun, da Du heute so hübsch fromm und diensteifrig bist, bleib einmal da stehen, ich habe gerade Zeit, ein wenig mit Dir zu plaudern. Wie gefällt es Dir hier in dieser kleinen hübschen Koje, he?«

Alwining hob ruhig den Kopf in die Höhe, blickte den Vater fest an und sagte mit entschiedener Freimüthigkeit, wiewohl ohne alle Bitterkeit: »Es gefiele mir hier ganz gut, wenn ich bisweilen Gesellschaft hätte, die meiner Erziehung und Bildung entspricht.«

»Oho, wirst Du wieder trotzig wie ehedem? Erziehung! Bildung! Ich weiß es, was Du damit sagen willst und warum Du immer wieder darauf zurückkommst, da Dir doch bekannt ist, daß ich dafür keine Ohren habe. Wer hat *mich* erzogen, *mich* gebildet, he? Haben die Leute es sich etwa angelegen sein lassen, mich mit Zucker zu füttern und fromme Lieder singen zu lehren? Denn das nennen sie doch Bildung und Erziehung, haha! So verstehe ich es wenigstens. Also wer hat mich erzogen und gebildet? Das Leben. Das aber mag Dir eine Lehre sein.

Du trittst jetzt erst in das Leben und so beginnt Deine wahre Erziehung und Bildung erst. Daß Du eine Schule besucht hast, wo sie Dir Hochmuth und Hoffart beigebracht, thut mir leid genug, und hätte ich das Ende vom Liede vorhersehen können, würdest Du nicht lange bei Deinem gelehrten Onkel geblieben sein, haha! Doch – es giebt vielleicht noch andere Gründe, warum es Dir hier nicht sonderlich gefällt, und darin stimme ich Dir bei und Du sollst auch nicht lange mehr hier bleiben. Der Wohnort, der Dich und Deine Mutter aufnehmen soll, ist ziemlich bereit, Zeit und Stunde aber, wo Ihr ihn bezieht, werde ich bestimmen, wenn es mir gut dünkt. Für's Erste gedulde Dich.«

Alwining erwiderte hieraus nichts, es wäre ja doch jeder Einspruch vergebens gewesen. Sie kannte einmal ihren Vater und so fügte sie sich in seinen unabänderlichen Willen. Der schwarze Halling aber nahm ihr Schweigen mit Wohlgefallen auf. Er verzog sein gebräuntes Gesicht zu einer grinsenden Freundlichkeit und sagte dann, nachdem er noch einen starken Zug Grog gethan: »Nun zu etwas Anderem. Sag' einmal, der Name dieses jungen Herrn, den ich so eben heimgeschickt, ist Dir also bekannt? Wie heißt er?«

Alwining's rosiges Gesicht überzog eine bleichere Färbung bei dieser Frage, die sie für den Augenblick nicht erwartet hatte, indessen faßte sie sich bald wieder und entgegnete mit ihrer natürlichen Ruhe und Kürze: »Er heißt Heinrich Markholm.«

»Also das ist richtig. Du weißt es bestimmt?«



»So bestimmt ich es wissen kann – er hat es mir gesagt und ich habe nicht den geringsten Grund, seinen Worten keinen Glauben zu schenken.«

»Hm! Gut. Und er ist Maler?«

»Ja.«

»Woher stammt er?«

Alwining sagte, was sie darüber wußte und zwar mit einer Wärme, von der sie selbst keine Ahnung hatte, die jedoch ihrem Vater keineswegs entging.

»Sieh einmal,« fuhr er fort, »Du weißt ja ziemlich genau in seinen Verhältnissen Bescheid. Ei ei! Wie kam er denn eigentlich, hierher?«

»Er zeichnete in der Gegend und da fand er unser Haus.«

»So hörte ich schon. Ihr aber machtet ihm mit Freuden die Thür auf und ludet ihn schwänzelnd und lächelnd ein, näherzutreten?«

»Was mich betrifft,« entgegnete Alwining mit belebter Stimme und hochathmender Brust, »so öffnete ich ihm die Thür mit Freuden, ja, und ich sehe keinen Grund, warum ich das nicht hätte thun sollen.«

»Ei sieh doch! Aha! Und Deine Mutter?«

»Meine Mutter nahm ihn nicht mit gleicher Freude auf, sie sträubte sich sogar dagegen und nur auf meinen ausdrücklichen Wunsch gab sie endlich nach.«

»Höre, das ist das einzige Mal, so weit ich mich erinnere, daß Deine Mutter etwas Gescheidtes that. Sie steigt

dadurch in meiner Achtung. Du aber hüte Dich! Ich warne Dich vor ähnlichen Freuden und ausdrücklichen Wünschen, sonst könnte es Dir einmal schlimm ergehen!«

Diese mit drohendem Auge und wilder Geberde gesprochenen Worte regten Alwining's heißes Blut auf. Sie schleuderte ihrem Vater einen Blick zu, der darthat, daß sie sich vor keinem Kampfe mit ihm fürchte, und antwortete lebhaft und schnell: »Nicht schlimmer, als in den letzten zwei Jahren!«

Der schwarze Halling, als er dies hörte und die ihm entgegenstrebende Miene des muthigen Mädchens sah, wollte aufspringen, so hatten ihn die letzten Worte gepackt. Allein er mäßigte sich und lachte sogar höhnisch, weil er wußte, daß er sogleich Vergeltung üben würde. Nur mit der Faust schlug er hart auf den Tisch, um doch an etwas seine Wuth auszulassen und dann schrie er: »Still! Die Sache ist also gemacht, jetzt zu etwas Anderem. Gieb Acht! Du bist zweiundzwanzig Jahre alt, denke ich. Nun einerlei, auf ein paar Jahre mehr oder weniger kommt es bei Euch nicht an. Aber das ist das Alter, worin Ihr Euch gern verheirathet. Wie steht es bei Dir damit?«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Oh, Du verstehst mich wohl, aber ich kenne schon Deinen eigensinnigen und trotzigigen Kopf. Glücklicher Weise habe ich die Mittel in Händen, ihn zu brechen.«

Er schwieg, als wolle er die Wirkung kennen lernen, die diese Worte auf das stolze Mädchen hervorbringen

mußten. Aber sie regte sich nicht. Still, bleich, mit gespanntem Auge den Vater gleichsam herausfordernd anblickend, sammelte sie nur ihre ganze innere Kraft, denn sie ahnte instinctartig, daß sie der selben bald bedürfen werde.

»Sprich weiter!« sagte sie endlich, um die peinliche Unterhaltung zu beenden, die ihr schon viel zu lange währte.

»Ich werde Dich verheirathen!« lauteten des Vaters nächste, beinahe lauernd gesprochenen Worte, denn die Ruhe des Mädchens machte einen bedeutenden Eindruck auf ihn. »Was sagst Du dazu?«

»Also das hast Du Dir vorgesetzt?« fragte sie mit zitternden Lippen, aber funkelndem Auge.

»Ja, das habe ich mir vorgesetzt. Und ich habe einen hübschen und wackeren Mann für Dich.«

»Meine Begriffe über das, was hübsch und wacker ist, sind anders als die Deinigen.«

»Ich frage nicht nach *Deinen* Begriffen, meine gefallen mir besser. Mit einem Wort: mein Steuermann Janssen begehrt Dich zum Weibe und ich habe Dich ihm zugesagt.«

»Du – mich? Solltest Du das für eine so leichte Sache halten?«

»Dafür halte ich sie und sie wird bald abgemacht sein.«

»Ich nicht. Auch kennst Du mich zu genau, um nicht zu wissen, daß ich lieber von jener Klippe herunterspringen und mir den Kopf zerschmettern würde, als den Steuermann Janssen heirathen.«

»Spring' hinunter, zerschmettere Dir den Kopf – mir auch recht, dann habe ich eine große Sorge weniger auf der Welt.«

Alwining's Antlitz überflog ein seltsames Lächeln. Es war das geheimnißvolle Lächeln einer starken Seele, die, ihrer ureigenen Kraft bewußt, sich mit voller Gewalt gegen die Angriffe des bösen Feindes stämmt. »Ich danke Dir für diesen Ausspruch,« sagte sie, »er verräth Deine Empfindungen für mich und giebt mich mir selbst zurück.«

»Oho!« kreischte der schwarze Halling auf und schlug schmetternd mit der Faust auf den Tisch. »Was heißt das? Sprich das noch einmal, Creatur, und Du sollst mich kennen lernen.«

»Ich kenne Dich!« lautete es von den bleichen Lippen des Mädchens mit einer unbeschreiblichen Verachtung.

Er stand auf, ballte die Fäuste und ging grollend im Zimmer auf und ab, Alwining regte sich nicht. Sie war auf Alles gefaßt, selbst darauf, jeden Augenblick von der Hand des gewissenlosen Wüthrichs, der sich ihren Vater nannte, niedergeschmettert zu werden. Aber so weit pflegte der schwarze Halling selbst in seinem größten Zorne nicht zu gehen; er war stets tapferer mit dem Munde als mit der Hand und im Ganzen hatte er Respect vor seiner Tochter, deren starke Seele und unbeugsamen Muth er kannte. Ein energischer Widerstand übte stets Einfluß auf ihn, und wäre seine Frau nicht von jeher ein schwankendes Rohr in seiner Hand gewesen, so wäre ihr

und ihres Mannes ganzer Lebenslauf vielleicht ein anderer geworden.

Endlich stand der schwarze Halling wieder still trat dicht vor seine Tochter hin und sagte: »Also Du kennst mich! Nun, dann wirst Du wissen, daß ich zu halten pflege, was ich verspreche. Jetzt kannst Du gehen. Ich hoffe, Du wirst diese Stunde so bald nicht vergessen und einsehen lernen, daß ich Gewalt über Dich habe. Sollte der Maler aber etwa tiefer in Dein Herz gedrungen sein – und mich will das fast bedünken – so gebe ich Dir einen Rath: Vergiß ihn oder Ihr habt es Beide mit mir zu thun.«

Alwining's bleiche Wangen überflog eine glühende Farbe und ihre Gestalt schien zu wachsen, während sie die folgenden Worte sprach, nach denen sie rasch zur Thür hinausschritt: »So viel ich den Mann kenne, von dem Du eben sprichst, so fürchtet er Dich so wenig wie ich. Wage es, ihn oder mich anzutasten, dann kannst Du darauf gefaßt sein, wenigstens in mir einen Gegner zu finden, dem Du, so stark Du zu sein glaubst, doch nicht in allen Dingen gewachsen bist!« –

Als sie das Zimmer verlassen hatte, stand Halling mitten darin still und sann über das eben Gehörte nach. Es mußte eine große Wirkung auf ihn ausgeübt oder vielleicht gar einen wunden Fleck in seiner Seele getroffen haben, denn er stand einen Augenblick wie gelähmt da. Plötzlich aber raffte er sich zusammen und mit dem Fuße wild auf den Boden stampfend, knirschte er in still kochender Wuth die Worte hervor: »Ha, ha, ha! Ich sagte es ja, das war dumm von mir, den Menschen so rasch

wegzuschicken – ich hätte am Ende auf ganz andre Weise meinen Zweck erreichen können, das Mädchen los zu werden, deren Wucht mir schon lange zu schwer ist und immer schwerer wird. Aber nun ist es einmal besprochen zwischen uns und ich muß meinen Entschluß bald ausführen. Die Creatur wächst mir immer höher über den Kopf. Sie verläugnet ihr verdammtes Blut nicht. Aber warte! Euch soll Alle der Teufel holen, früher oder später! Im Ganzen sehe ich, daß ich mit meinem Werke eilen muß. Da ich ihnen nicht an's Leben kann, will ich sie wenigstens ärgern, quälen, bedrängen, auf alle Weise, alle die von diesem Blute sind. Leider sind es ihrer nur Wenige – aber diese Wenigen sollen es fühlen. Oho! Habt nur Geduld!« rief er, die Zähne grimmig auf einander beißend und die Faust nach einer Richtung hin schüttelnd, »Ihr kommt Alle nach einander an die Reihe. – Die Weiber aber muß ich bald von hier fortbringen – hier kommen zu viele neugierige Menschen her – und mein Steuermann soll die Creatur schon bändigen, er ist ganz der Mann dazu. Hat er sie erst einmal auf dem Schiff, dann wird sie ihn kennen lernen und stille Orte giebt es genug auf der Welt, wo man vorlauten Weibern das Maul stopfen kann. He – da ist schon wieder eins – was giebt's?«

Die letzten Worte richtete er an seine Frau, die zitternd und zagend so eben in die Thür trat.

»Simeon,« sagte sie mit flüsternder Stimme, da sie ihn sichtbar noch in großem Zorne fand, »sei ruhig und beschwichtige Dein wildes Gesicht. Der Steuerbeamte von Crampas ist da und will Haus und Schiff visitiren.«

Der schwarze Halling lachte höhnisch auf. »Der Hund!« knirschte er zwischen den Zähnen. »Schon wieder einer von den herrlichen Besuchern! Aber haha! Er hat sich verrechnet. Mag er schnüffeln so viel er will, dort oder hier, er findet nichts mehr. Aber ich sag's ja. Die Stelle hier taugt nichts für mich, er sitzt mir viel zu nah auf dem Pelz und die Speculation mit dem verdammtten Kreidebruch war eine falsche wie so manche andere. Nun, hole sie Alle der Teufel! Ich habe noch Mauselöcher genug, um ihnen ein Schnippchen zu schlagen. Heda! Lustig, lustig! Noch sind wir nicht leck, und ehe *wir* auf den Grund stoßen, muß eine ganz andere Windsbraut wehen!«

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, stülpte ihn auf den Kopf und trat auf den Flur hinaus, wo ihn der Steuerbeamte mit geladener Büchse in der Hand erwartete, um seine Schuldigkeit in dem ihm zugewiesenen Reviere zu thun.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE GEHEIME SENDUNG.

Während sich die eben erwähnten Vorgänge in dem einsam gelegenen Hause der Kieler Schlucht abwickelten, verfolgte Heinrich Markholm in unbeschreiblich aufgeregter Gemüthsstimmung, ohne klares Bewußtsein des um ihn her Vorgehenden fast nur instinctmäßig seinen Weg. Er wußte nicht, ob trübes oder heiteres Wetter war, ob es regnete, ob Sonnenschein den Wald erhellte – er war so vollständig mit seinem Innern beschäftigt, daß

keine Stimme der Natur auch nur ein einziges Mal seine Aufmerksamkeit erregte, obwohl der herrliche Morgen nach der furchtbaren Gewitternacht ganz dazu angethan war, ein sonst so poetisch und warm fühlendes Herz mit tausend Freuden zu erfüllen.

Allein man glaube nicht, daß unser Freund ganz und gar außer Fassung gerathen war, oder sich gedemüthigt gefühlt und allen Muth, das eben verlassene Häuschen jemals wieder zu betreten, verloren hätte; im Gegentheil, niemals fühlte er sich so aufgelegt, gegen des Schicksals Tücke, die ihm in der Person des brutalen Pächters entgegengetreten war, eine Lanze einzulegen, denn der Widerspruch, das physische wie moralische Hinderniß, welche alle starken Naturen nur zu größerer Kraftentwicklung reizen, hatten auch seine Lebensgeister angeregt und ihn zu dem Entschlusse gebracht, über kurz oder lang, wo und wie es auch sei, die Bekanntschaft mit dem schönen Mädchen fortzusetzen, deren Endziel ihm allmählig in bestimmteren Umrissen vorzuschweben begann, Niemals wie zu dieser Stunde war ihm der Liebreiz Alwining's in einem helleren Lichte erschienen, niemals hatte ihr sanftes und doch kerniges Wesen ihm so klar und anziehend vor der Seele gestanden und niemals hatte er zugleich ein innigeres Mitleid mit ihrer Lage empfunden in die sie sich so geduldig und ergebungsvoll, wenn auch mit innerem Widerstreben zu fügen schien.

Allein dennoch war er sehr weit davon entfernt, gerade freudig gestimmt zu sein; nein, er gestand sich sogar



ein, für den Augenblick eine Niederlage erlitten zu haben und auf eine eben so unerwartete wie rauhe Weise aus seinem friedlichen Stilleben in der einsamen Bergschlucht getrieben zu sein; aber diese Niederlage sollte sich seiner Meinung nach sehr bald in einen köstlicheren Sieg verwandeln, und nur die Art und Weise, wie er zu demselben gelangen sollte, beschäftigte ihn auf das Lebhafteste. Daß er seinen Wirth sogleich von jedem einzelnen Vorfall in Kenntniß setzen und sich seinen Rath erbitten würde, stand bei ihm fest und er empfand durchaus kein beschämendes Gefühl, der reiferen Erfahrung und der bewährteren Kraft des älteren Freundes getrost das Mißgeschick seiner Gegenwart und das Glück seiner Zukunft anzuvertrauen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt setzte er ohne Uebereilung den Weg nach Stubbenkammer fort und als er das große Schweizerhaus von ferne in seiner gewöhnlichen friedlichen Stille liegen sah, freute er sich, die größere Hälfte des ganzen Weges so schnell zurückgelegt zu haben.

Herr Behrendt schien nicht allzusehr verwundert, als er den jungen Mann langsam den Berg heraufkommen sah; er begriff leicht, daß das Unwetter der vergangenen Nacht seine Ankunft verzögert hatte, und Heinrich Markholm brauchte nur wenige Worte zu sprechen, um ihn über sein Ausbleiben am vorigen Abend aufzuklären. Bald saß er im Gastzimmer und verzehrte sein Frühstück, wobei man die tröstliche Bemerkung machen konnte, daß sein Appetit durchaus nicht gelitten habe; sobald er

aber damit fertig war, ließ er den Schimmel vorführen, den man in dem gastlichen Stalle vortrefflich gepflegt hatte. Er nahm mit kurzen Worten vom Wirthe Abschied, schwang sich in den Sattel und trabte nun rasch dem stillen Grünthal zu, das ihn ein inneres Gefühl so schnell wie möglich zu erreichen trieb.

Erst als er den großen Hof in der Ferne auftauchen sah, schien der Schleier, der bisher vor seinen Augen gelegen, zu sinken und er bemerkte plötzlich den herrlichen Sonnenschein, der die Fenster des Herrenhauses vergoldete, er hörte wieder die Lerchen singen und die ganze fröhliche Außenwelt fing an mit ihrem belebenden Zauber auf ihn zu wirken, der zu einer schöpferischen Natur, wie die seine war, so leicht Zugang gewinnt. Ein neuer und ihn erhebender Muth bemächtigte sich seiner dabei, sein Herz schlug ruhiger denn je und die Hoffnung, daß noch bei Weitem nicht Alles verloren sei, brach sich mächtig in seiner Seele Bahn.

Einigermaßen gedämpft aber wurden diese angenehmen Empfindungen wieder, als er von Jochen, der ihm das Pferd ahnahm, hörte, daß Herr Brunst krank sei und sogar das Bett hüten müsse. Er begab sich also zu Frau Albrecht und erfuhr von dieser zu seinem Troste, daß die Krankheit des Herrn hoffentlich nicht viel zu bedeuten habe, die Gicht sei ein wenig gekommen, wie fast jedes Jahr, und eine Woche würde hinreichen, den guten Mann wieder auf die Beine zu bringen.

»Darf ich ihn denn nicht sehen?« fragte Heinrich Markholm die alte ehrwürdige Schaffnerin.

»Ei ja wohl und Sie werden dem Herrn sehr angenehm sein, er hat schon mehrmals heute Morgen von Ihnen gesprochen und wird gewiß erfreut sein, Sie gesund wieder zu sehen.«

Dies fand der Maler auch sehr bald bestätigt. Als er in das Zimmer des Kranken trat, richtete dieser sich im Bette auf, streckte ihm herzlich die Hand entgegen und fragte, wie es ihm ergangen sei und wo er die Nacht zugebracht hatte.

In einer halben Stunde wußte er Alles so ausführlich, wie Heinrich Markholm es nur zu schildern vermochte, ja er wußte noch mehr, als dieser ihm sagte, denn mit seinem scharfen Blicke hatte er die Rinde des Herzens des jungen Mannes durchdrungen, die überdieß nicht von undurchdringlicher Stärke war.

Wenn aber Heinrich Markholm erwartet hatte, Herr Brunst werde ihm sofort seinen Rath ertheilen und ihn ermuntern, auf der Stelle diesen oder jenen Weg einzuschlagen, so hatte er sich geirrt. Im Gegentheil, der edle Gutsherr von Grünthal war sehr still, als er die unerwartete Begebenheit vernommen, legte sich in sein Bett zurück und bat sogar den jungen Freund, ihn eine Stunde allein zu lassen, er werde gerufen werden, sobald er ihm seine Ansicht der Dinge zu erkennen zu geben habe.

Als der Maler das Zimmer verlassen, dachte sein Wirth lange und ernstlich über das eben Gehörte nach. »Aha,« sagte er sich dann, es wird also Ernst mit dieser Geschichte, die anfangs ein so scherzhaftes Ansehen zeigte, und auch in das Schicksal dieses jungen Mannes muß

ich mit dreister Hand eingreifen, wenn ich ihn vor größerem Schaden bewahren will. Nun, das ist kein unangenehmes Geschäft, ich liebe dergleichen und in meiner langen Advocatenpraxis habe ich wohl schwerere Aufgaben zu lösen gehabt. Haha! Der arme Junge thut mir leid. Er stellt sich so stark, ist es vielleicht auch, und doch wühlt der Kummer in seinem Herzen, den er mir vergebens zu verbergen trachtet. O, o, da haben wir wieder ein Beispiel, was für gefährliche Geschöpfe die Weiber sind! Dieser war ein so verständiger und gescheidter Bursche, klar und besonnen, wie Einer – kaum aber hat er ein hübsches Gesicht gesehen, so geht die Tragödie los und wo bleibt der Verstand, die Besonnenheit, das klare Urtheil des Mannes, wie? O Ihr Männer mit Herzen von weichem Wachs, was seid Ihr für Thoren!

Doch nun? Ja, dem armen Maler muß geholfen werden, so viel sehe ich ein. Aber bevor ich mich entschliefte, meine Karten mit in das Spiel zu mischen, muß ich mit unparteiischen Augen sehen, ob das Mädchen, das allen diesen Wirrwarr angerichtet, auch wirklich die Mühe verdient, der man sich unterzieht. Ist sie so, wie er sagt, nun – dann habe ich kein Bedenken, dann vorwärts, großer Jung', dann laß das Wasser Deiner Mühle brausen und sieh' zu, was Deiner und seiner vereinigten Kraft gelingt. O wie dumm, wie dumm, daß ich gerade jetzt krank sein muß oder keinen von meinen älteren Freunden hier habe! Sie oder ich, das wäre einerlei, ihr Herz, ihre Hand würde dasselbe bewirken, was mein Herz und meine Hand bewirkt, aber so! – Rasch, Alfred, tummle

Dich, die Sache hat Eile, ich kann den armen Jungen nicht so kopfhängerisch umherlaufen sehen, ich liebe es nicht, die Menschen in meiner nächsten Nähe traurig zu wissen, und am Ende bin ich mit schuld an dem ganzen Unheil, – warum habe ich ihn sich selbst überlassen und bin von seiner Seite gewichen! Ha, daran ist wieder die alte Laune schuld, immer für Dich allein zu sein, alter Knabe, nach Deinem Kopfe Alles tanzen zu lassen – pfui, das ärgert mich und diesmal ist es erst recht an mir, den Fehler zu verbessern, den ich allein verschuldet.«

So sprach Alfred Brunst mit sich; aber so viel er auch grübelte, er konnte zu keinem bestimmten Entschlusse kommen, an welchem Ende er die Sache anfassen sollte, um seinem Herzen Genüge zu thun und von einem Unparteiischen einen Blick in das Haus der Kieler Schlucht werfen zu lassen. Erst nach Tische, nachdem er noch einmal mit dem Maler gesprochen, fiel ihm ein Gedanke ein, der gute Folgen zu haben versprach, und augenblicklich war er zur Ausführung desselben bereit. Er ließ Jochen kommen und befahl ihm, die Kutschpferde vor den kleinen Jagdwagen zu legen.

»Herr Gott!« rief der alte, eisgraue Kutscher, »wollen Sie denn stracks aus dem Bette in den Wagen steigen? Sie sind ja krank, Herr, und thun wahrhaftig viel klüger, diesmal zu Hause zu bleiben.«

»Wer sagt Dir,« erwiderte sein Herr lächelnd, »daß ich selber ausfahren will?«

»Nun, Sie bestellen ja die Kutschpferde und ich selber soll fahren!«

»Das sollst Du auch, aber nicht mich.«

»Herr!« fuhr der Alte verwundert auf, wann hätte ich denn einen Andern gefahren als Sie?«

»Heute ist es nothwendig, Jochen, und wir müssen einmal von der Regel abweichen. Sieh, mein Sohn – der Kutscher war zwanzig Jahre älter als er – es ist eine wichtige Angelegenheit, die mich sehr interessirt, und nur Du allein darfst darum wissen und Niemanden ein Wort darüber sagen.«

Der Alte verstand und fühlte Reue über seinen unverständigen Widerspruch. Er trat dem Bette noch näher und flüsterte, als ob es ein Staatsgeheimniß zu verhandeln gäbe: »Ach so, ich verstehe, es ist eine geheime Privatangelegenheit?«

»Ja, das ist sie, und nun höre und befolge sogleich meinen Befehl. Spanne ruhig an, sage Niemanden, wohin Du fährst –«

»Aber ich weiß ja noch nicht, wohin ich fahren soll –«

»Sprich nicht, sondern höre! und fahre nach Stubbenkammer zu Herrn Behrendt. Bitte ihn in meinem Namen, auf der Stelle herzukommen, auch wenn sein Haus voller Gäste wäre. Ich sei krank und müsse ihn sprechen. Dann fährst Du ihn her, spannst aber nicht aus, denn Du mußt noch weiter fahren.«

Der alte Jochen wurde ganz beklommen über dieses große Geheimniß. Er versprach danach zu handeln und verabschiedete sich. In zehn Minuten schon sah man ihn aus dem Hofe fahren und zwar so schnell, wie er sonst

nur seinen verehrten Herrn in eigener Person zu fahren pflegte. –

Kaum eine Stunde später kehrte der Wagen mit Herrn Behrendt zurück, der ohne Säumen dem Rufe des Gutsbesitzers, dem er schon als Nachbar von ganzer Seele ergeben, gefolgt war. Der gefällige Mann trat rasch in's Zimmer und bedauerte mit herzlichen Worten, daß er Herrn Brunst krank und zu Bett finde.

»Es hat nichts zu sagen, Behrendt, und wird bald besser werden. Aber setzen Sie sich, ich habe ein paar ernste Worte mit Ihnen zu sprechen und Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, und zwar in einer Angelegenheit, die nur uns Beiden bekannt werden darf.«

Herr Behrendt lächelte auf seine eigene pffiffige Weise. »Ich verstehe,« sagte er, sprechen Sie dreist, meiner Verschwiegenheit sind sie gewiß.«

»Gut. Sie kennen den schwarzen Halling in der Kieler Schlucht?«

Herr Behrendt stutzte. »Woher wissen Sie das?« fragte er.

»Nun, ohne Umschweife, – mein junger Freund, der ehrliche Maler, hat mir seine Unterhaltung mit Ihnen über denselben erzählt.«

»Ah, ist es das! Nun weiter. Ja, ich kenne ihn.«

»Und Sie müssen ihn noch näher kennen lernen.«

»Wie so denn und wozu?«

»Das sollen Sie gleich hören. Der Mann interessirt mich, mehr als Sie denken, und seine Frau und Tochter noch viel mehr. Setzen Sie sich also in meinen Wagen

und fahren Sie gerades Weges nach seiner Behausung. Machen Sie sich irgend etwas bei ihm zu schaffen, bestellen Sie meinetwegen auf meine Rechnung zehn Centner Kreide, aber sondiren Sie ihn – Sie sind ja ein schlauer Kunde und verstehen es, den Leuten bis in's Herz zu blicken.«

Herr Behrendt lächelte. »Aber was soll ich denn bei ihm sondiren?«

»An dem Manne nichts. Er giebt nur den Vorwand ab und die Hauptsache bleibt seine Tochter. Gehen Sie also in's Haus und suchen Sie sie zu sehen – auch die Frau. Sprechen Sie mit ihnen, erforschen Sie, was sie für Leute sind, und vor allen Dingen beobachten Sie genau, was zu beobachten ist, damit Sie mir nachher auf alle Fragen Antwort geben können.«

»Aber mein Gott, Herr Brunst, das ist ja ein wahrer diplomatischer Auftrag!«

»Das ist er, Sie haben Recht. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, jetzt wenigstens nicht, vielleicht jedoch später. Sie sollen nur sehen, beobachten und dann wieder herkommen, und wenn Sie hübsch schlau sind, wie gewöhnlich, sollen Sie heute Abend bei mir zu Nacht speisen, wie man es selbst auf Stubbenkammer nicht gewohnt ist.«

Herr Behrendt schien endlich zu begreifen, was er sollte, ja er hörte noch mehr aus den verschwiegenen als den gesprochenen Worten heraus, denn er war wirklich ein schlauer Kunde. Daß hier der Maler mit im Spiele sei, der



alle Tage nach der Kieler Schlucht ging und heute Morgen erst zu ganz ungewöhnlicher Zeit von daher zurückgekommen war, das wurde ihm allmählig klar, und schon aus Neugierde, was er zu sehen und zu beobachten bekommen würde, freute er sich auf diesen diplomatischen Besuch, versprach sein Bestes zu thun und fuhr vergnügt von dannen.

---

Als Herr Behrendt abgefahren war, fühlte sich der Gutsherr von Grünthal ganz zufrieden. Er hatte für's Erste seine Schuldigkeit gethan und das erfüllte seine edle Seele stets mit einer eigenen Behaglichkeit. Er liebte es einmal, Dinge in's Gleichgewicht zu bringen, deren Bemeisterung Anderen zu schwer war, und konnte er damit gar eines Freundes Glück begründen, so fühlte er sich selbst auf das Höchste beglückt. Er ließ den Maler vor sein Bett bescheiden und unterhielt sich auf eine so heitere Weise mit ihm, daß kein Mensch hätte denken sollen, er leide an leiblichen Schmerzen, und doch waren diese nicht geringer Art.

Heinrich Markholm ganz besonders wunderte sich über diese Heiterkeit und wußte dieselbe gar nicht zu deuten. Sein Wirth war krank und hatte mit ihm vor Kurzem ein so ernstes Gespräch geführt und nun war der alte Humor mit einem Male wieder bei ihm eingekehrt und er zeigte sich sogar zum Scherzen aufgelegt. Wie sollte er sich das erklären und was bedeutete es?

War der Maler nun schon hierüber im Unklaren, so sollte er noch mehr über seinen Wirth erstaunen, als etwa vier Stunden später, da es schon gegen Abend ging, die Hunde auf dem Hofe freudig zu hellen anfangen und auf diese Weise einen eben in den Hof einfahrenden Wagen begrüßten. Denn kaum hatte Herr Brunst das Geräusch der Räder auf den Steinen vernommen, so wandte er sich zu seinem Gaste und bat ihn, sein Zimmer aufzusuchen oder spazieren zugehen und nicht eher zurückzukehren, als bis er gerufen werden würde. Er befolgte natürlich diesen Rath und stieg mit erstaunten Mienen die Treppe hinauf, ohne im Geringsten das Vorgehende zu errathen, da er die Ankunft des Wirthes von Stubbenkammer weder vorher noch jetzt bemerkt hatte.

Kurz nach seinem Abgange trat Herr Behrendt mit sichtbar befriedigter Miene und voller Begier, sich des Resultates seiner diplomatischen Sendung zu entledigen, bei Herrn Brunst ein. Daß Alles gut abgelaufen und die erwartete Botschaft eine günstige sei, hatte Letzterer schon auf dem Gesicht des Boten gelesen. Sein Antlitz, das kurz vorher noch eine eigenthümliche Spannung hatte blicken lassen, heiterte sich daher auch auf und er richtete seine scharfen Augen fragend auf den Eintretenden, der ruhig den Hut ablegte und dann auf einem Stuhl am Bette des Kranken Platz nahm.

»Also Sie sind wieder da?« begann dieser das Gespräch, »und wie ich hoffe, haben Sie Ihre Sendung zu allgemeinem Wohlgefallen erfüllt?«

»Ich denke es, Herr Brunst; ich wenigstens bin befriedigt und meine, Sie werden es auch sein.«

»Herrlich! Sie trafen also den schwarzen Halling?«

»Nein, ich traf ihn nicht. Er war vor einer Stunde bei günstigem Winde mit seiner Yacht abgesegelt und das war gut, denn so habe ich ganz gemüthlich zwei Stunden bei der alten Frau sitzen, mit ihr schwatzen und mancherlei erfahren können, was Ihnen nicht unangenehm sein wird.«

Der Kranke richtete sich in seinem Bette auf und seine Befriedigung war schon jetzt so groß, daß er die ihn vorher plagenden Schmerzen kaum noch fühlte.

»Aber nun erzählen Sie – was ist die Alte für eine Frau?« sagte er hastig.

»Auf mich hat sie einen sehr guten Eindruck gemacht. Ich sagte ihr, wer ich sei, aber nicht, weshalb ich gekommen, sondern gab als Grund meines Besuches die Neugierde an, die Familie eines Nachbars kennen zu lernen, der mir auch schon seinen Besuch abgestattet. Schon als ich das Wort Stubbenkammer nannte, spitzte sie die Ohren und schien an eine Verbindung zwischen mir und Demjenigen zu denken, der alle Tage von Stubbenkammer aus ihr seine Aufwartung gemacht hatte.«

»O! Sie bestärkten sie doch nicht in diesem Gedanken?«

»Gott bewahre, für den Anfang wenigstens noch nicht. Ich hatte dadurch nur ihre Theilnahme für mich erregt. Ich erkundigte mich nun nach der Pachtung ihres Mannes und da sah ich bald ein, daß die arme Frau sehr wenig

Bescheid wußte und überhaupt mit den Geschäften ihres Mannes, mögen sie sein, welche sie wollen, höchst kärglich vertraut war. Ein Wort gab nun das andere und das Ende vom Liede war, daß ich erkannte, daß die Frau unglücklich und sorgenvoll sei und sich nur schwer in das Schicksal füge, die Frau eines Mannes von so zweideutigem Charakter zu sein, wie der schwarze Halling es ist.«

»So. Das ist wichtig. Fahren Sie fort.«

Herr Behrendt berichtete nun Mehreres, was wir so ziemlich schon wissen und was auch Alfred Brunst schon aus den Mittheilungen des Malers erfahren hatte. »Als ich nun Alles erfahren,« fuhr der Berichterstatter fort, »was ich ohne aufdringlich zu sein, erfahren konnte, fragte ich nach ihrer Tochter. Ach, sagte sie, das arme Ding ist nicht in der besten Verfassung heute, sie hat einen großen Kummer gehabt. Ohne näher hierauf einzugehen, da Sie mich nicht beauftragt hatten, danach zu forschen, sprach ich der armen Frau, die mit ihrer traurigen Miene wirklich mein Herz gewann, allen möglichen Trost ein und dadurch wurde sie allmählig gesprächiger. Sie erzählte von ihrer Tochter, wie dieselbe eine gute Erziehung genossen und nun leider in dieser Abgeschiedenheit ihre Jugend verbringen müsse. Endlich bat ich sie, mir ihre Tochter vorzustellen. Sie ging darauf ein und begab sich hinaus, um sie zu suchen. Nach einer Weile kam sie mit ihr herein und stellte sie mir vor.«

»Nun,« sagte Alfred Brunst gespannt, »und was sahen Sie da?«

»Herr Brunst! Ich war betroffen von dem Anblick dieses Mädchens. Sie war zwar sichtlich traurig und still, aber schön wie ein Engel, und hat eine Bildung genossen, die ich in dem kleinen Häuschen nicht gesucht hätte. Ich blieb ganz schweigsam vor ihr stehen, solchen Eindruck machte sie auf mich. Und ich kann Ihnen in Wahrheit versichern, daß ich mir noch jetzt nicht erklären kann, wie dieser Kerl, der Halling, zu solch' einer Tochter oder diese Tochter zu solch' einem Vater gekommen ist.«

»Also wirklich?«

»Ja, wahrhaftig. Wenn Sie sie sehen, werden Sie sich wundern wie ich.«

»Gut, ich werde sie sehen. Sie reizen meinen Appetit danach. Nun fahren Sie fort.«

Herr Behrendt berichtete noch Mancherlei aus der mit den Frauen geführten Unterhaltung und schloß dann damit, daß er sagte, zwei Stunden wären ihm überaus schnell in dem angenehmsten Gespräch verstrichen.

Alfred Brunst lehnte sich wieder in seine Kissen zurück und dachte lebhaft einige Minuten im Stillen nach. »Das ist also Alles, was Sie zu berichten haben?« sagte er dann.

Herr Behrendt lächelte verschmitzt. »Nein, Herr Brunst,« erwiderte er, »das ist noch nicht Alles, aber vielleicht bin ich in dem Folgenden etwas über die Gränze meiner diplomatischen Sendung hinausgegangen.«

»Wie so?« fragte Alfred Brunst mit blitzendem Auge.

»Je nun! Kurz bevor ich mich entfernen wollte, verließ uns die Tochter, Alwining heißt sie. Ich stand auf und nahm meinen Hut. Haben Sie mir vielleicht noch etwas

zu sagen? fragte ich die Frau, die augenscheinlich Vertrauen zu mir gefaßt.

Auf diese Frage sah ich in dem Herzen derselben einen stillen Kampf vorgehen. Sie überlegte hin und her, ob sie mit der Sprache heraus solle oder nicht; da ich sie aber ermuthigte, zu sprechen, was es auch sei, und sagte, ich wolle ihr gern zu Gefallen sein, sprach sie mit bebenden Lippen: Herr Behrendt, also Sie wohnen auf Stubbenkammer? O, kennen Sie vielleicht einen Maler, Herrn Markholm? Ja wohl, den kenne ich, sagte ich und er ist heute Morgen erst von Ihnen kommend bei mir eingekehrt.«

»Behrendt!« unterbrach ihn hier der aufmerksam zuhörende Kranke, »Sie sind ein Schlaukopf, wie kein Anderer. Sie haben die Nase etwas weit vor in den Wind gesteckt. Nun gut, reden Sie; mögen Sie wissen, was Sie wollen oder mich errathen haben, einerlei, Sie werden die Ihnen gewordene Kunde nicht mißbrauchen und mir überlassen, die etwaigen Erklärungen dazu zu liefern.«

»Ganz gewiß, Herr Brunst, und nun hören Sie. Ach, fuhr die Frau fort, während ihr die Thränen über die Backen liefen, Herr Markholm ist heute Morgen gegen unsern Wunsch so bald von hier geschieden und er denkt am Ende, es sei uns damit ein Gefallen geschehen. Aber das ist nicht der Fall, im Gegentheil.

Soll ich ihm sagen, daß er wiederkommt? fragte ich.

Die Frau fing bitterlich an zu schluchzen und drückte mir die Hand. Ja, fuhr sie fort, sagen Sie ihm das. Aber er soll nur des Mittags auf ein paar Stunden kommen und

bei Zeiten wieder fortgehen. Ich weiß wohl, ich handle dadurch, daß ich Ihnen das sage, gegen die Vorschriften meines Mannes, aber Alwining – das arme Kind – hat auch Recht, wenn sie meint, wir dürften nicht so ungastlich gegen den jungen Mann sein, der uns so viel Wohlwollen und Freundschaft erwiesen hat. Ich versprach ihr, die Bestellung auszurichten, und das habe ich nun an Sie gethan. Richten Sie sie weiter aus, das Uebrige geht mich nichts an.«

Alfred Brunst reichte seinem Botschafter die Hand. »Ich danke Ihnen,« sagte er herzlich, »Sie haben Alles so ausgerichtet, wie ich es wünschte. Aber wie – Sie wollen doch nicht schon fort?«

»Ich muß. Ich habe Jochen vor der Thür halten lassen, denn meine Wirthschaft ruft mich nach Hause. Das gute Abendessen wollen wir im Winter genießen, wenn wir einsamer sind als jetzt.«

»Auch gut, ich bin dabei. So leben Sie denn wohl, ich bin Ihnen einmal wieder gefällig.«

»Ich weiß es, ich weiß es und sehe es gern, wenn ich Schuldner wie Sie in Vorrath habe.« –

Als Herr Behrendt das Zimmer verlassen hatte und abgefahren war, blieb Alfred Brunst geraume Zeit im Nachdenken und unbeweglich im Bette liegen. Plötzlich griff er nach der Klingel und schellte. »Lassen Sie Herrn Markholm zu mir kommen,« sagte er zu Frau Albrecht, die sogleich herbeigetrippelt kam.

Der Maler ließ nicht lange auf sich warten und trat mit gespannter Miene bei seinem Wirthe ein, dessen ganzes Benehmen ihn auf etwas Unerwartetes vorzubereiten schien.

»Hören Sie,« sagte der Kranke, »jetzt bin ich im Stande Ihnen zu sagen, daß ich im Laufe des Tages etwas für Sie ausgewirkt habe. Ruhig, ich bitte, hören Sie erst. Fragen Sie nicht, was ich gethan, denn wenn ich auch gern für meine Freunde handle, so lasse ich sie doch nicht immer in meine Karten sehen. Ich habe so meine eigene Weise, diese Karten zu mischen, und nur wenn das Spiel am Ende ist, decke ich sie ehrlich auf. Sie finden mich nicht abgeneigt, in Sachen der Hallings Ihre Partei zu nehmen. Wenn ich Ihnen dies sage, so heißt dies nichts Anderes, als daß Sie auf mich im Leben und Sterben rechnen können. Da haben Sie meine Hand zur Bestätigung des Gesagten. Bitte, lassen Sie mich aussprechen. Der Kerl, der Halling, ist abgereist und kommt erst in acht Tagen wieder. – Machen Sie immer große Augen, aber hören Sie – seine Frau ist trostlos über das Vorgefallene und wird es nicht ungern sehen, wenn Sie sie Nachmittags auf einige Stunden besuchen. In acht Tagen aber werde hoffentlich *ich* auf den Beinen sein und dann werde ich selber dem Herrn Gemahl meinen Besuch abstatten. Ich werde einen noch schärferen Blick auf die dortigen Verhältnisse werfen als Sie, verlassen Sie sich darauf, und das Uebrige wird sich finden.«



»Herr Brunst,« rief der Maler, vor Freuden in Feuer und Flamme auflodernd, »wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken! Aber wie steht es mit Alwining – wissen Sie nichts von der?«

Alfred Brunst lachte laut auf. »O, o,« rief er, beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. Alwining läßt Sie herzlich grüßen und morgen bald nach Mittag wird sie Sie erwarten.«

Der Maler war fast bis zu Thränen gerührt und nun erst erkannte sein Wirth, wie tief dem Armen der sanfteste Stachel des Lebens in's Herz gedrungen war. Er wollte noch einmal seinen innigsten Dank aussprechen, aber Alfred Brunst ließ es nicht dazu kommen, fing von anderen Dingen zu sprechen an und gab sich zuletzt wieder seiner ganzen natürlichen Heiterkeit hin.

So endete dieser Abend. Am nächsten Mittage aber wollen wir Heinrich Markholm nicht nach dem Kieler Ufer begleiten, sondern lieber einen kleinen Abstecher nach der Oehe machen und sehen, wie es daselbst unterdessen seinem Freunde Gustav Steinau ergangen war.

## SECHSTES KAPITEL. DIE GESCHICHTE EINES LANDEDELMANNS.

Dem Gewitter am Tage der Ankunft Gustav Steinau's auf der Oehe waren überaus heitere und sonnenklare Tage gefolgt, die zum Aufenthalt im Freien einluden, günstiges Wetter zur Erndte versprochen und auf diese Weise die Hoffnungen des Landmanns eben so anregten, wie sie

dem Naturfreunde Genuß und Vergnügen nach allen Seiten boten. Herr von der Oehe entwickelte in diesen schönen Tagen eine ungewöhnliche Thätigkeit nach Außen hin; schon mit Anbruch des Tages streifte er auf den Feldern umher, beaufsichtigte seine Leute, gab ihnen die nöthigen Befehle und richtete zuletzt mit immer wachsender Spannung seine Aufmerksamkeit der See zu, als erwartete er stündlich von derselben ein Ereigniß, dessen Annäherung man nicht früh genug bemerken könne. Dieses vollkommene Stilleben, in der ruhigsten Gleichförmigkeit, ohne Aufregung und Leidenschaft vollbracht, theilte sein junger Gast mit ganzem Herzen. Gustav Steinau hatte sich in die Gewohnheiten und Liebhabereien des alten Herrn völlig eingelebt, er ging an seiner Seite in den ihm aufgedrungenen Kleidern Morgens mit auf die Felder, bewies den herzlichsten Antheil an seinen Interessen, betrachtete mit ihm die See und die reizenden Punkte der Ferne, die über den Wasserspiegel so lieblich herüberblickten, und speiste und trank mit ihm, wie es der alte Herr gewohnt war, ohne auch nur ein einziges Mal eine andere Neigung zu verrathen oder einen von den alltäglichen Gewohnheiten abweichenden Wunsch zu erkennen zu geben.

Ohne es sich besonders merken zu lassen, hatte Herr von der Oehe seine Augen aufmerksam auf dieses Gebahren gerichtet, und je länger er ihn so beobachtete, um so besser gefiel ihm der junge Mensch von Tage zu Tage. Niemals hatten seine Ansichten über den Ackerbau

und überhaupt ländliche Beschäftigung geringeren Widerspruch erfahren, niemals war Jemand so genau seinen Anweisungen gefolgt, und so gewöhnte er sich so schnell an den Gast, daß er sich sogar wunderte, wenn er einmal eine halbe Stunde nicht an seiner Seite war,

Die angenehmste Zeit vom ganzen Tage aber war ihm der Abend, und kaum konnte er es erwarten, daß die Sonne sank, wo dann alle Geschäfte ruhten, kein Mensch mehr zu beaufsichtigen war und er sich nun mit dem Gaste in sein trauliches Zimmer zurückziehen, oder, wenn der Wind es erlaubte, vor der Thür auf der Bank sitzen oder im Garten auf und nieder wandeln konnte. Da saßen sie dann und unterhielten sich auf das Lebhafteste von alten und neuen Zeiten und Dingen; Gustav Steinau ließ stets den alten Herrn aussprechen, hörte mit unachahmlicher Geduld alle seine selbsterlebten Geschichten an, die er mit außerordentlicher Liebhaberei erzählte und sprach nur dann seine eigene Meinung aus, wenn er besonders danach gefragt wurde. Als aber der Vorrath dieser Mittheilungen endlich ziemlich erschöpft war, der alte Herr schwieg und sich an andere seinem Gedächtnisse entfallene Thatsachen besann, begann Gustav Steinau allmählig mehr und mehr die geistigen Potenzen des Lebens in die Unterhaltung zu ziehen, lenkte die Aufmerksamkeit seines Wirthes auf die Literatur, in der er so wohl bewandert war, und so gelang es ihm endlich, den Sinn desselben für neuere Gegenstände zu wecken, so

daß er ihn zuletzt aus freien Stücken bat, seine Belehrungen fortzusetzen, indem sie ihm einen großen Genuß gewährten. Früher hatte er nie seinen Gast im Zusammenhange längere Erzählungen vortragen hören, als er nun aber erst den Fluß seiner Rede, den kühnen Schwung seiner Phantasie und den unverkennbaren Adel in seinen Empfindungen lernten, ging ihm allmählig ein neuer Sinn für die Leistungsfähigkeit desselben auf, und wie er früher nur der alleinige Redner gewesen war, konnte er jetzt nicht satt werden, den perlenden Worten des jungen Erzählers zu lauschen.

Herr von der Oehe war von jeher stark im Citiren alter Gedichte und Sinnsprüche gewesen und wie wir wissen, war Salis hierin seine erste Autorität. Sobald Gustav dies merkte, versuchte auch er sich auf diesem Felde und da war sein Wirth auf's Neue über das ungeheure Gedächtniß erstaunt, das sich hier so unerwartet und ohne mit abschreckender Gelehrsamkeit zu prunken, vor ihm entwickelte, ihn auf bisher noch unbetretene Geistesbahnen lenkte und seinen Gesichtspunkt nach allen Seiten des Schönen und Erhabenen hin erweiterte.

So kam es denn, daß Gustav in kurzer Zeit um ein Bedeutendes in seiner Achtung gestiegen war, daß er ihn nicht mehr allein zu belehren suchte, sondern auch Belehrungen von ihm zu empfangen sich äußerst geneigt zeigte. Bei dem ununterbrochenen Verkehr und der Einsicht, daß dieser junge Mann eben so fügsam wie unterhaltend sei, folgte der Achtung eine gewisse Zuneigung auf dem Fuße nach und so schätzte der alte Herr sich

sehr bald glücklich, einen Gast gewonnen zu haben, der nicht nur seine Einsamkeit angenehm belebte, sondern ihn auch den peinvollen Gedanken entriß, die seine Seele in der letzten Zeit nur zu oft umdüstert hatten.

Aber auch Gustav Steinau gewann den geistig so kräftigen und im Herzen so wohlwollenden Mann alle Tage lieber und lieber, je mehr er wahrnahm, daß die rauhe Schaale hier wirklich einen schönen Kern umschließe, der vielleicht nur durch äußere ungünstige Umstände nie ganz zum Durchbruch gekommen war. Indem er sich nun bemühte, allmählig diesen Kern aus seiner Schaale zu lösen, drang er mit liebevoller Hingebung tiefer und tiefer in die Seele des Mannes ein und indem er dabei seine Anschauungen von Personen und Verhältnissen gründlich zu erforschen trachtete, fand er, daß der alte Herr sich immer natürlicher gehen ließ, bis zuletzt der alte Bann sich völlig lösen zu wollen schien, der sein Vertrauen noch in einigen Fesseln gehalten hatte.

An einem Tage nun, den wir genauer schildern müssen, war dies Vertrauen weiter denn je zum Durchbruch gekommen, und zwar durch einen Zufall, den Herr von der Oehe selber absichtslos herbeiführte. Es hatte an diesem Tage viel Arbeit auf der Insel gegeben. Am nächsten Tage sollte die Roggenerndte beginnen, die hier um eine Woche früher als auf Jasmund fiel, und um vorher noch alles Störende abzuthun, hatte Herr von der Oehe unter Anderm sein Badezelt oberhalb des Steinortes aufschlagen und die Brücke legen lassen, die wegen des überaus seichten Wassers an diesem Strande weit hinaus in

die See reichte. Gegen Abend war man damit zu Stande gekommen und der Wirth hatte seinem Gast zum ersten Mal den Genuß eines Seebades verschafft, den dieser bisher noch nicht kennen gelernt. Als sie nun Beide aus dem Wasser gekommen, schlug der alte Herr Gustav Steinau einen Spaziergang rings um die Insel vor und, vergnügt wie er über das Gelingen der heutigen Arbeit war, floß er von Citaten über, die sich an verschiedene eben geführte Gespräche anknüpften.

Gustav Steinau schenkte ihm ein williges Ohr und hörte mit Vergnügen einige Strophen an, die sich auf die Genügsamkeit eines edlen Mannes bezogen, und sie gefielen ihm so wohl, daß er seinen Wirth um Wiederholung derselben bat.

Das Gesicht des alten Herrn glänzte vor innerer geheimer Freude, als er diese Worte vernahm, und mit wahren Enthusiasmus ließ er noch einmal die Verse vor den Ohren des Freundes erklingen, welche also lauteten:

»Glücklich, o glücklich der Mensch, dem still im  
friedlichen Stübchen  
Und im häuslichen Kreis, harmlos das Leben ver-  
fließt,  
Der zufrieden mit Dem, was ihm das Schicksal  
verliehen,  
Nur auf die Aermern sieht, neidlos dem Reiche-  
ren naht.  
Mängel, die findet man stets, und Sorgen, die  
drücken auch Fürsten,

Darum am glücklichsten ist, wer nur Geringes begehrt.

Vollkommnes hat nicht die Welt, und nimmer darf sie es haben.

Wäre es vollkommen hier, sehnten wir niemals uns fort.

Darum pflücke die Blumen am Wege, wie Du sie findest,

Rosen, die sind es nicht stets – nimm auch mit Wegrich vorlieb;

Lust am Genusse bestimmt uns nur den Werth aller Dinge,

Und nur ein mäß'ger Genuß ist's, der am meisten erquickt!« –

Als er damit fertig war, stand Gustav Steinau einen Augenblick still, als denke er über etwas nach, dann wandte er sich zu dem ihn stillschweigend betrachtenden Manne und sagte: »Diese Verse kannte ich noch nicht, sie sind bisher meiner Aufmerksamkeit entschlüpft; nach dem Inhalte aber und der unschuldigen reinen Denkungsweise zu urtheilen, die sie aussprechen, müssen sie auch von Salis sein.«

Der Besitzer der Oehe stand still, schöpfte tief Athem und blickte seinen Gast mit unverkennbarer Genugthuung an. »So,« sagte er, »gefallen sie Ihnen?«

»In Wahrheit, außerordentlich, Herr von der Oehe, und ich wundre mich nicht mehr, daß gerade Sie den

alten guten Salis zu Ihrem Lieblingsdichter erkoren haben.«

Der alte Herr hielt seine Freude nicht länger zurück, er lachte herzlich und zeigte dabei, wie er immer bei solcher Gelegenheit that, sein herrliches Gebiß in glänzender Fülle, wobei er Töne der Wonne ausstieß, wie sie sein Gast noch nie von ihm vernommen hatte.

»Sie irren,« sagte er endlich, als er wieder zu Athem gekommen war. »Diese Verse sind nicht von Salis.«

»Ich hätte darauf wetten mögen,« erwiderte Gustav betroffen. »Von Wem sind sie denn?«

»O, Herr Sternberg, sprechen Sie im Ernst?« fragte der alte Herr entzückt.

»Mit Ihnen spreche ich immer im Ernst,« lautete die Antwort, »und am wenigsten scherze ich, wenn ich voller Bewunderung über eine eben so kräftige Sprache wie eine edle Denkungsart bin.«

Der alte Herr erröthete wie eine Jungfrau, der man in's Gesicht sagt, daß sie schön sei. Und einen forschenden Seitenblick auf seinen Gefährten werfend, sagte er: »Diese Verse, warum soll ich es Ihnen verschweigen – aber sagen Sie nichts meinem Freunde Brunst davon, der nur Spott für mich hat – diese Verse rühren von mir selbst her.«

»Wie,« rief Gustav verwundert, »von Ihnen?« Und von einem herzlichen Antriebe geleitet, ergriff er die Hand des alten Naturpoeten und drückte sie warm und achtungsvoll.



»Ja, sie sind von mir und es war von jeher, wenn ich nach mühevoller Arbeit Abends auf diesem einsamen Strande umherging, meine liebste Beschäftigung, meine Gedanken in möglichst wohlklingende Worte zusammenzufassen, um mich später in unruhigeren Stunden mit Freuden der besten Augenblicke meines Lebens zu erinnern, derer, wo Sorge und Kummer fern von mir lag und ich ein fühlender Mensch sein durfte, wie ich es so gern immer und ewig in noch viel größerem Umfange gewesen sein möchte.«

Bei diesen Worten, die er mit einer ersichtlichen Wehmuth sprach, griff er in seine Brusttasche, holte ein Packet Schriften hervor und reichte sie dem jungen Freunde hin. »Da,« sagte er, nehmen Sie und lesen Sie einige Seiten darin und dann sagen Sie mir aufrichtig, was Ihnen davon gefällt und was nicht. Aber da kommt mein alter Statthalter und scheint mir etwas sagen zu wollen. Heute Abend sprechen wir hoffentlich mehr darüber.«

Mit diesen Worten ging er auf den Statthalter zu und ließ Gustav Steinau mit dem Hefte in der Hand allein. Dieser wandelte langsam auf dem eingeschlagenen Wege weiter, stand bisweilen still und las aufmerksam und mit steigendem Interesse die wenigen Blätter, die ihm das Vertrauen seines Wirthes überliefert hatte.

Am späteren Abend traf man wieder bei Tische zusammen. Der alte Herr war stiller als gewöhnlich und augenscheinlich voller Spannung, ob der junge Mann nicht wieder auf das Thema des Mittags zurückkommen werde. Dieser ließ ruhig erst das Mahl zu Ende gehen, dann folgte er seinem Wirthe in das Studirzimmer und als sie daselbst Platz genommen hatten, sagte er:

»Herr von der Oehe, es drängt mich ein unwiderstehlicher Trieb, Ihnen meine Anerkennung über die Verse zu sagen, die Sie heute so gütig waren, mich kennen lernen zu lassen. Ich habe nicht allein vortreffliche Wendungen und Gedanken, sondern auch, was mir fast noch mehr werth scheint, eine seltene Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, eine Reinheit des Charakters und Unbescholtenheit des Herzens darin vergefunden, die ich, offen gestanden, in dem Maaße nicht in einem einsam lebenden Landedelmann der heutigen Zeit gesucht hätte.«

Dem alten Herrn ging die dampfende Pfeife aus. Er hob den Kopf gegen den Sprechenden in die Höhe und in seinen Augen schimmerte ein feuchter Glanz, der das geheime Entzücken seiner Seele verrieth. »Sprechen Sie aufrichtig?« fragte er leise und mit warmer Betonung, wie sie ihm sonst nicht eigenthümlich war.

»Ganz aufrichtig, vom Herzen weg!« erwiderte Gustav Steinau mit wirklicher Empfindung.

»O, Sie glauben nicht, wie wohl mir das thun,« sagte der alte Herr, aus voller Brust tief aufseufzend, »das hat mir noch Niemand gesagt und ich glaubte nicht, daß ich

es nach in meinen alten Tagen zu hören bekommen würde. Ach! wenn ich daran denke, was aus mir hätte werden können, und sehe, was nur aus mir geworden ist, fällt ein tiefer Schatten in mein Herz und verdunkelt mir das ganze goldne Lebenslicht. Ja, meine ganze Geistesbildung könnte eine andere sein, aber der Drang der Umstände hat sie in ihren Fortschritten gehemmt, sie noch weniger zur vollen Entwicklung gelangen lassen. An mir lag freilich die Schuld nicht, ich habe genug gearbeitet, gekämpft, gelitten, aber das Leben schob mir einen Riegel vor und den konnte ich mit dem besten Willen und mit aller aufgewendeten Kraft nicht zerbrechen.«

Er senkte schweigend den Kopf und man sah ihm an, wie tief er von dem Gefühle einer vielleicht überschätzten Unbedeutendheit seines eigenen Werthes ergriffen war.

Gustav Steinau betrachtete ihn eine Weile schweigend und voll tiefer Rührung, denn der alte Mann dauerte ihn mehr, als er sich anfangs eingestehen wollte.

»Sie müssen aber doch,« sagte er endlich, »ein um so reicheres inneres Leben gehabt haben, wenn auch das äußere Ihnen manchen Wunsch unerfüllt ließ?«

»Ja, ja, ja, Sie haben Recht, mein inneres Leben quoll reich genug und brachte wenigstens in meiner Jugend manche duftende Blüthe hervor, aber dafür war mein äußeres Leben, namentlich in der Jugend, auch bitter genug.«

»Ist dieses Leben ein Geheimniß?« fragte Gustav Steinau sanft mit seinem sich so innig anschmiegenden Wesen, wenn sein Gefühl geweckt war.

»O nein, ein Geheimniß ist es nicht, allein ich spreche nicht gern davon und ich begreife kaum, wie ich schon so viel habe sagen können. Aber da sehen Sie, wie viel Vertrauen ich zu Ihnen gefaßt! Nur wenige Menschen können sich rühmen, so tief in Inneres geblickt haben.«

»So danke ich Ihnen und will nicht versuchen, noch tiefer in Sie zu dringen, obgleich ich gern von dem Geschlechte der Oehes etwas gehört hätte, von dessen Alterthum Ihre Freunde oft mit hoher Achtung sprachen.«

»Oho! Hat der große Jung' auch mit Achtung davon gesprochen, – er, der mich den Abkömmling der Fischer von der Oehe nennt?«

»O das thut er wohl nur im Scherz, wir kennen ihn ja genügend darin.«

»Ja, ich kenne ihn und thäte Unrecht, wenn ich ihm seine Scherze über mich zu schwer anrechnen wollte, da er mir seine wahre Freundschaft und seine menschenfreundliche Gesinnung nur zu oft im Ernst bestätigt hat. Auch mögen sich manche meiner Vorfahren wohl mit dem Fischfang beschäftigt haben, warum nicht? Ich sehe darin nichts Schlimmeres, als wären meine Ahnen Müller, Kriegsknechte oder gar Raubritter gewesen, wie so viele Ahnen jetzt berühmter Geschlechter. Jedoch – ich weiß es aus meiner Familienchronik, daß sie im eigentlichen Sinne keine Fischer waren. Im Gegentheil haben sie als Edle in manchem Fürstenstraße gekämpft und durch

Weisheit im Rath und aufopfernde Treue und Hingebung sich die Gunst ihrer Fürsten erworben. Gewaltige Thaten haben sie freilich nicht verrichtet, die Erde haben sie nicht aus den Angeln gehoben, wie mancher stolze Edelmannssohn es im vermessenen Dünkel von seinen Vorfahren rühmen möchte, aber was sie mit ihren schwachen Kräften im kleinen Kreise ihres Lebens Gutes vollbringen konnten, das haben sie redlich gethan, das erkennen wenigstens Diejenigen an, die sonst Neider und Feinde der alten Geschlechter sind, die doch nicht dafür können, daß sie ihre Ahnen in eine uralte Zeit hinauf zu verfolgen vermögen.«

»Also Ihr Geschlecht ist sehr alt?«

»Eins der ältesten auf Rügen. Sechshundert Jahre kann es nachweisen, in ununterbrochener Reihe seinen Namen geführt und sogar auf dieser Insel gewohnt zu haben, die ihnen ein Rügianischer Wendenfürst verlieh, weil ein Mann meines Stammes ihm einst auf der Jagd das Leben rettete. Meine Großeltern freilich und meine Eltern lebten ruhig und friedfertig auf dieser Insel, bebauten ihren Boden und nährten sich redlich, weiter weiß ich selbst nichts von ihnen zu melden und das scheint mir eben kein schlechtes Lob zu sein.«

»Das ist es gewiß nicht. Man pflegt ja auch zu sagen, daß die Menschen, von denen man am wenigsten zu erzählen weiß, die unbescholtensten und redlichsten sind.«

»Aha! Das ist es, und so wünsche ich, daß man auch von mir einst nicht viel mehr sagen kann, als: er lebte still auf seiner Insel, hatte einige brave Freunde, keine Neider

und an dem Hasse seiner Feinde ist er nicht zu Grunde gegangen.«

Nach einer Pause fuhr Gustav Steinau mit ruhiger Beharrlichkeit fort: »Sie wollten aber von Ihrem Leben sprechen, denke ich.«

»Ha! Wollte ich das? Ich glaube beinahe nicht, junger Mann. Doch, ich weiß nicht, was mich gerade in Ihrer Gegenwart dazu drängt; wenn Sie also Lust haben, meine sehr einfache Geschichte anzuhören, so will ich sie Ihnen erzählen.«

Gustav Steinau saß mit voller Spannung auf seinem Stuhle. Kaum konnte er die Zeit erwarten, wo der alte Herr damit beginnen würde.

»Ich bin auf der Oehe geboren,« erzählte Dieser, »und blieb daselbst bis zum zwölften Jahr, wo leider mein Vater starb, dem meine vortreffliche Mutter bald in's Jenseits folgte. Ich hatte einen Bruder und zwei Schwestern, alle drei viel älter wie ich. Aber auch mein Bruder starb frühzeitig und so wurde ich der Erbe der Insel, die immer nur auf männliche Nachkommen überging. Von meiner Mutter ward in erster Kindheit schon der religiöse Sinn lebhaft in mir geweckt und ich wäre am liebsten Pfarrer geworden, aber man fragte mich nicht nach meinen Neigungen, und verrieth ich sie, so wußte man sie nur zu bald zu übersehen und mich fortan in eine meinen Wünschen entgegengesetzte Richtung zu treiben.«

»Aber wer that denn das?« fragte Gustav Steinau hoch aufathmend und scharf lauschend.

»Wer das that? Ach, das that ein Mann, dem Gott verzeihen möge, daß er so übel an mir gehandelt – ich – ich kann es immer noch nicht vergessen, daß er der böse Dämon meines Lebens war, wovon ich freilich erst viel später die Einsicht gewann. Es war mein Vormund, Herr Sternberg. Er war der Pächter einer benachbarten großen Domaine, ein Mann von gewöhnlicher Herkunft, ohne Herz und Geist, aber ein Rabulist, ein Heuchler, der die Augen verdrehte, ewig von Gott dem Allmächtigen sprach und nur dem Teufel diene. Wie er das Vertrauen meines Vaters gewonnen, ist mir nie klar geworden. Genug, er war im Testament desselben als mein Vormund eingesetzt und ergriff das ihm zugefallene Recht mit ungestümer Hand. Als mein Vater gestorben war, kam er auf die Oehe, sah mich mit seinem gleißnerischen Lächeln an und sagte, er hoffe, ich würde nicht ganz aus der Art schlagen und meine üblen Gewohnheiten in einer strengen Schule abzulegen suchen. Was er damit meinte, weiß ich heute noch nicht, und ich bin mir nicht bewußt, jemals üble Gewohnheiten in dem Sinne, wie er es meinte, gehabt zu haben. Genug, er brachte mich zu einem Lehrer nach Stralsund, der mich erziehen sollte, und dieser engherzige Mann war so gut von meinen schlimmen Eigenschaften unterrichtet, daß er sie mit Stumpf und Stiel auszurotten beschloß. Ich bekam mehr Schläge als Speise und weiß noch heute nicht warum. Ich wäre verzogen, hieß es, und müsse gebessert und einem ernsteren Leben zugeführt werden. Ich war damals nahe daran, ein Menschenhasser zu werden, denn ich ward in steter Furcht

vor Strafe gehalten und wußte doch niemals, womit ich solche verdient hatte. Mein Vormund übernahm damals die Verwaltung der Oehe, um für mein Bestes zu sorgen, wie es hieß, aber was dies Beste war, werden Sie bald erfahren. Ich hörte nur später, daß er ein herrliches Leben auf der Insel führte, mehr ausgab als sie einbrachte und so nach und nach mein eigenes Hab und Gut vergeudete.

Dennoch gelang es ihm, der ein sehr schöner Mann war, sich das Herz meiner ältesten Schwester zu erobern und trotz des Widerspruchs der anderen Schwester und einiger ferner Verwandter heirathete er sie. Als ich das erfuhr, weinte ich bitterlich, ohne zu wissen warum, aber es war ein instinctartiges Gefühl in mir, daß meine Schwester und wir Alle darunter zu leiden haben würden. Warum sehen Sie mich so scharf an?«

Gustav Steinau war bei den letzten Worten auf seinem Stuhle hin und her gerückt, als verzehre ihn eine innere Unruhe. Offenbar wollte er etwas sagen, aber seine Lippen bebten und nur die ihm scheinbar zufällig aufstoßende Frage drang daraus hervor:

»Sie hatten vielleicht ein Vorurtheil gegen den Mann, weil er von bürgerlicher Abkunft war und sich gegen Ihren Wunsch mit dem so alten Geschlechte der Oehes vermischte?«

»Oho! Was denken Sie von mir? Ein Vorurtheil gegen ihn, weil er ein Bürgerlicher war? Halten Sie das für möglich bei mir? Wer hat den Adel seiner bloß äußeren Vorrechte wegen je weniger geschätzt als ich? Nein, mir galt *der* Mann von jeher für adlig, der adelig, das heißt edel



handelte; der Name, der Rock, der Schein hat nie Eingang bei mir gefunden, nie Einfluß auf meine Meinung gehabt. O, sehen Sie doch nur meine beiden alten Freunde an! Sind sie etwa Edelleute? Nein, das sind sie nicht und doch sind sie die edelsten Seelen im ganzen Rügenlande und ich achte sie, als wären sie von fürstlichem Geblüt. Nein, nein, nichts davon – ich hatte kein Vorurtheil gegen meinen Vormund und seine späteren Handlungen bewiesen, daß mein Urtheil über ihn nur ein gerechtes war.

Aber hören Sie weiter, da wir nun doch einmal so weit gekommen sind. Meine Neigung also zog mich zum Studiren hin, allein mein Vormund schrieb mir, ob ich dummer Junge glaubte, daß das so leicht sei? Uebrigens wären meine Vermögensumstände in einer Verfassung, daß sie keinen Kostenaufwand gestatteten, wie ihn ein mehrjähriges Studium verlange, und wenn mir das leid thue, solle ich mich an meinen Vater halten, der mir soviel wie gar nichts hinterlassen habe.

Diese Nachricht setzte mich in gränzenloses Erstaunen, da ich mich wunder wie reich geglaubt hatte, und ich fragte deshalb bei meiner zweiten Schwester an, die damals noch unverheirathet in Bergen lebte, wie es sich damit verhalte. Aus ihrer Antwort ging hervor, daß sie die väterliche Hinterlassenschaft auch für größer gehalten, als sie sich erwiesen, aber mein Vormund habe sie eines Besseren belehrt und es bliebe uns nichts übrig als uns in das Unvermeidliche zu fügen.

So befolgte ich denn den schwesterlichen Rath und begann meine ›Fügung‹, damit, daß ich meine Aufmerksamkeit auf eine andere Carrière richtete. Ich wollte Soldat werden, studirte fleißig und unterwarf mich dann einer Prüfung, die ich bestand. Als ich mich aber darauf bei einem Truppentheil meldete, fand mich der Commandeur zu schwach, obgleich ich mir des Gegentheils bewußt war; späterhin aber erfuhr ich, daß auch hier mein Vormund seine Hand im Spiele gehabt und mich dergestalt verläumdet hatte, daß kein Mensch mit mir etwas zu thun haben wollte.«

Er seufzte tief auf und hielt einen Augenblick inne. »Das ist ja aber ganz unbegreiflich,« sagte Gustav Steinau, »was für Gründe konnte denn jener Mann zu solcher Handlungsweise haben?«

»Was für Gründe? Ei, junger Freund, überall meinen Ruf zu untergraben, mir jede Anstellung unmöglich zu machen, mich dadurch zu Grunde zu richten, Gott weiß zu welchem Ende zu treiben, um hinterher –«

»Nun, was?« unterbrach ihn Gustav mit stockendem Athem.

«Um mich zu beerben, um meinen Besitz anzutreten, ihn erst für sich und dann für seine eigene Familie auszubeuten, da sein Sohn ja, wenn ich irgend wo meinen Untergang fand, als der letzte Erbe der Oehes adoptirt werden konnte.«

Gustav Steinau erhob sich von seinem Sitze und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Als er sich wieder setzte und einige Worte der Verwunderung hören ließ,

war er so bleich, daß der Erzähler den Antheil nicht verkennen konnte, den er an seinem Schicksal nahm. »Hören Sie weiter,« sagte, er, »ich bin noch lange nicht fertig. Mir blieb nun weiter nichts übrig als meiner Neigung ganz entgegen ein Landmann zu werden, wozu ich von meinem Vormund wiederholt aufgefordert worden war. Er brachte mich auch zu einem Pächter in Preußen, der, wie er mir sagte, sein Freund sei und mich in allen Dingen zu meinem Vortheil unterweisen werde.

Vertrauensvoll trat ich die Reise zu diesem Freunde meines Vormunds an, aber sehr bald lernte ich einsehen, daß ich in die Hand eines brutalen und ungebildeten Bauers gerathen, der selbst keine Erziehung genossen und am wenigsten im Stande war, die meine zu vollenden. Hier auf dem abgelegenen Gute, wo ich zwei Jahre lang mit keinem gebildeten Menschen in Berührung kam, machte ich schreckliche Erfahrungen. Ich wurde wie ein Knecht behandelt, mußte mit anderen Knechten zusammen schlafen und leben und so schwer arbeiten, daß sich von damals mein Asthma herschreibt, an dem zu leiden ich nie wieder aufhören sollte. Verkümmert, halb verhungert und im Aeußern verwildert, weil mir selbst die Mittel entzogen wurden, mich anständig zu kleiden, hielt ich es endlich nicht länger mehr in Preußen aus. Ich entwich und flüchtete zu einem alten Freunde meines Vaters, der mir von jeher ein väterliches Wohlwollen erwiesen hatte. Dieser edle Mann, von Berg ist sein Name, nahm mich in sein Haus auf, verpflegte mich, bis ich wieder arbeiten konnte, und suchte meinen gesunkenen Lebensmuth

von Neuem auszurichten, der nahe daran war, gänzlich zu Grunde zu gehen, wodurch die Absichten meines Vormundes nur zu leicht hätten erreicht werden können. Doch das sollte nicht geschehen, denn jenem edlen Manne gelang sein menschenfreundliches Vorhaben. Er behandelte mich auf das Liebevollste und, von dem Grundsatz ausgehend, daß aus mir mehr werden müsse als ein Stroom,<sup>1</sup> unterwies er mich in allem Guten und namentlich auch in dem Berufe, den ich einmal ergriffen hatte. Leider starb dieser edle Mann nach drei Jahren und ich sah mich abermals genöthigt, in fremde Dienste zu gehen. Ich trat erst als Schreiber, dann als Inspector auf verschiedenen Gütern ein und machte auch hier eine rauhe Schule durch. Ich wundere mich noch, daß ich den Trieb und die Neigung behielt, mich vorwärts zu arbeiten und daß ich nicht in die Netze gerieth, die mir ohne Unterlaß von allen Seiten gestellt wurden. Allein die religiöse Basis, die mir meine gute Mutter gegeben, bildete einen festen Grund unter meinen Füßen und hielt mich aufrecht, und ich gab die Hoffnung nicht auf, daß es mir endlich doch gelingen würde, an mein Ziel zu gelangen, das heißt ein guter und brauchbarer Landwirth zu werden und auf rechtliche Weise mein Brod zu erwerben.

Und ich gelangte wirklich an dieses Ziel, aber freilich erst nach tausend neuen, unerwarteten Schwierigkeiten und traurigen Erfahrungen. – Ich wurde mündig und unerwartet trat ich bei meinem Vormund ein und

---

<sup>1</sup>Roher Landmann

verlangte mein väterliches Erbe – die Insel Oehe. Mein Vormund, schon damals durch Leichtsinns, Völlerei und den Umgang mit schlechten Subjecten unendlich tief gesunken, konnte meine Forderung nicht zurückweisen und – trat mir mein Erbe ab. Aber, ach Gott, *wie* gelangte es in meine Hände! Nicht allein hafteten ungeheure Schulden darauf, sondern Alles im Ganzen und Einzelnen war im traurigsten Verfall und Jahre mußten dazu gehören, es wieder in nur einigermaßen ertragfähigen Zustand zu versetzen.

Nachdem die Auseinandersetzungen mit meinem Vormund beendet waren – unter Umständen, womit ich Sie nicht behelligen will, die aber ein scharfes Licht auf den Charakter und den moralischen Werth meines Vorgängers warfen – verließ er die Insel, um sich mehrere Jahre lang an einem kleinen Orte Rügen's niederzulassen. Meine Schwester, die schon damals unter der grausamen Hand ihres Mannes unendlich litt, war nicht dazu zu bewegen, den Unglücklichen zu verlassen und bei mir ihre ferneren Tage zu verleben. Sie folgte ihm, der sich später in Deutschland an verschiedenen Orten zu neuen Speculationen mit Glücksrittern verband und von einer Stufe auf die andere immer tiefer sank, zu ihrem eigenen Unglück.

Ich hatte damals, wie Sie sich denken können, für meine eigene Existenz mannhaft zu kämpfen, aber mich dauerte die Schwester und ich gab ihr von meinem geringen Einkommen, so viel ich erübrigen konnte. Leider that ich

damit nichts Gutes. Meine Ersparnisse wanderten unverzüglich in die Hände meines ehemaligen Vormundes und trugen nur dazu bei, ihn in seiner Trägheit und schwelgerischen Lebensweise noch mehr zu bestärken.

Erst damals erfuhr ich die niederträchtige Handlungsweise desselben gegen mich in ihrem ganzen Umfange; ich hätte ihn gerichtlich zur Rechenschaft ziehen können, aber die Rücksicht auf meine unglückliche Schwester hielt mich allein davon ab. Ich schrieb dieser indessen, was ich in Erfahrung gebracht, und rieth ihr noch einmal, den Mann zu verlassen, der uns Alle elend und arm gemacht. Allein ich erhielt eine Antwort von ihr, die ich nicht näher bezeichnen will, sie wies mit einem gewissen Hohn – nur ihr Mann konnte ihr diesen eingegeben haben – meine Bemühungen zurück und hielt mir sogar noch die Pflicht vor, für sie zu sorgen, da ich der Haupterbe meines Vaters gewesen, sie aber als Tochter nur mit einem geringen Pflichttheil abgefunden worden wäre.

Schon damals ergriff mich der grimmigste Zorn gegen sie und Alles, was mit ihr verbunden war; ich wollte mich ganz von ihr zurückziehen, aber ein inneres Gefühl führte mich immer wieder zur Theilnahme und zum Mitleid zurück, bis dasselbe, wie Sie später hören werden, für immer erlosch.

Doch ich komme jetzt zu einem Wendepunkte in meinem Leben und Sie werden gleich zwei Ihnen bekannte Persönlichkeiten als meine Schutzgeister darin auftauchen sehen. Ich hatte nun schon seit einigen Jahren

mein Gut bewirthschaftet, wie ein Einsiedler gelebt, mir den Bissen vom Munde abgespart, aber trotz aller Bemühung wollte es nicht vorwärts geben, im Gegentheil, ich sank immer tiefer in mich demüthigende Schulden und so faßte ich endlich den mich so peinlich berührenden Entschluß, mein Gut, meine Insel, das Erbtheil einer sechshundert Jahre alten Familie zu verkaufen.«

»Was?« rief Gustav Steinau, der immer beklommener, ängstlicher zugehört – »die Oehe wollten Sie verkaufen?«

»Ja, es blieb mir nichts Anderes übrig. Ich wollte mir ein kleines Gut pachten und von vorn anfangen, da es mir einmal im Rathe der Götter nicht beschieden zu sein schien, auf meiner Väter Grund und Boden ein glücklicher Mann zu werden. Ich bot die Insel also zum Verkaufe aus. Ach, mein junger Freund, es war ein trübseliger Tag, als ich die Anzeige davon in den öffentlichen Blättern las. Thränen hatten meine Augen nicht, aber mein Herzblut gerann vor Schmerz und nie wohl hat der Abkömmling eines so alten Geschlechts sich so verlassen gefühlt, wie ich mich damals fühlte, da ich keine Hülfe, keinen Beistand von irgend einer mitleidigen Hand zu erwarten hatte.

Doch es war geschehen und ich mußte mich fügen. Es kamen sehr bald einige Leute, um die Insel in Augenschein zu nehmen. Als sie aber Alles in höchst mittelmäßigem, Vieles sogar in sehr schlechtem Stande fanden, zogen sie sich zurück, ohne einmal ein Gebot zu thun. Das ging Wochen, ja Monate lang fort. Ich war der Verzweiflung nahe, denn nicht einmal verkaufen konnte ich

das geringe Gut, welches mir von dem einstigen Besitz meiner Väter übrig geblieben war.

Da ging mir endlich der Tag des wiederkehrenden Glückes auf. Ich sehe noch an jenem Morgen, als ich trostlos über meine Aecker schritt, die Sonne drüben am Himmel stehen und so freundlich lächeln, wie sie jemals dem armen Menschenherzen gelächelt, das, von allen Seinesgleichen verlassen, dem himmlischen Retter allein sich in die Arme wirft. Das that ich damals im heißen Gebete und siehe, der Retter nahte, vom Gebet alles Guten da Oben gesendet.

Als ich nämlich auf meinem Wege vom Steinort nach dem Hause an die Fahrstelle gekommen war und einem meiner Leute eben irgend einen Auftrag ertheilen wollte, sah ich drüben am Schaproder Ufer einen Wagen mit zwei herrlichen Pferden halten. Es stiegen zwei junge Männer aus und ließen sich nach der Oehe übersetzen. Ich ging ihnen entgegen und begrüßte sie. Sie nannten sich. Es waren Alfred Brunst und Carl Melms. Sie waren gekommen, wie sie sagten, um die Insel im Ganzen und Einzelnen kennen zu lernen. Ich führte sie herum, zeigte ihnen Alles und sie hörten still und aufmerksam meinen Worten zu.

»Wie kommen Sie dazu, diese Insel zu verkaufen?« fragte mich plötzlich Brunst, der wiederholt mit großer Theilnahme mein bedrücktes Wesen betrachtet hatte.

»Das ist eine traurige Geschichte,« sagte ich zögernd.

»Erzählen Sie sie uns,« erwiderte Melms, »wir haben schon Einiges davon gehört, möchten aber das Ganze



wissen. Ich selbst habe die Absicht, die Insel zu kaufen, wünsche jedoch vor allen Dingen zu erfahren, wie es kommt, daß Sie sich auf derselben nicht halten können.«

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich plötzlich ein ganz ungemeines, nie vorher zu einem Menschen gehegtes Vertrauen ergriff, als ich den jungen Mann mit seiner sanften Stimme diese Worte sprechen hörte. Seine treuen blauen Augen ruhten so herzlich theilnehmend auf mir und sein Freund betrachtete mich ebenfalls mit einer Art wohlthuender Samariterbarmherzigkeit, daß ich mich entschloß, ihnen Alles zuzusagen, was mir das Herz belastete.

Ich lud sie in das Haus ein, wir setzten uns und ich erzählte ihnen ehrlich den ganzen Zusammenhang.

Sie unterbrochen mich mit keiner Sylbe. Nur bemerkte ich, daß sie von Zeit zu Zeit seltsame Blicke mit einander austauschten und daß sie eben so aufmerksam meinen Worten folgten, wie mein Schicksal sich liebevoll zu Herzen nahmen.

Als ich fertig war, sahen sie sich Beide wieder, wie mir schien, verlegen an. »Das ist allerdings eine traurige Geschichte,« nahm Alfred Brunst das Wort, »ich habe mir die Verhältnisse nicht so schlimm gedacht. Sie erlauben wohl, daß wir Sie einen Augenblick verlassen, ich möchte mich mit meinem Freunde ungestört über unser Vorhaben besprechen.«

Ich wollte selbst das Zimmer verlassen, aber sie ließen es nicht zu und gingen hinaus.

O, mein junger Freund, ich sehe sie noch unter den Eschen hier am Hause langsam auf und nieder wandeln und mit einander reden. Sie machten nicht viele Worte und in wenigen Minuten hatten sie sich verständigt. Viel später erst habe ich erfahren, was sie sprachen, und ich will es Ihnen erzählen, damit auch Sie meine beiden alten würdigen Freunde nach ihrem vollen Werthe schätzen lernen.

»Der Mann ist in einer üblen Lage, Carling,« sagte Alfred Brunst, »und es ziemt sich nicht, uns dieselbe zu Nutzen zu machen und für wenig Geld das alte adlige Erbe zu erschachern. Der Mann dauert mich. Schon in seiner Jugend hat man ihn mit Füßen getreten und er ist doch nicht am Boden liegen geblieben. Es muß ihm schmerzlich sein, ein Erbe zu verlassen, das seine Vorfahren sechshundert Jahre besessen und dem sie ihren tadellosen Namen verdanken. Er ist ein Edelmann, und eigentlich sollten ihm seine Standesgenossen helfen. Aber da sie das nicht thun, müssen Andere an ihre Stelle treten und sich ein Gotteslohn verdienen. Was meinst Du – ich habe Vertrauen zu dem Mann, sein Gesicht kann nicht lügen. Er ist arbeitsam und tüchtig, es fehlt ihm blos an den nöthigen Mitteln, die ganze Maschine in Gang zubringen. Soll ich ihm helfen?«

»Alfred,« erwiderte Carl Melms, »ich theile ganz Deine Meinung über diesen Mann, er gefällt mir. Aber Du weißt, ich bin selbst nicht bemittelt und suche mir mit *Deiner* Hülfe ein kleines Gut.«

»Das weiß ich,« sagte Alfred Brunst. »Ich frage Dich auch bloß um Deine Meinung. Würdest Du, wenn Du an meiner Stelle, bei meinen Mitteln wärest, ihm ein Capital vorstrecken?«

»Ja,« sagte Melms, »ich würde es thun.«

»Nun, wenn Du das sagst und mir diesen Rath giebst, so muß ich ihn befolgen, da er nicht schlecht sein kann. Komm – dem Mann soll *auch* geholfen werden!«

Und sie kamen herein, gaben mir die Hand und sagten mir etwas Aehnliches, indem sie mir mehrere tausend Thaler anboten, wenn ich mein Gut behalten und auf meinem Erbe sitzen bleiben wollte. Ich war anfangs so erschrocken, daß ich keine Worte finden konnte. Ich glaubte gar nicht an die Möglichkeit eines solchen Beistandes. Dennoch war er gekommen. Und, mein Freund, um es kurz zu machen, ich nahm ihr hochherziges Anerbieten an – ich erhielt Alfred's Geld – ich wirthschafete damit, pachtete drüben in Schaprode den großen Gemeindeacker für ein Billiges – und Gottes Segen war damit verbunden, denn von Stund' an hoben sich meine Verhältnisse und nach regem Fleiße und andauernder Thätigkeit bin ich selbst ein wohlhabender Mann geworden, wie Sie mich jetzt vor sich sehen. Ja, so habe ich mir diese beiden Freunde erworben, oder vielmehr sie haben mich erworben – sind sie nicht meiner ganzen Liebe und Achtung werth?«

»Ja, das sind sie,« sagte Gustav Steinau mit freudigem Blicke, »und nun erst schaue ich ganz klar in Ihre Verhältnisse. Doch nein, noch nicht,« unterbrach er sich plötzlich, »Sie haben mir Ihre Geschichte ja noch nicht aus-erzählt. Was ist aus Ihrem Vormund und Ihren übrigen Verwandten geworden?«

Herr von der Oehe's Miene, die sich eben erst aufgehellte hatte, verfinsterte sich wieder. »Ach,« sagte er, »der Gedanke an sie wird ewig für mich eine Quelle der herbsten Bitterkeit bleiben, und um so mehr, da, wie ich damals nicht voraussehen konnte, das Verhältniß mit meiner Schwester mich beinahe mit meinen frisch gewonnenen Freunden wieder entzweit hätte.«

»Wie so?« fragte Gustav Steinau mit von Neuem gespannter Aufmerksamkeit.

»Hören Sie. Beide Freunde kannten also meine Vergangenheit und meinen Kummer. Sie hatten ihn mir von der Seele genommen, aber wunderbarer Weise nahmen sie ganz wider Vermuthen die Partei meiner Verwandten gegen mich.«

»Wie? Das thaten sie? Warum denn?«

»Ja, warum! Aus reiner unbegreiflicher Menschenliebe. Hören Sie nur weiter. Meine Schwester litt manche Noth und sie wandte sich unaufhörlich an mich mit der Bitte, derselben abzuhelfen, wobei sie meine eigenen geschwächten Mittel bedeutend überschätzte und auf die wiederholte Darlegung meiner Verhältnisse keine Rücksicht nahm, So viel ich nun auch für sie that, es fruchtete nichts, es war nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen

Stein gegossen, und hätte ich mein ganzes Vermögen hingegeben, es würde nichts geholfen und gebessert haben. Der Grund davon war der mir sehr wohlbekannteste Umstand, daß meine Unterstützungen nicht meiner Schwester zu gute kamen, sondern ihrem Manne in die Hände fielen, der sie zu seinen Zwecken und zur Fortsetzung seines leichtsinnigen Lebenswandels verwandte. Endlich verließ er meine Schwester und ging, glaube ich, nach Amerika, nachdem er ihr das Versprechen abgenommen, niemals ihren Sohn meiner Hand anzuvertrauen, was er vielleicht aus Haß gegen mich, vielleicht auch in der eigenthümlichen Besorgniß that, ich möchte eben so gewissenlos sein wie er und an dem unschuldigen Kinde eine gemeine Vergebung üben.«

»Wie, unterbrach Gustav Steinau den Erzählenden, der sich einen Augenblick vom Sprechen ausruhte, »Ihre Schwester hatte also Kinder?«

»Ja, einen Sohn hatte sie, den einzigen männlichen Sprößling meiner Familie, auf den ich schon längst mein Augenmerk gerichtet hatte, da ich ihn seinen Eltern entziehen und an Sohnes Statt annehmen wollte, um so meinen Namen und einst auch meinen Besitz an ihn zu vererben. Sie seufzen, ja, und Sie empfinden gewiß, was ich damals empfand, wie mangelhaft die Erziehung eines Knaben sein mußte, der ein so trauriges Vorbild an seinem Vater und eine so schwache, charakterlose Mutter zur Leiterin hatte. Als ich nun erfuhr, daß mein ehemaliger Vormund meine Schwester verlassen, was sie selbst mir mit wiederholter dringender Bitte um Unterstützung

zur Erziehung ihres Sohnes anzeigte, faßte ich einen Entschluß und gelobte mir, denselben auf das Pünktlichste auszuführen. Entweder sollte sie mir ihren Sohn zur Erziehung gänzlich überliefern oder auf jede fernere Unterstützung von meiner Seite auf ewig verzichten.«

Gustav Steinau fuhr fast von seinem Stuhle auf und seine blitzenden Augen hingen mit einer seltsamen Verwunderung an dem Gesichte des Herrn von der Oehe. »Das thaten Sie wirklich?« fragte er mit sichtbarer Aufregung.

»Ja, mein Freund, das that ich, aber – es half nichts. Meine Schwester, auf ihres elenden Mannes Haß gegen mich mehr Gewicht als auf meine Liebe legend, schlug mir ihren Sohn ab, zog den Mangel vor und verfolgte fortan ihren eigenen Weg. Als die Nachricht hiervon in meine Hände gelangte, waren gerade meine beiden Freunde auf der Oehe anwesend. Ich las ihnen den Brief vor und hielt nicht im Geringsten den Zorn zurück, den der Inhalt desselben in meiner Seele anfachte. Da war es, wo beide Freunde die Partei meiner Schwester gegen mich nahmen und mich zum Aufgeben meines gefaßten Entschlusses bestimmen wollten. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen uns, der mich nur noch mehr zum Festhalten meiner Meinung bestimmte. Ach! hätten sie mir beigestimmt, so wäre ich vielleicht nicht so unerbittlich gewesen, aber den Widerspruch aus Princip habe ich nie ertragen können und so schwoll mir die Galle auf und ich verbat mir ihre Einmischung in meine persönlichen Angelegenheiten.

In Folge dieses Vorfalls gerieth unsere Freundschaft eine Zeitlang in's Stocken, wir sahen uns nicht mehr und die Thorheit meiner Schwester schien mich auch um dies letzte Glück meines Lebens betrogen zu haben. Allein am nächsten Geburtstage kamen meine Freunde unerwartet nach der Oehe, thaten, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, und von dieser Zeit an sind wir nie wieder in Zwiespalt gerathen, da sie auf jede Weise vermieden, mit mir über meine Verwandten zu sprechen, was mein Herz jedesmal mit namenloser Pein erfüllt, indem es das alte Weh aus dem Schlummer reißt. So steht es denn noch zwischen uns und nur einmal in späteren Jahren haben sie eine Andeutung fallen lassen, daß ich vielleicht doch nicht ganz im Unrecht gewesen, als sich meine Hand von meinen Verwandten zurückzog. Jedoch, ich wollte nichts mehr davon hören und ging auf ihre Andeutungen nicht ein.«

Der Erzähler schwieg und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Gustav Steinau hatte die Augen niedergeschlagen, doch sah man ihm an, daß sein Inneres an einer Frage arbeite, die nur schwer über seine Lippen kommen zu wollen schien. »Was ist denn nun aber aus dem Sohne Ihrer Schwester geworden?« fragte er endlich, schwer aufathmend.

»Aha! Die Frage habe ich fast von Ihnen erwartet,« fuhr der alte Herr mit innerer Genugthnung fort, »und glücklicher Weise für mich kann ich sie Ihnen dahin beantworten, daß Sie einsehen werden, wie richtig meine Voraussicht gewesen ist. Was ist aus meinem Neffen geworden?

fragen Sie. Nun, sage ich, was aus ihm werden mußte – die Erndte hat gebracht, was die Saat versprach. Durch einen Bekannten, den ich einmal zufällig irgendwo traf, erfuhr ich die Geschichte. Der Sohn meiner Schwester studirte. Woher er die Mittel dazu nahm, ist mir ein Räthsel geblieben bis auf den heutigen Tag. Wahrscheinlich aber hat sich meine Schwester an eine Verwandte gewendet, welche die Tochter meiner jüngeren Schwester erzog, und aus deren reichen Mitteln mag die Unterstützung geflossen sein. Genug, er studirte, ich weiß nicht wo. Sein Betragen aber war von der Art, daß er relegirt wurde. Auch auf einer zweiten Universität erging es nicht besser, denn der junge Herr beschäftigte sich mehr mit demagogischen Umtrieben als mit seinen Büchern. Endlich machte er eine Prüfung und trat in den Staatsdienst. Auch aus diesem mußte er entlassen werden, weil er sich neue mir unbekannte Vergehen zu Schulden kommen ließ, und wo er sich jetzt umhertreibt, weiß nur Gott. Ich habe mich nicht wieder um ihn bekümmert. Der Schmerz aber, den mir seine Aufführung verursacht, ist nicht zu beschreiben. Auch durch ihn sah ich die Ehre meiner Familie beschimpft; mein ehrlicher Name, fürchtete ich, könne neben dem seinen an den Pranger geschlagen werden, wenn er sich gegen seinen König und Herrn durch Theilnahme an den Plänen der Umsturzpartei betheiligte, denn das ist das höchste Verbrechen in meinen Augen, welches sich ein Mensch zu Schulden kommen lassen kann. Meine Begriffe über diesen Punkt



sind nun einmal in mir Blut und Fleisch geworden, sechshundert Jahre sind die Oehes treue Unterthanen gewesen und meine alten Augen sollen es nicht mehr sehen, daß Einer von ihnen, wenn er auch nur einen Blutstropfen des alten Geschlechts in den Adern trägt, seine und seiner Vorfahren Ehre vergißt.«

Der alte Herr hatte sich mit diesen letzten Worten in eine große Aufregung versetzt, war vom Stuhle aufgesprungen und lief mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Gustav Steinau betrachtete ihn mit einem wehmüthig und unbeschreiblich klagenden Blick, er wollte etwas sprechen, aber er vermochte es nicht, seine Zunge klebte ihm am Gaumen und sein Herz schlug dabei in so vollen Schlägen, daß er die Hand darauf preßte, um es in seinen Grenzen zurückzuhalten. Endlich aber bezwang er sich dennoch.

»Das ist bitter,« sagte er, »sehr bitter, ich sehe es ein. Wenn Ihr Neffe nun aber doch nicht so schuldig wäre, wie Sie ihn zu halten scheinen?«

Herr von der Oehe blieb vor seinem Gaste stehen und sah ihn starr und fast zornig an. »Wie meinen Sie das?« fragte er barsch.

»Wenn er nun bei Ihnen verläumdet wäre?« fuhr Gustav Steinau leise erhebend fort.

»Verläumdet? Niemand hat ihn bei mir verläumdet und die Sache ist ein für alle Mal abgemacht – reden wir nicht mehr davon. O, welche Sorge hat mir das Alles gemacht – wenn Sie das wüßten – und wenn Sie die guten

Absichten kennten, die ich für ihn gehegt, dann würden Sie nicht von Verläumdungen sprechen.«

»Entschuldigen Sie, Herr von der Oehe, daß ich es that. Ich meinte es nicht böse. – Sie hatten aber außer jener Schwester noch eine andere – was ist aus *der* geworden?«

Der alte Herr seufzte laut, griff unwillkürlich in seine grauen Haare und ließ sich dann, so rasch in eine neue schmerzliche Gedankenreihe gedrängt, gleichsam mechanisch wieder auf seinen Sessel fallen.

»Ach,« sagte er, soll ich denn auch noch *davon* reden? Haben Sie noch nicht genug gehört? Doch ja, wir haben einmal den Anfang gemacht und so will ich mein Herz bis auf den letzten Kummerrest frei sprechen. Glücklicherweise ist das Schicksal dieser Schwester ganz anderer Art gewesen, aber von Glück und Segen kann ich leider auch hier nichts sagen.

Bald nachdem ich die Oehe übernommen, warb um meine Schwester, die im Kloster zu Bergen lebte, ein Herr von Kulpen, auch der letzte Sproß einer uralten Familie und einer der reichsten Grundbesitzer Rügen's. Er heirathete sie, verließ aber bald seine Heimat, um nach dem Süden zu gehen, weil das strenge Klima bei uns übel auf seine Brust einwirkte, die in Folge einer Verwundung bei einem Duell schon seit einiger Zeit in schwacher Verfassung war. Er lebte zu fern von mir, um sich um meine Verhältnisse kümmern zu können, und ich war zu stolz, seine Hülfe für mich in Anspruch zu nehmen. Und die Reichen! Ach! selten nur bekümmern sie sich um das Schicksal der Aermere! Sie kennen den Wurm der Noth nicht

und darum glauben sie auch nicht, daß er überhaupt in der Welt ist. Doch – keine Klagen mehr – ich will nur erzählen.

Einige Jahre später, nachdem ich mich schon durch Brunst's und Melms' Hülfe emporzuarbeiten angefangen, kam meine Schwester aus Rom unerwartet auf der Oehe an. Ihr Mann war gestorben und hatte sie und ihre beiden Kinder, ein Mädchenzwillingpaar, zu seinen alleinigen Erben eingesetzt. Meine Schwester war noch nicht alt und hätte also noch lange glücklich leben und ihres großen Reichthums froh werden können, allein das Glück war eben nicht in der Oehe'schen Familie heimisch. Hätte ich geahnt, was ihr Aufenthalt auf der Oehe ihr und mir kosten sollte, ich hätte sie lieber gebeten, Gott weiß wohin zu gehen und keine Stunde länger in meinem Hause zu leben. Allein wer sieht in die Zukunft und erräth die Bestimmungen der Vorsehung?

Doch hören Sie. Eines Tages – es war ein für mich durch andere Vorfälle auf meiner Insel, die ich Ihnen sogleich auch erzählen werde, höchst unangenehmer Tag – eines Tages also spielten die beiden kleinen, etwa zwei Jahre alten Mädchen am Wasser, dort in der Nähe des Fährhauses. Ich hatte stets dagegen gesprochen und die Magd, welche die Kinder beaufsichtigte, angewiesen, letztere nicht aus den Augen und von der Hand zu lassen, da der Strom an jener Stelle tief und reißend ist. Allein was half's? Die Magd hatte eine Liebschaft mit einem Fischer drüben am Schaproder Ufer angesponnen und stand nun stundenlang am Strande, um mit dem am

jenseitigen Ufer lauern den Liebhaber Worte zu wechseln, was bei ruhigem Wetter und Windstille eine leichte Sache ist. Es war schon spät geworden und die Dunkelheit sank rasch herein, denn es war in den ersten Tagen des September. Ich saß mit meiner Schwester im Hause – es war noch das alte, dies neue habe ich erst vor wenigen Jahren gebaut – und plauderte gemüthlich mit ihr. Sie bot mir Geld über Geld an, aber ich wies ihr Anerbieten von der Hand, da ich desselben nicht mehr bedurfte und mein Auskommen mir selbst verdanken wollte.

»Wo sind die Kinder?« fragte ich da, wie durch eine innere Ahnung aus dem Gespräche aufgeschreckt.

»Sie sind draußen mit Friederike,« antwortete meine Schwester.

»Sie wird doch nicht wieder mit ihnen am Wasser stehen!« rief ich aus, als hätte mir eine geheime Stimme es zugeflüstert.

Ich lief vor die Thür, meine Schwester folgte mir, aber da war es schon zu spät. Wir hörten nur noch einen furchtbaren Schrei vom Fährhause her, wo schon mehrere Menschen zusammenliefen, in die Boote sprangen und auf dem Wasser umherruderten. Als ich daselbst anlangte, erfuhr ich, daß eins der kleinen Mädchen in's Wasser gefallen und noch nicht aufgefunden sei.

Lassen Sie mich kurz sein. Alles Suchen war vergebens. Das Kind war verschwunden und keine Spur davon ward entdeckt, so viel Mühe man sich von diesem und jenem Ufer aus gab. Ach! Ich sehe noch meine arme

Schwester, aufgelöst von Schmerz, wie eine Wahnsinnige am Strande auf und ab laufen – ich sehe sie dann am Abend auf dem Sopha liegen – ihr Kind aber war verloren für immer. Erst vierzehn Wochen später fischte man einen völlig verwesenen Kinderleichnam eine halbe Meile nordwärts am Strande auf. Ob es meiner Schwester Kind war, konnte Niemand mehr erkennen – allein der Leichnam bestätigte unser Unglück und – drüben auf dem Schaproder Kirchhof liegt der reizende Engel begraben. Einige Zeit nachher verließ meine Schwester mit ihrem kleinen Mädchen die Unglücksinsel und zog auf das feste Land nach Stralsund. Ihr Herz aber war gebrochen, sie konnte sich von dem neuen Schlage nicht mehr erholen und starb einige Monate darauf, meine unglückliche Familie, die nun immer kleiner ward, wieder zweier Augen beraubend, denn auch meine ältere Schwester starb wenige Jahre später, wie man mir schrieb, an einer plötzlich sie befallenden Krankheit und mir blieb nichts von ihr übrig als die Erinnerung an all das Weh, das sie und ihr Mann mir in meinem Leben bereitet hatten.«

»Aber das Kind der jüngeren Schwester, wo blieb das?« fragte Gustav Steinau mit lebhaftem Antheil.

»O, das blieb glücklich am Leben,« fuhr der alte Herr mit wieder aufblitzendem Muthe fort. »Gustava von Kullen wohnt jetzt bei einer Verwandten in Bergen im Kloster und diese beiden Damen sind es, die ich, wie ich Ihnen schon gesagt, morgen auf der Oehe erwarte. Sie werden also das Vergnügen haben, die reiche Erbin der

Kulpen, meine einzige Nichte, kennen zu lernen, und mögen dann selbst urtheilen, ob sie wirklich so schön ist, wie alle Welt sagt und auch ich es sagen muß.«

»Ich freue mich sehr darauf,« fuhr Gustav Steinau mit innerer Spannung und geheimer Freude fort, – »aber was war das für ein Vorfall, den Sie vorher andeuteten und der sich an demselben Tage auf der Insel ereignete, als das Unglück mit dem Kinde stattfand?«

»Ach!« seufzte der alte Mann, »Sie sehen es, das Unheil will gar kein Ende mit mir nehmen, und Sie haben viele Klagen von mir zu hören. Doch ich will Ihnen auch dieses erzählen, obgleich es ganz anderer und weniger bedeutender Art ist, aber mit jenem wenigstens der Zeit nach in nächster Verbindung steht.

Unter meinen Dienstleuten waren zwei Familien, die schon als Leibeigene zur Oehe gehört hatten, denn bekanntlich wurde die Leibeigenschaft erst 1810 von Gustav Adolf IV., König von Schweden, in Rügen aufgehoben. Die Stellung der Leibeigenen bei uns war im Allgemeinen immer eine sehr günstige und nur an wenigen Orten mögen sich dieselben über Härte und Lieblosigkeit ihrer Herren zu beklagen gehabt haben. Von meinen Vorfahren ist das Recht, mit ihren Leibeigenen nach Belieben zu schalten und zu walten, stets mit großer Menschlichkeit geübt worden; wie es unter meinem Vormunde auf der Insel damit herging, weiß ich nicht, ich glaube aber, daß sie sich mehr über Faullenzerei und Nichtsthun als über zu viele Arbeit zu beklagen gehabt. Jene beiden Familien nun blieben auch nach dem genannten Jahre im

Dienste der Besitzer der Insel und wahrlich, ich wüßte nicht, welche Dienstboten es jemals besser gehabt hätten als sie. Jede von ihnen hatte ein Haus, ein Kornfeld zu eigenem Bedarf, Holz, so viel sie gebrauchte, einen kleinen Garten, worin ihnen Kartoffeln und Gemüse in Fülle wuchsen, und endlich eine Kuh – dafür mußten die Männer fünfzig Tage Hofdienste thun; jede Arbeit aber, die sie außerdem leisteten, wurde ihnen wie jedem anderen Tagelöhner bezahlt.

Die Namen dieser beiden aus der Leibeigenschaftszeit herstammenden Familien waren *Vormäher* und *Strandkerl*. Sie müssen nämlich wissen, daß man seit langen Zeiten dieselben je nach den Arbeiten, die sie verrichteten, oder nach ihrem Wohnort oder nach sonstigen zufälligen Aeüßerlichkeiten benannte, welche Benennungen sie für ewige Zeiten als ihre Familienanmen beibehielten. So hießen die ersteren: Vormäher, weil sie seit undenklichen Jahren Vorarbeiter beim Mähen auf dem Felde gewesen waren, die letzteren dagegen Strandkerle, weil sie jenes noch jetzt stehende Käthnerhaus am Strande bewohnten und zugleich das Amt der Fährleute versahen.

Die Vormäher nun hatten von jeher für die besten Arbeiter auf der Insel gegolten; sie waren Muster von treuer Anhänglichkeit gegen ihre Herrschaft, dabei fleißig, geschickt, rechtschaffen und vom besten Willen nach allen Richtungen beseelt. Die Strandkerle dagegen haben den Besitzern der Oehe von jeher zu schaffen gemacht und

oft genug hat man sie wegen ihrer Streitsucht, ihrer Trägheit und anderer Untugenden halber ganz von der Insel entfernen wollen.

Als ich nun die Oehe übernahm, trat die Böswilligkeit der Strandkerle erst recht zum Vorschein, sei es nun, daß sie, wie die Vormäher behaupteten, von meinem Vorgänger gegen mich aufgehetzt worden, oder sei es, daß sie mich für einen zu jungen Herrn hielten, dessen Befehlen man nicht unbedingt Folge zu leisten habe und dem man sich ungestraft widersetzen könne. Genug, schon der alte Strandkerl, damals ein Mann von fünfzig Jahren, war mir vom ersten Tage an trotzig und widerspenstig begegnet, hatte sich wiederholt trunken gezeigt, war träge, unlustig zur leichtesten Arbeit und lebte mit allen Leuten in Zwietracht, namentlich mit den Vormähern. Zwischen beiden Familien bestand seit langen Zeiten ein Familienhaß, der bei den Strandkerlen noch mehr dadurch gewachsen war, daß sie bei Schlichtung ihrer Streitigkeiten Seitens der Herrschaft fast immer im Nachtheil blieben, indem das Urtheil nach bestem Wissen und Gewissen stets gegen sie ausfiel, was gar nicht zu verwundern war, da die Schuld meist auf ihrer Seite lag.

Der alte Strandkerl also machte mir viel zu schaffen; ich mußte ihn nur antreiben und strafen, loben und belohnen konnte ich ihn nie, so gern ich es auch manchmal gemocht hätte. Noch bei Weitem trotziger, widerspenstiger und nachlässiger zeigte sich sein einziger Sohn, damals etwa zwanzig Jahre alt und Peter genannt, dem die



anderen Dienstboten der Insel aber wegen seiner unbändigen Gemüthsart den Namen ›der wilde Strandkerk‹ beigelegt hatten.

Von frühster Jugend an war der Knabe störrisch, faul und grob mit dem Maul und der Hand gewesen, selbst sein Vater, der doch kaum einen Deut mehr werth war, hatte keine Gewalt über ihn. So oft er es konnte, verließ er die Insel, oft Nachts, und gab sich in benachbarten Ortschaften mit Leuten seines Gelichters ab, die ihn nur noch mehr zum Müßiggang, zur Trinksucht und anderen Lastern verführten. Namentlich war ihm die Gesellschaft verschiedener Schmuggler sehr interessant, die in der Gegend ihr Wesen trieben; er ließ sich nicht selten von Steuerbeamten als höchst verdächtig bezeichnen, aber niemals gelang es, ihn seiner Unthaten gerichtlich zu überführen.

Nachdem ich alles dies durch häufige Erfahrung kennen gelernt, berief ich ihn eines Tages zu mir, bewies ihm sein Unrecht und drohte, ihn bei nächster Gelegenheit aus meinen Diensten zu entlassen und ihn des Anrechts auf die Nachfolge in seines Vaters Fährhause zu berauben, was eine Stellung war, nach der sich von jeher die Dienstleute auf der Insel gedrängt hatten. Mit trotzigem Gesicht hörte der Bursche meine Ermahnungen an, versprach weder Besserung noch beachtete er überhaupt meine Drohung und verließ mich mit Hohn auf der Lippe und Haß im Auge. Ich hatte damals gerade viel mit wichtigeren Dingen zu schaffen, und so übersah ich Manches,

was ich unter anderen Umständen nicht ungestraft gelassen hätte.

An jenem unseligen Tage nun, dessen Abend meiner Schwester eine Tochter rauben sollte, hatte ich schon früh am Morgen einen heftigen Auftritt mit dem wilden Strandkerl. Wir waren mitten in der Weizen- und Hafenerndte, die Arbeiter waren schwer zu haben und wir auf der Oehe hatten alle Hände voll zu thun, da unsere Kräfte kaum die tägliche Arbeit bezwingen konnten. Der wilde Strandkerl fühlte durchaus keine Lust, bei der so nothwendigen Arbeit zu helfen, er trieb sich tagelang in den Schänken der benachbarten Ortschaften umher, trank und spielte und lachte Jedem höhnisch in's Gesicht, der ihn zur Rede stellte.

Morgens um sechs Uhr an diesem Tage kam der alte Vormäher zu mir und sagte, Peter sei in der Nacht trunken nach Hause gekommen und weigere sich jetzt, nachdem er genügend geschlafen, auf das Feld zu gehen und seine Arbeit zu verrichten. Ich verließ sogleich mein Zimmer, wo ich eben frühstückte, und ging nach dem Fährhause. Der alte Strandkerl war auf dem Felde und nur sein Sohn allein zu Hause. Als ich vor demselben anlangte, fand ich es zu meiner Verwunderung von Innen verriegelt, aber durch das Fenster konnte ich den Burschen sitzen und mich mit spöttischer Grimasse verhöhnen sehen.

Mir stieg die Galle auf und ich rief ihm zu, herauszukommen oder die Thür zu öffnen. Er grins'te mich an, that aber als ob er mich nicht hörte.

Voller Zorn, mich auf solche Weise mißachtet zu sehen, stieß ich mit einem Fußtritt die morsche Thür ein und trat dann zu dem Burschen, dem ich eine exemplarische Strafpredigt zgedacht hatte. »Warum gehorchst Du nicht und öffnest mir nicht die Thür?« schrie ich ihn an.

»Es ist meines Vaters Haus, worin ich sitze, und da kann ich thun und lassen was ich will!« antwortete er grob und höhnisch.

»Wie?« rief ich, auf's Höchste erzürnt, »Du erfrest Dich, mir das in's Gesicht zu sagen? Weißt Du nicht, daß Deines Vaters Haus *mein* Haus und daß ich Euer Beider Herr bin?«

Er schnitt mir ein grimmiges Gesicht und sagte frech: »Was schiert mich das? Herr hin, Herr her, wir sind freie Leute und keine Leibeigenen mehr, wozu Sie uns gar zu gern wieder machen möchten!«

Das war ein Vorwurf, den ich am wenigsten verdiente. Ich ergriff ihn kräftig am Arm und zerzte ihn von seinem Sitze empor, den er noch immer beibehielt. »Höre, Bube,« sagte ich, »ich will Dir Deine Freiheit ganz und für immer geben. Auf der Stelle erhebe Dich, geht aus dem Hause und laß Dich auf der Oehe nicht wieder blicken. Wir sind quitt mit einander.«

Aber er widersetzte sich, schüttelte meine Hand von sich und gab mir dabei einen Stoß, daß ich rückwärts taumelte.

Nun aber war meine Geduld zu Ende. Ich packte ihn mit der Linken am Kragen, hob den Stock, den ich trug, mit der Rechten und bläute ihn auf eine Art durch, daß

er nicht nach mehr verlangte. Darauf warf ich ihn aus dem Hause, schleppte ihn selbst auf die Fähre und fuhr mit ihm hinüber, wo ich ihm an's Land zu steigen befahl und mich wieder nach der Insel zurückzog.

Ohne sich auch nur ein einziges Mal nach mir umzublicken, schlug er den Weg durch das Dorf ein und bald hatte ich ihn aus dem Auge verloren. Nun aber ließ ich seinen Vater vom Felde holen, erzählte ihm den Vorfall und dachte bei ihm Beistand gegen seinen übermüthigen Sohn zu finden; aber da erhob der Alte ähnliche Vorwürfe gegen mich und schmähte die Vormäher, die sich als Begünstigte geberdeten und sie, die Strandkerle, bei mir verläumdeten. Er habe mir das schon längst sagen wollen und habe den Dienst bei mir satt.

»Dann kannst Du gehen,« sagte ich ihm, »so gut wie Dein Sohn. Du wirst selbst wissen, wie gleichmäßig freundlich ich meine Arbeiter behandle, wenn sie fleißig und brauchbar sind.«

»Dann geben Sie mir meinen Lohn!« sagte er frech.

»Komm mit!« rief ich ihm zu und ging ihm nach meinem Hause voran. Hier gab ich ihm seinen Lohn und zwei Stunden später setzte er mit seinen Habseligkeiten nach Schaprode über. Auch ihn habe ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen, hörte aber, daß er nach etwa einem halben Jahre in einer Schifferschänke am Strande in der Trunkenheit vom Schlage gerührt und gestorben, nachdem er noch kurz vorher seinen Gefährten die eidliche Versicherung gegeben, er wisse nicht, wohin sein Sohn gegangen sei.

An dem Abend jenes Tages nun, wo ich die Strandkerle verwies, fiel das Unglück mit meiner Nichte vor und in meinem Gewissen habe ich mir oft Vorwürfe gemacht, vielleicht zu hart gewesen zu sein und den Verlust des lieben Kindes als Strafe dafür von der Vorsehung erlitten zu haben.«

»Das glaube ich nicht!« rief Gustav Steinau, rasch von seinem Sitze aufstehend. »Sie waren in Ihrem Recht. Vielmehr glaube ich, daß der wilde Strandkerl das Kind in's Wasser gestoßen und so seine Rache gekühlt habe.«

»O, o, das wäre schrecklich, mein junger Freund. Aber ich erinnere mich, daß mein jetziger Statthalter eben der Sohn jenes alten Vormähers, mir damals etwas Aehnliches sagte. Allein es lag kein Beweis vor und selbst der Verdacht stand auf sehr schwachen Füßen. Ich ließ zwar den wilden Strandkerl durch die Gerichte verfolgen, um ihn zur Untersuchung zu ziehen, allein er ward nicht gefunden und ist wahrscheinlich in's Ausland gegangen.

So habe ich Ihnen denn auch diese Geschichte erzählt und Sie können daraus abermals entnehmen, daß ich nicht ohne Prüfungen ein alter Mann geworden bin.«

»Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen und wünsche, daß Sie ferner kein Unheil mehr auf Ihrem alten Besitzthum treffen.«

»O! Schweigen Sie still!« rief der alte Herr mit einem durch inneren Kummer ganz eigenthümlich verzerrten Gesicht. »Das Unheil hat beinahe zwanzig Jahre lang hier geschlummert, jetzt aber ist es von Neuem erwacht und ich sehe den Tag immer näher rücken, wo ich doch noch

die Unglücksinsel verkaufen und mich in die Ruhe einer Stadt zurückziehen werde.«

»Wie?« rief Gustav Steinau. »Verkaufen – die Insel? Was für eine neue Veranlassung könnte dazu geboten werden?«

»Ja, ich habe es auch nicht gedacht und doch ist sie geboten. Doch, damit Sie auch Dies wissen und meine ganze gegenwärtige Lage überschauen, will ich Ihnen mein neuestes und letztes Drangsal enthüllen. Sehen Sie, es ist nun ungefähr ein Jahr her und ich war gerade mit dem Bau dieses Hauses, so weit es jetzt steht, zu Stande gekommen, da klopfte abermals ein Unhold an meine Thür und belehrte mich, daß der Abend der Ruhe noch nicht für mich gekommen sei und wahrscheinlich an diesem Orte auch sobald nicht kommen werde. Sie kennen meine Insel und haben sich mit eigenen Augen überzeugt, wie ich bedacht sein muß, mit dem feindlichen Elemente zu kämpfen, das alle Tage gierig an meinem Lande nagt und ein Stück nach dem andern davon abreißt. Aber alle unsre Mühe wäre vergebens, wenn die Natur selbst uns nicht geholfen und eine schützende Mauer gegen den bösen Feind aufgerichtet hätte. Sie haben den Steinort gesehen – das ist diese Mauer gegen den bösen Feind, denn gerade da jagt der Wind die Wellen mir auf den Hals und so sind diese Steine nicht nur mein Schutz, sondern auch das einzige Mittel, mich vor Untergang zu schützen, mir meinen Besitz zu sichern, meinen Wohlstand zu mehren. Aber seit einem Jahre bemerkte ich eine allmälige Abnahme dieser Steine. Die ich noch am Abend gesehen,

waren am Morgen verschwunden. Ich gab genauer Acht und konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß man mich auf eine schurkische Weise bestahl.«

»Aber zu welchem Zweck denn?« schaltete Gustav Steinau erstaunt ein.

»Um sie zu verwerthen, mein junger Freund. Sie sind ja ein kostbares Material zu Bauten, zur Pflasterung der Straßen in großen Städten, und jeder Mensch kauft sie gern, denn bessere Steine findet er so leicht nicht, sie stammen meist von skandinavischen Granitfelsen, die das Eis wohlwollend hierherträgt und an meinem Strande aufhäuft. Was nun mein Verhalten einem solchen Diebstahl gegenüber anbetrifft, sehen Sie, so bin ich darin ein sonderbarer Mensch: ich will lieber untergehen als ihn erdulden. Ich gebe gern, was das Gesetz von mir verlangt, und spricht man zu meinem Herzen, so gebe ich mit beiden Händen – mit Gewalt aber mir etwas abdringen zu lassen, widerstrebt meiner Natur und ich will lieber Hunderte von Thalern verschenken als mich um einen Groschen betrügen lassen.

Ich wandte nun meine ganze Aufmerksamkeit auf verschiedene schöne, dicht an meinem Strande liegende Steine und siehe da, einer nach dem andern verschwand, wie ich es vermuthet hatte.«

»Aber mein Gott, wo kamen sie denn hin und wer nahm sie?«

»Räuber, niederträchtige Menschen, eine Art Seewild- diebe, Piraten oder was für Namen Sie ihnen sonst beilegen wollen. Es giebt in dieser Gegend eine besondere

Gattung von Menschen, die auf diese Seeräuberei förmlich erzogen und abgerichtet werden. Man trennt sie Steinzanger. Sie sind außerordentlich geschickt in ihrem Geschäft und besitzen künstlich gestaltete Vorrichtungen, um große Steine selbst aus dem tiefen Meeresgrunde zu schaffen. Mit einem ankerähnlichen Instrumente, dessen einer Arm beweglich ist, umfassen sie die Steine, heben sie mittelst Hebel und Winden, die sie an den Masten ihrer Boote befestigen, in die Höhe, laden sie ein und wenn sie ihre Schiffe voll haben, segeln sie von dannen und lachen sich in's Fäustchen. Natürlich kann diese Arbeit nur bei ruhigem Wetter vorgenommen werden, aber wenn die Leute kräftig, gewandt und mit guten Werkzeugen und Schiffen versehen sind, versuchen sie es auch bei leidlichem Wellengang und schleppen die billige Beute in gewaltigen Massen heim.

Als ich nun Tag und Nacht auf der Lauer lag, worin mich namentlich mein treuer Statthalter redlich unterstützte, sah ich denn auch, erst einzeln und sehr vorsichtig, Boote herankommen, die Jagd auf meine Steine machten. Sie hatten große Yachten im Hinterhalt und in diese lud man meinen kleinen Reichthum ein. Endlich aber kamen sie nicht allein in der Stille der Nacht, sondern ganz keck und frech bei Tage und bestahlen mich. Da ich die Diebe nicht kannte und auch keinen von ihnen erreichen und festhalten konnte, so sah ich ein, daß mir meine Klagen nichts helfen würden. Dennoch klagte ich. Aber da fragte man mich, wer der Thäter sei und



gegen Wen ich klagbar geworden wäre? Ich konnte keinen Namen nennen und also hatte die Sache dabei ihr Bewenden. Die Diebe aber kamen fast alle Tage und ein Stein nach dem andern nahm seinen Abschied von mir.

Allein es sollte noch ärger kommen. Nicht einzeln mehr kamen die Boote, in ganzen Haufen ließen sie sich blicken und rückten mir immer näher auf den Leib. Nun schrieb ich an alle möglichen Behörden und requirirte Gensdarmen, um meine Küste zu schützen. Jedoch man bedauerte mich, schalt das Verfahren ein Unrecht, aber Gensdarmen schickte man nicht. Da gab es denn viel Schreiberei und neben der Tinte floß auch viele Galle in meine Beschwerden. Das schien endlich zu helfen, wenigstens verhiieß man Hülfe, indem man mich damit tröstete, man beabsichtige ein Gesetz gegen das Steinzangen zu erlassen, und wer sich bei vier Fuß Wassertiefe in der Nähe des Landes sehen ließe, würde als Steinzanger zur Rechenschaft gezogen werden. Nun sehen Sie, vier Fuß Wassertiefe ist, den Kanal zwischen der Oehe und Schaprode ausgenommen, nirgends ringsum auf meiner Insel eine Viertelmeile weit zu finden und danach könnte ich also mit diesem Gesetze gegen die Steinzanger zufrieden sein. Aber was hilft mir ein geschriebenes Gesetz, wenn es nicht praktisch befolgt wird?

Indessen das Gesetz ward erlassen und schien einige Zeit zu wirken; ich sah wenigstens die Spitzbuben nicht und meine Steine verringerten sich auch nicht. Aber die

Kerle, die sich wahrscheinlich durch mein Klagen beeinträchtigt glaubten, rächten sich mit einem Male auf andere Weise und nahmen mir das Vieh von der Weide; eines schönen Morgens fand ich sogar eine ganze Miedthe Weizen zerstört, die dicht am Steinort aufgerichtet stand, und überdieß einen Schlag Hafer abgemäht, der noch nicht reif war.

Herr Sternberg, Sie können sich denken wie mir da zu Muthe wurde. Ich setzte mich nieder und schrieb einen Klagebrief nach dem andern. Aber was half's? Nichts! Ja, man hielt mich, so hörte ich, für einen Querulanten und lachte mich über meine ewigen Beschwerden, die ich doch nur gegen den Wind richtete, aus.

Eine Zeitlang, im Winter, blieb ich von jeder Belästigung verschont und schon glaubte ich über den Berg fort zu sein, da sollte ich erfahren, daß ich mich bitter getäuscht hatte. Denn plötzlich wurden wieder die Steinzanger im Frühjahr sichtbar und, da sie sahen, daß die Behörden schwach oder nachlässig waren, traten sie um so frecher auf und die Sache war bald wieder im besten Zug, wie im vorigen Jahre.

Da ergrimmete ich im Herzen und schrieb einen Brief an die Regierung, der mich in das Gerede der Leute gebracht hat. Ich sagte darin: Wenn die Behörden zu schwach seien, das Eigenthum der friedlichen Unterthanen gegen Räuber und Banditen zu schützen und so im neunzehnten Jahrhundert das Faustrecht mit seinen traurigen Consequenzen wieder in's Leben treten sollte, dann würde

ich mich erinnern, daß ich von einem Geschlechte stamme, das schon zur Zeit gelebt, wo dieses Faustrecht noch wirklich gültig war. Ich würde also mit Waffengewalt gegen Jeden auftreten, der mein Eigenthum berührte, Solches auch als Warnung in allen öffentlichen Blättern bekannt machen und mir auf diese Weise selber zum Rechte verhelfen.

Sehen Sie, mein junger Freund, in diesem Stadium finden Sie mich im gegenwärtigen Augenblick. Man bestiehlt mich nach einem deutlich erkennbaren System und es hat sich eine ordentliche Bande organisirt, deren Führer ein kluger Kopf sein muß und hier alle Wege zu Wasser und zu Lande kennt.

Um meinen Freunden die Lage der Dinge auseinanderzusetzen, lud ich sie neulich nach Putbus ein, wo auch wir uns zufällig getroffen haben. Sie stimmten mir bei und so bin ich jetzt gerüstet, ein Ritter zu sein, der seinen eigenen Heerd beschützt, da ihn die Hülfe des Gesetzes verläßt.«

»Wie? Also noch jetzt bestiehlt man Sie?«

»Gewiß, aber nicht mehr bei Tage, meist bei Nacht, wo man keinen Menschen erkennen und den Feind nicht sicher auf's Korn nehmen kann. Und ich kann doch nicht alle Nächte auf der Lauer stehen, woher soll ich denn die Wachen dazu nehmen? Die Diebe sind schlau, stark und schnell bei der Hand. Von allen Seiten kommen sie heran und ehe ich's mir versehe, haben sie einen Stein erwischt, eingestaut und sind auf und davon gesegelt, wenn sie ihre Ladung voll haben. ' Da haben Sie nun den Grund,

warum ich so viel durch mein Glas den Horizont befrage, Nachts so oft aufstehe und Morgens schon mit Tagesanbruch auf den Beinen bin, wenn ich lieber schlief und mich von meinen Sorgen ausruhte. Und nun wissen Sie Alles und ich hoffe Ihnen mein Vertrauen durch die Erzählung meiner Schicksale vollständig bewiesen zu haben.«

Der alte Herr schwieg, trocknete sich die heiße Stirn und sah mit seinen gutmüthigen Augen sichtlich erleichtert seinen Gast an. Dieser aber reichte ihm die Hand und sagte mit herzlichem Tone in der Stimme: »Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr von der Oehe, für dieses Vertrauen. Sie sollen es nicht bereuen, mir dasselbe geschenkt zu haben, und wenn wir einmal wieder so so ruhig beisammen sitzen, werde ich Sie bitten, auch mein Vertrauen entgegenzunehmen, da Ihnen meine kleine Lebensgeschichte vielleicht auch einigen Antheil entlockt.«

»Ja, ja,« rief der alte Herr, »Sie sollen mir auch einmal Ihr Leben erzählen.«

»Das will ich und nebenbei will ich Ihnen meine Augen und, wenn es nöthig, auch meine Hand leihen, um Ihre Feinde zu bekämpfen, die ich, so lange ich bei Ihnen hin, auch für die meinigen zu halten mich verpflichtet fühle.«

»Wackerer junger Mann, damit sagen Sie mir etwas sehr Angenehmes. Nun, da Sie mir in's Herz geblickt haben, und mich vielleicht weniger nach meiner rauhen Außenseite beurtheilen, ist mir Ihre Anwesenheit noch einmal so lieb. Doch jetzt wollen wir zu Bett gehen, es ist spät geworden. Ich denke, morgen wird meine Nichte

mit der Klosterdame kommen. Ich wollte erst selber nach Bergen fahren und sie holen, aber die Erndte hält mich hier fest und so werde ich nur meinen Wagen nach der Stadt senden. Gute Nacht also. Ruhen Sie sich gut aus, damit Ihre Augen morgen klar sind und die Damen uns nicht anmerken, daß wir in alten Geschichten gekramt und uns dadurch die Vorfreude auf ihren Besuch verkümmert haben. Gute Nacht, gute Nacht und ich wünsche uns Beiden morgen einen fröhlichen Tag.«

#### SIEBENTES KAPITEL. DIE ERBIN.

Als Gustav Steinau an diesem Abend seinen Wirth verließ und sein stilles Stübchen aufsuchte, wirbelte sein Kopf von traurigen und doch wieder hoffnungsvollen Gedanken und in seinem Herzen flutheten ebenso Empfindungen völlig entgegengesetzter Art. Was er so eben gehört, war ihm so neu, so seltsam, daß er sich kaum in allen Einzelheiten zurecht finden konnte und erst lange darüber nachdenken mußte, um zu einem wünschenswerthen Resultate zu gelangen. Endlich aber, als er schon lange auf seinem Lager ruhte, verbannte er mit Gewalt die traurigen Bilder, die ihn umschwirrten, rief nur die angenehmen herbei und sank zuletzt, nachdem er ein inniges Gebet zu Gott gesprochen, in den festesten Schlaf.

Als er am Morgen viel später als gewöhnlich erwachte und sich wunderte, daß man ihn nicht zeitiger geweckt, sah er die Sonne die freundlichsten Strahlen über Wasser und Land bis in sein Zimmer werfen, und dieser Anblick belebte und erfrischte sein Herz dergestalt, daß er sich

wunderbar gehoben fühlte, als wären die Leiden seiner früheren Tage weit hinter ihn zurück gesunken und als stiege nun vor seinem ahnenden Geiste ein ganz neues Leben voller Freude und Glück empor.

Als er in seinem gewöhnlichen Landanzuge, den er auf besonderen Wunsch seines Wirthes bisher beibehalten hatte, in dessen Zimmer trat, fand er ihn noch beim Frühstück vor, ein Beweis, daß auch er länger als gewöhnlich geschlafen.

»Hoho!« rief der alte Herr herzlich vergnügt aus, da kommen Sie also auch erst! Na, wir scheinen Beide gestern Abend einen Schlaftrunk genommen zu haben, und es ist gut so; der Leib will auch einmal ruhen, wenn die Seele ruht, und meine Seele ist ruhiger geworden, nachdem ich die Sorgen, die darauf lagen, heruntergesprochen. Hoffentlich ist Ihre Seele eben so ruhig wie meine – da, nehmen Sie Platz und essen und trinken Sie.«

Während des Frühstücks erfuhr Gustav Steinau, daß der Wagen, der die Damen aus Bergen holen sollte, bereits vor zwei Stunden abgefahren sei und daß man ihn gegen Mittag auf der Insel zurück erwarten könne. »Das wird heute ein Freudentag, setzte der alte Herr mit glänzendem Antlitz hinzu, »auf den ich lange mit Sehnsucht gewartet habe. Es ist meine letzte Verwandte, die ich begrüßen werde, und es beschleicht mich stets ein Gefühl der Milde, fast der Weichheit, wie es mir sonst nicht eigen ist, wenn ich ihr holdes Gesicht sehe und dabei im Stillen den lieben Gott frage, wie wird *ihre* Zukunft beschaffen sein? Wird sie glücklicher werden als ihre arme Mutter

oder ist sie auch vom Verhängniß verurtheilt, das Schicksal der meisten Sprößlinge der Oehes zu theilen und früh dahin zu gehen, woher keine Rückkehr möglich ist? – Doch, machen wir uns das Herz nicht wieder schwer! Kommen Sie hinaus, wir wollen einmal einen Rundgang am Strande machen und nach dem Wasser blicken; wir behalten doch noch Zeit genug, uns zu schmücken und zum Empfange der Damen würdig vorzubereiten.«

Als Gustav Steinau seinem Wirthe folgte und dabei die mannigfachen Zurüstungen im Hause bemerkte, die man zum Empfange der Fremden traf, sah er, daß der Guts herr nicht allein einen Festtag feierte.

Alle Bewohner des Gutes nahmen Theil daran und jeder trug in seiner Stellung nach Kräften bei, seine Gesinnung an den zu Tag legen und der Familie, der er diente, seine Liebe und Achtung zu beweisen.

Alle Dienstboten, die heute nicht auf dem Felde beschäftigt waren, namentlich sämmtliche Mägde, hatten schon am frühen Morgen ihre besten Kleider angezogen, denn später hätten sie wohl nur wenig Zeit gefunden, an ihren ›Ausputz‹ zu denken. Es war ja eine große Seltenheit für sie, wenn Damen im Herrenhause der Insel einkehrten. Bei der bekannten Gastfreiheit des Herrn von der Oehe kam zwar häufig Besuch dahin, selbst Damen aus der Nachbarschaft, die bei ungünstiger Witterung mit ihren Männern zuweilen sogar Nachts dabliefen, – Familienglieder aber waren nur selten Gäste, und so rief ihr Erscheinen stets einen Freudentag für die guten Leute

hervor. Fräulein von Kulpen nun gar, die reiche und schöne Erbin, war die letzte Verwandte des Gutsherrn, das wußten die älteren Diener und Dienerinnen sehr wohl, ihr Besuch also vor allen brachte die Freude der Inselbewohner auf den höchsten Grad.

So hatten sie sich denn schon am Tage vorher auf den herzlichsten Empfang der beiden Damen vorbereitet; sie waren nach Schaprode übergesetzt und hatten aus den Gärten daselbst alle möglichen Blumen und Blätter geholt, um den eigenen Garten nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, der seinen Schmuck ja für die Gäste bewahren mußte. Bis spät in die Nacht nun hatten die fleißigen Dirnen Kränze und Guirlanden geflochten, um am frühesten Morgen die Thüren und Treppen zu schmücken, durch welche die Gäste ihren Einzug halten würden.

Das ganze Haus erfüllte schon am Morgen ein starker aromatischer Duft reichlich verwandten Eichenlaubs, der an sich schon etwas Festliches hat, und als der Hausherr beim Hinausgehen mit seinem Gaste denselben wahrnahm, schmunzelte er freudig und nickte den ab- und zugehenden Mägden seine volle Zufriedenheit zu, die ihrerseits aus dem Schnattern und Lachen nicht herauskamen, was ja bei festlichen Veranlassungen stets die Hauptsache ist.

Aber auch in Küche und Keller war man überaus thätig; da wurde gebraten und gebacken, als ob man eine Armee hungriger Gäste erwartete, denn es galt ja als Sitte auf der Oehe, stets mehr Speisen in Vorrath zu haben und sie wenigstens mit den Augen genießen zu lassen,



als der Magen der Besucher bewältigen konnte. So hatte man denn auch diesmal den Geflügelhof gelichtet, die Fischer von Schaprode in Anspruch genommen und alle möglichen feinen Gemüse aus Nähe und Ferne herbeigeschafft. Das war nun einmal die Lust der alten Schaffnerin und an diesem Tage, das wußte sie wohl, bekam sie kein brummiges Gesicht vom gnädigen Herrn zu sehen, da hieß er in seinem Glücke Alles gut und recht, was sie angeordnet hatte, und wäre es so überflüssig wie möglich gewesen.

Als Gustav Steinau seinen Wirth auf dem Rundgang um die Insel begleitete, wo derselbe gelegentlich einen Blick auf die Feldarbeiter warf, fand er ihn ungemein gesprächig. Aber seine Worte richteten sich diesmal nicht auf ernstere Gegenstände, nein, alle Sorge schien verbannt, er sprach über die Vorfälle des Tages und allerlei Kleinigkeiten, und einmal über das Andere pries er sein Glück, daß ihm der liebe Gott einen so schönen warmen Tag nicht allein für die Erndte, sondern auch für den Besuch bescheert habe. Dabei aber sah er alle fünf Minuten nach der Uhr und als endlich die zehnte Stunde herangekommen war, ward er unruhig, forderte seinen jungen Freund auf, rasch nach dem Hause zurückzukehren und sich anzukleiden, da man doch nicht so bestimmt wissen könne, wann die so unregelmäßig verfahrenen Damen anlangen würden.

Gustav Steinau lächelte im Stillen über die herzliche Ungeduld des guten Mannes. Selbst wenn die schnellen Pferde ununterbrochen bis Bergen und von Bergen nach

der Oehe zurückgelaufen wären, brauchten sie beinahe sechs Stunden, und da der Kutscher erst um fünf Uhr abgefahren war, konnte man vor elf Uhr unmöglich auf der Oehe sein. Aber an eine solche Schnelligkeit war ja gar nicht zu denken. In Bergen mußten die Pferde erst fressen und die Damen pflegen auch nicht so pünktlich bei der Hand zu sein. Alles das hatte sich der alte Herr zehnmal selbst gesagt und dennoch befürchtete er einen geheimen Ueberfall und das wäre eine Schmach für ihn gewesen, wenn man ihn noch in seinem Landrocke und seinen großen geölten Stiefeln getroffen hätte!

So kehrte denn Gustav Steinau mit ihm nach dem Hause zurück, kleidete sich an und kam dann wieder herunter in die Besuchzimmer, die alle geöffnet, gelüftet und eben so reich mit Blumen geschmückt waren wie die Flure und Treppen. Aber der alte Herr ließ etwas lange auf sich warten, seine Toilette nahm viel Zeit fort, denn es gab unter Vielem zu wählen und nur Weniges auszulesen, und da die begehrten Gegenstände nicht alle Tage gebraucht wurden, so mochte wohl mancher Zweifel obwalten und Vieles nicht für gut genug befunden werden. Als er dann aber endlich sichtbar ward, versetzte er auch Jedermann, der ihn sah, in Erstaunen. So geputzt und geschniegelt hatte man ihn auf der Oehe vielleicht noch nie, wenigstens seit langen Jahren nicht gesehen, und selbst in Putbus hatten die heutigen Festkleider nicht ihren Einzug halten dürfen.

Er trug für diesen Tag einen ganz neuen schwarzen Anzug. »O Jesses!« riefen die Mägde, »er hat einen

Schwanzrock an und sogar steife Hemdenzipfel am Halse!« Das war allerdings etwas Seltenes, aber eben die ungewohnte Tracht verlieh dem ehrwürdigen Gesicht des alten Herrn, das in die sonntäglichsten Falten gelegt war, eine ungemaine Würde und seine kräftige Gestalt, sein ergrauendes Haar, das blitzende Auge und zu Allem nun die gerade aufrechte Haltung gaben ihm ein so ächt aristokratisches Gepräge von jener edlen, einfachen und alten Weise, die man so selten und höchstens nur noch auf dem Lande sieht, daß selbst Gustav Steinau ihn noch einmal so bedeutend als sonst fand.

»Oho, Herr von der Oehe!« rief er ihm entgegen, als er ihn mit triumphirendem Lächeln hereinschreiten sah, »Sie geben den augenscheinlichen Beweis, daß ein neues Kleid doch eine an sich schon stattliche Erscheinung noch viel stattlicher machen kann!«

»Ja, ja, doch, aber wie eng sitzt mir das Ding auch um den Hals – haben Sie einen Begriff davon? Und diese Aermel von feinem Tuch – darf man sich denn darin bewegen? Glauben Sie mir, ich mäßige mich jeden Augenblick, denn wollte ich einmal tief Luft holen, ich platzte alle Nähte aus einander.«

»Es ist gut,« dachte Gustav Steinau, »daß Alfred Brunst nicht hier ist, er wüßte schon wieder eine Fertigkeit mehr an seinem Freunde, die dieser ausüben könnte, wenn er Luft genug hätte.«

»Weiß es der liebe Gott!« rief der alte Herr und ging steif und sichtlich unbequem in seinem Festkleide auf

und ab, »was die Menschen doch närrisch sind! Da putzen und striegeln sie sich, zwängen sich in die modischen Kleider ein, um ein paar Stunden nach etwas Rechten auszusehen, und kein Mensch ist froher, als wenn er den ganzen Flitterkram wieder ausziehen und abwerfen kann! Warum zieht man ihn denn eigentlich an? frage ich. O, geht mir doch mit dem ganzen modernen Plunder! Wo ich zu Hause bin, gefällt es mir am besten und in meinem Schlaf- oder Hausrock bin ich allein der alte Oehe, während ich jetzt nur –«

»Gnädiger Herr!« rief da plötzlich eine Stimme vor dem Fenster, »ich glaube, der Wagen kommt!«

»Was!« schrie der alte Herr und suchte seinen Hut in allen Ecken, der noch funkelneuen aussah und doch schon ein Dutzend Jahre zählte, »was, sie sind schon da? Das ist nicht möglich!«

Die Magd hatte sich in der That geirrt; es war ein Wagen von einem Gutsbesitzer gewesen, der an den Strand von Schaprade gefahren kam, um irgend eine Bestellung bei einem Schiffer auszurichten. Man sollte noch zwei ganze Stunden warten, denn erst gegen ein Uhr verkündete ein am Strande ausgestellter Junge, daß ›Fritze Niklas‹ mit dem Wagen komme und daß er wirklich die Damen ›geladen‹ habe.

Am Strande unserer kleinen Insel sowohl, wie noch mehr an dem von Schaprode, herrschte zu dieser Stunde ein überaus reges Leben. Die mit der Insel in so mancher Verbindung stehenden und mit deren Besitzer befreundeten Schiffer hatten alle ihre Boote beflaggt und bewimpelt, denn sie wußten ja, was heute auf der Insel passirte. Eine reichliche Zahl der zunächst wohnenden Strandleute hatte sich persönlich eingefunden, um die vornehme schöne Dame, die letzte des Oehe'schen Geschlechts, anlangen und nach der alten Insel, dem Besitzthum ihrer Väter, übersetzen zu sehen. Auf der Oehe selbst aber, dicht am Wasser auf den großen Steinen, an welche die Fähre antreiben mußte, erwartete sie der alte Herr selber in steifster Haltung, mit strahlendem Gesicht und beim weithin sichtbaren Lächeln das mächtige Gebiß zeigend, um das er von so manchem Jüngerem schon oft beneidet worden. Neben ihm, in modernster, großstädtischer Kleidung stand eine hohe Männergestalt mit edlen Zügen und erwartungsvoll funkelndem Auge, gleich Jenem die Blicke auf die beiden Damen gerichtet haltend, die bereits mit ihrem Dutzend Koffern, Kisten, Schachteln und Packeten aller Art in die Fähre gestiegen waren und schon von Weitem dem alten Herrn die herzlichsten Grüße und Winke zusandten.

»Oh,« dachte Gustav Steinau in diesem für ihn sonst so angenehmen Augenblick, indem er stumm und nachdenklich den Vorgängen am andern Ufer zusah, »wie seltsam sind doch die Fügungen, denen die Menschen hier

auf Erden unterworfen sind! Heinrich Markholm begegnet dieser jungen Dame am Rhein, sie gefällt ihm so, daß er sie zeichnet und malt, ja er verliebt sich schon in ihr Bild, und nun muß ich sie hier wieder finden, nachdem mein Freund mich zu dieser Reise gedrängt hat, zu der ich mich ohne ihn nie entschlossen haben würde. Und es muß auch gerade die Nichte dieses Mannes sein, den – o wäre der Maler jetzt hier, wie glücklich würde er sein, wie würde sein Auge vor Freude strahlen – und meines –?«

Die Ankunft der Damen am Oehe'schen Ufer unterbrach seinen Gedankenflug. Gustava von Kulpen flog ihrem Oheim in die Arme, der sie weidlich drückte und herzte, und dann kam Fräulein von Bassenitz an die Reihe, die ebenfalls herzlich umarmt und begrüßt wurde. Aber dann wandte sich der alte Herr nach Gustav Steinau um, stellte ihn als seinen Gast ›für den ganzen Sommer‹ vor, denn auf so lange Zeit hatte er ihn im Stillen schon für sich ›erbeutet‹, und bemerkte durchaus nicht die sprachlose Verwunderung auf den Gesichtern der beiden Damen, als ihnen der dem Oheim befreundete junge Mann als Herr Paul Sternberg bezeichnet wurde.

Da Herr von der Oehe die junge Dame in Anspruch nahm, so reichte Gustav der älteren seinen Arm, und Beide hatten hinreichender Gelegenheit, den Triumphschritt des Gutsherrn zu bewundern, mit dem er die schöne Nichte seinem Hause zuführte, deren langes, seidenes Moireekleid über den Boden der Insel rauschte und deren geschmeidige Gestalt mit anmuthigen Bewegungen

weiterglitt, während ihr rosiger Mund den galanten Liebkosungen des Oheims in scherzhafter Weise keine Entgegnung schuldig blieb.

Kaum aber hatten vor der Thür des Herrenhauses die drei obersten Mägde Metke, Hanne und Lise ihre erste Neugier befriedigt und den holdesten Gegengruß von den schönen Lippen des gnädigen Fräuleins empfangen, so trat man auch schon in die Besuchzimmer ein, deren Schmuck der Damen vollen Beifall empfing, und kaum hatten sie hier ihre Hüte und Tücher abgelegt und die vom Winde in Unordnung gebrachten Haare vor dem Spiegel geordnet, so stellte sich auch schon die würdige Schaffnerin vor, knixte und grüßte nach alter Sitte und lud sie sogleich ein, in das Eßzimmer zu treten, aus dem der Duft zahlloser Speisen schon durch das ganze Haus gedrungen war.

Bei Tische saßen auf der einen Seite Gustava und ihr Oheim, auf der andern Fräulein von Bassewitz und Gustav Steinau. Die Erste und der Letzte senkten ihre Blicke ruhig vor sich nieder; Herr von der Oehe hatte für nichts Auge als für die Nichte, und nur Fräulein von Bassenitz schaute mit einiger Verwunderung bald ihren Wirth, bald den jungen Mann an, dessen Hiersein und vertrauliche Stellung zu Jenem sie sich auf keine Weise erklären konnte.

»Nun,« sagte der alte Herr nach einer Weile, so bald er den Gästen die Gläser voll herrlichen Weines geschenkt, der nur an feierlichen Tagen aus dem dunklen Keller an's Tageslicht kam, »nun seid Ihr also da und das ist gut,

wir konnten die Zeit nicht erwarten, Euch ankommen zu sehen. Herr Sternberg, was meinen Sie nun? Wie gefällt Ihnen meine Nichte und finden Sie einige Aehnlichkeit an ihr mit mir?»

Alle lachten über diese seltsame Frage. Gustav Steinau aber neigte sich gefällig vor den Damen und beiden nach einander einen Blick zuwerfend, sagte er: »Ich hatte bereits die Ehre, die beiden Damen zu kennen.«

Der alte Herr schaute verwundert von Einem zum Andern hin, denn diese Werte seines Gastes schien er nicht recht begreifen zu können. »O, wir kennen Sie auch,« nahm Fräulein von Bassenitz dann das Wort, »denn irren wir nicht, so sind Sie der Herr, der uns neulich zweimal auf dem Rugard begegnet ist.«

»Der bin ich,« erwiderte Gustav mit seinem feinen, stillen Wesen und erklärte nun Herrn von der Oehe die Begegnung in Bergen mit den Damen, worauf Fräulein von Bassenitz erwidern zu müssen glaubte:

»In einer so kleinen Stadt, wie unser gutes Bergen ist, wo man selten Fremde sieht, behält man die Wenigen in Erinnerung, denen man einmal zufällig begegnet, namentlich wenn –« sie hätte am liebsten vielleicht etwas Anderes, für Gustav Steinau viel Schmeichelhafteres gesagt – »wenn man von ihnen so freundlich begrüßt wird.«

»Ich hielt dies für doppelte Schuldigkeit,« entgegnete Gustav Steinau, »da ich in Fräulein von Kulpen eine noch viel ältere Bekannte wiederfand, wenngleich sie selbst nicht wissen wird, wie ich ihre Bekanntschaft vor längerer Zeit gemacht habe.«



Jetzt richteten sich Aller Augen auf ihn, und Fräulein von Kulpen gab sich vergebliche Mühe, in ihrer Erinnerung zu suchen, wo sie dem jungen Mann schon früher in den Weg getreten sei.

»Bemühen Sie sich nicht, sich meiner geringen Person erinnern zu wollen,« fuhr er fort. »Sie würden doch nicht das Richtige treffen. Aber ich glaubte, Sie haben vor zwei Jahren eine Reise auf dem Rhein gemacht.«

Die beiden Damen schauten sich immer verwunderter an. »Ja,« sagte Fräulein von Bassenitz, »wir reisten Beide nach Mannheim zu meiner Schwägerin.«

»Und da haben Sie sie gesehen?« fragte Herr von der Oehe gespannt.

»Nein, Herr von der Oehe, ich habe nicht die Ehre gehabt, ich habe sogar diese Damen vor der Begegnung in Bergen nie mit Augen gesehen.«

»Aber so erklären Sie sich doch!«

»Das ist sehr einfach. Erinnern Sie sich, meine Damen, eines jungen Mannes, der damals einige Worte auf dem Schiffe mit Ihnen gewechselt?«

»O ja,« erwiderte Gustava von Kulpen; »ein Herr reiste und sprach mit uns, aber den können Sie unmöglich meinen. Unsere Unterhaltung war sehr kurz und ich weiß nicht einmal seinen Namen zu nennen.«

Gustav Steinau's Augen drangen bei diesen Worten wie flammende Strahlen in das Auge der ruhig Redenden, die mit der größten Unbefangenheit seines Freundes Erwähnung that.

»Die Unterhaltung mag nur kurz gewesen sein, der Zeit nach,« fuhr Gustav Steinau fort, »aber sie war lang genug, um auch mir das Glück zu verschaffen, Sie kennen zu lernen. Doch ich will Sie nicht länger im Dunkel lassen. Der junge Mann, dessen Sie sich erinnern, war mein Freund, ein namhafter Künstler – Sie kennen ihn auch, Herr von der Oehe – Heinrich Markholm. Er hat eine Passion für Gesichter, die – die nicht alltäglich sind, er zeichnete also das Ihrige, und zu Hause angekommen, malte er Ihr Portrait und das ist es, was mir zu der Ehre Ihrer Bekanntschaft verholfen hat.«

»Wie,« rief Gustava von Kulpen mit dem natürlichsten Gleichmuth und ohne alle Ziererei aus, »war das Bild so ähnlich, daß Sie mich in Bergen wieder erkannten, als Sie mich persönlich sahen?«

»So ähnlich war es, ja, und Sie sehen daraus, welchen geschickten Pinsel mein Freund führt.«

»Das ist merkwürdig!« sagte Herr von der Oehe. »O dieser Heinrich Markholm! Na, Ihr werdet ihn auch noch genauer kennen lernen, ich denke, er wird mich mit Alfred Brunst nächstens besuchen.«

»Wie kommt er zu Alfred Brunst?« fragte Fräulein von Bassenitz.

»Das ist ebenfalls eine merkwürdige Geschichte!« sagte Gustav Steinau und sah lächelnd Herrn von der Oehe an.

»O, erzählen Sie nur, erzählen Sie,« rief dieser, »ich finde die Geschichte sehr hübsch und bin mit dem Resultate derselben zufrieden.«

So erzählte denn Gustav den Beginn seiner Bekanntschaft mit den drei Insulanern und die beiden Damen fanden die Begegnung in Putbus so interessant, daß sie sie nach allen Richtungen ausbeuteten und somit der schönste Stoff für die Tischunterhaltung gefunden war.

---

Gleich nach Tische schlug Herr von der Oehe den Damen einen kleinen Spaziergang vor, falls sie es nicht vorzögen, ein Schläfchen zu halten, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen. Er selbst dachte nicht einmal daran ›die Augen zu schonen‹, dazu war er viel zu glücklich und aufgeregt.

»Nein, nein,« rief Gustava frohlockend, »wir schlafen nicht, ich nie und Tante Bassenitz hat heute auch keine Lust dazu, sie opfert sogar ihre neuesten Journale, um uns zu begleiten. So laß uns denn ohne Zögern die ganze Insel umkreisen, lieber Onkel, ich habe sie so lange nicht gesehen und bin recht neugierig, die alten, traulichen Plätze wieder zu besuchen, wo ich schon als Kind so fröhlich spielte.«

»Nein, nein,« sagte da der gute Oheim, bedeutungsvoll lächelnd und einen komischen Blick über die schöne Robe der Nichte gleiten lassend, »heute umgehen wir die Insel nicht, aber morgen – vielleicht, wenn Du hübsch artig bist.«

»Warum das, lieber Onkel?«

»Das sollst Du nachher hören, für heute wollen wir uns mit dem Garten begnügen, Du mußt Dir doch einmal meine neuen Anlagen betrachten.«

Nachdem er dies mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit gesprochen, belud er sich mit den Schirmen und Tüchern der Damen und nahm überdieß noch ein langes Kissen mit, um es ihnen unterzubreiten, wenn sie etwa irgend wo zu sitzen beliebten. Als die Damen ihn so belastet sahen, lachten sie, denn sie kannten schon seine Gewohnheit, Alles allein tragen zu wollen, und als Gustav Steinau ihm einen Theil abnehmen wollte, der alte Herr ihn aber mit fast eifersüchtiger Hitze zurückwies, bemerkte Gustava lächelnd:

»Greifen Sie nicht in meines Onkels geheiligtes Privilegium. Er läßt es sich nicht nehmen, der einzige Ritter seiner Damen zu sein. Sie würden ihn nur erzürnen, wollten Sie ihm darin entgegen treten.«

Gustav Steinau fügte sich lächelnd und die Gesellschaft schlug nun den Weg nach dem Garten ein, wo sie in dem breiten Hauptwege, der nach dem am Wasser liegenden Park führte, anfangs langsam auf und nieder wandelte.

Diesmal aber ging Gustav Steinau mit Fräulein von Kulpen voran; dicht auf dem Fuße folgte ihnen Fräulein von Bassenitz mit dem Wirthe, dem es unter seiner leichten Last ungemein behaglich zu Muthe war. Kaum aber hatten sie einige Schritte gethan, so richteten sich des alten Herrn Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf das lange seidene Kleid seiner vor ihm gehenden Nichte,

das laut rauschend den Boden fegte, hier und da an den Pflanzen hängen blieb und eine ganze Wolke von Staub aufwirbelte.

»Sag' einmal, Gustava,« begann er halb im Scherz, halb im Ernst, »sind die Kleider, die Du mit nach der Oehe gebracht, alle von solchem Stoff und so zweckmäßig eingerichtet, die Wege zu fegen, wie dies da?«

»Nein, lieber Onkel, nur wenige. Aha! Du siehst mich schon wieder mit den alten kritischen Augen an. O ich kenne Deine Liebhaberei noch für die bequeme Landtracht und Du sollst mich nicht lange schelten dürfen. Von morgen früh an wirst Du mich, außer bei Tische, wie ein zwangloses Landmädchen gekleidet sehen – ich habe mich schon darauf vorbereitet – falls Du meine Bedingung eingehst, die ich mir fest dabei in den Kopf gesetzt.«

»Bedingung? Wie? Bist Du mit Bedingungen nach der Oehe gekommen?«

»O ja. Ich werde mich nämlich nur dann Deinem Wunsche fügen, wenn Du Dir selbst keinen Zwang auflegst und vor uns in Deinen gewöhnlichen Arbeitskleidern erscheinst, in denen Du mir überdieß am besten gefällst.«

»Ah, Du Hexe,« rief der alte Herr lachend, »Du verstehst es, die Leute bei ihrer schwachen Seite zu fassen. Aber *die* Bedingung soll zugestanden werden. Morgen also, Herr Sternberg werden wir wieder als das erscheinen, was auch Sie jetzt sind, als einfache und ungekünstelte Landleute.«

»Ich für meine Person,« nahm Gustav Steinau das Wort auf, »glaube nicht in die Bedingung Fräulein von Kulpen's mit eingeschlossen zu sein.«

»Und ich nehme ihre Bedingung nur unter Einschluß Ihrer Person an. Wir haben den Damen die Ehre angethan und uns zu ihrem Empfange geputzt; heute war Feiertag, morgen aber ist Werkeltag, und so ist die Sache abgemacht.«

Gustav Steinau wollte einigen Einspruch erheben, Gustava von Kulpen aber gab ihm einen leisen Wink, sich dem Onkel zu fügen, und so schritten sie munter weiter, alle Wege des Gartens und endlich auch des Gehölzes durchschreitend, wo sie sich zuletzt am Wasser auf einer Bank niederließen und den Nachmittag harmlos verplauderten.



Nach einer eben so fröhlichen Unterhaltung bei der Abendtafel, wobei indessen der alte Herr am aufgeräumtesten, Gustav Steinau aber merkwürdiger Weise stiller als am Tage war, ging man an diesem Abend zeitig zur Ruhe, um am anderen Morgen früh munter zu sein. Fräulein von Kulpen, die eine leidenschaftliche Wasserfreundin war, hatte den Gast ihres Onkels aufgefordert, mit ihr am nächsten Nachmittag eine Segelfahrt nach Hiddensöe zu unternehmen, und Gustav hatte freudig beigestimmt, wenn sein Wirth nichts dagegen einzuwenden habe.

»Fahrt immer zu,« hatte er gesagt, »wenn Ihr mich nur zu Hause laßt. Ich liebe das Wasser nicht, es war mir von jeher feindlich gesinnt und wenn ich mit von der Parthie wäre, bekämt Ihr gewiß contrairen Wind oder gar einen kleinen Sturm. Ich kenne das schon.«

So war die Fahrt denn beschlossen und man trennte sich, ungemein befriedigt vom ersten Tage, dem voraussichtlich eben so angenehme folgen würden. Nachdem Herr von der Oehe seine Damen in ihre Zimmer geführt und sich von ihnen verabschiedet hatte, kam er noch zu Gustav Steinau hinauf, der schon beim Auskleiden war.

»Nun, mein lieber Freund,« sagte er mit leuchtenden Augen und sichtbar herzlich vergnügt, »Sie waren ja so still heute Abend. Ist Ihnen irgend etwas begegnet, dem ich vielleicht für künftig abhelfen kann?«

»Nicht das Geringste, Herr von der Oehe, im Gegentheil, ich habe einen genußreichen Tag verlebt.«

»Ja? Nicht wahr? O, das wußte ich wohl, daß wir Vier zusammen passen würden. Aber sagen Sie mir,« fuhr er mit leiserer Stimme fort, »wir gefällt Ihnen die Erbin?«

»Als Erbin habe ich sie noch nicht in's Auge gefaßt, Herr von der Oehe; bis jetzt habe ich sie nur als Frau, oder vielmehr als Mädchen bewundert.«

»Ah, bewundert! Ja, das ist das rechte Wort. Also sie gefällt Ihnen?«

»O! Was soll ich darüber Worte verlieren! Sie ist schön – wunderbar schön, und ich finde es jetzt sehr erklärlich, daß Heinrich Markholm sie für sich wenigstens verewigt hat.«

»Haha! Der Markholm ist ein Schelm, der versteht sich auf Weiber. Nun, er wird schöne Augen machen, wenn er hierherkommt und sie plötzlich vor sich sieht. Doch jetzt will ich Sie nicht länger abhalten – gute Nacht! Ich wünsche Ihnen angenehme Träume!« –

»Angenehme Träume!« dachte Gustav Steinau, als er allein war, »die braucht mir der gute alte Herr nicht noch zu wünschen. Aber er hat den rechten Punkt getroffen, an Heinrich Markholm habe ich den ganzen Tag denken müssen. O, was ist *der* für ein Kenner vom schönen Geschlecht! Diese üppigen Seidenlocken! Diese blauen Sternenaugen! Dieses holdselige Lächeln um die Lippen, selbst wenn sie Dinge spricht, die mit dem Lächeln gar nichts zu thun haben! O, o! Aber wie? Sollte es nicht meine Pflicht sein, gleich morgen an Heinrich zu schreiben und ihn von dieser seltsamen Begegnung zu benachrichtigen? Er hat doch das erste Anrecht an dieses herrliche Weib, er hat sie sich auf seine Weise erobert! – Doch nein, nein, nein, das hat er nicht. Wessen Anrecht ist größer, seines oder – doch halt! was sind das für dumme Gedanken! Der alte Oehe hat mir ja *angenehme* Träume gewünscht und ich bin auf dem besten Wege, mir recht bittere herbeizurufen.«

Nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens faßte er den Entschluß, noch nicht an Heinrich Markholm zu schreiben. Er wollte damit noch ein Weilchen warten und die Blume, die ihm der Zufall in den Weg geworfen, erst ein wenig vorweg genießen. »Ich habe ja immer noch Zeit dazu,« sagte er sich, »Heinrich hat uns damals auch



nicht herbeigerufen, um uns seinen köstlichen Fund zu zeigen.« Und mit diesem Gedanken schlief er ein, ohne sich am andern Morgen weder eines angenehmen noch unangenehmen Traumes bewußt zu sein.



Um fünf Uhr nahm Gustav Steinau schon mit seinem Wirth wie gewöhnlich das Frühstück ein. Natürlich schliefen die Damen zu dieser Zeit noch. Alsdann gingen die beiden Männer nach den Aeckern, hielten sich einige Stunden bei den Arbeitern auf und genossen den herrlichen Morgen, der blitzend über See und Land funkelte. Um acht Uhr aber schickte Herr von der Oehe Gustav Steinau nach dem Hause, um Kundschaft einzuziehen, ob die Damen noch nicht sichtbar wären.

Als Gustav Steinau in das Haus trat, fand er die Thür zu der Wohnung der Damen offen stehen, und im ersten Zimmer, mit einer großen Kiste beschäftigt, die selbst die kräftige Metke vergeblich zu öffnen versucht hatte, sah er Fräulein von Kulpen im einfachsten und reizenden Morgenanzuge.

Sie trug einen weiten Rock von dunklem Wollstoff, der diesmal gewiß nicht den Boden fegte; ein schwarzes Sammtjäckchen umschloß ihren herrlichen Wuchs, von dem schon Heinrich Markholm so oft mit Enthusiasmus

gesprochen, und die goldenen Locken, die zwanglos ihrem natürlichen Behagen folgten, schloß ein feines Häubchen mit langen rosarothern Bändern ein, deren Farbe jedoch von der Gluth der Wangen bei Weitem überstrahlt wurde, wie sie jetzt auf dem holden Gesichte bemerkbar war.

Als die jungen Leute in ihrer Morgentracht so plötzlich zusammentrafen, lachten sie beide laut auf und stellten sich, einen guten Morgen wünschend, einander vor.

»Hier sehen Sie den Landmann, wie Herr von der Oehe ihn aus mir gemacht hat!« sagte Gustav Steinau heiter.

»Und hier sehen Sie das Landmädchen, wie sie sich auf der Oehe des Morgens zeigen muß, wenn sie dem gnädigen Herrn gefallen will. Mein Onkel liebt die Bequemlichkeit und ich sehe nicht ein, warum wir sie nicht auch lieben sollen, da sie so angenehm ist. Tragen Sie ja seine Kleider, ich kenne sie schon. Er hat sie für ganz besondere Fälle anfertigen lassen, und ein solcher Fall ist eingetreten.«

»Ein besonderer Fall?« fragte Gustav Steinau mit auffallender Betonung.

»Nun ja, daß Sie hier sind und die Kleider Ihnen passen. Doch fragen Sie mich nicht nach Dingen, die sich von selbst verstehen, und kommen Sie lieber und helfen Sie mir diese Kiste öffnen, sie enthält meine Bibliothek, die ich immer mit nach der Oehe nehme, da man hier nur alte Journale, Zeitungen und Dichter findet, deren Namen man schon beinahe vergessen hat.«

»Ich hoffe, Sie nehmen Salis davon aus,« versetzte Gustav mit schalkhafter Miene.

Fräulein von Kulpen lachte herzlich. »Salis nehme ich aus, natürlich, ich habe ihn auch schon mehrmals lesen müssen und er hat immer einen sehr wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht – der Tausend, Sie haben Kraft!«

Die letzten Worte wurden nach einem gewaltigen Krachen ausgerufen, welches bewies, daß es Gustav gelungen, die Kiste zu öffnen, die ein Bergener Tischler wahrscheinlich in der Meinung geschlossen, sie gehe über See und müsse also zehnfach verwahrt werden.

»Wir wollen die Bücher einstweilen auf diesen Tisch legen,« sagte Gustava, »nachher stelle ich sie mir auf, wie ich es gern habe. Erst muß ich mir mein Zimmer behaglich einrichten, dann kommen die Bücher, dann die Studien –«

»Da wird wohl aus unsrer Wasserfahrt heute nichts werden?«

»O gewiß, ich lese nur Morgens – aber Sie sind neugierig.«

Gustav hatte fast alle Bücher geöffnet, während er sie auf den Tisch legte, und dabei entdeckt, daß Fräulein von Kulpen eine Liebhaberin der besten deutschen Dichter und Schriftsteller sei, von deren jedem fast hier das Auslesenste zu finden war. Innerlich mehr befriedigt, als er sich selbst gestehen wollte, zügelte er seine Neugierde und brachte eben das Geschäft zu Ende, als Fräulein von Bassenitz eintrat und ihm freundlich einen guten Morgen bot.

Im Laufe desselben Vormittags beschäftigten sich die Damen, mit Hülfe der Mägde, in ihren Zimmern gewisse kleine Veränderungen in Betreff der Einrichtung derselben vorzunehmen und sich auch in diesem Punkte die gemüthlichste Behaglichkeit zu bereiten. Es ist merkwürdig, wie wenig oft dazu gehört, einem Zimmerraum ein ganz anderes Ansehen zu geben – und wie wenige Frauen doch eigentlich dies angenehme Talent besitzen. Fräulein von Bassenitz und Herrin von der Oehe's Nichte besaßen es in ungewöhnlichem Grade und bewiesen es an diesem Morgen. In kurzer Zeit hatten sie die Möbel anders gestellt, hier einen Teppich ausgebreitet, dort eine Verzierung mit Blumen vorgenommen oder einen Vorhang anders aufgehängt, und obwohl im Ganzen Alles dasselbe geblieben, war die Gesamtwirkung für den Beschauer doch eine völlig andere geworden.

Als der Hausherr kurz vor Tische nach Hause kam und einen Blick in sein Besuchzimmer warf, war er auf's Höchste erstaunt über die vollendete Umwandlung. Es gefiel ihm allerdings, was er sah, aber dennoch konnte er sich nicht enthalten, nebenbei ironisch zu lächeln und verwunderungsvoll den Kopf zu schütteln.

»Was die Menschen sich doch das Leben schwer machen,« sagte er zu Gustav Steinau, den er schon im Begriff fand, sich zu Tische anzukleiden, »wo sie es doch so bequem genießen könnten. Da kommen die lieben Dingergen nun hier an, könnten sogleich Platz nehmen auf

meinen bequemen Sophas und es sich darauf gefallen lassen, aber nein! – erst müssen sie rücken und poltern und fegen und räumen, daß man glaubt, sie wollten das Oberste zu unterst kehren, und wenn man bei Lichte besieht, was sie gemodelt, kann man es kaum mit den Augen bemerken. Ha! eine seltsame Generation lebt heutzutage auf der Welt! Davon haben wir Alten nie etwas gelernt und verstanden! Ich könnte hundert Jahre in einem und demselben Zimmer wohnen und mir fiele es nicht ein, auch nur einen einzigen Stuhl von der Stelle zu rücken. Die sind erst einen Tag hier und schon kenne ich mein eigenes Haus nicht mehr!«

»Aber es ist doch ganz niedlich, was sie gemacht haben!« bemerkte Gustav Steinau beschwichtigend und im Stillen die Partei der Damen nehmend.

»Niedlich! Ja, das ist es. Aber eben dafür habe ich keinen Sinn und preise Gott dafür. Das Nützliche ist mir lieber und das Bequeme geht mir fast noch darüber. Haha! Doch drücken wir die Augen zu, mein Lieber! Es sind Damen, die sich dies Vergnügen bereiten und wir müssen als ächte Cavaliere uns verbeugen und ein zufriedenes Gesicht dazu machen. Na, ich sehe immer mehr ein, wie gescheidt ich gehandelt, mich mit diesem schönen Geschlecht nicht näher zu verbinden, ich wäre am Ende auch unter den Pantoffel gerathen und das muß eine furchtbare Hölle sein, mein Freund, nicht wahr?«

»Ich verstehe es nicht, da ich keine Erfahrung darin besitze. Mögen sie in ihren vier Pfählen wirthschaften wie

sie wollen, wir können ja in den unsrigen thun und darüber denken, *was wir wollen.*«

»Denken! Ja! Das bleibt uns allein übrig, alles Andere wissen sie uns vom Munde fortzuschneiden. Aber darum wollen wir uns den Appetit nicht vergehen lassen. Vorwärts! Lachen und *denken* wir, das ist die Hauptsache!«

–

»Denken! Ja, das ist auch für mich jetzt die Hauptsache!« sagte Gustav Steinau zu sich, als er wieder allein war. »O, ich habe Stoff genug dazu. Ach! wenn diese Leute alle in mein Herz sehen könnten, wie es darin gährt, in meinen Kopf, wie es darin wirbelt – doch – vorwärts, sagt der alte Herr und das soll auch meine Devise sein!«

---

Noch einen Tag brachten die Damen mit ihrem Räumen und Poltern zu, wie der alte Herr sich ausdrückte, dann aber waren sie ein für alle Mal fertig, und nun erst machte sich die rechte Gemüthlichkeit und Behaglichkeit im Hause und im ganzen Gange der Tagesstunden bemerklich. Der letzte Firniß, der in den Zimmern des Herrn von der Oehe bisher fehlte, wie wir früher gesagt, hatte sich eingefunden, Alles blitzte und funkelte von Sauberkeit und nur auf das Arbeitscabinet des Hausherrn hatte sich die Revolution nicht erstrecken dürfen, wie er im Stillen das Gebahren seiner weiblichen Verwandten zu nennen beliebte.

In den Nachmittagsstunden des genannten Tages hatte Fräulein von Kulpen mit Gustav Steinau die verabredete Fahrt nach Hiddens-öe bei günstigem Segelwind eingetreten und Beide hatten ein großes Vergnügen dabei genossen. Als sie aber Abends nach Hause zurückkehrten, mußten sie sich entschließen, mit den älteren Herrschaften eine Parthie Whist zu spielen, eine Unterhaltung, der namentlich Fräulein von Bassenitz sehr zugeneigt war. Dafür entschädigten sich am nächsten Morgen wieder die jungen Leute, indem sie in den Garten gingen und auch hier eine kleine Revolution unter den Blumenbeeten anrichteten, ein Unternehmen, dem Herr von der Oehe schon mit größerem Gleichmuth zuschaute, da ihm nicht viel Zeit übrig blieb, an die Verzierungen des Gartens zu denken.

So stellte sich sehr bald ein angenehmes Verhältniß zwischen sämmtlichen gegenwärtigen Bewohnern der Insel her und namentlich für Gustav Steinau fing letztere allmählig an, eine wirkliche Heimat zu werden. Selten, vielleicht nie in seinem Leben hatte er sich so glücklich gefühlt, wie er sich jetzt in manchen Stunden fühlte. Es war ein so trauliches, von der tumultuarischen Welt abgeschlossenes, durch keinen geselligen Zwang verkünsteltes Dasein, dem man sich hier mit vollem Behagen hingeben konnte, daß man es mit vollen Zügen einsog, mit ganzem Herzen es umfaßte, und ohne daß man darüber sprach, fühlten sich Alle gleich wohlthätig wie von einem milden Lebensdufte angehaucht.

Aber es war auch ein Leben, voll von Poesie und anregender Geistesfrische, das namentlich Fräulein von Kulpen und an ihrer Seite Gustav Steinau führte. Die beiden älteren Personen flocht eine besondere Sympathie, die sich noch aus früheren Zeiten herschrieb, zusammen; auf Spaziergängen gingen sie stets neben einander und auch im Hause tauschten sie oft im Stillen ihre Gedanken aus. Fräulein von Bassenitz namentlich war Morgens nur wenig für die Jüngeren zu haben. Da las sie in den alten Journalen, die sie in großen Sammlungen auf der Oehe vorgefunden und die ihr noch neu erschienen, obgleich das Papier derselben schon vergilbt war, denn sie theilte die Leidenschaft ihres Veters für dergleichen Zeitschriften, und nicht gern sah sie sich in dieser Unterhaltung bis Mittag gestört. Nachmittags aber schloß sie sich dann gern ihrem alten Freunde an; mit ihm ging und sprach sie und mit ihm spielte sie sogar Abends eine stille Parthie, wenn die jungen Leute auf einem weiteren Ausfluge begriffen oder in ernste Gespräche über die Literatur der Gegenwart vertieft waren.

Gustav Steinau hatte Fräulein von Kulpen's Liebhaberei für die vaterländische Literatur sehr bald entdeckt und hierin konnte er ihr ein Wegweiser und Leiter sein, wie so leicht kein Anderer. Aus der reichen Quelle seiner Kenntnisse, aus der schöpferischen Fülle seiner Phantasie gingen für sie Unterhaltungen hervor, wie sie sie in Bergen noch nicht gehabt, und es wird wohl Niemand in Verwunderung setzen, wenn wir sagen, daß sie von



denselben lebhaft ergriffen und bisweilen sogar geradezu entzückt wurde.

Die tiefe Abgeschlossenheit, in der Beide verkehrten, die friedliche Stille, die sie umgab, das blitzende Meer, dem sie sich oft anvertrauten und das sie jeden Tag von allen Seiten mit den Augen begrüßten, begünstigten die Empfindungen, die unter solchen Verhältnissen so leicht die menschlichen Herzen bewegen; und wenn sie auch Beide, aus verschiedenen Gründen, weit davon entfernt waren, an die Möglichkeit einer entstehenden Neigung zu denken – die überhaupt wie ein Dieb in der Nacht kommt, ohne daß man vorher an sie denkt – so fanden sie doch an dem ungestörten Zusammenleben und in dem Austausch ihrer Gedanken ein Wohlgefallen, das sie um so gründlicher erschöpfen konnten, als weder Herr von der Oehe noch Fräulein von Bassenitz ein Auge für dergleichen Vorkommnisse hatte.

Das einzige Symptom, das unserm jungen Freunde hätte von Bedeutung erscheinen und ihn aufmerksam machen können, daß im Hintergrunde dieses zeitlichen Wohlbehagens ein ungeahnter Feind schlummere, wenn er überhaupt im Stande gewesen wäre, sein Leben mit objectiven Augen zu betrachten, war die wachsende Besorgniß, die ihn in einsamen Stunden ergriff, daß Heinrich Markholm plötzlich auf der Oehe erscheinen könne. »Was würde er sagen?« fragte sich Gustav Steinau oft, »wenn er nun zufällig käme, mich hier in so vertraulichem Gespräche mit seiner Reisegefährtin sähe und mich

fragend anblickte, warum ich ihm von einem glücklichen Funde keine Nachricht gegeben?«

Von dieser Besorgniß aber sollte er – damit ja nichts zu seinem jetzigen Glücke fehle – an einem der nächsten Tage durch eine unerwartete Mittheilung befreit werden. Ein Schiffer aus Schaprode hatte, ohne daß Herr von der Oehe davon Kenntniß erhalten, in der Nähe der Lenz ein Geschäft zu vollbringen gehabt. Carl Melms, der ihm begegnet war, hatte ihn erkannt und angedet und natürlich nach Herrn von der Oehe gefragt. Der Mann war in das Haus getreten und Willibald hatte rasch einige Zeilen geschrieben, um seinem Freunde auf der Oehe Nachricht von sich und Heinrich Markholm zu geben. In diesen Zeilen nun gab sich die, größte Zufriedenheit des genügsamen Musicus kund. Das patriarchalische Leben auf der Lenz schien ihm über Alles zu gehen und von seinem Wirth sprach er mit der allerherzlichsten Zuneigung und Dankbarkeit. Heinrich Markholm, hieß es darin, sei einige Male auf der Lenz gewesen und Willibald habe ihn erst am letzten Tage auf Grünthal besucht. Es gehe auch ihm außerordentlich wohl und er denke eben so wenig daran, für's Erste Grünthal zu verlassen, wie Willibald die Lenz. Er habe so viele Schönheiten in der Umgegend entdeckt, daß er sich ganz und gar seiner Kunst überlassen, und namentlich habe er eine Bekanntschaft gemacht, die ihn

überaus fessele und von welcher er mit dem ihm eigentümlichen Enthusiasmus spreche. Näheres wisse Willibald selbst darüber nicht, doch habe er gewisse Vermuthungem daß sein Herz ein klein wenig dabei betheiliget sei.

Diese Nachricht beruhigte Gustav Steinau bezüglich seiner Besorgniß über das plötzliche Eintreffen des Malers ungemein, obgleich er an die Betheiligung seines Herzens bei dieser neuen Bekanntschaft nicht so recht glauben wollte. Er kannte die energische Consequenz dieses Herzens, und daß die Dame auf dem Dampfboot einen tiefen Eindruck auf dasselbe gemacht, glaubte er bestimmt annehmen zu müssen. Ach ja, das war das Einzige, was das Glück des Dichters einigermaßen trübte, denn jedesmal, wenn er so recht aus vollem Herzen glücklich war, tauchte das ausdrucksvolle Gesicht und das brennende Auge des Malers vor ihm auf und es war ihm, als ob er drohend seinen Finger erhebe und mit bebender Lippe spräche: »Gustav! vergiß nicht, daß ich Dein Freund bin und daß ich es war, der diese Perle aus dem Meere des Lebens auffischte, daß ich also den ersten Anspruch an sie habe!«

Ja, so gewissenhaft, so redlich, so edel war Gustav Steinau – und hätte Heinrich Markholm wirklich auf die von seinem Freunde wiedergefundene Perle den ersten Anspruch erhoben, dieser würde keinen Augenblick gezögert haben, ihm denselben einzuräumen und erst in

zweiter Reihe um ein Gut geworben und gekämpft haben, wenn dieses Gut von einem Menschen so unbedeutender Lebensstellung, wie er einer war, überhaupt erworben und erkämpft werden konnte.

## ACHTES KAPITEL. DAS BÜNDNISS.

Wenn nun schon das stete Zusammenleben auf einem durch natürliche Gränzen so beschränkten Raume und gleichgeartete Neigungen und Liebhabereien auf das gegenseitige Verhältniß Gustav Steinau's und der Nichte seines Wirths einen förderlichen Einfluß übten, so sollte doch ein Gespräch, auf welches Beide mehr oder minder zufällig geriethen, dessen Resultat aber von großer Bedeutung für einen Dritten werden zu wollen schien, sie noch bei Weitem näher verbinden.

Gustava von Kulpen war mit Fräulein von Bassenitz etwa eine Woche auf der Oehe, als ein völlig windstillen Tag eintrat, was auf der Oehe etwas sehr Seltenes ist, und der Schiffer aus Schaprode, der in seinem Segelboot die jungen Herrschaften fast alle Tage nach irgend einer Richtung fuhr, meldete schon vor Tische, daß für diesmal nicht gesegelt werden könne.

»Gott sei Dank!« sagte Herr von der Oehe, als bei der Mahlzeit die Rede hierauf kam, »nun wird man Euch doch einmal zu Hause behalten. Du hast mir meinen Gast ganz abwendig gemacht, Gustava. Sonst war er so häuslich, wick nicht von meiner Seite, aber seitdem Du hier

bist, läuft er Dir nach wie ein Hündchen und hat den alten Mann ganz vergessen, um dessen willen er doch hierhergekommen ist.«

Die junge Dame erröthete, faßte sich jedoch bald wieder und streichelte dem Oheim die Wange, indem sie naiv sagte: »Schick' mich wieder fort, lieber Onkel, dann hast Du ihn wieder allein. Ich weiß wohl, daß ich auf die Dauer für die Oehe nicht taue, wo nichts verpönter ist, als die gewohnte Ordnung der Dinge umzustößen. Von heute an also gebe ich Dir Herrn Sternberg wieder zurück, ich habe nicht gewußt, daß man nicht eine Stunde täglich mit ihm auf der See fahren kann.«

»Oho!« rief der alte Herr, »so habe ich es nicht gemeint! Behalte ihn, Liebchen, und vergnüge Dich so viel Du willst, ich habe die Cousine. Und die vertritt Herrn Sternberg bei mir recht gern – nicht wahr, mein schönes Fräulein?«

Jetzt war die Reihe zu erröthen an Fräulein von Bassewitz gekommen, um aber auch seine nicht geringe Verlegenheit zu verbergen und das Gespräch auf einen anderen Punkt zu leiten, sagte Gustav Steinau:

»Herr von der Oehe, Sie haben jetzt Gesellschaft genug im Hause; vielleicht sähen Sie es gern, wenn ich einmal zur Abwechslung meine Freunde aufsuchte, um mit ihnen zusammen später vielleicht wieder zu kommen?«

Der alte Herr schlug verwundert die Augen auf. »Was,« rief er, »versteht Ihr Alle keinen Scherz? Wollt Ihr gegen mich rebelliren? Soll ich einen Machtspruch thun?«

»Mein lieber Onkel,« fuhr Gustava freundlich lächelnd fort, »wir rebelliren weder, noch brauchst Du einen Machtspruch zu thun – wir erfüllen Alle aus freien Stücken Deine Wünsche und Du sollst von jetzt an bestimmen, wen von uns Du zu jeder Stunde in Deiner Nähe haben willst.«

»Da haben wir's!« rief der glückliche Onkel. »Die ist die Klügste, sie fügt sich. Nun wohlan, für heute mögt Ihr noch segeln, oder lesen oder über Gelehrsamkeit schwatzen, wie Ihr wollt, ich bitte dafür Fräulein von Bassenitz um ihre Begleitung für diesen Nachmittag.«

Damit war die Sache abgemacht. Da es sehr heiß war, so blieb man die nächsten Stunden nach Tische im kühlen Hause. Der alte Herr lag auf seinem Sopha im Arbeitscabinet und »schonte die Augen«. Fräulein von Bassenitz lag auf dem ihrigen, den ganzen Schooß voller Journale, von denen sie kaum eins aufgeschlagen hatte, als ihr die Augen zufielen; Fräulein von Kulpen las in ihrem beschatteten Zimmer, Gustav Steinau aber saß im oberen Stockwerk in seinem Stübchen und schrieb, denn seit einiger Zeit, er wußte selbst nicht wie es kam, verspürte er einen ungemainen Trieb zur Production und so arbeitete er mit großem Fleiße an einer Novelle, um sie zu gelegener Zeit der Erbin zu verehren, die so großen Antheil an den Erzeugnissen der gegenwärtigen Literatur nahm und schon längst den Wunsch ausgesprochen hatte, eine Arbeit aus der Feder des befreundeten Gastes zu lesen.

Um vier Uhr erschien Metke bei dem jungen Gelehrten und rief ihn zum Kaffee hinunter. Dort fand er die

drei Personen bei einander und plauderte gemüthlich ein Stündchen mit ihnen. Nach Fünf begab sich Herr von der Oehe auf das Feld und Fräulein von Bassenitz nahm ihren Strohhut, um ihn pflichtgemäß zu begleiten, wie es vorher abgesprochen war.

»Was machen *wir* nun, da wir nicht segeln können?« fragte Fräulein von Kulpen Gustav Steinau, der heute ungewöhnlich ernst aussah und wie in Gedanken verloren schien, was ihn indessen nicht verhinderte, sein Auge mit bewundernder Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit auf das schöne Antlitz seiner Gefährtin zu heften.

»Ich denke,« sagte er mit seiner gewöhnlichen ruhigen Milde, »wir bleiben noch ein wenig hier im Schatten sitzen, bis die Sonne tiefer gesunken ist, dann machen wir einen Spaziergang und besuchen Ihren Oheim auf dem Felde.«

»Nein, ich weiß noch etwas Besseres,« entgegnete Gustava rasch; »oder ja, wir können zuerst den Onkel besuchen; dann aber, wenn die Sonne sinkt, will ich Ihnen einmal einen schönen Anblick zeigen, doch müssen Sie des Onkels Fernrohr mitnehmen.«

»O, das vergesse ich nie,« rief er fröhlich, »und es giebt fast kein Haus und keinen Strauch in der ganzen Runde, die ich damit nicht schon in Augenschein genommen hätte.« –

Nach sechs Uhr endlich forderte Gustava den jungen Mann auf, mit ihr den verabredeten Rundgang anzutreten. Er war bald bereit. Die Dame nahm Strohhut und

Handschuhe und trat vor die Thür, von wo sie die Richtung nach dem Strande von Schaprode nahm. Gustav Steinau ging schweigend neben ihr her. »O wenn der Maler hier wäre!« dachte er wieder mit einem fast alle Tage bitterer werdenden Gefühle, »er könnte sein Ideal in einer ganz neuen Gewandung darstellen. Wie schön sieht sie aus und welchen nymphenhaften Gang, welche anmuthigen Bewegungen hat sie!«

Die Bemerkung Gustav Steinau's war eine sehr richtige. Die hohe schlanke und doch so regelmäßig gerundete Gestalt des schönen Mädchens trat in der allmählig beginnenden Abendbeleuchtung ungemein vortheilhaft hervor. Das helle ausgeschnittene Sommerkleid, welches sie trug, umschloß luftig und frisch ihre schönen Glieder und die leichte Spitzenmantille hing nur wie der Schein einer Hülle über ihren runden Schultern. Auf den blonden, in der Sonne wie lichtetes Gold schimmernden Locken saß anmuthig der einfache Hut mit den blaßblauen Bändern und die sanften klugen Augen schauten so holdselig wie nie umher, jeden Begegnenden freundlich begrüßend und das ganze Bild mit Wonne erfassend, das sich rings um sie her allmählig erschloß.

Am Strande entlang wandernd, erreichten sie bald die Fährstelle und sahen das wohlhabige Dorf in seinem ganzen friedlichen Reize am jenseitigen Ufer liegen. Die Schiffer und Fischer reinigten und putzten ihre Boote, rollten die Segel aus einander und knüpften die Takelage



neu. Ihre Kinder spielten im Sande am Strande und daneben standen die jungen Mütter, fleißig strickend, während die alten Leute in den Fenstern lagen, oder rauchend vor den Thüren standen und den Arbeiten ihrer Söhne und den Spielen ihrer Kindeskinde mit fröhlichem Behagen zuschauten.

Als die Schiffer drüben am Strande die schöne Tochter des Hauses sahen, wofür Gustava hier bei Allen galt, nahmen sie ehrerbietig die Hüte ab und riefen ihren guten Abend über das Wasser herüber, wogegen das Fräulein herzlich und liebevoll den Bekannten zunickte.

Ihrem Gefährten Mancherlei von den Familienverhältnissen dieser guten Leute erzählend, setzte sie ihren Gang fort, gelangte zum Steinort und traf in dessen Nähe den Onkel, der Fräulein von Bassenitz seine Kühe zeigte und überaus vergnügt war, als er ›die beiden Gelehrten‹ so langsam daher wandeln sah.

»Da kommen sie,« sagte er zu der Klosterdame, »und ich bin neugierig, wovon sie sich wieder unterhalten mögen. Wie gefällt Dir mein Gast?«

»Er gefällt mir und auch Gustaven sehr gut,« erwiderte die Dame, »wir haben noch heute Morgen darüber gesprochen. Schade, daß seine Heiterkeit bisweilen durch ein so trauriges Schweigen und so melancholische Blicke entstellt wird.«

»O, das habe ich doch noch nicht bemerkt,« sagte Herr von der Oehe leichthin.

»Frauenaugen sehen darin schärfer. Still – sie kommen uns näher.«

Herr von der Oehe begrüßte die Beiden herzlich und sah sich dabei zum ersten Mal seinen Gast ›mit schärferen Frauenaugen‹ an; und in der That, es wollte ihm bedünken als ob gerade jetzt das wohlgebildete Gesicht desselben von einem trüben Schatten umzogen war.

»Es giebt auch heute nichts zu sehen, Herr von der Oehe,« sagte Gustav Steinau, dicht zu ihm herantretend. »Schiffe genug, aber sie liegen alle in der Ferne still und warten auf Wind. Ich habe schon fleißig den Tubus gebraucht.«

»Prächtig, prächtig! – Sieh einmal, Gustava, wie gefallen Dir meine Kühe?«

»Sie sind vortrefflich im Stande, lieber Onkel; sie haben aber auch herrliches Futter dies Jahr.«

»Gott sei Dank, ja! Na, wollen die Herrschaften schon weiter?«

»Ja, wir wollen einmal nach Bergen hinüberblicken, wenn die Sonne sinkt.«

»Aha! Das ist schön – adieu, adieu!«

»Wie der alte Mann so stattlich in seinem Landrock und seinen Wasserstiefeln aussieht,« sagte Gustava, langsam weiter wandelnd. »Ich sehe ihn viel lieber so als im Frack, der nun einmal nicht für ihn paßt.«

»Das ist natürlich, mein Fräulein. Er trägt den Frack nur selten und fühlt sich beengt durch ihn. Den Landrock und die Wasserstiefel trägt er alle Tage und darum fühlt er sich bequem und frei darin.«

»Wie lange tragen *Sie* denn schon die Wasserstiefel?« fragte Gustava scherzend.

»So lange ich hier bin, Sie wissen es ja.«

»Nun, ich wollte Ihnen damit nur andeuten, daß Sie den richtigen Grund nicht gefunden haben, warum meinem Onkel der Landrock besser steht als der Frack. Sie sind des ersteren auch nicht gewohnt und er steht Ihnen, als wenn Sie darin groß geworden wären.«

Gustav Steinau lachte über das etwas zweifelhafte Compliment und Beide schritten in lebhafterer Stimmung weiter. Auf der Südspitze der Insel, in der Nähe des Dornbusches, blieben sie stehen und schauten nach Stralsund hinüber.

»Sehen Sie,« sagte Gustav Steinau, »wir schön ist das! Drei Meilen ist die Stadt entfernt und doch spiegeln sich ihre alten herrlichen Thürme so deutlich im Wasser, als ob sie dicht vor uns lägen!«

Gustava hatte seine Worte wohl gehört, aber offenbar verband sie damit noch einen anderen Gedanken und antwortete daher nicht gleich darauf. »Ja,« sagte sie endlich, »schön ist es. Aber sagen Sie mir, haben Sie wohl schon etwas Aehnliches in der moralischen Welt erlebt, was Sie hier in der physischen erblicken?«

»Wie meinen Sie das?«

»Haben Sie schon einmal die Thürme Ihrer Zukunft, Ihre schönsten und höchsten Hoffnungen und Erwartungen, wie die Thürme in diesem Wasser im Spiegel Ihrer Seele sich darstellen sehen?«

»Ah, ich verstehe. Sie meinen die Art von Phantasmagorie, die uns bisweilen unser Schicksal im sichtbaren Bilde wie im Traume vor die Seele führt?«

»Ja, das meine ich. Es ist sonderbar. Dies Bild erinnert mich jedesmal daran.«

»Aber diese Thürme stehen auf dem Kopfe – in *diesem* Spiegel,« bemerkte Gustav Steinau.

»Ja leider, eben weil der Reflex nur ein trügerischer Schein der Wahrheit ist.«

»O, wie oft mögen wir dann auch unsere Zukunft auf dem Kopfe haben stehen sehen, denn die wenigsten Phantasiebilder, die wir wie im Traum vor uns erblicken, gehen in Wirklichkeit über.«

»Sprechen Sie das nicht so traurig aus. Es mag auch oft umgekehrt der Fall sein.«

Gustav Steinau nahm eine glücklichere Miene an. »Ich freue mich, daß Sie das sagen,« erwiderte er rasch, »es soll mir für eine gute Vorbedeutung für meine Zukunft gelten.« –

Beide schritten schweigend weiter; als sie aber nach längerer Zeit dem Kirchthurme von Gingst gegenüber angekommen waren, blieb Gustava stehen und nachdem sie einen Blick auf die Sonne geworfen, die ihrem Untergange nahe war, sagte sie: »Jetzt nehmen Sie Ihr Fernglas vor und schauen einmal nach Bergen hinüber.«

Gustav that es. Sobald er die Stadt mit dem Auge erfaßt, brach er in einen Ruf des Erstaunens aus. »Was ist das?« sagte er. »Das ist eine orientalische Feenstadt!«

»Ja,« versetzte Gustava, »es sieht wirklich beinahe so aus. Wenige Menschen nur kennen dieses Bild, mir aber

ist es von Jugend an in der Erinnerung geblieben, nachdem mein Oheim mir es einst gezeigt. Und darum freute ich mich, es auch Ihnen zu zeigen.«

»Ich werde es eben so wenig vergessen wie Sie,« sagte Gustav Steinau, fortwährend durch das Glas schauend, »Sie haben mir ein Bild aus dem Feenmärchen gezeigt und dieses Bild heißt: – Bergen!«

Gustava wandte sich leicht erröthend ab; es war ihr lieb, daß der junge Mann sie jetzt nicht ansah, denn nicht sowohl in seinen Worten als in der Betonung derselben hatte sie etwas zu hören geglaubt, was wie eine Anspielung auf den Umstand klang, daß sie selbst in Bergen wohne.

»Beschreiben Sie mir, was Sie sehen,« fuhr Gustava fort, »damit ich weiß, ob Sie Alles sehen.«

»Ich sehe zuerst,« sagte Gustav, immer durch das Glas schauend, »über eine reiche, weite, ländliche Gegend hin. Felder reihen sich an Felder und alle sind mit üppiger Frucht bedeckt. Dann sehe ich zur Rechten und Linken Ortschaften auf Ortschaften auftauchen, allmählig im Hintergrunde aber erhebt sich das Land und endlich steigt auf einem Berge terrassenförmig aufgebaut eine Stadt empor, die sich weit in einem Halbkreise ausdehnt und einen wunderbar schönen Anblick bietet. Denn alle ihre amphitheatralisch über einander liegenden Fenster, die ich fast zählen kann, scheinen von flüssigem Golde zu sein, sie blitzen im Widerstrahl der Sonne und dieses Blitzen verleiht dem Ganzen den Anschein von Leben, als ob

ich dicht davor stände und sogar die Menschen aus und gehen sähe.«

»Das ist es, Sie haben Alles gesehen!«

»Nein,« fuhr Gustav fort, »ich sehe noch mehr.«

»Was sehen Sie denn noch?«

»Ich sehe oberhalb der Stadt den alten, spitzen Thurm sich erheben –«

»Nun ja, der gehört ja zur Stadt –«

»Auch seine Fenster blitzen und die der Kirche ebenfalls, worin ich Sie zum ersten Male sah –«

»O das sehen Sie ja nicht jetzt!« unterbrach ihn Gustava schelmisch.

»Nein! Aber – ich habe es gesehen – aber ach!« dachte er, »damals standen auch meine Zukunftsthürme auf dem Kopfe und jetzt vielleicht erst recht!«

Hatte Gustava seine Gedanken errathen? Wir wissen es nicht. Aber sie lächelte holdselig, nahm ihm das dargebotene Glas aus der Hand und sah ebenfalls hindurch.

»Mein Thurm steht diesmal nicht auf dem Kopfe,« sagte sie schalkhaft, unverwandt nach Bergen blickend.

»Welchen meinen Sie?«

»Nun, den ich vor mir habe – den Thurm von Bergen.«

»O – den habe ich auch vorher gerade stehend gesehen!«

Beide lächelten in sich hinein, dann setzte sich Gustava auf dem kleinen Walle nieder, der die Insel umgab, zog ihre Handschuhe aus und während sie die Kornblumen, die sie nach und nach unterwegs gepflückt, zu einem vollen Kranze zusammenflocht, wurde ihr Gesicht

wieder allmählig ernst, wie es das ihres Gefährten schon immer gewesen war.

Gustav Steinau sah halb in Gedanken dem Spiele ihre schönen Finger zu und blieb endlich mit den Augen auf den Blumen haften, denen die launenhafte Natur, obwohl sie nur Unkraut sind, die schönste blaue Farbe verliehen hat. »Ich liebe diese Blumen sehr,« sagte er, »aber Ihr Herr Onkel würde es lieber sehen, wenn sie nicht auf seinem Acker wüchsen.«

Gustava lächelte wieder. »Wir,« sagte sie, »beurtheilen diese Blumen nur nach ihrem äußeren Kleide, ihrem Aussehen, mein Onkel aber, der, wie Sie wissen, dem äußern Schmuck aller Dinge nicht besonders zugethan ist, beurtheilt sie nach dem Schaden oder Vortheil, den sie für den Landwirth haben. Er ist zu practisch, um poetisch zu sein.«

»Und ich bin zu poetisch, um practisch zu sein, nicht wahr? Das will doch wohl Ihr feines Lächeln sagen?« warf Gustav Steinau scherzend hin.

»O nein! Ich dachte an etwas ganz Anderes!«

»Ihr Onkel ist auch poetisch,« fuhr Gustav fort, »mehr als man es denken sollte; aber die Poesie schwimmt bei ihm nicht auf der Oberfläche seines Wesens, sie sitzt tiefer im Herzen, wo sie eigentlich immer und allein sitzen sollte.«

»O, Herr Sternberg, Sie haben sehr Recht und nicht immer die Menschen sind die poetischsten, die durch den Schwung ihrer Worte und blumenreiche Phrasen auf den

ersten Schlag den Dichter verrathen wollen. Sie zum Beispiel sprechen auch ganz einfach und prunklos und doch haben Sie gewiß ein tief poetisches Gemüth – sind Dichter durch und durch.«

»Sie müssen sich selbst sehr viel mit Poesie beschäftigt haben,« antwortete Gustav Steinau, »da Sie so genau wissen, wo sie im Menschen sitzt und wie sie sich ausspricht.«

»O ja, dem kann ich beistimmen. Dazu hätte mich nicht allein ein innerer lebhafter Trieb geführt, sondern auch die äußeren Verhältnisse, in denen ich mich bewege. Wenn man in einem so kleinen, von aller Welt weit abgelegenen Städtchen lebt, wie ich, wo der gesellige Verkehr so Manches vermissen läßt, was man leicht in großen Städten findet, wo die Wunder der Kunst, die Schätze der Wissenschaft ferne liegen, wie eine entfernte Feeninsel im großen Weltmeer, dann hat man viel Zeit, in sein eigenes Herz zu blicken und sich mit den Erzeugnissen zu beschäftigen, die andere größere Herzen und Geister zu Stande gebracht haben. Ich lese also viel und denke darüber nach. Aber auch, wenn wir das Auge nach Außen richten, werden wir nur zu leicht auf die Dichtkunst, wenigstens auf das Poetische in der Welt und im Menschen geführt. Sie sind ja auch auf dem Rugard gewesen – ist dort nicht Alles Poesie, was Sie um sich her schauen, wenn Sie nicht mit todttem Auge und kaltem Herzen die Bäume, Häuser, Aecker, Land und Wasser für leblose Gegenstände halten und sich nicht fragen, wie das Alles nach und nach entstanden ist und was sich zwischen



denselben seit Jahrhunderten auf- und abbewegt hat? O, öffnen Sie einmal Auge und Herz recht weit und fragen Sie sich dann, was Sie sehen. Erzählen Ihnen die Riesengräber auf den luftigen Berggipfeln nicht wunderbare Geschichten, die für die Poesie selbst zu hoch und entfernt sind, um sie ganz damit zu erfassen und zu erschöpfen? Ist es nicht Poesie, die ganze Geschichte der Vorzeit zu überfliegen, die auf dem kleinen Lande um uns her in tausend großen und kleinen Bildern sich abgewickelt hat? O, und die winzigen Hütten, die über hundert Jahre im einsamen Walde, am kahlen Bergabhang stehen – träumt man sich nicht so gern in jede eine Idylle hinein, wenn, man sie aus der Ferne und dem Waldesgrün hervortauchen sieht? Ist das nicht Poesie? Betrachten Sie die spiegelnden Binnengewässer, auf denen der leichte Fischerkahn schaukelt vom Morgen bis Abend, den blauen Himmel über, die blaue Woge unter sich – ist das nicht Poesie? Und nun endlich, versetzen Sie sich in Gedanken an den steinreichen Strand unserer Insel und sehen die schäumenden Wellen wild und unbändig eine über die andere stürzen, hören Sie das Gebrause der Fluthen und das Gepfeife des ewigen Windes, trotz denen die weißen Segel dahinziehen, empfindende Menschen tragend, die ihre Kühnheit von Erdtheil zu Erdtheil treibt, die keine Gefahr scheuen, für die es keine Furcht giebt – ist das nicht Poesie? Und da sollte ein Menschengemüth, wenn es inmitten einer solchen kleinen, für sich bestehenden und doch so vollendeten Welt lebt, nicht die Poesie lieben und selbst poetisch werden? Ja, ich liebe sie über

Alles, und ohne von der Natur das kostbare Geschenk empfangen zu haben, meine Gefühle in Worten, Farben oder Tönen aussprechen zu können, fühle ich doch tief die göttliche Gabe, die sie Anderen damit verlieh, und danke Gott, daß er mir die Seele wenigstens für ihr Verständniß geöffnet hat. O es muß schön und beglückend für sie sein, die Gedanken und Empfindungen, die ihnen tief insgeheim im Kopfe und Herzen wohnen, in sicht- oder hörbare Bilder gestalten zu können, während dieselben bei uns stummen Naturen leider ungehört in der Luft verschwimmen und fast schon vergessen und verloren sind, kaum nachdem sie geboren wurden.«

Gustav Steinau hörte mit Wohlgefallen diese Worte an, die in perlendem Tonfall sanft und warm über die Lippen seiner schönen Gefährtin flossen. Er wandte den Kopf nach ihr hin und sah ihre Augen strahlen von innerem Licht und ihre Wangen übergossen von einem Purpurglanze, wie sie kein Pinsel hervorzubringen vermag, sondern nur die Begeisterung erzeugt, wenn sie unmittelbar aus dem Herzen und der Seele an die Oberfläche steigen.

»O,« sagte er zu sich, »wir schön, wie wunderbar schön ist sie! Und ein poetisches Gemüth hat sie auch! Ach, aber wie steht es mit ihrem Herzen? Ist auch das so sanft und warm, wie der äußere Schein es glauben und hoffen läßt? O, der alte Herr hat mir Zweifel erregt in Bezug auf diesen äußeren Schein und ich lasse mich auch nicht mehr so leicht von ihm verführen. Aber hier muß

ich auf's Reine kommen, hier muß ich wissen, ob das Innere dem Aeußeren entspricht – und glücklicher Weise habe ich dazu den Schlüssel in Händen.«

»Worüber denken Sie so ernstlich nach?« fragte Gustava den jungen Mann, nachdem ihr klares Auge ihn lange forschend angeblickt, als wolle sie die Gedanken aus seiner Seele lesen.

»Ich fühle, wenn ich glücklich bin,« erwiderte er nach einigem Besinnen, »immer die Mahnung in mir, auch der Unglücklichen zu gedenken, die nicht in der Lage sind, das Leben von einer so rosigen Seite zu betrachten, wie ich, denen nicht Alles Poesie ist, was sie um sich hier erblicken, ja, denen die herbste Prosa ganz andere Lebensbilder vor Augen führt, als die Sie eben so lieblich geschildert haben.«

»Welche Unglücklichen meinen Sie?« fragte Gustava, ihren Kopf rasch nach dem Redenden wendend und über die Erregung staunend, die sich auf seinem Gesichte so plötzlich kundthat.

Gustav Steinau senkte den Kopf und sprach wie in sich hinein, wiewohl deutlich genug, um verstanden zu werden: »Ach, ich dachte so eben an den armen Neffen Ihres Oheims, den Sohn seiner ältesten Schwester, der –«

Er konnte nicht weiter sprechen, so sehr überraschte ihn die Umwandlung, die plötzlich in dem bisher so ruhigen Wesen seiner Gefährtin zu erkennen war. Sie hatte unwillkürlich den halb fertigen Kranz fallen lassen, mit offenem Munde sich zu ihm hingewandt und dann blickte sie ängstlich und sichtbar erschrocken rasch ringsum,

ob auch Niemand in der Nähe sei, der die letzten Worte des Gastes ihres Onkels gehört habe.

»Ich bitte Sie,« sagte sie beinahe flüsternd, wie kommen Sie auf diesen Gegenstand? Wissen Sie nicht, daß hier, auf dieser Insel, im Hause meines Onkels Niemand denselben berühren, Niemand eine Andeutung auf seinen Neffen laut werden lassen darf?«

Gustav Steinau lächelte mit fast behaglicher Ruhe.

»O, seien Sie nicht zu ängstlich,« sagte er beschwichtigend; »ich würde es nicht wagen, in Ihrer Gegenwart dieser Person zu erwähnen, wenn ich nicht aus eigener Erfahrung wüßte, daß man doch dann und wann davon selbst an diesem Orte reden darf. Doch, ich will Sie nicht länger in Zweifel darüber lassen. Ihr Onkel hat mir sein Vertrauen geschenkt und mir neulich an einem stillen Abend seine ganze Lebensgeschichte erzählt, die ja auch Ihren Vetter und sein Schicksal mit einschließt.«

»Wie? Das hat er gethan?« rief Gustava verwundert und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, indem sie Gustav Steinau mit einem ganz anderen und noch viel freundlicheren Auge betrachtete als früher. »O, dann stehen Sie in großer Gunst bei ihm und müssen sein Herz tief gerührt haben. Er spricht sonst nur höchst selten von seinen Familienverhältnissen und ich selbst darf nie an die Wunde rühren, die noch immer zu bluten und zu schmerzen scheint.«

»Ja, das thut sie – aber was sagen Sie zu diesem seltsamen Verhältniß? Ich muß gestehen, mir thut der arme Mensch sehr leid.«

»O mein Gott,« rief Gustava mit tiefster Empfindung, »wie oft habe ich mir selbst schon mein tiefstes Bedauern darüber eingestanden und wie oft bin mit meinem Herzen zu Rathe gegangen, ob sich denn gar nichts darin ändern läßt! Aber ach, es ist keine Aussicht dazu; mein Onkel, sonst so gut, so milde, so freundlich gegen Jedermann, wenn er auch in manchen Dingen auf den ersten Blick kalt und starr erscheint, ist in diesem einen Punkte unerbittlich. Aber mein armer Vetter, dessen ich mich noch aus meinen Kinderjahren sehr wohl erinnere, hat auch sehr Unrecht gethan und er hätte sein Verhalten so einrichten sollen, daß ihm mein Onkel verzeihen und ihn wieder bei sich aufnehmen konnte.«

»So,« sagte Gustav Steinau mit eigenthümlich beben-der Stimme, indem er das Fernrohr wieder vor das Auge hielt, als blicke er nach Bergen hinüber, »wissen Sie denn, was er so eigentlich verbrochen hat?«

»O ja,« erwiderte Gustava zögernd, »er hat sich des Geschlechts, aus dem er stammt, nicht würdig gezeigt, wie man mir sagte; er ist in schlechte Gesellschaft gerathen, hat sich gegen die bestehende Regierung mit Wort und Schrift aufgelehnt, ist von zwei Universitäten verwiesen, hat sich undankbar gegen das Wohlwollen seiner Vorgesetzten betragen, ist aus königlichem Amte entlassen und hat Gott weiß was noch gethan, wie mir einst mein Onkel erzählte.«

»Nun ja,« sagte Gustav Steinau, indem er wieder auf seltsame Weise lächelte, »Ihr Onkel hat mir auch erzählt,

daß ihm – verstehen Sie wohl – Jemand dies als That-  
sache mitgetheilt habe, und ich wollte dem guten al-  
ten Herrn nicht widersprechen, um seinen Kummer nicht  
noch mehr zu schüren – er verträgt nämlich nicht den  
geringsten Widerspruch – aber – lassen Sie uns einmal  
ernstlich und ruhig darüber reden: ist Ihr Onkel von dem,  
was er dem Neffen zur Last legt, auch so recht fest über-  
zeugt? Hat er die volle Wahrheit erfahren? Kennt er den  
Charakter, das Herz, den Geist seines Neffen so genau,  
daß er ein Recht hat, ihn mit dem Namen eines Tauge-  
nichts zu bezeichnen, ihn ohne Gnade und Barmherzig-  
keit zu verstoßen, seinen Namen – o! aus der Reihe seiner  
Familie zu streichen und Niemanden einmal gestatten  
will, diesen Namen vor ihm zu nennen? Wie, wenn der  
arme Mensch nun ganz oder wenigstens zum Theil un-  
schuldig wäre? Wenn er, ein braver Mensch in seiner Art,  
nach ganz anderen Principien beurtheilt werden wüßte,  
um richtig gewürdigt zu werden, als nach denen Herr  
von der Oehe ihn beurtheilt?«

»Mein Gott,« unterbrach ihn Fräulein von Kulpen, in-  
dem sie die Hand auf ihr klopfendes Herz legte, »mein  
Gott, was für einen schrecklichen Gedanken wecken Sie  
da in meiner Seele – und doch, wie wohlthuend berührt  
mich schon der Zweifel, daß mein Vetter nicht ganz so  
schlecht wäre, wie er mir geschildert ward! Aber ich bit-  
te Sie, rathen Sie mir, was hier zu thun ist. Ich habe  
schon oft daran gedacht, ob man nicht klarer in seine

Verhältnisse blicken, sein Geschick nicht ändern, ihm helfen könnte! Nur auf das Wie kommt es hier an. Was geschehen soll und kann, macht mir keine Sorge. Ich habe Vermögen, Herr Sternberg – o verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage, aber bei dieser Gelegenheit darf ich ja wohl davon sprechen – viel mehr Vermögen, als ich je gebrauche – und wie gern gäbe ich einen Theil davon hin, wenn ich wüßte, daß mein Vetter desselben bedürfen, daß man ihm damit nützen, ihn damit glücklich machen könntet. Also was soll ich thun?«

Gustav Steinau hatte, als sie dies lebhaft und mit wogendem Busen sprach, die Augen nicht von ihr abwenden können. Sie war so schön, als sie so in Eifer gerieth, und aus ihren blauen offenen Augen strömte eine so lichte erwärmende Gluth, daß sein eigenes Herz wie in feuriger Lohe aufschwoll und seine Wangen davon wie überfluthet wurden. »Könnte man denn wohl seinen Aufenthaltsort erfahren?« fragte er mit gewaltsam erzwungener Ruhe.

»Das halte ich nicht für so schwer,« erwiderte sie.

»Ich eigentlich auch nicht. Kennen Sie Niemand, der mit ihm vielleicht noch in Verbindung steht oder wenigstens früher mit ihm in Verbindung gestanden hat? Haben Sie nie gehört, von Wem er seinen Lebensunterhalt bezogen hat oder noch bezieht?«

»Nichts ist mir darüber bekannt, Gott allein weiß, wie es ihm geht und wer sein Beistand ist.«

»Und Sie haben wirklich die Absicht, ihn zu unterstützen, wenn er dessen bedarf, sobald Sie seinen Aufenthaltsort erfahren?«

»Von ganzer Seele! Er ist ja mein einziger lebender Verwandter außer meinem Onkel, und sein Schicksal hat mir oft, seitdem ich es kennen gelernt, auf dem Gewissen gebrannt.«

»Gut, so will ich mir überlegen, wie man von ihm etwas Näheres erfahren kann. Was mag er nur treiben?«

»Das weiß ich eben so wenig wie Sie.«

Gustav Steinau dachte einige Augenblicke nach. Er sah deutlich, wie schnell sich zwischen ihm und seiner schönen Gefährtin eine neue Brücke des Verständnisses gebaut und wie er so rasch das Vertrauen der Nichte gewonnen, das ihm bereits der Oheim geschenkt hatte. Plötzlich sagte er, lebhaft aus seinem Sinnen auffahrend:

»Halten Sie denn seinen Vater wirklich für so strafbar und hat er sich in der That so schwer gegen Ihren Onkel vergangen?«

»O, das weiß ich ziemlich ausführlich, denn davon ist in früheren Tagen oft genug die Rede gewesen. Der Vormund meines Onkels ist ohne Zweifel eine dämonische Natur gewesen, die Unheil nach allen Seiten angestiftet und bloß deshalb Eingang in die Oehe'sche Familie gesucht hat, um sich das Vermögen derselben nach und nach anzueignen, was ihm auch so ziemlich gelungen ist, trotzdem er dabei das Glück seiner eigenen Familie verscherzt hat. Er war nicht allein ein wüster Verschwender und ein leichtsinniger Abenteurer, nein, er war auch



ein untreuer Verwalter des ihm anvertrauten Gutes. Mein Onkel hätte die Gerichte gegen ihn wachrufen und ihn schon früher verderben können, ehe er sich selbst den Untergang bereitete, indessen er hat es aus Rücksicht für die Familie nicht gethan. Allein dies Alles wirft in meinen Augen noch keinen Stein auf den Sohn – was kann *der* für die Schuld des Vaters? Freilich, die Mutter will ich nicht so ganz in Schutz nehmen, sie hat ohne Zweifel in vielen Dingen unrecht gehandelt und ist namentlich viel zu schwach gegen ihren Mann aufgetreten. Sie sah, sie mußte seine Handlungsweise sehen, wenigstens mit der Zeit durchschauen, aber sie nahm aus blinder Ergebenheit seine Partei gegen ihre eigenen Blutsverwandten und trug dadurch viel zu dem traurigen Loose ihres Sohnes bei.«

Gustav Steinau hatte den Kopf gesenkt und pflückte mit zitternden Händen an den Blumen, deren er sich aus Fräulein von Kulpen's Vorrath bemächtigt hatte. »Wissen Sie, was ich nicht begreifen kann?« sagte er plötzlich, mit ruhigem, obgleich außerordentlich ernstem Blicke aufschauend.

»Nun?«

»Daß die Schwester Ihres Oheims, also Ihre Frau Tante, eben die Mutter Dessen, von dem wir reden, die Forderung Herrn von der Oehe's, ihm ihren Sohn zu überlassen, nicht annahm und so diesen um eine gute Erziehung und eine bessere Lebensstellung brachte.«

»Das beweist eben, daß sie, selbst als sie schon von ihrem Manne getrennt lebte, immer im Geiste noch seine

Abneigung gegen die eigene Familie theilte, seinen Einflüsterungen folgte und so in einer Art moralischer Blindheit den Knoten vollständig schürzte, an dessen Lösung wir eben zu arbeiten begonnen haben. Wohlan denn, ja, arbeiten wir fleißig daran, Herr Sternberg, und lassen Sie uns ein Bündniß schließen, denn ich als Mädchen kann allein und ohne Hülfe Anderer nicht viel darin thun. Wollen Sie dieses Bündniß eingehen und mir helfen?«

»Von ganzem Herzen, und was ich dabei thun kann, soll geschehen, um Sie und Ihren Onkel mit dem armen Vetter auszusöhnen.«

»Wenn Ihnen das gelingt,« sagte Gustava, tief aufathmend und sich mit warmem freudigen Erröthen zu ihm wendend, will ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein! O welches Glück wäre es für mich, wenn ich diesen dunklen Flecken aus meines guten Oheims Herzen tilgen und ihm Ruhe und Zufriedenheit wiedergeben konnte, denn daß ein solches Unglück gerade ihm und seiner Familie begegnen konnte, ist der größte Schmerz, den ihm das Leben auszuhunden vermochte.«

»Haben Sie Vertrauen,« erwiderte Gustav Steinau mit weicher Stimme, »ich hoffe, es wird gelingen. Für's Erste sammeln Sie alle Notizen über Ihren Vetter und seine früheren Verhältnisse und lassen Sie sie mir zukommen. Es kann nicht so schwer sein, seine Spuren aufzufinden und ich werde keine Mühe sparen, sie bis an's Ende zu verfolgen und sollte ich deshalb Reisen auf Reisen machen.«

»O, Herr Sternberg, wie freundlich sind Sie! Aber vergessen Sie nicht, daß ich auch meine Hand dabei im Spiel

haben will. Die Kosten – Sie verzeihen, daß ich es noch einmal sage – trage ich.«

»Ja, Sie sollen alle Kosten tragen und dafür auch den schönsten Lohn einernnden, den ein edles Herz für solche Mühwaltung verdient.«

»Gut denn,« rief Gustava aufstehend, »das Bündniß ist also geschlossen, und nun sollen Sie auch als erste Belohnung diesen Kranz von mir erhalten, den ich in Gedanken für den alten Onkel zusammenfügte, um ihm zu beweisen, wie thätig ich bin, ihm das Unkraut vertilgen zu helfen, welches seine Aecker verwüstet.«

Gustav Steinau nahm den vollen hingehaltenen Kranz mit dankbarer Miene hin und hing ihn an seinen Arm. »O!« dachte er dabei, sie ist nicht allein schön, sie hat nicht nur ein poetisches Gemüth, sie hat auch ein gutes Herz. Daß ich doch diesen Vetter fände, nach dem ihr Herz so brennt, ich würde vielleicht auf einen noch schöneren Dank zu rechnen haben! Ach, wäre ich ihr doch zuerst begegnet und hätte das erste Anrecht auf sie erworben – aber Heinrich Markholm – o wie schwer liegt mir dieser Name jetzt auf der Seele – und doch, und doch ist er mir ein so lieber Freund!«

Mit solchen Gedanken schritt er an der Seite des schönen Mädchens langsam nach dem Herrenhause zurück und es war gut, daß ihnen in der ersten halben Stunde kein Mensch begegnete, er hätte, wenn er Beider glühende Gesichter und blitzende Augen gesehen, denken können, hier sei ein viel ernsterer Bund geflochten, und doch

war es nur ein Bündniß zum Wohle eines anderen Menschen, das ihre Herzen geöffnet und das Blut ihrer Adern schneller hatte kreisen lassen.

#### NEUNTES KAPITEL. DIE KARTOFFELGRUBE.

Wie Sommer und Winter, wie Tag und Nacht und das Licht der Sonne mit dem des Mondes in der Natur wechseln, wie der Wind die Wellen bald nach Osten und bald nach Westen treibt, so wechseln die Geschicke und Empfindungen im menschlichen Leben, so folgt auf die Freude der Schmerz, auf die Ruhe die Unruhe, auf den Frieden der Streit, und es ist, als ob auch hierin nach uralten Gesetzen Ebbe und Fluth einander drängen, wie es in der großen äußeren Natur geschieht. So sollte es auch auf der Oehe der Fall sein und die gegenwärtig darauf Wohnenden sollten auf ernstliche Weise belehrt werden, daß das friedliche Stilleben, in dem sie so gemüthlich mit und neben einander hergingen, ein unerwartet schnelles Ende haben, so wie daß noch nicht alle traurigen Erfahrungen für den alten Edelmann erschöpft wären, vielmehr die kaum vernarbte Wunde in seinem Herzen frisch wieder aufgerissen werden könne.

Als Herr von der Oehe seinem Gast vor der Trennung am späten Abend bis zu seinem Zimmer im oberen Stockwerk das Geleite gab, was er bisweilen that, wenn er in recht glücklicher Stimmung war, sagte er, indem er ihm zum Abschiede die Hand reichte: »Nun, das war wieder ein recht angenehmer Tag und wir wollen uns recht viele ähnliche in der nächsten Zeit wünschen!«

Kaum hatte er es gesagt, so vernahm man in dem Zimmer Gustav Steinau's einen Ton, der beiden Männern wohl bekannt war und der deshalb ihre ganze Aufmerksamkeit erregte. Die bisherige Windstille draußen hatte ihr Ende erreicht, plötzlich schlugen die Zweige der alten Eschen an die Fenster und verriethen, daß ein heftiger Wind sich erhoben habe.

»Was ist das?« rief der alte Herr und trat an ein Fenster, das er öffnete. »Sieh da,« fuhr er fort, da haben wir ein anderes Wetter und – ach! wo sind die schönen Sterne geblieben, die uns eben noch so freundlich geleuchtet?«

Auch Gustav Steinau schaute hinaus und auch er sah nirgends einen strahlenden Stern mehr, der ganze Horizont hatte sich mit dichtem grauen Gewölk bezogen und ein tüchtiger Südwestwind blies kühl über das breite Wasser her, welches die Oehe von Hiddens-öe und der pommerschen Küste trennt.

»Da werden Sie wieder eine unruhige Nacht haben,« sagte der alte Herr, indem er das Fenster schloß, »aber ich kann es nicht ändern, Sie sind einmal auf der Windinsel und so müssen Sie sich fügen!«

»Wenn mich weiter nichts stört, Herr von der Oehe, so will ich das schon ertragen; ich höre den Wind gern blasen und pfeifen, wenn ich im warmen Bette liege.«

»Haha! Ich auch, das ist oft sogar recht hübsch. Doch nun gute Nacht – vielleicht haben wir morgen dennoch wieder klares Wetter!«

Bevor Gustav Steinau sich zur Ruhe begab, ging er einige Male langsam in seinem geräumigen Zimmer hin

und her. Er hatte wieder viel Neues zu bedenken und obendrein eine Aufgabe übernommen, deren Lösung ihm, wie er meinte, noch manches Kopfzerbrechen verursachen könnte. Allein auch diesen Berg hoffte er noch zu übersteigen und am Ende seines Gedankenganges blieb er wieder im Geiste auf dem Maler haften, dessen Gesicht in seiner erregten Phantasie einen immer düstreren Ausdruck anzunehmen begann.

»Du guter Heinrich,« sagte er zuletzt, »wenn Du wüßtest, wie viel Unruhe Du mir jetzt bereitest, so würdest Du zur Einsicht gelangen, daß Du keinen gewissenhafteren Freund als Gustav Steinau haben könntest! Warte nur, warte noch einen Tag; morgen soll es gethan werden, morgen will ich Dir schreiben und dann mag sich erfüllen, was mir beschieden ist! – Was mich betrifft, ich bin auf Alles, ja, ja, auf Alles gefaßt, denn ich habe schon in früher Jugend die Bürde der Entsagung tragen gelernt!«

Mit einem Seufzer schloß er dann die Augen und bald war er eingeschlafen, ohne daß ihn die Zweige der Eschen weiter beunruhigten, die wie mahnende Schicksalsfinger die ganze Nacht an die Scheiben seiner Fenster trommelten.

---

Der Wind blies frisch die ganze Nacht durch, ohne Regen zu bringen. Zwar blieb der Himmel bewölkt, aber der kräftige Luftzug, der in den höheren Regionen noch

kräftiger war, als dicht oberhalb der Erde und des Wassers, trieb die Wolken immer wieder von dannen, wenn sie sich auf die Erde senken und ihre Wasserfälle über dieselbe ausgießen wollten.

Die Augustnacht war ziemlich finster, jedoch nicht so sehr, daß man die Gegenstände im Freien nicht bequem von einander hätte unterscheiden können, wenn man sich erst einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte.

Der Besitzer der Insel war, nachdem er seinen Gast verlassen, auch bald zur Ruhe gegangen. Er hatte noch im Bette gelesen, was er nur dann that, wenn sein Geist in ruhigster Stimmung und sein Herz von keinem Kummer beschwert war. So ruhig und sorgenfrei nun waren sein Herz und Geist lange nicht gewesen, wie gerade an diesem Abend; die Anwesenheit der geliebten Nichte und ihrer mütterlichen Freundin, ja auch die Gustav Steinau's hatte ungemein günstig auf ihn eingewirkt und er gab sich, sobald er das Licht gelöscht, den heitersten Hoffnungen hin, wie sie nur selten in seinem Leben sein einsames Lager umrauscht.

Ruhig und fest schlief auch er wie alle übrigen Hausbewohner und erst um vier Uhr Morgens ward er auf eine fast heftige Weise aus diesem Schlummer geweckt.

Anfangs, als er sich kaum ermuntert, glaubte er, der Wind sei stärker geworden und habe abgerissene und emporgehobene Blätter gegen seinen Fensterladen geworfen; kaum aber hatte er sich mit diesem Glauben wieder beruhigt, so schlug noch einmal eine harte Hand

draußen an den Laden und gleich darauf war es, als ob eine bekannte Stimme: »Herr, Herr! Wachen Sie auf!« rief, von einem bitteren Gedanken erfaßt, der alle seine zur Ruhe gegangenen Besorgnisse plötzlich wieder wach rief, sprang er aus den Kissen empor, warf seinen Nachtpelz über, der immer auf einem Stuhle vor dem Bette zur Hand lag, und öffnete mit bebender Hand das Fenster und einen Laden.

»Wer ist da?« fragte er mit einer Stimme hinaus, die in diesem Augenblick nichts von ihrer alten Kraft und Fülle eingebüßt hatte und muthig erklang wie eine Trompete, die aus beherztester Brust die Aufforderung zum Streite ertönen läßt.

»Ach, gnädiger Herr!« sagte da rasch eine ängstliche Stimme, »ich bin es. Ich habe nichts Gutes zu melden. Der böse Feind ist wieder da und er hat uns diesmal noch mehr als früher genommen, wie mir scheint.«

Herr von der Oehe hatte die Stimme auf der Stelle erkannt. Es war die seines getreuen Statthalters, des alten Vormäher, der zitternd und bebend draußen stand, weil er sicher wußte, welche Wirkung seine Meldung auf den guten alten Herrn hervorbringen würde.

Dieser aber hatte sich schon nach dem ersten Schreck gefaßt. »Hier hast Du den Schlüssel,« sagte er und reichte denselben hinaus, »schließ' selbst die Thür auf und komm herein, ich werde mich rasch ankleiden.«

Schnell war nun ein Licht angezündet, denn der alte Herr hatte wieder den Laden geschlossen, obgleich draußen der Tag schon ziemlich hell auf den Feldern lag. In



wenigen Minuten stand auch der Statthalter bei ihm im Zimmer und während Herr von der Oehe hastig in die Kleider fuhr und nur von Zeit zu Zeit bei diesem Geschäft inne hielt, um mit gläsernem Auge und offenem Munde den Bericht des treuen Dieners anzuhören, erzählte dieser rasch, was, so weit er es bis jetzt übersehen konnte, vorgefallen war. Er sei, sagte er, erst gegen Mitternacht eingeschlafen, weil er jeden Augenblick den Regen erwartet und dann den alten Hirten habe wecken wollen, um die im Freien übernachtenden Pferde und Kühe in die Ställe zu treiben. Aber da der Himmel gegen Mitternacht wieder etwas klar geworden, habe er sich niedergelegt. Zwischen zwei und drei Uhr aber sei er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Es habe ihn Niemand geweckt und nur eine innere Stimme habe ihm zugerufen: »Vormäher! Es geht was Unheimliches vor!«

Er habe sich nun angekleidet, den großen Hofhund aus der Scheune gerufen, wo er geschlafen, und sei mit ihm nach dem Strande gegangen, wohin von Anfang an die innere Stimme gedeutet. Unterdessen sei es allmählig heller und heller geworden und er habe, an den Steinort gelangt, noch eine große Yacht und ein Boot wahrnehmen können, die vor vollem Südwestwinde nach Norden gesegelt. Er habe sogleich Unrath gemerkt und sich in der nächsten Umgegend umgeblickt, als er zu seinem größten Schrecken einen starken Rauch wahrgenommen, der aus einer Roggenmiethe aufstieg, welche die Arbeiter erst am vorigen Tage vollendet hatten. Er sei hinzugelaufen und habe entdeckt, daß man Feuer an das Korn gelegt,

daß dasselbe aber nicht ordentlich gefangen und nur ein kleines Stück von der Miethe verzehrt. Nun habe er sein Auge auf die Heerde geworfen, die in seltsamer Unruhe gewesen und laut gebrüllt. Er sei nach der Wiese gegangen und da habe er zu seinem noch größeren Schrecken den schönen jungen Stier vermißt, den der gnädige Herr mit so vieler Freude groß gezogen und den die Räuber ohne Zweifel mit fortgeschleppt hätten.

»Was!« rief der Besitzer der Oehe in gränzenloser Wuth, »meinen jungen Stier haben sie mir gestohlen? Und meine Miethe in Brand gesetzt? Vormäher, ist das wahr?«

»Kommen Sie selbst, gnädiger Herr, und sehen Sie es an.«

»Ja, ja,« rief dieser mit gellender Stimme, »ich komme! Da, Alter, nimm zwei Gewehre und hier, Pulver und Kugeln – vielleicht können wir sie noch gebrauchen!« Und sich dann selbst mit allen möglichen vorhandenen Waffen rüstend, ging er mit dem Statthalter hinaus, aber noch so voll Besonnenheit, daß er leise mit seinen schweren Stiefeln auftrat und das Haus vorsichtig schloß, um die darin Schlafenden nicht aus dem süßen Schlummer zu wecken.

Als die beiden Männer in's Freie traten, hatte der Wind sich etwas gelegt, aber ein leiser Regen tröpfelte langsam nieder. Es war vollkommen hell, nur die Fernen waren in dichten Nebel gehüllt, so daß man kaum Hiddens-öe's gewaltigen Bergrücken erkennen konnte.

Im Sturmschritt, mehr laufend als gehend, gelangten sie an den Ort des unglaublichen Attentates und hier sah Herr von der Oehe zu seinem Leidwesen, daß sein Statthalter nichts als die Wahrheit berichtet. Das Feuer war durch die Umsicht und schnelle Handhabung desselben völlig gelöscht, aber der Stier war wirklich verschwunden und nach einigem Umherspähnen fand man die Stelle, wo die Männer denselben ergriffen, von seiner Koppel gelöst und nun über die Bretter, die zum Badehause führten, bis dahin geleitet hatten, wo das räuberische Boot angelegt, um ihn aufzunehmen, ihn von da nach der Yacht gefahren und dort, lebendig oder todt, an Bord derselben gehoben hatten.

So wenigstens sprach sich die Vermuthung der beiden Männer aus und sie hatten wahrscheinlich das Richtige getroffen.

Herr von der Oehe stand sprachlos, das Auge mit Falkenschärfe nach Nordosten gerichtet, am Strande. Er sah mit Hülfe seines Tubus, der natürlich den frühen Ausgang mitgemacht, noch die Yacht und dicht dahinter ein Segelboot dicht vor Hiddens-öe nordwärts steuern, ohne aber im Stande zu sein, irgend ein Merkzeichen am Bord zu erspähnen, was die Schiffe der Diebe in Zukunft wieder erkennen ließe.

Nachdem er seine Augen eine Weile vergeblich angestrengt, sank er wie verzweifelt auf einen am Strande liegenden Stein. Seine Hände hatten sich in einander geballt und seine Augen waren starr und glühend auf die rasch verschwindenden Schiffe gerichtet. Erst als sie

nicht mehr sichtbar waren, wollte er zu sprechen anfangen, als eine dritte Person in seine Nähe trat und ihn mit ihrer hellen Stimme freundlich begrüßte.

Herr von der Oehe drehte sich um, erhob die Augen und stieß einen unarticulirten Laut der Freude aus. Gustav Steinau stand vor ihm, mit Regenwamms und Wasserstiefeln bekleidet, und auf seinem Gesichte sprach sich nicht minder eine unternehmende Kühnheit, als eine rückhaltslose Ergebung in die Wünsche seines Wirthes aus.

Um seinen frühen Ausgang zu erklären, müssen wir bemerken, daß Herr von der Oehe nicht der Einzige im Hause gewesen war, der durch das Anklopfen des Statthalters an den Fensterladen geweckt worden war. Gustav Steinau hatte einen sehr leisen Schlaf und so hatte er das Geräusch und sogar die Worte des Sprechenden gehört, ohne sie jedoch ganz verstanden zu haben. Etwas Ungewöhnliches muthmaßend war er bald danach aufgestanden, hatte sich angekleidet und war in das Unterhaus hinabgestiegen, wo er Herrn von der Oehe's Bett und die Waffenriegel leer fand. Nun hatte er das Haus durch die Küchenthür verlassen und war den beiden Männern nach dem Steinorte gefolgt, wo er, wie wir sahen, mit ihnen zusammen traf.

Gustav Steinau fand zu seinem nicht geringen Erstaunen eine vollständige Veränderungen seinem Wirth vor. Alle Gemüthlichkeit war aus seinem Wesen gewichen, sein Gesicht war von der Flamme des Zorns entstellt, er war mit einem Worte nicht mehr der freundliche, alte

Herr, nein, er war der in seinen heiligsten Rechten gekränkte Edelmann, der bestohlene Landwirth, der zur Selbsthülfe greift, da ihm das Gesetz nicht mehr schützend zur Seite stand.

Als er aber Gustav Steinau in so früher Morgenstunde zu seinem Beistande herbeieilen sah und den guten Willen auf seinem Gesichte las, ihm auch in schweren Stunden nahe zu bleiben, erfaßte ihn eine freudige Regung; er ging auf ihn zu, schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte: »Wackerer junger Mann! Sie kommen wie gerufen, aber leider sind wir Alle zu spät an Ort und Stelle gelangt. Da fahren die Spitzbuben eben um die Ecke von Seehof und wir haben das Nachsehen. Meinen besten Stier, die Freude der ganzen Insel, haben sie mir gestohlen und außer den Steinen, die sie vielleicht fortgenommen, haben sie die Miethe dort in Brand zu setzen versucht. Aber das soll mir nicht wieder begegnen und sollte ich selbst alle Nächte unter Gottes freiem Himmel mein Bett aufschlagen und mein Eigenthum bewachen!«

Gustav Steinau war entrüstet über den Vorfall und sprach sich entschieden darüber aus, indem er seine ganze Person, Zeit und Kräfte seinem ergrimmtten Wirthe zur Verfügung stellte. Aber das war ein Beistand höchstens für die Folge, für den Augenblick konnte er nichts thun, als seinen Rath geben, wie man sich in den nächsten Tagen verhalten wolle, da die Räuber wahrscheinlich bei dem Anfang ihrer feindliche Besuchen nicht stehen bleiben würden.

Man begann also eine Berathung, die auch sehr bald zu einem erwünschten Resultate führte. Außer dem Besitzer der Oehe selbst und Gustav Steinau befanden sich eigentlich nur zwei Männer auf der Insel, denen Ersterer völlig vertrauen konnte, von den Uebrigen wußte er nicht bestimmt, ob sie sich seine Interessen mit voller Hingebung zu Herzen nehmen würden, oder ob sie nicht gar mehr oder minder mit den Dieben in irgend einer Verbindung ständen. Diese beiden Getreuen waren der Statthalter und ein alter Knecht, Fritze Niklas, der schon fünfzehn Jahre auf der Insel wohnte und den Posten eines Kutschers versah. Auf den Hirten, einen siebzigjährigen Greis, der das Gnadenbrod aß und seinen Dienst nur aus alter Gewohnheit versah, war gar nicht zu rechnen.

Mehreren aber wollte Herr von der Oehe seine Angelegenheiten vor der Hand auch nicht anvertrauen um die Maßregeln, die er ergreifen würde, nicht bekannt werden und vielleicht in die unrechten Ohren gelangen zu lassen.

Nach längerem Hin- und Hersprechen war man einig, daß man das Vieh zunächst Nachts in die Ställe bringen und die gefährdete Miethe mehr in der Nähe des Hauses aufrichten lasse, was auch beides im Laufe des Tages und am Abend geschah. Sodann beschloß man einen Wachtposten aufzustellen, indessen war man weder über die Stelle, noch über die Art und Weise klar, wie das geschehen solle, da sehr leicht schlechtes Wetter eintreten und dem Wachenden den Dienst sehr unangenehm machen konnte.

»Dafür weiß ich Rath,« sagte endlich der Statthalter. »Wir bauen hier in der Nähe des Dornbusches, der schon an und für sich einigen Schutz gewährt, eine Strohhütte. Ich lege mich die Nacht über hinein, nehme einen Hund zu mir und dann will ich Den sehen, der ohne mein Wissen und Wollen den Strand der Insel betritt. Von diesem kleinen Hügel aus übersieht man das Badezelt, den Steinort und überhaupt die ganze Wasserfläche, auf der die Diebe nur heranseln können. Sie geben mir auch ein paar Flinten und Pistolen mit, gnädiger Herr, und dann schieße ich Jeden nieder, der die Insel in böser Absicht betritt.«

»Das klingt recht schön,« sagte der alte Herr, »aber wenn die Räuber die Strohhütte sehen, die früher nicht dagewesen, wittern sie Unrath und kommen nicht hier, sondern wo anders an Land. Mein ganzes Trachten geht aber dahin, einen von ihnen zu fassen und festzuhalten, damit ich auf diese Weise die anderen belangen und bestrafen lassen kann. Darum darfst Du auch Deinen Hund nicht mit Dir nehmen, Vormäher; er macht am Ende zu viel Lärm und jagt mir die Kerle in die Flucht, ehe wir einen von ihnen erwischt haben.«

»Ich weiß vielleicht etwas Besseres,« sagte Gustav Steinau bescheiden, nachdem er eine Zeitlang ringsum das Terrain betrachtet hatte. »Die Bodenverhältnisse scheinen mir zu meinem Vorschlage ungemein geeignet. Graben wir doch hier auf dem höchsten Punkte, nahe dem Dornbusche ein Loch und füllen es reichlich mit

Stroh aus. Darin kann man es schon eine Nacht aushalten, namentlich wenn man die Oeffnung oben so weit mit leichten Brettern und Stroh bedeckt, daß nur Raum genug bleibt, um der Wache zu gestatten, den Kopf darüber zu erheben und die Umgebung zu beobachten. Ich selbst biete mich als erste Wache an, Herr von der Oehe, wenn Sie mich dazu befähigt halten.«

»O mein wackerer, junger Freund!« rief Herr von der Oehe und schüttelte ihm noch einmal die Hand. »Daß Sie sich so in der Freundschaft bewähren und mir so große Dienste leisten wurden, habe ich wahrhaftig nicht gedacht. Ja, ich nehme Ihre Hülfe so lange und dankbar an, bis eine andere kommt, nach der ich mich noch heute umthun werde, und das Loch wollen wir noch heute Morgen graben, damit am Abend Alles bereit ist.«

»Wenn meine Freunde hier wären,« sagte Gustav Steinau nach einigem Bedenken, wobei ein geheimes Zagen sein Herz eine Weile beklommen machte, »so würden sie Ihnen auch gern helfen. Ich schreibe heute an Heinrich Markholm – soll ich ihm vielleicht melden, was geschehen ist und ihn nach der Oehe einladen?«

»Nein, schreiben Sie nichts davon,« erwiderte Herr von der Oehe, »ich werde heute selbst an meine Freunde schreiben und ihnen den Vorfall mittheilen. Ich habe ihnen versprochen, ohne ihren Rath keinen Schritt vorwärts zu thun und namentlich keine Gewaltmaßregeln zu ergreifen. Sie kennen meine Hitze und fürchten, daß ich mit den Gesetzen in zu heftigen Conflict gerathe. Ich will daher Beide herrufen und sie sollen sich mit eigenen



Augen überzeugen, wie die Sachen stehen. Zwar werden sie auch schon ihre Erndte begonnen haben, aber das thut nichts, sie haben Leute, auf die sie sich verlassen können, und kommen gern, jede Stunde bei Tag oder in der Nacht, wenn ich sie zu meinem Beistande herbeirufe.«

»O, wenn das ist,« rief Gustav Steinau, »dann haben wir Beistand genug! Aber dann kommen gewiß auch meine Freunde mit!« fügte er hinzu, indem ein stiller Seufzer aus seiner Brust aufstieg, »für den Fall, daß Sie sie aufnehmen können und wollen.«

»Natürlich,« sagte der alte Herr mit viel heller gewordener Miene, »das bedarf keiner Frage und ich freue mich sogar sehr darauf, sie wiederzusehen. Nun aber laßt uns für's Erste ruhig nach Hause gehen und frühstücken. Hungern und dursten dürfen wir bei diesen Zeiten am wenigsten. Ich werde sodann gleich einige Briefe schreiben und dann gehen wir wieder hierher und graben das Loch. Die Arbeiter haben am jenseitigen Ufer heute zu thun und brauchen nicht zu wissen, was hier vorgeht. Auch die Schiffer und Fischer drüben sollen noch kein Wort davon erfahren. Vormäher, Du schaffst einige Bund Stroh hierher, aber ohne alles Aufsehen, und für den Abend, so bald es dunkel wird, beziehen wir die Wache. Wir sind drei Männer und da können wir uns von zwei zu zwei Stunden ablösen. Sechs Stunden ist es jetzt nur Nacht. Fällt dann ein Schuß von dem Posten, so kommen die Uebrigen herbei und ich werde schon sorgen,

daß auf mich wenigstens kein Mensch zu lange zu warten braucht.«

So gingen sie denn für's Erste beruhigt nach Hause und nahmen ein kräftiges Frühstück ein, worauf Herr von der Oehe drei Briefe schrieb, von denen er mittelst des erwähnten treuen Knechtes einen nach Gingst schickte, um den dort stationirten Gensdarm zu requiriren, und von da den zweiten nach Bergen, um der nächsten Behörde Anzeige von dem neuen Eingriff auf sein Eigenthum zu machen. Den Dritten an seine Freunde gerichteten Brief aber legte er bis zum anderen Morgen zurück, da ihn der Statthalter selber in aller Frühe nach der Lenz und Grünthal besorgen sollte, indem er an diesem Tage auf der Oehe selbst noch hülfreiche Hand leisten mußte.

Gustav Steinau erbot sich auch, selbst nach der Lenz zu fahren, aber Herr von der Oehe sprach sich dagegen aus. »Nein,« sagte er, »Sie kann ich hier besser gebrauchen und das Fahren geht mir zu langsam. Vormäher reitet trotz seines Alters wie ein Sportsman und hält den Ritt hin und zurück an einem Tage aus. Dann haben wir ihn die Nacht wieder hier und auch meine Freunde sind zeitig genug benachrichtigt, um noch am Abend eintreffen zu können. Darum soll er mein Bote sein; Sie aber sind mein Adjutant und bleiben hier. Außerdem dürfen Sie nicht vergessen, daß jetzt auch zwei Damen die Oehe bewohnen, die wir beschützen müssen und die kein Wort von Allem erfahren dürfen, was hier vorgefallen ist, sonst laufen sie in der ersten Stunde davon.«

»Fräulein von Kulpen sieht mir nicht danach aus, als ob sie gleich davon laufen würde.«

»Oho!« rief der alte Herr stolz, »sie stammt aus Oe-he'schem Blute und da versteht sich das von selbst. Aber die Andere möchte ich auch nicht gern verlieren und sie ist eine Taube, die davon fliegt, wenn ein kleiner Junge in die Hände klatscht.«

---

Nachdem die beiden Briefe nach Gingst und Bergen abgesandt waren, begaben sich die drei Männer, kurz bevor die Damen sichtbar wurden, wieder nach dem Dornbusche, wohin der Statthalter unterdeß das Stroh und die zum Graben nothwendigen Handwerkzeuge geschafft. Hier hatten sie sich sehr bald über den Punkt geeinigt, von wo man am besten den Strand und die See nach Westen überblicken konnte, und bald grub Jeder an der ihm zugewiesenen Stelle nach besten Kräften den lockeren Boden auf.

Schon nach einer Stunde fleißigen Hackens und Schaufelns sahen sie ihr Werk merklich gefördert und trotzdem zwei von ihnen in dieser Art Arbeit wenig oder gar nicht geübt waren, merkte doch der Statthalter keinen Unterschied zwischen ihnen und sich, da der gute Wille und ihr Eifer den Mangel ihrer natürlichen Kräfte ersetzte.

»Bis Nachmittag müssen wir damit fertig sein,« sagte Herr von der Oehe, »aber mir scheint es zu klein zu werden, da wir, je tiefer wir kommen, um so weniger schräg nach innen stechen dürfen, um das Nachstürzen des Erdreichs zu verhüten.«

»Dagegen wende ich Bretter an,« erwiderte der sachverständige Statthalter, »und ich habe mir schon zu Hause die nöthige Anzahl zurecht gelegt. Danach habe ich auch das Maaß genommen.«

»Gut denn, ich stimme Dir bei, aber bequem muß es sein. Ein Mensch verlangt einen größeren Raum als ein Hund; auch tief genug, damit man sich vor dem Winde bergen kann! Eben so wenig dürfen wir die Stufen vergessen, die gerade in der Höhe angebracht sein müssen, damit des Wachenden Augen über den obersten Rand reichen, sonst könnte er am Ende doch vom Wasser her bemerkt werden.«

Der Statthalter verschob sein gefurchtes Gesicht zu einer Art heiteren Grinsens. »Warum, gnädiger Herr,« sagte er, »sollen wir uns mit den Stufen quälen? Die sind nicht so leicht gemacht, wie man sich das denkt. Ich weiß etwas Besseres. Ich hole eine kleine Leiter, stelle sie hinein und dann kann man bequem hinein und heraus und überdieß den Kopf so weit vorstrecken, als es nöthig ist.«

»Du bist ein alter Practicus,« sagte der Besitzer der Oehe beinahe vergnügt, »und so geh' nach der Scheune und hole die Bretter und die Leiter. Wir können jetzt nicht mehr zu Dreien graben und sind schon fast tief genug in die Erde gekommen.«

Der Statthalter kroch sogleich aus der Oeffnung und entfernte sich, um die ihm gegebenen Befehle auszuführen. Dicht bei den Scheunen begegnete er den beiden Damen, die neugierig fragten, wo die Herren seien.

»Die sind am Dornbusch,« sagte der Alte, mit der Hand dahin deutend, »und haben sehr eifrig zu thun.« –

Es ging gegen Mittag. Der leise Sprühregen, der am Morgen den Aufenthalt im Freien unangenehm gemacht, war vorübergezogen, aber der Himmel war immer noch trübe und die Sonne vermochte trotz aller Anstrengung nicht durch den dichten Wolkenschleier zu dringen. Die Damen, die sich das lange Ausbleiben der beiden Männer, die sogar zum zweiten Frühstück nicht im Hause erschienen waren, nicht zu erklären vermochten, beschlossen nun, sie bei der Arbeit aufzusuchen, die sie nach des Statthalters Aussage so ämsig beschäftigte. So schritten sie denn, ihre bequemen Morgenkleider noch etwas höher schürzend, durch das nasse Gras auf dem kleinen Walle um die Insel, suchten mit den Augen schon von Weitem die Männer, entdeckten sie aber zu ihrer Verwunderung erst, als sie dem Dornbusch schon ganz nahe gekommen waren, und noch dazu tief in die Erde vergraben.

Gustav Steinau hatte sich gerade auf den Boden der Grube gebückt, um einen Stein aus der Erde zu heben, und Herr von der Oehe stand, auf seinen Spaten gelehnt, daneben, um sich ein Weilchen zu ruhen, als Letzterer von der Ummanzer Seite her die Damen langsam heranzuwandeln sah.

»Aha!« rief er ihnen entgegen, die Mütze aus dem Loche emporschwenkend, wollt Ihr uns helfen? Ja, ja, da sind wir und Ihr braucht nicht so erstaunte Gesichter zu machen, wir sind es selber und haben unser Mittagbrod wacker verdient.«

»Aber mein Gott,« rief die schöne Nichte, nachdem sie den Oheim begrüßt hatte und, nahe herantretend, nun auch Gustav Steinau gewährte, der eben den Stein über den Rand der Grube warf, »aber mein Gott, Onkel, was macht Ihr denn da? Sucht Ihr etwa den alten Schatz, der auf der Oehe vergraben sein soll, oder wollt Ihr einen neuen darin verstecken?«

»Es ist möglich, daß hier einer gefunden wird,« sagte der alte Herr mit einem Anflug von guter Laune, die sich heute zum ersten Mal bei ihm einstellte, »wollt Ihr uns suchen helfen?«

»Nein im Ernst, lieber Onkel,« fuhr Gustava fort, »was macht Ihr da?«

»Du siehst es ja, Kind, es wird eine sehr gute Kartoffelgrube.«

»Eine Kartoffelgrube? So weit vom Hause entfernt und jetzt schon, lange bevor die Kartoffeln reif sind? O, das ist doch nicht gut möglich!«

»Herzenskind, was ist nicht Alles möglich! Dieses aber ist sogar gewiß!«

»Aber dazu sind ja genug Leute vorhanden, warum bemühest Du Dich mit Herrn Sternberg dabei?«

»Gustava, wozu haben wir unsere Hände von Gott empfangen, he? Sieh, es macht uns Vergnügen.«

»Ja, aber es setzt Euch auch in Schweiß. Du siehst ganz erhitzt aus und denkst gewiß nicht an Dein Asthma.«

»Oho! Jetzt ist keine Zeit, an's Asthma zu denken. Sieh, ich habe heute so viel Luft wie Aeolus, und was meinen Schweiß betrifft, so sieh einmal unsern Dichter an, der schwitzt noch mehr und er thut es doch gern, nicht wahr?«

»Sehr gern!« erwiderte Gustav Steinau, sofort wieder weiter arbeitend, nachdem er sein Auge an dem holden Gesicht seiner Verbündeten eine Weile gelabt.

Gustava sah geraume Zeit mit einer Art von Beklommenheit dem ununterbrochenen Schaufeln der Männer zu. Unterdeß aber war Fräulein von Bassenitz dem Statthalter, den sie von Weitem mit Brettern beladen sah, entgegengegangen und fragte ihn, zu welchem Zwecke das Loch gegraben werde.

»Ei,« sagte der schlaue Statthalter, indem er seine Last einen Augenblick auf der Erde ruhen ließ, »hat Ihnen der gnädige Herr das nicht gesagt?«

»Nein, er hat es uns nicht gesagt!«

»Nun sehen Sie, dann werde ich es Ihnen auch wohl nicht sagen dürfen.« Und damit nahm er die Bretter wieder auf und trug sie an den Ort ihrer Bestimmung.

Fräulein von Bassenitz folgte ihm und winkte Gustava zu sich heran, die dicht am Rande der Grube stand und beim Schaufeln zusah.

»Gustava,« sagte sie leise, »hier muß etwas ganz Besonderes vorgehen, sie wollen uns nicht sagen, warum sie eine so seltsame Arbeit verrichten. Komm, laß uns

gehen, wir stören nur und erfahren doch nicht was wir wissen wollen.«

»Ei,« erwiderte Gustava schelmisch, »wir stören durchaus nicht und ich denke es doch zu erfahren. Geh' Du nach Hause, ich komme mit den Herren nach.«

»Nein, wenn Du bleibst, bleibe ich auch. Ich werde mich hier auf den Stein hinter den Dornbusch setzen und lesen. Ich habe mein Buch in der Tasche.«

Sie sagte und that es, Gustava aber näherte sich wieder den Männern, die eben ihre Erdarbeit vollendet hatten und nun an verschiedenen Stellen die Bretter einfügten. Als auch das geschehen, wurde die kleine Leiter an der Wasserseite eingesetzt und dann die ganze Grube mit Stroh ausgepolstert. Nachdem man auch hiermit fertig, deckte man von beiden Seiten Stroh darüber, so daß die neue Höhlung fast wie mit einem Dache verschlossen war, das sich jedoch kaum sichtbar über den Boden erhob und der ganzen Umgebung ähnlich sah, zumal überall Stroh und Halme des eben gemäheten Getreides absichtlich umhergestreut wurden.

Als auch das vollbracht, stiegen die Männer aus der Grube hervor, beschauten vergnüglich ihr Werk, nickten sich ihren Beifall zu und vertheilten die aufgeworfene Erde rings herum auf den Acker, um einen vom Meere etwa spähenden Auge keine auffallende Erhöhung darzubieten.

»Jetzt,« sagte der alte Herr, sich an die beiden Damen wendend, »wollen wir nach Hause gehen und uns in Staat werfen. Ihr sehet, die Kartoffelgrube ist fertig und



wir können uns von der ungewohnten Arbeit ruhen.« Er nahm seine Flinte und Jagdtasche, Gustav Steinau eine andere und zwei Pistolen und so schickten sie sich zur Rückkehr nach dem Herrenhause an.

Gustava, die an die Flinten und Pistolen einen ernsten Blick geworfen, gerieth jetzt aus der Neugierde in größere Spannung. Sie ließ Fräulein von Bassenitz absichtlich mit dem Onkel vorangehen und schloß sich dann Gustav Steinau an, der zu errathen schien, daß jetzt ein Verhör über ihn verhängt werden würde, und daher mit niedergeschlagenen Augen voller Erwartung neben der schönen Gefährtin herschritt.

»Herr Sternberg,« begann diese mit leiser Stimme aber ernster Miene das vorausgesehene Verhör, »jenes Loch wird im Leben keine Kartoffelgrube.«

Gustav Steinau lächelte still vor sich hin, antwortete aber nicht.

»Haben Sie keine Antwort für mich?«

»Sie haben mich ja noch nicht gefragt,« hieß es leise, aber schon viel vertraulicher zurück.

»Ach so, ich muß also erst direct fragen! Nun wohlan denn, Sie Geheimnißvoller, wozu soll die Grube dienen?«

»Können Sie schweigen?« sagte da plötzlich Gustav Steinau mit einem sehr ernsten Ausblick in das voll auf ihn gerichtete Gesicht der neugierigen Schönen.

»Welche Frage! Sobald die Sache Ernst ist, wie mir jetzt fast scheint, werden Sie mich zu jeder Theilnahme geneigt finden. Also wozu dient die Grube?«

»Sie dürfen mich aber nicht verrathen, wenn ich es sage und überhaupt von unserem ferneren Beginnen nicht die geringste Notiz nehmen – versprechen Sie das?«

»Ja, ich verspreche es.«

»Nun gut, die Grube soll ein Schilderhaus vorstellen.«

»Ein Schilderhaus? Wozu?«

»Zur Nachtwache.«

»Und wer soll darin Wache halten?«

»Wir drei nach einander, ich von zehn bis zwölf, Ihr Onkel bis zwei, der Statthalter bis vier Uhr.«

»Und warum?«

Gustav Steinau erzählte mit wenigen Worten den nächtlichen Ueberfall und theilte auch die Beschlüsse mit, die in Folge desselben gefaßt worden waren.

Gustava senkte die Augen auf die Erde. »O, ich verstehe,« sagte sie, »mein Onkel will sein altes Vorhaben ausführen, ich kenne seine Ansicht der Sache. Ich bedaure es von ganzem Herzen.«

»Was soll er anders thun?« fragte Gustav Steinau mit kühn erhobener Stirn. »Man läßt ihm keine Wahl. Und ergreift Einer von uns einen der Räuber, so wird ein für alle Mal Ruhe auf der Oehe eintreten.«

»Aber das ist gefährlich, Herr Sternberg,« sagte Gustava nachdenklich.

»Nicht so wie es scheint. Ich für meine Person bin fest entschlossen, auf den Mann Feuer zu geben, der eine Mordbrennerei oder eine Räuberei beabsichtigt, sobald ich sehe, daß er seinen Zweck erreicht. Darin liegt keine Gefahr.«

»Wollen Sie tödten?«

»Gott bewahre! Ich schieße mit Schrot, so daß der Thäter nur am Entlaufen gehindert wird.«

»Und wenn er Ihnen mit einer Kugel antwortet?«

»Daran denkt man nicht, wenn man seinen Posten vertheidigt.«

»Also Sie sind fest entschlossen?«

»Völlig. Ich habe bereits mein Wort gegeben.«

»Das ist etwas Anderes, dann hilft mein Abrathen nichts mehr. Aber nehmen Sie sich in Acht. Die Steinzanger sind entschlossene und wilde Menschen, so hat man mir immer gesagt.«

»Entschlossen sind wir auch, aber nicht wild, und das scheint mir ein Vortheil gegen Jene zu sein. Aber da steht Ihr Onkel still – brechen wir ab.«

Die beiden Vorgehenden erwarteten am Schaproder Ufer die Nachkommenden und man schritt nun gemeinsam dem Hause zu, wo man sich in einer halben Stunde um die Mittagstafel versammelte, die diesmal bei Allen einen auffallenden Appetit zu befriedigen hatte.

## ZEHNTES KAPITEL. DIE ERSTE NACHTWACHE UND DIE VISION DES STATTHALTERS.

Ruhe gab es an diesem Tage im Herrenhause auf der Oehe nicht viel und am wenigsten gönnte sie sich der Hausherr selber. Er lief Trepp' auf und ab, sorgte dafür, daß die Zimmer seiner alten Freunde im Stand gesetzt, ihre Landkleider, die sie sowohl hier wie auf der Lenz und

in Grünthal sich gegenseitig bewahrten, aus dem Schranke geholt und auf die bekannten Stellen gelegt wurden, ordnete in Küche und Keller das Nöthige an und rief endlich seinen Adjutanten herbei, um noch einmal mit ihm die Erdgrotte zu besuchen und noch mehr Sorgfalt auf die Gleichmachung des sie umgebenden Erdreichs zu verwenden.

Als sie gegen Abend von dieser Arbeit zurückkehrten, sahen sie den Boten über den Kanal setzen, der nach Gingst und Bergen geritten war. Herr von der Oehe ging ihm erwartungsvoll entgegen, ließ das müde Pferd von einem andren Knecht in den Stall bringen und hieß ihn dann in sein Zimmer folgen, um nun mit klopfendem Herzen die Antwort auf seine Briefe zu vernehmen.

»Du hast nichts Schriftliches, Fritze Niklas?« fragte er den Boten, nachdem derselbe ein Glas Wein hatte trinken müssen, um sich von seinem scharfen Ritte zu erholen.

»Nein, gnädiger Herr, nichts Schriftliches. Der Gensdarm lag krank zu Bett und darf auch in den ersten Tagen nicht ausgehen, hat der Doctor gesagt.«

»Oho! Also ein Stillstand im Gange des Gesetzes?« brummte der alte Edelmann verdrießlich. »Gut, dann müssen wir uns selbst beschützen. Aber was sagte man Dir in Bergen?«

Der Mann kratzte sich verlegen hinter den Ohren. »Ha, ja!« sagte er, »in Bergen habe ich den Brief auf das Bureau gebracht und zur Antwort erhalten, daß man darüber höheren Orts berichten würde.«

»Und weiter nichts?« rief der alte Herr, vor Staunen erbleichend. »Nichts als diese sanfte Anweisung auf die Zukunft und vielleicht die Ewigkeit?«

Fritze Niklas glotzte ihn verwunderungsvoll an. »Nicht daß ich wüßte, nein, weiter gar nichts!« sagte er.

Herr von der Oehe stand von seinem Stuhle auf, warf einen seltsam herausfordernden Blick auf Gustav Steinau, der ruhig zuhörend am Fenster saß, goß dann dem Boten noch ein Glas Wein ein und sagte: »Fritze Niklas, trink aus; Du wenigstens hast Deine Schuldigkeit gethan. Es ist gut so – jetzt geh', pflege Dein Pferd und dann leg' Dich auf's Ohr. Adieu, mein guter Bursche!«

Als der Kutscher das Zimmer des Herrn mit einem Kratzfuß verlassen, wandte sich Letzterer zu seinem Gaste und sagte mit ironischem Lachen, das aber bald in den Ausdruck eines grimmigen Zornes überging:

»Da haben wir's! Der Gensdarm ist krank! Haha! Als ob es nur einen einzigen auf der Welt gäbe! Nun, nun, die Herren Spitzbuben werden sich wohl gedulden müssen und dürfen nicht stehlen, bis der Doctor seinem Patienten das Ausgehen erlaubt. Donner und Wetter, das nenne ich eine kräftige Handhabung der Gesetze! – Und was sagt der Herr in Bergen? Auch nicht übel! ›Er wird es höheren Orts berichten.‹ Gut gesagt, auf meine Ehre! Ich hätte mir denken können, daß da keine Hülfe zu finden ist. Halloh! Wenn das Faustrecht mit solchen stillen Augen betrachtet wird, so wollen wir unsere Fäuste auch ein mal erheben. Basta! Selbst ist der Mann, und wir auf der Oehe wollen

ihnen zeigen, daß wir allein mit Räubern und Mordbrennern fertig werden können. Vormäher mag sich rüsten! Um fünf Uhr reitet er ab und morgen Nacht, he, morgen Nacht, mein junger Freund, sind wir acht Männer beisammen, die, sei es in Rath oder That, genügen werden, Alles zu vollbringen, was die Stunde verlangt. So, nun habe ich meine Galle ausgeschüttet, nun fühle ich mich wieder munter – wohlan denn, kommen Sie, glätten wir unsere Gesichter und suchen die Damen auf, die wir heute über Gebühr vernachlässigt haben. Punkt zehn Uhr aber, Sie wissen, beginnt Ihre Stunde, um zwölf meine, und wehe dem, der mir heute Nacht bis zwei Uhr zwischen die Finger geräth!«



Die späteren Abendstunden waren gekommen. Die Gesellschaft im Herrenhause hatte abgespeist und sich dann in ein Zimmer der Damen zurückgezogen, welches jetzt zum gemeinsamen Sammelplatz für die Stunden nach Tische diente. Gustav Steinau unterhielt die Damen, indem er ihnen irgend etwas vorlas und dazwischen sprach Herr von der Oehe aber, der sonst einer der Gesprächigsten gewesen, nahm nur mit Unterbrechungen an diesen Unterhaltungen Theil. Er ging unruhig auf und ab, machte die Runde im ganzen Hause, kam wieder zur Gesellschaft zurück und sah beständig nach der Uhr, indem er die Zeit mit der Dunkelheit verglich, die sich allmählig auf Land und See herabgesenkt hatte.

Seine Nichte verfolgte insgeheim alle diese Zeichen der Unruhe und Spannung, in denen der alte Herr verharrte, und ihr lebhafter als gewöhnlich gefärbtes Gesicht verrieth, daß auch in ihr das Blut nicht so ruhig wie sonst walle, sondern daß sie mit voller Theilnahme den Dingen entgegensähe, die in der Entwicklung begriffen waren.

Endlich zeigte die Uhr zehn Minuten vor Zehn. Länger konnte der alte Herr es nicht aushalten.

»Meine Damen,« sagte er, »ich muß Euch heute früher als gewöhnlich verlassen. Ich will morgen früh aufstehen und bedarf also der Ruhe. Gute Nacht!« Gustav Steinau stand auch auf und empfahl sich ebenfalls.

»Wie!« rief Fräulein von Bassenitz verwundert, »Sie wollen auch schon zu Bett geben, Herr Sternberg?«

»Nein, mein gnädiges Fräulein, ich habe noch einige nothwendige Briefe zu schreiben und da ich auch früh aufstehe, so –«

»So müssen Sie auch früh schlafen gehen! Nun, mein lieber Cousin,« wandte sie sich zu Herrn von der Oehe, »ich muß gestehen, der heutige Tag hat sehr sonderbar begonnen und endet nicht weniger sonderbar. Ich will hoffen, daß Du mehr Ruhe bekommst, wenn Deine Freunde hier sind und dann werden wir ja auch wohl einige Herren finden, die nicht um zehn Uhr schon ihre Briefe zu schreiben haben.«

Dieser scherzhafte Ausfall gegen Gustav Steinau nöthigte Diesem noch einige entschuldigende Worte ab, als

Herr von der Oehe ihn am Arme ergriff und mit den Worten: »Brechen Sie ab, brechen sie ab, Sie bekommen doch kein Recht!« nach der Thür zog.

Jetzt aber trat Fräulein von Kulpen ihm in den Weg. »Lieber Onkel,« sagte sie, erlaube wenigstens auch mir, Dir und Herrn Sternberg eine gute Nacht und *recht viel Ausdauer und Glück bei der Arbeit* zu wünschen! Gute Nacht, meine Herren!«

»Was?« flüsterte der alte Herr, als er Gustav Steinau glücklich auf dem Flur hatte, »was sagte sie da von Ausdauer und Glück bei der Arbeit? Und warum betonte sie denn das so? Wahrhaftig, ich glaube, sie hat unsre Arbeit errathen – doch das konnte ich mir ja denken, sie ist eine Oehe! Haha!«

»Ich glaube es auch,« sagte Gustav Steinau ganz leise und folgte dem schnell gehenden Wirth in dessen Arbeitsstube. Hier nun wechselte er rasch die schon bereit gelegten Kleider und dann bewaffnete ihn Herr von der Oehe auf das Vollständigste zu seinem nächtlichen Wachtdienst. Gustav erhielt eine Doppelflinte, deren einer Lauf mit einer Kugel, der andere mit grobem Schrot geladen war, zwei Pistolen und die Jagdtasche mit dem Tubus, der die ganze Nacht bis zum Morgen bei den Wachthabenden bleiben sollte. Zum Ueberfluß mußte er auch noch den alten Säbel umschnallen und als er also gerüstet dastand, betrachtete ihn Herr von der Oehe mit um so größerem Wohlgefallen, als der junge Mann Alles ruhig mit sich hatte vornehmen lassen, was der alte Herr zu dem wichtigen Zwecke für unumgänglich befunden.



Noch eine zusammengerollte wollene Decke und den alten Reisepaletot über den Arm nehmend, schritt Herr von der Oehe vor die Thür, denn er hatte sich vorgenommen, den ersten Wachthabenden bis an Ort und Stelle zu geleiten.

Als dies aber geschehen, kehrte er rasch in das Haus zurück, stellte seine Weckeruhr auf fünfzehn Minuten vor Mitternacht, schraubte seine Lampe niedrig und streckte sich völlig angekleidet auf sein Sopha hin. Nachdem er nun eine wollene Decke über seinen Körper gezogen, faltete er zum allabendlichen Gebet die Hände, seufzte einmal tief auf und zwei Minuten später war er in den festesten, ruhigsten Schlaf gesunken, als wäre seine Seele im Laufe dieses verhängnißvollen Tages nicht im Geringsten beunruhigt worden.



Die Nacht, die auf den eben beschriebenen Tag folgte, sollte etwas unfreundlicher noch als die vorige werden, und gerade für die drei einander folgenden Wächter keine angenehmen Eigenschaften besitzen. Noch in der vorigen Nacht hatte Gustav Steinau zu Herrn von der Oehe gesagt: »ich höre den Wind gern blasen und pfeifen, wenn ich im Bett liege,« und nun sollte er die Erfahrung machen, wie dieser Wind bläst und pfeift, wenn man seiner Einwirkung bei nächtlicher Weile im Freien ausgesetzt ist.

Als Gustav Steinau wenige Minuten nach zehn Uhr an den Strand des Steinorts gelangte, war der Himmel über ihm ziemlich sternenklar, aber ein brausender Nordwester jagte über die Gewässer und trieb dann und wann die seltsamsten Wolkenbildungen über das flimmernde Firmament. Jeden Augenblick glaubte unser Freund, diese dunkelgrauen dämonisch gestalteten hin und her flackernden Wolken würden sich in einem tüchtigen Regenguß herabsenken, aber immer wälzte der zunehmende Wind sie weiter und weiter und ließ so dem Himmel von Zeit zu Zeit wieder in seiner sternenklaren Bläue hervortreten.

War der Himmel nun aber schon von schnell dahin getriebenen Luftgebilden in fluthender Bewegung, so stellte sich die See noch weit stürmischer und aufgeregter dar. Hohe Wogen rollten brausend von Westen heran, stürzten am Strande wüthend über einander her und schlugen dumpf dröhnend an den steinreichen Strand, der gerade in dieser Nacht Gustav Steinau einen Beweis seiner Widerstandsfähigkeit und der Nützlichkeit der aufgethürmten Felsenstücke lieferte.

Es war ein erhobener und unsern dichterischen Freund tief eingreifender Genuß, in dieser Nacht an dem einsamen Strande zu stehen und die ewige Besorgung der wie lebendige Wesen sich geberdenden Wasserberge zu betrachten. Hoch auf spritzte der weiße Schaum weit über den kleinen Wall hinweg, der die Insel umsäumte, und wo der bloße Sand dem gefräßigen Elemente erreichbar

war, da wühlte er gierig ganze Strecken auf, bald mit Gebrüll, bald mit zischendem Pfeifen die Beute verschlingend und wegführend.

Länger als eine halbe Stunde blieb Gustav Steinau in tiefe Betrachtung versunken im Freien stehen, dann aber durchschauerte ihn der kalte Wind und er stieg vorsichtig in die warme Höhlung hinab, stellte seine Waffen in eine Ecke zur Hand und begab sich dann auf die Lauer, indem er auf der untersten Leitersprosse Fuß faßte und, die Mütze tief in die Stirn gedrückt, nur seine Augen über den Rand der Grube erhob, die von der kleinen Anhöhe aus, auf der sie lag, den Blick selbst über den Wall hinaus erlaubte.

Gustav gestand sich ein, daß er sobald keine poetischere Nacht verlebt habe. Zu seiner Rechten lag das Badezelt im Wasser, zu dem eine etwa sechszig Fuß lange Brücke, aus zwei starken Eichenbohlen bestehend und auf mächtigem Pfahlwerk ruhend, kühn hinaus in die See lief. Hier tobte die Brandung am stärksten, denn hier war der Meeresgrund flach und die Wogen konnten sich, indem sie mit ihren weißen Schnitkronen blitzschnell über die Eichenplanken rollten, mit voller Macht über die Steine stürzen, die an dieser Stelle durch die Natur und künstliche Nachhülfe fest in einander gefügt waren.

Auf dieses Badezelt war die Hauptaufmerksamkeit des Wachenden gerichtet, denn wenn die Diebe in dieser Nacht einen Ueberfall beabsichtigten, konnten sie bei

dem herrschenden Winde nirgend anders als am Badehause anlegen – und auch das war eine schwierige Sache, da die Brandung zu heftig peitschte und der Wind zu stürmisch blies. Je weniger nun Gustav Steinau selbst an eine Störung in dieser Nacht glaubte, zumal da erst in der Vorigen ein Ueberfall stattgefunden, um so eifriger konnte er sich den Betrachtungen der äußeren Vorgänge und dann seinen Gedanken überlassen, die nie in so süßer Poesie schwelgten wie in dieser Nacht, wozu ihm allerdings auch mancher Anlaß in seinen jetzigen Verhältnissen auf der Insel geboten war. Diese Gedanken nun wollen wir nicht verfolgen, vielmehr nur einfach berichten, was er mit seinen scharfen Sinnen wahrnahm und wie seine Wache im Allgemeinen verlief.

Selbst weniger gute Augen, als sie unser Wachehabender besaß, hätten um diese Stunde der Nacht den ganzen Umkreis von See und Land ziemlich genau durchforschen können. Sogar die Umrisse der ferneren Landspitzen zeichneten sich erkennbar genug ab, und nur die Insel Hiddens-öe verschwand in einer dunklen Nebelschicht, der die Nacht eine geheimnißvolle Färbung verlieh. Schiffe aber waren, so weit das Auge des scharf auslugenden Mannes reichte, nirgends wahrzunehmen, auch war wohl nicht vorzusetzen, daß sie sich bei dem herrschenden Winde in die Nähe des steinreichen Ufers wagen würden.

Eine Stunde war während der Betrachtung aller dieser äußeren Verhältnisse dem einsamen Beobachter sehr rasch vergangen; die Scenerie war ihm zu neu und zu

unterhaltend, und indem er sie wiederholt seinem Gedächtnisse einprägte, um auch für die Zukunft sich ein Bild davon zu bewahren, merkte er den eiligen Flug der Minuten kaum. Erst die zweite Stunde ließ ihn erkennen, daß man sich auch an einem so interessanten Schauspiel satt sehen könne und daß es am Ende dieses Genusses viel angenehmer sei, sich auf einen bequemen Stuhl in einem geschlossenen Zimmer niederzulassen, als unbeweglich an einer und derselben Stelle und noch dazu auf einer Leitersprosse zu stehen und den Wind aus erster Hand über seinen Kopf hin pfeifen zu hören.

Allein geduldig hielt er auch die zweite Stunde aus und erst als er Punkt zwölf Uhr die Schritte des quer über das Feld schreitenden alten Herrn vernahm, stieg er aus seinem unterirdischen Verließe hervor und ging ihm mit der Meldung entgegen, daß er nichts gesehen habe und daß seine Wache völlig ungestört verlaufen sei.

»Das ist gut, das ist gut,« sagte der alte Herr fröhlich. »Nun gehen Sie nach Hause und legen Sie sich auf's Ohr, damit Sie morgen hübsch munter sind und die Damen keine Einbuße durch unsre Wachen erleiden.«

»Soll ich Ihnen nicht noch ein Stündchen Gesellschaft leisten? Ich bin nicht müde!« fragte Gustav Steinau gutmüthig.

»Nein, nein, ich will mir schon die Zeit vertreiben. Gehen Sie nur – wo sind die Gewehre?«

»Hier ist die Flinte und hier sind die Pistole.« –

Einige Minuten später hatten sie sich gute Nacht gesagt und Gustav Steinau war bald den Augen des ihm eine Weile nachsehenden alten Herrn entschwunden. Jetzt erst wandte sich dieser dem Meere zu, prüfte Nähe und Ferne und da er nichts fand, was seine Aufmerksamkeit erregte, so zog er es vor, sich in seinen Paletot zu hüllen und vorsichtig auf der Leiter nach dem Strohlager hinabzusteigen.

Kaum hatte er hier eine Weile seinen Posten eingenommen, so merkte er, daß eine Veränderung erst in den oberen und dann auch in den unteren Luftschichten vorging. Der Wind ließ bedeutend nach, die Wolken jagten sich nicht mehr mit dem früheren Ungestüm und selbst die Brandung donnerte nicht mehr so gewaltig; im Laufe einer Stunde spritzte sogar der Schaum nicht mehr über die Planken, die nach dem Badezelte führten, und es blieb nur noch ein strammer Wind zurück, wie ihn der Seemann gern hat, wenn er auf eine Unternehmung ausgeht.

Der alte Herr nahm von allen diesen Vorgängen die genaueste Kenntniß und wandte sein Auge nur um so aufmerksamer der See zu. Daß er dabei nicht so poetisch gestimmt war als sein junger Gast, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Er hörte wohl eben so gut die See brausen und den Wind pfeifen, er sah die Spitzen der Wellen tanzen und springen und immer zuletzt das Land benagen, aber er dachte nicht im Geringsten daran, alle

diese Erscheinungen in einen Vergleich mit dem menschlichen Leben, noch weniger das eigene Ich mit dem eines Anderen in Berührung zu bringen. Nein, er sah nur scharf hinaus in's Freie, ob kein Schiff komme, kein Mann an's Land springe, um eine neue Frevelthat auszuführen, und dachte nur daran, wie er auf ihn losgehen, ihn lahm schießen, ergreifen und endlich vor Gericht stellen würde, um seine Bestrafung zu beantragen.

Aber ach! auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen und sich vor der Hand als ein eben so wesenloses Luftgebilde erweisen, wie es auch Gustav Steinau, wenn gleich in anderer Art und Weise, vor kurzer Zeit an demselben Orte vorgeschwebt hatte.

Endlich waren auch die nächsten beiden Stunden abgelaufen und der alte Statthalter kam mit schwerfälligem Tritte daher, um seinen Herrn abzulösen.

Dieser wechselte nur wenige Worte mit ihm, gab ihm die Waffen, machte ihn auf den Tubus aufmerksam, den er noch kurz vorher nach dem Auge des Statthalters gestellt, und ging dann nach Hause, dem treuen Diener eine gute Nacht wünschend.

Als dieser seine Wache antrat, war die Nacht, wie immer kurz vor Tagesanbruch, am dunkelsten, jedoch lichtetete sich gegen drei Uhr der Horizont und im Osten stieg sogar schon eine matt gelbliche Färbung empor, obwohl noch mehr als eine Stunde bis zum Aufgang der Sonne verstreichen mußte. Der Statthalter hatte sich nicht lange im Freien aufgehalten, denn er war von frostiger Natur wie fast alle Landleute, wenn sie im Freien sind und

keine Arbeit zu verrichten haben, die sie warm erhält; er war bald in die Grube gekrochen, hatte sich in eine wollene Decke gehüllt und stand nun auf der Leiter, aber eine Sprosse höher als seine Vorgänger, da er bei Weitem kleiner war.

Trotzdem ragte sein Kopf nur bis zu den Augen über den Boden hervor und es wäre selbst bei hellem Tage einem am Strande Landenden unmöglich gewesen, diesen Kopf zu entdecken, den überdieß eine graue Pelzmütze bekleidete, die sich in der Farbe in nichts von der umgebenden Erdoberfläche unterschied.

Es mochte drei Uhr sein, als der Statthalter die Bemerkung machte, daß der Wind auffallend abnähme und sogar die Neigung verrieth, nach Osten umzuspringen. Noch wogte zwar das Meer in ganz hübschen Wellen auf, ihre Spitzen waren auch noch mit weißem Schaume gekrönt, aber das Pfeifen des Windes im nahen Dornbusch ließ sich schon gar nicht mehr hören. Zugleich sah er auch die Nacht mehr und mehr schwinden, das Grau des Himmels wurde lichter, die Sterne erbleichten und die Umrise der Ufer traten überall deutlicher hervor.

Unbeweglich stand der alte Mann auf seiner Leiter und sah diesen Vorgängen in der Natur mit stiller Verwunderung zu, denn so ungestört und unbeschäftigt hatte er denselben fast nie in seinem Leben beigewohnt. Aber da sollte etwas Seltsames, nie Erlebtes vor seinen Augen vorgehen und seine stille Verwunderung in ein gränzenloses Staunen verwandeln. Die düsteren Umrise der drei Viertelmeilen entfernten Insel Hiddens-öe, die nach Süden



hin kaum sichtbar über den Wasserspiegel hervorragte, erhoben sich plötzlich vor seinen Augen hoch in die Luft, nahmen gigantische Formen an, rückten erst unruhig hin und her und standen dann kaum eine Viertelmeile weit vor ihm mitten im Meere, als wäre eine neue Insel plötzlich aus dem Schooße des Wassers aufgetaucht, wie etwa ein mächtiger Zauberer dergleichen im Feenmärchen entstehen läßt. Aber noch nicht genug mit dieser Erscheinung! Vor der ungeheuren neuen Insel, die ihre Häuser und Bäume in den grauen Morgenhimmel hinein hob, tauchten mit einem Male zwei riesige Schiffe auf, die ungestüm hin und her schlingerten und wovon das eine seinen Schnabel gerade gegen das Gesicht des Statthalters gerichtet hatte, als wollte es auf ihn losgehen und ihn für seine Wagehalsigkeit strafen.

Den alten Mann überlief ein Gefühl namenloser Angst und ein eisiger Schauer schüttelte seine Gebeine. Was war das, was konnte es sein? Ach, er wußte freilich nicht, was es war; was er aber für eine Zauberei, ein Wunder oder eine übernatürliche Vision hielt, vor der der Mensch furchtsam im Staube winseln müsse, war nichts als eine sehr natürliche Erscheinung, eine Art Fata Morgana, eine Luftspiegelung, die kurz vor Sonnenauf- oder Untergang auch in dieser Gegend nicht gar zu selten wahrgenommen wird.

Je weniger der Statthalter aber das ungeheure nie gesehene Bild sich erklären konnte, um so heftiger wirkte dasselbe auf seine Phantasie ein und sein Gemüth ward in eine Aufregung versetzt, wie er sie wohl noch nie zu

überstehen gehabt. Bei der geringen Bildung, die er besaß, ging diese Aufregung nur zu bald in Furcht über, die zuletzt so stark wurde, daß seine Zähne klapperten, seine Kniee bebten und sein Blut fast zu Eis gerann. Aber mit krampfhaftem Griff hielten seine Hände die Leiter fest und, wie ein Mann es auch unter solchen Umständen soll, blieb er standhaft auf seinem Posten aufrecht stehen.

Seine Angst sollte jedoch auch nur wenige Minuten dauern. So rasch die Erscheinung gekommen war, das Bild der unbekanntenen Insel sich gehoben und zu seinem vollen Umfang ausgebildet hatte, so rasch sank es auch wieder in sich selbst zusammen und bald sah der gute Vormäher das alte Hiddens-öe wieder so weit von der Oehe entfernt in See liegen wie gewöhnlich.

Aber was war das? Die beiden ungeheuren Riesenschiffe waren freilich mit der Insel verschwunden, jetzt aber, jetzt tauchte plötzlich mitten im Fahrwasser ein Schiff mit vollen Segeln in natürlicher Größe auf und – nein, es war schon nicht mehr *ein* Schiff, auch ein zweites, viel kleineres, augenscheinlich nur ein Boot, segelte seitwärts vor jenem her und richtete seinen Bug sogar der Insel Oehe zu, während das große in weiterer Entfernung auf und ab kreuzte, jedoch immer mehr sich dem Norden als dem Süden zuwandte.

Der Statthalter riß die Augen auf, so weit er konnte. Der frühere Schauer machte sich noch einmal bemerkbar und seine Zähne klapperten wieder hörbar auf einander. »Waren das nun wirkliche Schiffe,« fragte er sich,

»oder waren es auch nur Zaubergestalten, wie die beiden vorher gesehenen?« Nein, hier konnte keine Täuschung mehr obwalten. Das vorderste Schiff, oder vielmehr das kleinere Boot, mußte ein wirkliches Boot sein und immer näher kam es an die Küste heran, indem es sein spitzes Gieksegel mächtig wirken ließ, das der heftige Luftstrom bis zum Bersten der Leinwand anspannte.

An den Tubus dachte der Statthalter nicht mehr; sein eigenes Auge reichte hin, die Manöver des näher kommenden Bootes genau zu unterscheiden, aber schnell bückte er sich, nahm die Flinte in die Höhe und umklammerte ihr Rohr mit krampfhafter Hand. So stand er wohl eine Viertelstunde unbeweglich und verfolgte mit hochklopfendem Herzen den Lauf des Bootes, das allmählig der Insel näher kam und endlich gerade auf das Badezelt lossegelte.

Als es so weit gekommen, regten sich einige Menschen an Bord und die Helle des nahenden Morgens hatte schon so weit zugenommen, daß der Statthalter dieselben im Allgemeinen unterscheiden konnte, wenn er auch nicht im Stande war, Einzelnes an ihnen genauer zu erkennen.

Diese Männer besaßen eine große Geschicklichkeit, das Boot zu steuern, das verrieth sich in jedem ihrer rasch auf einander folgenden Manöver. Das Boot selber war von stattlicher Größe, ungefähr von der Bauart, wie die Stralsunder Schiffer sie benutzen, um Personen und Vieh über das Fährwasser nach Rügen überzusetzen. Es hatte ein großes Giek- und ein kleines Focksegel, zeigte keine besonderen Abzeichen, keinen Wimpel und tanzte leicht

wie ein Schwan an den immer noch ziemlich aufgeregten Wellen.

Plötzlich sah der Statthalter, daß ein Mann im Hinterteil des Bootes einen Anker auswarf; der Schnabel drehte sich nach der Laufbrücke des Badezelts herum, berührte sie jedoch nicht; ein zweiter Mann erhob sich im Vorderteil, stand hoch aufrecht und schaute mit emporgerecktem Kopfe scharf nach dem Lande hin. Er mochte wohl nichts Störendes entdeckt haben, denn bald nahm er seinen Platz wieder auf einer Bank ein und machte sich mit den Segeln zu schaffen, die er anders stellte oder festband. Der Statthalter achtete nicht so genau auf seine Verrichtungen, denn bereits nahm ein Dritter seine ganze Aufmerksamkeit abermals in Anspruch, der seinen herrischen Geberden nach zu schließen, der Befehlshaber des Bootes sein mochte. Dieser Mann allein verrieth die Absicht, auf's Land zu gehen, und nachdem er eine Zeit lang den rechten Moment dazu ersehen, schwang er sich mittelst einer Stange, die er auf den Grund der See tauchte, auf die Laufbrücke, was bei dem noch immer hohen Seege und den auf und ab schwankenden Bewegungen des Bootes kein ganz leichtes Unternehmen war.

Die Stange nun in der Hand behaltend und sie erst am Ende der Brücke niederlegend, schritt dieser Mann bis dicht an das Land vor. Hier blieb er stehen, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und horchte in der Richtung des Herrenhauses hin.

Obgleich er zu weit entfernt war, um bei der noch herrschenden Dämmerung den Statthalter einzelne Züge und Gegenstände an seiner Person und seinem Aeußern gestattet erkennen zu lassen, so glaubte derselbe doch, daß es ein kräftiger, kurz gebauter Mann mit breiten Schultern sei, und daß seine Kleidung in nichts von der gewöhnlichen der umwohnenden Schiffer abweiche. Nur trug er, was er später sah, um seinen Leib unter der bis an die Hüften reichenden Matrosenjacke einen Gürtel, in welchem bei den verschiedenen Bewegungen, die er sogleich machte, metallene Gegenstände, wahrscheinlich Waffen, blitzten.

Als er so langsam und vorsichtig gerade auf die Stelle zuschritt, wo der Statthalter in dem Erdloche verborgen war, betrachtete dieser ihn mit starrem Auge, athmete kaum und faßte bloß die Flinte fester und fester, deren Kolben er unwillkürlich der rechten Hand näherte.

Aber da sollte ein Vorfall sich ereignen, den keiner der beiden Männer erwartet hatte und der dazu beitragen sollte, daß der Statthalter ganz die Rolle vergaß, die er dem Fremden gegenüber, der hier wider allen Gebrauch heimlich das Land eines Edelmanns betrat, zu spielen beordert worden war.

Der Fremde nämlich, sobald er den kleinen Wall erklommen hatte, von dem man einen großen Theil der westlichen Hälfte der Insel überblicken konnte, sah scharf nach der Stelle, wo gewöhnlich die Kühe zu weiden pflegten und schien sich zu wundern, daß er sie

nicht mehr fand. Er wollte sich so eben seitwärts wenden, um vielleicht dem Orte zuzuschreiten, wo die neue Miethe errichtet war, als ein Windstoß ihm den Hut vom Kopfe warf und denselben rasch fortrollend gerade der Strohgrube des Dornbusches entgegenwehte. Der Fremde suchte ihn zu haschen und lief eilfertig hinter ihm her, von Zeit zu Zeit einen lauten Fluch ausstoßend, aber es gelang ihm nicht sogleich und so kam er etwa auf zwanzig Schritte dem Statthalter nahe, der sein Auge voller Spannung und fast mit Schrecken auf den hutlosen Mann gerichtet hielt, dessen langes, dunkles Haar wild um den Kopf flatterte.

Als er in der genannten Entfernung vom Statthalter angekommen war, hatte er den verrätherischen Hut erreicht, schnell einen Fuß darauf gesetzt und nun bückte er sich zur Erde, um ihn flugs wieder aufzuheben. Bei dieser Bewegung kam sein Gesicht fast in eine Linie mit den Augen des Statthalters und als dieser, der jeden Schritt des Fremden verfolgte, jetzt dieses Gesicht so dicht vor sich sah, war er wie von einem tödtlichen Schrecken erfaßt und außer Stande, ein Glied zu rühren, viel weniger aber noch dem Fremden mit seiner sicheren Waffe entgegenzutreten.

Aber was war es, was diesen Schrecken in dem so muthigen Statthalter hervorrief, was seinen Lippen einen gepreßten Angstschrei abzwang und ihn endlich alle Versprechungen vergessen ließ, die er für einen ähnlichen Fall seinem Herrn mit Mund und Hand gelobt hatte? War

es noch die Nachwirkung der übernatürlichen Erscheinung, die er erst kurz vorher wahrgenommen und mit welcher er den jetzigen Auftritt im Bunde stehend glaubte? Oder hatte er das Gesicht des Mannes erkannt und hatte dies eine so große Aufregung in seinem Herzen hervorgerufen?

Der Statthalter selbst hätte im ersten Augenblick keine Auskunft über diese Fragen geben können, so verworren waren seine Gedanken, so heftig pochte sein Herz, und es mochte ihm gewiß nicht angenehm sein, daß gerade in diesem kritischen Zeitpunkte vom Gehöft her sich das erwachende Leben seiner Bewohner vernehmen ließ. Denn plötzlich bellten die Hunde, die Kühe brüllten, Peitschen knallten und die auf das Feld eilenden Knechte riefen sich deutlich vernehmbare Worte zu.

Wenn der fremde Mann am Lande auch nicht geneigt gewesen wärt, bei diesen für seine Erwartungen zu früh erwachenden Lauten sich nach dem Boote zurückzuziehen, so mahnte ihn doch das schrille Pfeifen der im Boote Zurückgebliebenen lauter und lauter, daß es die höchste Zeit dazu sei. Wildfluchend und mit beiden Fäusten nach dem Gehöfte hin drohend, wandte sich daher der Fremde nach den Planken der Brücke, ergriff seine Stange und wenige Secunden später schwang er sich wieder in sein Boot, welches sogleich den Anker lichtete, das Steuer drehte und in den Wind nach Südosten hinüberschoß, um dem großen Schiffe zuzusegeln, das immer noch in der Ferne kreuzte und offenbar die nach dem Lande Abgesandten erwartete.

Jetzt erst kam der Statthalter wieder zu Athem. Laut aufseufzend stieg er von der Leiter herunter, warf die Flinte nieder, setzte sich auf das Stroh und bedeckte sich die Augen mit der Hand, als wollte er zur Ruhe gelangen, um bedächtiger über das eben Gesehene und Erlebte nachdenken zu können.

»Was war denn das?« fragte er sich nach einer Weile. »Träume ich oder wache ich? Aber warum war ich denn hier? Sollte ich nicht auf die Diebe schießen und einen von ihnen fangen? Aber wie, der Mann, den ich gesehen, er that ja nichts, und bevor er etwas thun konnte, was mir seine Absicht näher verrathen hätte, eilte er wieder von dannen. O, gewiß hatte er sich verspätet oder der Wind hatte ihn nicht früher an unsere Insel gelassen, deren Strand so gefährlich ist, wenn der Wind stramm aus Westen weht. Aber dies Gesicht – o mein Gott, mein Gott! Ich habe es nur einen Augenblick gesehen und doch – war es nicht, als ob mich ein Keulenschlag mitten auf den Kopf dabei getroffen und mich an – an – o wer weiß es Alles mit einem Worte zu sagen – erinnert hätte? Habe ich recht gesehen oder nicht? Nein, nein, nein, ich muß mich getäuscht haben, wie sollte es denn möglich sein!«

Der alte Mann saß noch eine ziemliche Weile wie zerschmettert in der Strohhütte, ohne sich daran zu kehren, daß die Stunde seiner Wache längst vorüber und das Boot schon weit von der Insel entfernt war.

Kopfschüttelnd und wie gebrochen kletterte er endlich herauf, nahm die Flinte in die Hand, steckte den Tubus und die Pistolen in die Tasche und wankte, wie von der



Wache übermüdet, nach dem Gehöft, wobei er weislich den Knechten aus dem Wege ging, die ihrer Arbeit auf dem Felde zuschritten.

Als er den Hof erreicht, ging er erst in den Stall und sattelte das Pferd, das ihn nach der Lenz und Grünthal tragen sollte, und als dies geschehen, wendete er sich mit zögerndem Schritte nach dem Herrenhause, wo ihm Metke sagte, der gnädige Herr sei noch nicht aufgestanden.

Noch einmal ging der Statthalter nach dem Stalle zurück, holte die in der Zerstreutheit vergessenen Waffen und als er damit wieder im Herrenhause eintrat, hörte er, der Herr sei wach und habe bereits nach seiner Milch gerufen.

Nicht fröhlich wie sonst, nicht innerlich zufrieden mit seiner Nacharbeit, trat der alte Statthalter in das Zimmer seines Herrn, nein, einem Verbrecher nicht unähnlich wankte er hinein und wagte nicht, das Auge gegen den Mann aufzuschlagen, der, gerade mit dem Waschen seines Gesichts beschäftigt, ihm glücklicher Weise den Rücken zukehrte, ihn aber mit seinem gewöhnlichen lauten: »Guten Morgen, Vormäher!« begrüßte.

»Nun, Alter,« fuhr Herr von der Oehe fort, »was giebt es Neues? Hast Du etwas gesehen?«

»Nein, Herr!« antwortete dieser mit halb gebrochener Stimme und hing die Gewehre an die Riegel neben der Thür.

»Also es ist Niemand gelandet?«

»Ach nein, Herr!«

Herr von der Oehe fiel das seltsame Schweigen des sonst so gesprächigen Mannes auf und er wandte sich einen Augenblick nach ihm um. »Bist du müde?« fragte er freundlich.

»O, das mag wohl sein,« erwiderte Vormäher, indem er sich mit aller Anstrengung bemühte, einige Worte zu sprechen, es wird aber besser werden, wenn ich erst im Sattel sitze. Den Fuchs habe ich schon gesattelt und ich erwarte nur, daß Sie mir Ihren Brief an die Herren geben.«

»Dort liegt er, Alter, und nun tummle Dich! Ueber das Lietzower Wasser wirst Du nicht reiten können, es ist jetzt zu hoch bei dem Wind; reite also über die schmale Haide. Wenn es Dir zu viel für einen Tag wird, so bleibe die Nacht in Grünthal –«

»Nein, nein, Herr, es wird mir nicht zu viel, ich habe den Weg hin und zurück schon öfters an einem Tage gemacht. Meine Knochen sind noch tüchtig und fest.«

»Gut denn, handle ganz nach Deinen Kräften. Was Du den Herren sagst, weißt Du, und grüße sie recht herzlich von mir und erzähle Alles, wie es ist. Lebe wohl!« –

Zehn Minuten später waren Reiter und Pferd über den Kanal gesetzt; der Statthalter stieg auf und ritt langsam durch Schaprode, von dort aus den kürzesten Weg nach Bergen einschlagend.

Aber ach! Nicht so lebensmuthig und frisch wie sonst begann der alte Statthalter diesen weiten Ritt. Nicht allein die Sorge, auch Gewissensbisse und obendrein ein ihm unerklärliches Geheimniß saßen mit ihm im Sattel.

Erst als er Schapode hinter sich hatte, hob er die Augen vom Halse des Pferdes auf und schwer seufzend sagte er zu sich: »Ach, es scheint wirklich so, als ob ich meinem guten Herrn eine Lüge gesagt – die erste in meinem Leben – aber konnte, durfte ich ihm denn sagen, was ich erlebt und zu sehen geglaubt; denn daß es wirklich so gewesen, wie es mir vorkam, glaube ich nun und nimmermehr. Nein nein, ich glaube es nicht. Und wenn ich mich geirrt hatte, warum sollte ich ihm denn meine Dummheit gestehen? Und habe ich mich nicht geirrt, habe ich recht gesehen – warum sollte ich den armen Herrn erschrecken, ihn quälen, bevor ich noch darüber nachgedacht, wie ich meine Entdeckung verwerthen kann! – Ha! da fällt mir ein guter Gedanke ein. Ich werde Niemanden und am wenigsten meinem Herrn etwas davon sagen. Erst will ich es mir überlegen und dann will ich zu guter Stunde Herrn Brunst mein Geheimniß anvertrauen. Das ist ein kluger Mann und er weiß Rath für Alles. Er hat auch Einfluß auf meinen Herrn und was er ihm räth, das thut er. Ja, ja, so soll es sein, nun weiß ich, wie ich mich benehmen muß und nun, dicker Schelm, trabe einmal ein wenig zu, Du hast noch einen weiten Weg vor Dir!«

Nach diesem halblaut geführten Selbstgespräch stieß er seinem Fuchs die Fersen in die Seiten und dieser, ein kräftiges Thier, setzte sich in einen raschen Trab, so daß bald Felder auf Felder hinter ihm liegen blieben.

Um sechs Uhr etwa wurde das Wetter freundlicher. Die trüben Nebelschleier am Himmel verzogen sich, die Sonne drang siegreich herauf und der nach Osten umspringende Wind versprach einen heiterem sonnenklaren Tag.

Alle diese äußeren Naturerscheinungen, die in der Regel auf ein bedrücktes Gemüth heilsam wirken, heiterten auch den alten Statthalter wunderbar auf. Er holte seine Pfeife hervor, die schon gestopft ihrer Erlösung aus der Satteltasche harrte, brannte sie an und indem er sich nun sagte, daß Alles zum Besten sich wenden und das Geheimniß oder der Irrthum – was es nun sei – schon an den Tag kommen werde, erinnerte er sich des ihm gegebenen Auftrags, schnell zu reiten, und so ließ er den Fuchs einen hübschen Galopp einschlagen, der ihn bald seinem ersten Ziele näher brachte, das er in vier bis fünf Stunden, also lange vor Mittag, erreichen mußte, wollte er noch am Abend wieder auf der Oehe sein, was er sich fest in den Kopf gesetzt hatte.

»Und kommt er mir noch einmal so nahe wie heut',« sagte er sich, als er so über die Felder galoppirte, wobei sein Muth wieder allmählig wuchs, »einerlei ob er stiehlt oder nicht, ob er brennt oder nicht, so schieße ich meine Flinte auf ihn ab, und ich bin sicher, sei es nun ein Gespenst oder der – Kerl selber, den ich meine, daß nie eine Kugel ein besseres Ziel erreicht haben wird.«

## DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DIE BOTSCHAFT UND IHRE WIRKUNG  
AUF DER LENZ UND IN GRÜNTHAL.

Während unsrer eifrigen Beschäftigung mit dem Guts-  
herrn von Grünthal und seinem Gaste, und mit Herrn von  
der Oehe und Gustav Steinau scheinen wir die Bewohner  
der Lenz gewissermaßen vernachlässigt zu haben. Allein  
dies ist nicht so ganz der Fall, und gerade der Umstand,  
daß wir ihrer so wenig Erwähnung gethan, dürfte bewei-  
sen, daß es ihnen fortwährend sehr gut erging, wie man  
ja schon im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, daß die-  
jenigen Menschen die glücklichsten sind, dort denen am  
wenigsten gesprochen wird und um die sich Niemand  
zu bekümmern scheint. In der That, keiner der übrigen  
Freunde, die wir dem Leser vor Augen geführt, sah die  
flüchtige Stunde in so ungestörtem Genusse ländlicher  
Freuden und häuslichen Stilllebens verschwinden, wie  
Carl Melms und sein Gast, unser sanfter Musicus, Wil-  
libald Stillfried. Ein Tag verfloß ihnen wie der andere,  
sorgenlos und friedlich, geräuschlos und angenehm, und  
wenn sie sich Abends zur Ruhe begaben, konnten sie im-  
mer ausrufen: »Das war abermals kein verlorener Tag!«  
was viel sagen will und nur wenigen bevorzugten Men-  
schen auf dieser mangelhaften Erde beschieden ist.

Willibald erhob sich mit seinem Wirthe Morgens zu-  
gleich vom Lager, pünktlich um fünf Uhr. Carl Melms  
liebte es, gleich darauf, falls es das Wetter erlaubte, den

nahegelegenen Berg zu besteigen und dem umliegenden weiten Lande und der blauen See seinen Morgenruß darzubringen. Von dieser Höhe aus warf er zugleich einen Blick über seine Felder und beaufsichtigte so die Thätigkeit seiner Arbeiter, denn das Hünengrab beherrschte ja ringsum sein ganzes Besitzthum. Willibald ließ es sich nicht nehmen, dieser ersten Wanderung auf der Lenz beizuwohnen, und stiegen sie dann in das gemüthliche Häuschen hinab, so schmeckte ihnen das Frühstück vortrefflich, welches Frau Elsche unterdeß in reichlichster Fülle aufgetischt.

Nach diesem Frühstück besichtigte der eifrige Landwirth seine Aecker auf das Genaueste, ging zu den Arbeitern, sprach mit ihnen und zeigte, daß sein Auge überall wache. Lange vor Mittag war diese Arbeit beendet und die beiden Männer fügten derselben noch einen Spaziergang hinzu, der sie an liebliche Plätze der Umgegend führte und ihren Appetit von Neuem zu dem bevorstehenden Mittagsmahle schärfte.

Nachmittags blieben sie, wenn es sehr heiß war, zu Hause; Carl Melms las und der Musicus componirte, und wenn sie sich müde gearbeitet, trafen sie wieder zusammen, um eine Fahrt nach irgend einem benachbarten Gute oder sonst wohin zu unternehmen, von der sie stets zur Abendmahlzeit nach Hause zurückkehrten. Nach derselben aber wurde nun endlich der Musik ihr Recht gewährt; Willibald geigte nach Herzenslust und sein Wirth saß stumm und aufmerksam neben ihm, jeden seiner kühnen Striche mit den Augen verschlingend,

jeden Ton mit dem Ohre erfassend und im Herzen mit stillem Glücke nachempfindend.

So war das einfache Leben der beiden Männer auf der Lenz beschaffen und man sieht, daß darüber eben nicht viel mehr zu sagen ist. Für Willibald war dasselbe ein ungemein segenvolles gewesen, nie hatte er sich so zufrieden und behaglich gefühlt. Seine Gedanken wurden durch keine äußeren störenden Einwirkungen zerstreut, seine Empfindungen flossen in wenigen Punkten zusammen und steigerten sich daher zu intensiverer Kraft; darum auch war sein Geist so fruchtbar, wie er es nie vorher gewesen. Es war, als ob die Melodieen ihm aus den Lüften zusummten, als ob er ewig singen und dichten könne, und was er auf diese Weise in's Dasein rief, duftete von einem zarten Reiz, quoll über von Innigkeit und Herzenswärme, so daß Carl Melms, wenn er es hörte, oft zu Thränen gerührt ward. Dadurch aber wurde nicht allein sein productiver Trieb befriedigt, auch sein Herz wurde beglückt, denn alle Tage gestand er sich von Neuem, daß er eine wahre Heimat gefunden, er, der nie eine so schöne und ruhige besessen, daß die Sorgen des Lebens keine Gewalt mehr über ihn hätten und daß die Fesseln, die ihn im Gewoge der großen Stadt am freien Aufschwunge gehemmt, hier keinen Einfluß mehr auf ihn übten. Wie eine Pflanze, die, ihrem engen Kerker, dem heißen Triebhause entrückt, in freier, gesunder, ihr zusagender Luft sich schneller und mächtiger entwickelt, so gedieh auch er in

dieser reinen Naturluft, im Umgange mit diesem gemüthlichen Manne, und wie sein Geist heiterer, imternehmender, kühner ward, so lebte sein leiblicher Organismus frischer auf und wenige Wochen in der freien Luft und ohne den geisttödtenden Druck einer überfüllten Stadt hatten aus dem bleichen empfindsamen Musicus einen munteren, kräftig blühenden Mann gemacht.

Willibald Stillfried aber war in seinem Innern ein eben so dankbaren wie nach Außen hin ein glücklicher und zufriedener Mensch. Er sah nur zu wohl ein, daß die unbegrenzte Gastfreundschaft seines Wirthes diese Wandelung in ihm zu Wege gebracht, daß er ihm sein ganzes jetziges leibliches und geistiges Wohl verdanke, und deshalb hatte er dem wackeren Manne, der so viele lebenswürdige Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, auch eine unbegrenzte, fast kindliche Neigung zugewandt. Er hatte ihm sein ganzes Vertrauen hinsichtlich seiner eigenen Person geschenkt, hatte ihm offen und ehrlich einen Einblick in den kleinen Uranfang seines musikalischen Erdentreibens gewährt und ihm so das einfache Künstlerherz geöffnet, das nun ohne Falten und Schatten vor dem Fluge des edlen Menschenfreundes lag.

Carl Melms hatte dies Vertrauen mit theilnehmender Seele hingenommen und ohne daß er darüber viele Worte machte, den jungen Künstler ungemein lieb gewonnen und ihm wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß er seinen Besuch so lange wie möglich ausdehnen und vor allen Dingen im nächsten Jahre wiederkommen möge,



wofür er selbst auch im Winter die große Kunststadt besuchen wolle, in der Willibald mit seinen Freunden heimisch war.

So hatten die beiden Männer im Ganzen sich völlig in einander hinein gelebt, sie verstanden sich durchaus und thaten sich Alles zu Liebe, was sie einander thun konnten, wobei Jeder in einzelnen Dingen nach seinem eigenen Gefallen verfuhr und Keiner in irgend einer Weise einem geselligen Zwange unterworfen war.

An dem Tage nun, an welchem der Statthalter von der Oehe die uns bekannte Botschaft nach der Lenz trug, saßen Carl Melms und sein Gast um zehn Uhr im Speisezimmer beim Frühstück, von wo aus, wie man weiß, der ganze Hof übersehen werden konnte. Sie waren eben vom Felde hereingekommen, wo man stark mit der Erndte beschäftigt war, und thaten Frau Elsche's Kochkunst alle Ehre an, als plötzlich ein Reiter in vollem Galopp auf den Hof sprengte, dicht vor der Hausthür aus dem Sattel sprang und sein triefendes Pferd einem der herbeilaufenden Knechte mit der Anweisung übergab, das brave Thier auf's Beste zu verpflegen.

Carl Melms hatte beim ersten Blick durchs Fenster den Statthalter seines Freundes erkannt. »Hoho!« rief er, indem eine leichte Röthe seine Wange überflog, »was giebt es denn da? Das ist ja der alte Vormäher von der Oehe – es wird doch nichts vorgefallen sein?«

Er stand auf und ging dem Boten entgegen, der schon mit erhitztem Gesicht und steifen Gliedern in die Stube

trat und sein: »Gott zum Gruß, Herr Melms!« mit lauter Stimme erschallen ließ.

»Guten Morgen, mein Alter,« entgegnete der Gutsherr der Lenz, »Ihr habt es ja sehr eilig – was giebt es denn – doch kein Unglück?« Er konnte nicht mehr sagen, denn sein Herz, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, schlug schmerzhaft und zog ihm die ganze Brust wie im Krampfe zusammen.

»O nein, gerade kein Unglück,« lautete die Antwort, »aber eben auch kein großes Glück. Da, lesen Sie, Herr Melms; ich bringe die besten Grüße von meinem gnädigen Herrn und diesen Brief, den Sie, wenn Sie ihn gelesen haben, wieder zusiegeln sollen, damit ich ihn auch nach Grünthal trage.«

»Hat es denn solche Eile?« fragte Carl Melms langsam, die Hand auf das schlagende Herz drückend und mit der andern den Brief ergreifend.

»O ja, Herr, Eile hat es. Reit' zu, sagte mir der gnädige Herr, daß Du um Mittag auf Grünthal bist, so haben wir Dich am Abend wieder. Und da bin ich wenigstens auf der Lenz zur rechten Zeit angelangt.«

Melms ahnte den Inhalt des Briefes; bevor er ihn aber erbrach, nöthigte er den alten Statthalter zum Sitzen, schob ihm einige gefüllte Schüsseln vor und ließ sogleich von Frau Elsche frische Teller und eine Flasche kräftigen Wein hereinbringen. Während der Statthalter nun eifrig zulangte, öffnete Jener den Brief und las ihn langsam zweimal hinter einander durch, wobei sein Gesicht, das der Musicus aufmerksam beobachtete, einen ernsten,

beinahe traurigen Ausdruck annahm. Der Brief aber lautete folgendermaßen:

»Meine Freunde! Eure günstigen Erwartungen sind nicht eingetroffen; die Behörden haben noch keine ausreichenden Gesetze gegen das Steinzangen erlassen und die Diebe fahren consequent fort, mich auf eine unverantwortliche Weise zu bestehlen. Aber nicht allein Steine nehmen sie mir, auch mein Vieh führen sie Nachts fort, ja sie versuchten sogar, eine Miethe in Brand zu stecken, die ich eben aufgerichtet. Ich bin überzeugt, daß eine förmliche Bande sich organisirt hat, mein nach allen Seiten offen gelegenes Land zu plündern und meinen Besitz auf die niederträchtigste Weise zu schmälern. Unter diesen Umständen und da mich die Behörden, auf die ich mein ganzes Vertrauen gesetzt, im Stich lassen, bin ich fest entschlossen, auf eigene Faust zu handeln. Kommt also und überzeugt Euch mit eigenen Augen. Richtet Euch aber so ein, daß Ihr Nachts hier anlangt und sendet Euer Gefährt von Schaprade wieder zurück. Ich bin nicht ganz vor Aufpassern sicher und wünschte nicht, daß man den Zuwachs der Bemannung der Insel erführe. Es wird gut sein, wenn Ihr Eure Jagdflinten und Pistolen mitbringt.

Euer Gottlieb von der Oehe.«

Als Carl Melms diesen Brief zu Ende gelesen, überzog eine nur selten an ihm gesehene Zornesröthe sein Gesicht. »Es ist gut,« sagte er dann, »ich werde kommen,

noch heute, aber damit Alfred Brunst die Nachricht auch bald erhält, werde ich sogleich einen Boten nach Grünthal senden, und Ihr, Vormäher, könnt Euch so lange bei mir ausruhen.«

»Mit Verlaub,« erwiderte der diensteifrige Statthalter und sprang, Mund, und Hände voll Eßwerk, von seinem Stuhle auf, »mein Herr hat mir den Auftrag gegeben, nach Grünthal zu reiten und so werde ich es thun. Mein Mittagessen halte ich dort ab. Wollen Sie mir aber ein frisches Pferd geben, Herr Melms, so nehme ich es dankbar an, dann kann ich heute Abend auf meinem Fuchs um so rascher nach Hause reiten.«

Carl Melms stimmte bei und gab sofort Befehl, ein rasches Pferd zu satteln, das auch nicht lange auf sich warten ließ, worauf der Statthalter es bestieg und weiter nach Norden trabte.

Als der Gutsherr von der Lenz vom Hofe in die Stube zurückkehrte, nachdem er dem Boten noch die herzlichsten Grüße nach Grünthal mitgegeben, sah er den erstaunten Musicus vor sich stehen, der seine Unruhe nicht länger bewältigen konnte. »Sie haben doch keine unangenehme Nachricht von der Oehe erhalten?« fragte er theilnehmend.

»Eigentlich doch,« erwiderte Jener, der sichtbar erregt aussah und schnell seine Entschlüsse zu fassen schien. »Mein alter Freund auf der Oehe befindet sich in einer üblen Lage und wenn er auch muthig und vielleicht auch stark genug ist, sie allein auszufechten, so darf ich doch keinen Augenblick zögern, ihm zu Hülfe zu kommen.

Wenn ich es ihm auch nicht versprochen hätte, ich würde es doch ohne Besinnen auf der Stelle aus freiem Antriebe thun. Doch ich sehe keinen Grund ein, Ihnen die Geschichte jetzt noch zu verschweigen. Hier ist sie.«

Und er erzählte dem jungen Freunde Alles, was wir bereits wissen. »So werden Sie also die alte Oehe auch zu sehen bekommen,« schloß er seinen Bericht, »und zwar recht bald, denn noch heute Nachmittag um drei oder vier Uhr denke ich mit Ihnen dahin aufzubrechen.«

»Werde ich denn auch dort nicht im Wege sein, und wird mich Herr von der Oehe gern bei sich sehen?« fragte der bescheidene Willibald.

»Ob er es wird, hoho! Sie sind ein Mann Besatzung mehr und werden also überaus willkommen sein. Doch darüber Worte zu verschwenden, ist unnütz; wenn ich sechs Gäste mit nach der Oehe bringe, so werden sie alle zu jeder Zeit wohl aufgenommen sein. Wir Drei, Oehe, Brunst und ich, sind im Grunde nur eine einzige Person; was der Eine thut, ist dem Anderen recht, so haben wir es von jeher gehalten und werden es ferner halten. Doch jetzt will ich die nöthigen Anordnungen für meine Abwesenheit treffen, entschuldigen Sie mich also und packen Sie unterdessen Ihre Sachen ein. Natürlich geht auch die Geige mit.«

Carl Melms begab sich nun zu seinem Statthalter und besprach mit ihm das Nöthige. Zur Weizenerndte hoffe er wieder zurück zu sein, sagte er demselben, bis dahin solle Alles seinen gewohnten Gang gehen. »Du kennst mich und meine Liebhabereien,« schloß er seine Rede,

»so handle danach und thue Deine Pflicht. Ich verlasse mich völlig auf Dich und damit ist Alles gesagt.«

Nachdem er nun noch einmal rasch an der Seite des Statthalters über die Felder geschritten war, die genaueste Einsicht von dem Stande der Dinge genommen und verschiedene Anordnungen für die nächsten Tage ausgesprochen hatte, trug er dem Manne noch auf, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht zugehen zu lassen und ihn nur im höchsten Nothfalle nach Hause zu berufen. »Meine Pflicht,« sagte er, »ruft mich jetzt nach der Oehe und die will ich gründlich erfüllen. Störe mich also nicht darin durch übereilte Vorsorge für mein eigenes Haus. Jetzt weißt Du Alles und nun will ich in Ruhe meine Suppe essen.« –

Bald nach Tische legte auch Carl Melms die Kleider und Gegenstände zusammen, die er bei seinem Freunde zu brauchen gedachte, außer den schweren Stiefeln und dem Hausrock, die er eben so wie in Grünthal auch auf der Oehe hatte. Dann wurde der Wagen bepackt und die Pferde vorgelegt, was alles die Zeit bis vier Uhr fortnahm. Eben stand der Herr von der Lenz im Begriff, Frau Elsche und den versammelten Hausbewohnern Lebewohl zu sagen, als der Statthalter von der Oehe, zwar steif und durstig, aber viel vergnügter von Grünthal zurückkam, als er abgeritten war.

»Nun, Alter,« rief ihm Carl Melms entgegen, »seid Ihr wieder da? Wie habt Ihr es in Grünthal getroffen?«

»Oho,« versetzte der Statthalter, »es ist Alles in bester Ordnung. Herr Brunst war zwar noch etwas unpäßlich,

aber meine Nachricht hat ihn schnell gesund gemacht. Er wird jetzt wohl schon abgefahren sein, denn er wollte erst nach Wittow, da er in Altenkirchen zu thun hat. Er bestellte die besten Grüße, für den Fall, daß ich Sie noch träfe, und läßt sagen, er würde wohl heute Abend so ziemlich zu gleicher Zeit mit Ihnen auf der Oehe eintreffen.«

»War der fremde Herr auch bei ihm?« fragte Carl Melms weiter.

»Ich habe keinen fremden Herrn gesehen, Herr Melms. Herr Brunst war allein und saß in seiner Stube; gegessen hatte er schon, als ich ankam.«

»Es ist gut,« sagte Carl Melms. »Nun ruht Euch aus, Alter, so lange Ihr wollt. Die Elsche wird Euch pflegen. Euer Fuchs aber hat tüchtig gefressen und ist ganz munter.«

Nach diesen Worten bestieg er mit Willibald den Wagen und die Pferde zogen an. Als sie aber eben das Gehöft verlassen wollten, sahen sie den Steuerbeamten aus Crampas, sein Gewehr in der Hand tragend, des Weges daherziehen. Als der Wagen ihn erreicht, ließ Carl Melms halten und fragte den Mann: »Wollen Sie zu mir, Kreuzer?«

»Ei ja, so halb und halb, Herr Melms, aber Sie wollen fort. Wohin geht es denn?«

»Nach der Oehe, Kreuzer.«

»Nach der Oehe! Oho, das ist weit.«

»Haben Sie mir etwas Besonderes mitzuthemen?«

»Nun ja, so halb und halb! Es betrifft den Pächter des neuen Kreidebruchs an der Fahrnitz – Sie wissen doch – Sie gaben mir ja einen Auftrag.«

»Ach, Halling meinen Sie, den schwarzen Halling. Nun, wie steht es damit?«

»Ja, es steht damit so und so.« Und er trat ganz nahe an den Wagen heran und flüsterte: »Der Mann ist nicht ganz kauscher, Herr Melms. Mein Verdacht scheint sich zu bestätigen, wenigstens halb und halb. Ich habe ihn zwar noch nicht erwischt, denn der Kerl ist schlau wie Einer, aber der Leumund hier ringsherum über ihn ist im Abnehmen –«

»Wie meinen Sie – hat man ihm zu viel gethan?«

»O nein doch, im Gegentheil! Alles zuckt die Achseln und will nicht so ganz mit der Sprache heraus. Ich bin überzeugt, dieser Fuchs ist so halb und halb ein Wolf und wir werden noch eine hübsche Suppe mit ihm zu theilen haben.«

»Mag sein, dann wünsche ich guten Erfolg. Also weiter wissen Sie nichts über ihn?«

»Nichts Bestimmtes, nein. Aber wenn ich etwas erfahren, wie dann, wenn Sie auf der Oehe sind?«

»Wenn es wichtig ist, so schreiben Sie es mir. Ich will es nicht für mich wissen, sondern für einen Freund, der mich gebeten hat, Ihnen die Sache vorzulegen.«

»Aha, ich verstehe so halb und halb. Der junge Mann – o!«

»Was für ein junger Mann?«

»Der Halling's Haus alle Tage besucht –«



Carl Melms verstand den Beamten sehr wohl, aber er wollte das Gespräch auf diesen Punkt nicht geführt wissen. So nickte er denn freundlich und sagte dem Manne Lebewohl.

»Leben Sie wohl!« rief Herr Kreuzer, dienstergeben an die Mütze fassend und sein Gewehr schulternd, »ich wünsche gute Verrichtung. Ich schreibe sobald ich etwas Wichtiges weiß. Adieu!«

Der Wagen fuhr weiter und Carl Melms lächelte den Musicus an. »So halb und halb sind wir nun unterrichtet,« sagte er scherzhaft, »daß alle Welt weiß, daß Herr Markholm ein fleißiger Besucher des Kieler Ufers ist. Nun, diese Besuche haben mit dem heutigen Tage ihr Ende gefunden und bald, o bald, mein lieber Stillfried, werden die drei alten und jungen Freunde unter einem Dache vereinigt sein. Aber sehen Sie da – was ist das?«

Wie wir schon gesagt, hatte der Nordwestwind, der die Nacht über gebräust, am Morgen dieses Tages die entgegengesetzte Richtung angenommen und war allmählig in einen steifen Ostwind übergegangen, der jetzt am Nachmittage bei ziemlicher Wärme von Augenblick zu Augenblick stärker wurde. Die trüben Wolken, die der Morgenwind über See getrieben, kamen jetzt nach dem Lande wieder zurück, aber nicht mehr in zusammenhängenden großen Massen, sondern von der Gewalt des gegenstrebenden Luftzuges auseinander gerissen, in einzelne kleine Gruppen gespalten, und nahmen nun unter der fortwährenden Einwirkung des starken Ostwindes ganz seltsame Gestalten an, die von dem klaren Himmelsgewölbe

scharf abstachen, leicht darüber hinschwebten und zuweilen in ganz eigenthümlichen Färbungen spielten, je nachdem die Strahlen der Sonne, die ebenfalls bisweilen verhüllt waren, sie mehr oder weniger beleuchteten. In dem Augenblick nun, als die beiden Reisenden an dem Lenzberge vorüberfuhren, auf dem sich das schöne Hünengrab erhebt, hatte der Wind eine dunkle, beinahe schwarze Wolkenmasse gerade darüber zusammengetrieben, die unverkennbar die Gestalt eines riesigen Sarges zeigte und sich fast auf das Hünengrab niedersenken zu wollen schien.

Carl Melms staunte das seltsame Wolkengebilde mit ernster Miene an und sein schönes klares Auge umflorte sich sogar einen Augenblick mit einem Schimmer wehmüthiger Traurigkeit. »Sehen Sie,« sagte er mit sanfter Stimme zu seinem Begleiter, »mein schönes Grab da oben scheint auch zu trauern, daß wir fortgehen – ist es nicht gerade wie ein Sarg, der sich da oben niederlassen und in die Gruft senken will?«

Kaum hatte er es gesagt, so erblickten die Pferde die wunderbare Wolkengestalt, die in der That ungemein niedrig schwebte und schon durch ihre jeden Augenblick zunehmende Schwärze, ihnen einen Schrecken einjagte. Sie bäumten hoch auf, sprangen scheu von der Seite und jagten dann mit dem leichten Wagen eine ziemliche Strecke quer über das Feld, bevor sie der Kutscher zügeln konnte.

Als man so aber rasch an der düstern Wolke vorübergekommen, beruhigten sie sich und kehrten, von fester

Hand geleitet, auf den gewöhnlichen Weg zurück. Die Unruhe der Thiere aber hatte nun den Kutscher ergriffen und mit bleichem Gesicht und tiefaufathmend, wandte er sich nach seinem Herrn um und sagte:

»Herr Melms!«

»Was willst Du, Hans?«

»Das konnte schlimm werden, Herr, und dergleichen haben mir die Braunen noch nie angethan. Das Ding da oben gefällt mir nicht und es hat gewiß was Trübes zu bedeuten.«

»Es war nur eine Wolke, Hans.«

»Ja, aber eine ganz absonderliche Wolke, Herr. Wenn es auf mich ankäme, lenkte ich die Pferde um und führe heute nicht nach der Oehe.«

»Dann werden die Braunen noch einmal erschrecken und vielleicht wirklich durchgehen.«

Der Kutscher wandte den Kopf, um nach der Wolke zurückzuschauen. »O, sehen Sie doch,« rief er, »sie ist weg und in tausend Theile zerspalten. Bei Gott, so lange wir vor ihr waren, blieb sie da und sie hat uns also allein gegolten.«

Carl Melms sah seinen jungen Freund an und zuckte über die Ansicht des Kutschers lächelnd die Schultern. »Fahre nur ruhig weiter,« sagte er dann zu diesem, »wenn jede Wolke etwas zu bedeuten hätte und wir, wenn sie uns begegnet, unsern Weg unterbrechen sollten, würden wir niemals zum Ziele kommen.«

»Ja, ja doch,« brummte der Kutscher dumpf vor sich hin. »Ich thu's ja schon. Aber eine solche seltsame Creatur kommt nicht alle Tage am Himmel zum Vorschein und wir werden es erleben, ob sie was Schlimmes zu bedeuten hatte oder nicht!«

---

Ogleich wir schon erfahren haben, daß der Statthalter von der Oehe Herrn Brunst auf Grünthal getroffen hatte und dieser seinen Weg nach der Oehe anzutreten bereit war, so müssen wir doch selbst noch einmal nach Grünthal gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie der Besitzer desselben die Botschaft aufnahm und unter welchen Nebenumständen die Reise nach der Oehe über Wittow angetreten wurde, was der alte Vormäher nicht erfahren und also auch nicht hatte berichten können.

Alfred Brunst saß unmittelbar nach Tische in seinem Zimmer und las die Zeitung. Er war allein, denn Heinrich Markholm hatte so eben den Schimmel bestiegen und war nach Stubbenkammer geritten, nach dem er dem Patienten bis dahin treulich Gesellschaft geleistet. Die Gicht hatte den guten Mann zwar verlassen, aber er war bisher noch nicht aus dem Zimmer gekommen, obwohl er eine große Sehnsucht nach der freien Luft empfand und gar zu gern nach Altenkirchen auf Wittow gefahren wäre, wo er nothwendig zu thun hatte. Wäre der Ostwind nicht so stark gewesen, er hätte längst anspannen lassen und sich

somit wieder auf lange Zeit für vollständig gesund erklärt.

Diese Gesundheitserklärung sollte nun aber doch an diesem Tage trotz des schaurig blasenden Ostwinds erfolgen. Der alte Vormäher von der Oehe kam so eben in den Hof geritten, und sobald er sein Pferd abgegeben, trat er bei dem Herrn von Grünthal ein.

»Guten Tag, Herr Brunst,« rief der alte Mann, »ich höre, Sie sind nicht ganz fest auf den Beinen, aber da bringe ich eine Botschaft von der Oehe und der Lenz und hoffe, die wird helfen!« Damit reichte er den Brief hin und blieb, so müde er war, doch an der Thür stehen und sah mit Vergnügen, wie eifrig der Freund seines Herrn nach dem Briefe griff und ihn erbrach. Aber ehe dieser ihn las, warf er noch einen Blick auf den bestäubten und erhitzten Alten, rückte ihm dann selbst einen Stuhl zurecht und lud ihn mit freundlichem Wink zum Sitzen ein. Der Alte setzte sich und Alfred Brunst las den Brief.

Auch die von der eben überstandenen Krankheit etwas bleichen Züge des Lesenden überflog dabei eine rasch vorüberschwebende Wolke des Zornes, und dann ging er mit nachdenklicher Miene, die Hände auf den Rücken gefaltet, eine Weile stumm im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, las den Brief noch einmal und zerknitterte ihn endlich, worauf er ein Licht anzündete und das Papier daran verbrannte, wie es seine Gewohnheit mit Briefen ähnlicher Art war.

»Vormäher,« sagte er dann, sich stolz und fest vor den Alten hinstellend, der auch wieder von seinem Stuhle

aufgestanden war, »diese Nachricht kommt mir just zur ungelegenen Zeit. Ich bin in der Erndte und habe länger als acht Tage nicht das Zimmer verlassen, weil ich die Gicht in dem Beine hier hatte. Aber hier hilft kein Besinnen, Euer Herr ruft mich und für ihn bin ich zu jeder Stunde zu Hause. Also diese Diebe haben Euerm Herrn hart mitgespielt?«

»Ja, Herr, sehr hart und arg, und wäre ich nicht dazu gekommen, so hätten wir nächsten Winter dreihundert Scheffel Roggen weniger auf dem Markte, von dem kleinen, braunen Stier nicht zu reden, der unser Aller Freude war!«

Alfred Brunst stampfte unwillig den Boden mit seinem eben erst genesenen Fuße. »Die Teufel!« rief er. »Und dergleichen duldet man, steuert man nicht? O, wir leben in herrlichen Zeiten! – Vormäher, warum macht Ihr ein so griesgrämiges Gesicht, he, als hättet Ihr noch eine andere Neuigkeit im Sacke? Hoho, mein alter Bursche, ich kenne Euch!«

Der alte Statthalter kratzte sich mit dem Ausdruck der Verlegenheit und einer unverholenen Besorgniß auf dem gefurchten Gesicht hinter den Ohren. »Herr Brunst,« sagte er, »Ihr Gesicht – Sie nehmen's nicht übel – sieht auch eben nicht sonntäglich aus, und wie kann es anders sein, wenn man solche Geschichten hört! Aber, Herr, das ist noch lange nicht Alles, da steckt am Ende noch ganz was Anderes dahinter!«

Alfred Brunst riß die Augen auf, das Aussehen des Statthalters nahm ein geheimnißvolles Gepräge an und

seine Stimme wurde fast heiser vor zurückgehaltener innerer Aufregung.

»Was giebt's denn noch? Sprecht dreist, Ihr kennt mich ja und wißt, daß ich nicht so leicht vor Schreck vom Sattel falle, wenn ich erst sitze.«

»Nun ja, das war's ja, was ich mir auch schon gedacht. Aber, Herr, ich kann doch nicht Alles so von der Leber weg sagen, was ich mir in meinem dummen Kopfe zusammengedrehselt!«

»Warum nicht? Frisch heraus mit der Sprache!«

»Ach Herr, nur so viel will ich Ihnen sagen, es gefällt mir jetzt gar nicht auf der Oehe. Kommen Sie nur recht bald, es thut Noth, glauben Sie mir; Sie werden bald weg haben, was noch Allen ein Räthsel ist.«

»Aber was ist denn Allen ein Räthsel, Ihr scheint es doch ziemlich genau zu wissen?«

»Genau? Daß mich Gott strafe, wenn ich es genau weiß! Aber ich sage ja, es steckt mehr dahinter als bloße Spitzbüberei, und ich bin fest überzeugt, man will meinem guten Herrn wirklich ernstlich zu Leibe.«

»Euerm Herrn zu Leibe – wer will das?«

»Nun, die Räuber, wer denn sonst?«

»Wer sind sie, kennst Du sie?« fragte der Herr von Grünthal mit funkelnden Augen und einer so gebieterischen Miene, daß den Statthalter ein Schauer überlief, wie in dem Augenblicke, als er das Gesicht des nächtlichen Schiffers im Morgengrauen zu erkennen glaubte.

»Nein,« erwiderte er mit bebender Stimme, »ich kenne sie noch nicht, doch habe ich neulich in der Nacht eine

Erscheinung gehabt, die noch jetzt mein Blut zu Eis gerinnen läßt, wenn ich daran denke.«

»Was für eine Erscheinung?«

»Herr, lassen Sie mich das lieber jetzt noch verschweigen, ich könnte es Ihnen hier an diesem Orte doch nicht so ganz und gar deutlich machen. Kommen Sie nur erst an Ort und Stelle, wo es geschehen, dann sollen Sie Alles erfahren, was ich gesehen oder vielmehr zu sehen geglaubt habe. Und nun habe ich für's Erste Alles gesagt.«

Alfred Brunst trat von dem seltsamen Berichterstatter weg, aus dem er nicht klug werden konnte, und ging wieder nachdenklich auf und ab. Daß hier etwas verborgen war, was von Wichtigkeit sein mußte, sah er ein, er kannte den alten Statthalter genügend, um zu wissen, daß dessen Besorgniß und Geheimthun nicht aus der Luft gegriffen war. So fand er sich denn allmählig in die neue Lage, ließ dem Alten ein reichliches Mahl auftischen und kehrte dann wieder in sein Zimmer zurück, wo er noch einmal die gegenwärtigen Verhältnisse reiflich überdachte.

»Ich habe die Erndte vor der Thür und bin schon mitten darin,« sagte er, den Kopf tief auf die Brust neigend, »doch das soll mich nicht halten. Es muß etwas Anderes dort in der Luft schweben und das will ich wittern. Aber ich habe einen Gast im Hause, der mir am Herzen liegt und dem ich in seinen Angelegenheiten, meine Hülfe nicht minder zugesagt habe. Ich hätte sie ihm schon längst geleistet, aber das kranke Bein hat mich bis heute davon abgehalten. Nun könnte ich nach dem Kieler Ufer



fahren und da kommt dieser Bote und ruft mich nach der Oehe! Was nun zuerst thun? Doch hier giebt es kein Bedenken – der *junge* Freund muß dem *alten* weichen. Nach der Oehe ziehen mich schwerer wiegende Interessen, Dinge von Bedeutung, die mich schon lange ernstlich beschäftigten, und dieser Markholm hat einen bloßen Liebeshandel, den er für seine Person freilich für wichtig genug hält. Nun, mag er sich für's Erste noch selbst helfen, er ist jung, rüstig und hat einen kräftigen Geist. Ich komme ja wieder. Auch dürfte es mit *einem* Besuche in der Kieler Schlucht zu seinen Gunsten nicht abgethan sein, dies Geschäft möchte sich in die Länge ziehen und der alte Herr müßte warten. Nein, das darf er nicht, er würde nicht geschrieben haben, wenn er nicht in Noth wäre, und in Noth darf er nicht bleiben, am wenigsten durch meine Schuld. Abgemacht! So soll es sein! Heda!« rief er zum Fenster hinaus, an dem eben ein Knecht vorüberging, »rufe den Inspector, er soll sogleich kommen!«

In wenigen Minuten kam der Gerufene, der alte Verwandte des Herrn von Grünthal's empfing die Befehle, die sich auf die Einbringung der Erndte und verschiedene andere Erfordernisse in der Wirthschaft bezogen. Da Jedermann in Grünthal an einen sehr pünktlichen Geschäftsgang gewöhnt war, Jeder wußte, was und zu welcher Zeit er es zu thun hatte, so konnte die Abwesenheit des Herrn auf längere Zeit, sogar in dieser für den Landmann so wichtigen Epoche, allenfalls verschmerzt werden.

Nachdem also dies hinlänglich besprochen, ging der Inspector fort und an seiner Stelle wurden die beiden alten Damen berufen.

Als der Hausherr sie mit verwunderten und überaus neugierigen Gesichtern eintreten sah, überfiel ihn seine alte gute Laune und indem er zu lächeln begann, sagte er schalkhaft: »Na, meine Alten, da habt Ihr mich wieder gesund und nun könnt Ihr die Saucen wieder etwas kräftiger machen.«

»Aber mein Gott, Herr Brunst,« rief die gutherzige Frau Albrecht, »wo ist denn *die* Medizin mit einem Mal hergekommen? Heute Morgen haben Sie ja noch mehr Milch als Kaffee getrunken!«

»Der liebe Gott hat sie mir geschickt, Albrecht, und dagegen werden Sie doch nichts einzuwenden haben?«

»Ach Herrje, nein, ich denke nicht daran!«

»Nun seht Ihr! Also nun macht keine verwunderten Gesichter mehr und thut Eure Schuldigkeit nach wie vor.«

»Gewiß, Vetter,« sagte Frau von Buchholz, die sich als Verwandte des Hauses schon eine lebhaftere Einmischung erlaubte, »war das aber Alles, warum Du uns zu Dir riefst? Wie mir scheint, hast Du uns noch etwas Anderes zu sagen.«

»Bist Du noch nicht mit meiner Gesundheitserklärung zufrieden?«

»Ja, ja doch – aber das Andere?«

»Nun, da Du denn gar keine Geduld hast, so sollst Du es auf einen Schlag erfahren. So gehet denn hin und

packt meinen Koffer mit Wäsche und was sonst zu einer Reise von vielleicht vierzehn Tagen gehört.«

»Zu einer Reise!« schrien die beiden alten Damen wie mit einer Stimme aus und schlugen vor Schreck die Hände zusammen, denn daß ihr Herr um diese Zeit und nachdem er kaum genesen war, eine Reise antreten wollte, schien ihnen ein ganz ungeheuerliches, von aller Regel abweichendes Ereigniß zu sein.

»Ja, zu einer Reise,« sagte Alfred Brunst lachend, »und leider kann ich diesmal wieder Keine von Euch mitnehmen.«

»O Gott bewahre uns davor! Wir wollen auch gar nicht mit!« rief Frau von Buchholz voll Heftigkeit aus. »Aber wo soll denn die Reise hingehen?«

»Nach der Oehe, meine guten alten Schachteln!«

»Nach der Oehe! O!« riefen Beide getröstet, denn sie sahen ihren guten Herrn nicht gern weit, am wenigsten von der vaterländischen Insel verreisen, weil sie beständig fürchteten, es könnte ihm in der Fremde eine unbekante Gefahr drohen. Die Oehe aber, so weit sie auch von Grünthal entfernt lag, betrachteten sie nur als ein gemüthliches Nachbarland und dahin sahen sie den Herrn immer gern gehen.

»Und wann werden Sie denn abfahren?« fragte Frau Albrecht, unruhig hin- und hertrippelnd.

»Um fünf Uhr und Ihr könnt Jochen sagen, daß er um diese Zeit mit der Halbchaise vorgefahren kommt.«

»Ach Herrje!« rief da plötzlich Frau Albrecht. »Aber der Herr Maler, Herr Brunst, fährt der mit? Der ist ja eben erst weggeritten.«

Alfred Brunst besann sich. »Der bleibt bei Euch!« sagte er plötzlich; »er kann hier bleiben, so lange er will; ich werde ein paar Zeilen zurücklassen, die Ihr ihm gebt, sobald er kommt. Ihr aber behandelt ihn mit aller Sorgfalt, als ob ich selbst hier wäre, und wenn er mich die geringste Klage hören läßt, halte ich strenges Gericht über Euch.«

»Aber wie werden wir denn, Herr Brunst!« sagte kopfschüttelnd die Albrecht, die dieser Auftritt ganz in Gluth getaucht hatte, so leicht aufgeregt war sie.

»Nun so geht und thut, wie es Recht ist, und laßt die Wirthschaft nicht stille stehen, wenn ich weg bin.«

Als die beiden Frauen das Zimmer verlassen hatten, setzte sich ihr Herr an den Schreibtisch und schrieb an Heinrich Markholm folgende Zeilen:

»Mein lieber Markholm! Wider Erwarten ruft mich mein alter Freund nach der Oehe und da das Geschäft dort dringend ist, muß ich abreisen, ohne Ihre Rückkehr erwarten zu können. Wären Sie hier, so zweifle ich nicht, daß Sie mich begleiten würden, so sehr Sie auch an den Kieler Grund gefesselt sind. Meine Absicht, Ihnen in der bewußten Angelegenheit zur Seite zu stehen, erleidet durch diese Reise nur einen kurzen Aufschub; komme ich wieder, so

stehe ich Ihnen in jeder Hinsicht zu Diensten. Setzen Sie nun Ihre Bekanntschaft nach Belieben fort oder brechen Sie sie ab, wie Ihr Herz es verlangt, verfahren Sie aber mit Vorsicht und prüfen Sie zehnmal, ehe Sie einmal handeln. Haben Sie Zeit und Lust, mir nachzukommen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie zu jeder Stunde auf der Oehe willkommen sein sollen. Carling geht heute auch dahin ab und wahrscheinlich begleitet ihn Ihr Freund. Natürlich sind Sie auch in meiner Abwesenheit auf Grünthal zu Hause; schalten und walten Sie also nach Belieben über das Eigenthum

Ihres Brunst.«

Nachdem er den Brief gesiegelt und auf den Tisch gelegt, ging er an seinen Gewehrschrank, nahm ein Kästchen mit zwei schönen Pistolen und seine beste Jagdflinte nebst Zubehör, steckte sie in ein Futteral und ließ sie heimlich in dem Wagen verpacken, damit die beiden alten Damen sie nicht sähen und sich über die ungewöhnliche Begleitung wunderten. Dann aber trank er seinen Kaffee in aller Gemüthsruhe, versah sich noch mit verschiedenen Reiseutensilien und wartete geduldig die Zeit ab, bis Jochen vorfahren und seinen Koffer in Empfang nehmen würde.

ZWEITES KAPITEL. DIE BETTELKINDER AUF DER SCHABE.

Punkt fünf Uhr rollte der Wagen vor und um ihn her versammelten sich alle Bewohner des Hofes, um den verehrten Herrn abfahren zu sehen, den man nie gern eine Reise antreten, viel lieber von derselben zurückkommen sah. Diesmal aber war die Verwunderung und das Bedauern darüber größer denn je, denn daß er jetzt, nachdem er kaum von einer Krankheit genesen, eine solche antrat, mußte eine wichtige und ernste Veranlassung haben, da kein Mensch sich erinnern konnte, daß Herr Brunst zur Zeit der Erndte von Haus und Hof geschieden sei, noch dazu auf längere Zeit, wie es bereits allgemein hieß.

Alfred Brunst machte nur wenige Worte, bevor er in den Wagen stieg, reichte Allen die Hände und empfahl den Zurückbleibenden Haus und Hof. »Nun vorwärts in Gottes Namen, Jochen!« rief er dem alten Kutscher zu und gleich darauf trabten die herrlichen Pferde rasch davon, noch eine Strecke vom treuen Bergmann begleitet, der endlich gesenkten Hauptes und ebenfalls traurig, daß sein Herr geschieden, wieder dem Hofe zutrottete.

Die erste Meile bis Glowe legte der Reisende, fest in den Mantel gehüllt und tief in der Wagenecke sitzend, in ernstem Nachdenken zurück; nur bisweilen leuchtete sein scharfes Auge heller auf und ein frohlockender Gedanke schien sich durch sein trübes Sinnen Bahn zu brechen. »Geduld! Geduld!« sagte er mehrmals zu sich selber, »es wird Alles kommen, wie es kommen muß. Jeder wird das Seine haben und darum keine Noth vor der

Zeit! – Heda, Jochen, da sind wir an der Schabe! Der Wind heult tüchtig über das Wasser; nun fahre so tief in die See, als es geht, der Weg ist da besser, aber nimm Dir Zeit, wir haben keine übergroße Eile.«

»Ja, Herr,« sagte der alte Jochen, sich zu seinem Herrn umwendend und einen prüfenden Blick auf ihn werfend, ob er auch gut eingewickelt sei, »ja, Herr, der Wind bläst tüchtig – er wird Ihrem Fuße doch nicht schaden?«

»Ich denke nicht mehr an meinen Fuß, Jochen, und eingewickelt bin ich genug.«

»Soll ich Ihnen noch die Pferdedecken geben, Herr?«

»Nein, nein, nimm sie Dir selber, auf dem Bock trifft Dich der Wind mehr als mich.«

Nach diesen Worten lenkte Jochen die Pferde dicht an den Strand, so daß zwei Räder stets in den Wellen rollten, während der weiße Schaum, den die Brandung aufwühlte, bis weit über die anderen Räder hinaus zischte und perlte. Die Pferde waren an diese Störung gewöhnt, sie schnaubten zwar anfangs und wandten die klugen Köpfe oft verwundert nach der See, wenn eine hohe Welle angebraust kam, aber sie schritten ruhig fort, als wüßten sie, daß die Wuth des Elementes ihnen nichts anhaben könne.

Dieses Schauspiel, das sich jetzt vor den Augen des Reisenden mehr und mehr aufrollte, je weiter man auf dem Dünensande des schmalen Erdgürtels vorrückte, war in der That majestätisch und großartig genug, um die Blicke zu fesseln und das Herz mit erhabenem Schauer zu füllen. Von dem mächtigen Winde bis in ihre Tiefen

aufgeregt, brauste die See in dem ungeheuren Wasserbecken, der Tromper Wiek, zwischen Jasmund und Witow wild in der Ferne, und in der Nähe donnerten die Wogen mit überlautem Gebrüll, indem sie sich, gewaltig eine die andere drängend, über die Dünen und Untiefen stürzten, die dicht unter dem Wasser hell schimmernd hervorblickten. Ganze Schaumberge wälzten sich so näher und näher und wenn sie das feste Land erreichten, lösten sie sich in feine Staubperlen auf und spritzten oft so hoch, daß die Pferde unwillig die Köpfe schüttelten und sogar die Männer im Wagen ihre Gesichter benetzt fühlten. Zur Linken dagegen erhoben sich die schneeweißen Sanddünen mit ihrem kargen Riedgras und Strandhafer einige Fuß über den Erdboden und nur von Zeit zu Zeit schoß ein kleines Kieferngebüsch auf, das seine graugrünen Nadeln unerschrocken dem Winde preisgab, der bald heulend, bald pfeifend über die gewaltige Wasserfläche sauste.

Alfred Brunst, der dies Schauspiel schon oft vor Augen gehabt, konnte sich doch nie satt daran sehen; die allmächtige Natur mit ihren gigantischen Erscheinungen trat ihm hier näher und näher, so daß ihn stets, mit einem geheimnißvollen Grauen gemischt, ein an Ehrfurcht streifendes Gefühl ergriff, das seine Seele dem Walten der unbegreiflichen Naturkräfte öffnete und dadurch milder und weicher stimmte.



Nachdem er sich den Eindrücken dieser erhabenen Scenerie eine Weile mit einem wahren Hochgenuß hingegeben, wollte er sich eben in die Ecke des Wagens zurücklehnen, als sein Auge von einer anderen Erscheinung angezogen ward, die seine Empfindungen nur noch mehr wach rief. In der menschenleeren Oede, die ihn umgab und die, wenn der Wind schweigt und die Wellen ruhig fließen, einen so traurigen und melancholischen Eindruck hervorruft, sah er plötzlich zwei menschliche Gestalten in der Ferne vor dem Wagen auftauchen, die, eben so wie seine Pferde, den festesten Boden aufsuchten und daher dicht am Strande und mitunter von der Brandung fast fortgespült, ruhig ihre Straße zogen.

Er erhob den Kopf und richtete seine scharfen Augen prüfend auf die beiden Gestalten, denen die rascher gehenden Pferde bald näher kamen. Er erkannte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die mit ihren nackten Füßen, Röcke und Hosen hoch aufgeschürzt tragend, nicht des kalten Seewassers achteten, das sie umspülte und umbrauste.

Das etwa zwölf Jahre alte Mädchen ging muthig voran, der um einige Jahre jüngere Knabe folgte getrost hinterher. Beide waren höchst ärmlich gekleidet, fast in Lumpen hingen ihnen die Kleider um den Leib und ihre semmelblonden Haare, vom Winde hin und her gewühlt, flatterten hoch in der Luft. Das Mädchen trug an einem Stocke ein kleines Bündel über der Schulter, der Knabe schleppte eins etwas größeres schwer unter dem linken Arm. Beide schwiegen und setzten ämsig ihre nasse Bahn

fort, die sie vielleicht schon unzählige Male in Sturm und Regen betreten hatten.

Als der Wagen sie eingeholt, gebot Alfred Brunst dem Kutscher langsam zu fahren und lehnte sich zum Schläge hinaus, um die armen Kinder in näheren Augenschein zu nehmen.

War sein Mitleid schon längst erwacht, als er sie noch aus weiter Ferne betrachtet, so wuchs dasselbe um so mehr, je genauer er ihre Gesichter musterte und in den bleichen, doch gutgearteten Zügen den Hunger, die bitterste Armuth und manche andere Heimsuchung menschlichen Elends las.

»Guten Tag, Ihr Kinder,« sagte der warmherzige Mann, »warum geht Ihr denn so tief in das Wasser? Ihr werdet Euch erkälten.«

Die Kinder antworteten nicht, sondern setzten mit freundlichem Kopfnicken ihren Weg munter fort, wobei sie sich augenscheinlich bemühten, ihre Schritte zu beschleunigen, um mit dem Wagen in gleicher Linie zu bleiben.

Alfred Brunst hatte schon seine Börse hervorgeholt und einige kleine Münzen herausgenommen. Als er dicht bei den Kindern war, warf er dem Mädchen das Geld zu, das sich flugs bückte, um es von dem nassen Sande aufzulesen. Als dies gelungen, trabten sie rasch weiter, unterließen aber nicht, einen wehmüthig dankbaren Blick nach dem Fremden emporzuwerfen, der ihnen so unaufgefordert eine Gabe gespendet.

Dieses Schweigen und dieser wehmüthig dankbare Blick, der aus so reinen blauen Augen den aufmerksamen Reisenden traf, rührten sein Herz nur noch mehr und er fühlte sich geneigt, die begonnene und von jener Seite nicht fortgesetzte Unterhaltung weiterzuführen.

»Wie heißt Ihr?« fragte er mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und Milde.

»Ich heiße Peter und meine Schwester heißt Lise,« erwiderte der Knabe, der dreister als seine Gefährtin zu sein schien.

»Wie heißt Euer Vater?«

»Derling, Herr,« sagte nun das Mädchen.

»Wo wohnt Ihr?«

»Auf Möwenort in Wittow.«

»Was? So weit – da hinauf? Wo kommt Ihr her?«

»Wir sind in Jasmund gewesen,« sagte das Mädchen mit stillem und bescheidenem Wesen.

»An welchem Ort?«

»O, an vielen!« rief der Knabe.

Alfred Brunst begriff. »Was habt Ihr an den vielen Orten gethan?« fragte er weiter.

»Wir haben gebeten!« sagte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen.

»Das heißt gebettelt, nicht wahr?«

Es erfolgte keine Antwort; die Kinder trotteten weiter durch den nassen Sand und sahen mehr die wilde See als den milden Mann an.

»Wieviel Geld habt Ihr heute erhalten?«

»O, wir sind schon zwei Tage unterwegs,« sagte der Knabe.

»Zwei Tage! Und wo habt Ihr die Nacht geschlafen?«

»Im Walde, Herr!«

Alfred Brunst's weiches Herz durchzitterte ein mitleidiger Schauer. »Wieviel Geld habt Ihr erhalten?« fragte er noch einmal.

»Mein Bruder hat zwei und ich drei Groschen und neun Pfennige.«

»Was habt Ihr in den Bündeln, die Ihr tragt?«

Der Knabe nahm sein Bündel hervor, wickelte es auf und zeigte dem neugierigen Fremden eine Fülle eng zusammengewickelter und kaum noch brauchbarer Lumpen.

»Wer schickt Euch auf diese weiten Gänge?« fragte er weiter.

»Unsere Mutter!«

»Duldet Euer Vater denn das?«

Es erfolgte keine Antwort. Die Kinder senkten verschämt die Köpfe und wandten sich wieder der mitleidlosen See zu.

»Wollt Ihr mir nicht antworten?« fragte Alfred Brunst mit stärkerer Stimme.

»Wir haben jetzt keinen Vater,« sagte endlich mit innerem Widerstreben das Mädchen.

»Wo ist er denn?«

»Er sitzt im Gefängniß,« sagte traurig der Knabe.

»Im Gefängniß? O! Warum? – Ich will es wissen, Kinder, und werde Euch nichts Uebles thun.«

»Er hat gestohlen!« fuhr der Knabe leiser sprechend fort.

»O, o! Und das wißt Ihr?«

»Ja, wir wissen es,« sagte gesprächiger werdend das Mädchen, da sie die Theilnahme des edlen Mannes wahrnahm.

»Erzähle mir, wie das kam, wenn Du es weißt.«

»Meine Mutter sagt,« berichtete der Knabe, »unser Vater sei böse und die Leute in Möwenort sagen es auch.«

»Laß Deine Schwester sprechen, sie soll mir Alles sagen, was sie weiß.«

»Ach Gott, Herr,« sagte das Mädchen, indem sie in Thränen ausbrach, »wir können ja nicht dafür. Meine Eltern sind sehr arm, bitter arm, meine Mutter ist fleißig, aber mein Vater arbeitet nicht gern. Er treibt sich lieber herum und hat mit schlechten Menschen Bekanntschaft gemacht. Sie haben ihn schon zweimal gegriffen und er ist lange Zeit fortgewesen. Nun wird er nicht wieder kommen, sagt meine Mutter, und das ist ihr recht lieb.«

»Jochen!« rief Alfred Brunst dem alten Kutscher zu. »Halt an! So! Nun steigt einmal ein, Ihr Kinder. Peter, setz' Dich vorn auf, und Du, Lise, komm zu mir herein. So. Und nun, Jochen, gib die Pferdedecken her, die Kinder sind vom Gehen warm!«

In wenigen Minuten waren die Kinder in die warmen Decken gefüllt und ihre Köpfe, die allein aus denselben hervorragten, schauten sich verwundert um, denn es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie in einem so schönen Wagen saßen und von Pferden gezogen wurden.

»Wie gefällt Euch das?« fragte der mitleidige Reisende, sich freundlich zu den Kindern wendend.

»Das ist hübsch,« sagte der Knabe.

»Das glaube ich. Nun erzählt mir aber weiter und ich werde Euch mit bis nach Altenkirchen nehmen, von da habt Ihr nur noch eine Stunde bis Möwenort zu geben. Ihr kennt doch Altenkirchen?«

»O ja!«

»So erzählt denn. Sprich Du, Lise, nachher soll Peter auch was sagen. Was für ein Geschäft betrieb Euer Vater?«

»Er war Steinzanger!« sagte aufrichtig das Mädchen.

»Steynzanger!« rief Alfred Brunst erstaunt aus. »Ei, das ist ein mir sehr bekanntes Geschäft. Betrieb er es denn auf eigene Hand?«

»Das weiß ich nicht. Er kam nur selten nach Haus und brachte nur wenig Geld mit, so daß wir oft hungerten.«

»Und was arbeitete Eure Mutter?«

»Sie strickte Netze für die Fischer, nähte und flickte, wie es gerade kam.«

»Freute sich Eure Mutter, daß Euer Vater ein Steinzanger war?«

»Ach nein, sie sah es sehr ungern und ermahnte den Peter oft, künftig es nicht ebenfalls zu thun, da es eigentlich nur Diebstahl sei.«

»Aha! Das ist brav. Es ist auch Diebstahl. Wo wohnt Eure Mutter? Beschreibt mir das Haus genau.«

Das Mädchen that es, so viel in ihren Kräften stand.

»Geht Eure Mutter oft aus?«

»Nein, sehr selten und nur wenn die höchste Noth dazu drängt.«

»Hört einmal, Kinder,« sagte der edle Menschenfreund, »grüßt Eure Mutter von mir und nennt Ihr meinen Namen. Ich heiße Brunst. Wenn sie einmal Zeit hat, soll sie zu mir kommen, ich wohne auf Grünthal. Kennt Ihr das?«

»O ja, Herr!«

»Nun gut. Ich will sie nach ihren Verhältnissen fragen und wenn sie sich nicht scheut, mir die Wahrheit zu sagen, will ich sie unterstützen. Und seht einmal hier – hier gebe ich Jedem von Euch einen Thaler, den gebt Ihr Eurer Mutter, dafür soll sie Brod kaufen, und wenn sie nach Grünthal kommt und findet mich nicht zu Hause, so soll sie in meinem Namen Nahrung fordern und man wird sie ihr geben. – Jochen, Du bestellst das sogleich zu Hause. – Wollt Ihr Euch das merken?«

Die Kinder bewiesen, daß sie noch ein empfängliches Herz für Wohlthaten hatten – sie weinten. Als Alfred Brunst es sah, ward er still und lehnte sich in seine Ecke zurück. Seine Seele fluthete. Hier konnte man helfen und er wollte helfen, früher oder später, das war sein fester Vorsatz. O, jetzt dachte er nicht mehr an den brausenden Wind, die wogende See, sie erkälteten, sie durchnäßten ihn nicht mehr, jetzt war Frühlingsmilde und Sommerwärme in ihm, jetzt hatte er wieder eine schöne Aussicht vor sich, noch ein paar Menschen mehr glücklich zu machen, die der Zufall – oder die göttliche Vorsehung – ihm in den Weg geworfen hatte. –

Endlich war das Ende der Schabe erreicht, der tiefe Sand nahm allmählig ab und verwandelte sich in den festen fruchtbaren Boden, der Wittow zu dem reichsten Landstrich von Rügen gemacht hat. So konnte Jochen wieder schneller fahren und je rascher die Pferde liefen, um so heiterer wurden die Kinder, um so freundlicher blickten sie ihren Wohlthäter an. Dieser unterhielt sich jetzt wieder mit ihnen, ermunterte sie, auf Gott zu vertrauen und arbeitsame Menschen zu werden, dann wurden sie ihre bittere Armuth bald überwinden, wozu er selbst und andere Leute nach Kräften beitragen wollten.

–

Gegen halb acht Uhr traf man in Altenkirchen ein und Jochen fuhr vor das Wirthshaus, in welches sein Herr gewöhnlich einzukehren pflegte, wenn ihn Geschäfte nach dem Dorfe riefen. Dieser ließ die Kinder mit eintreten und sich ein besonderes Zimmer anweisen. Es erregte einige Aufmerksamkeit, als er die zerlumpten Kinder einführte und ein kräftiges Essen bestellte, das er ihnen vorsetzen wollte, bevor er sie nach Hause entließ. Allein hierbei blieb Alfred Brunst noch nicht stehen. Wenn er einmal ein solches Werk barmherziger Liebe begonnen, wie am heutigen Tage, pflegte er es bis an's Ende durchzuführen. Er begab sich daher sofort zu dem nahebei wohnenden Dorfschulmeister, der ihm bekannt war. Dieser Mann war reich mit Kindern gesegnet, mit Knaben und Mädchen von jederlei Größe und Alter. Sehr bald hatte der reiche Gutsherr von Grünthal seinen Wunsch vorgetragen und es dauerte nicht lange, so kehrte er mit



dem Schulmeister nach dem Wirthshause zurück, während ein Junge des Letzteren verschiedene Kleider und Schuhwerk hinterhertrug.

Hiermit wurden die armen Kinder zu ihrem größten Erstaunen bekleidet, und als man ihnen dann ihre Lumpen genommen und beseitigt hatte, standen sie wie verschämt in dem reinlichen Zimmer und blickten bald sich, bald ihren Wohlthäter mit starren Mienen an.

Diese Scene aber wurde durch die Wirthsfrau beendet, die einen Tisch deckte und gebratenes Fleisch, Eierkuchen, Brod und Bier in Fülle auftrug.

»Jetzt esset und trinket,« sagte Alfred Brunst vergnügt, indem er mit eigenen Händen den Kindern die Stühle heranrückte und die Speisen vorlegte, »und hört nicht eher auf, als bis Ihr Euch völlig gesättigt fühlt, um dann nach Hause zu gehen und der Mutter meinen Auftrag auszurichten.«

Die Kinder ließen sich das nicht zweimal sagen; bald saßen und aßen sie mit einer Hast und einem Appetit, die man sich eher denken als beschreiben kann, Alfred Brunst aber stand mit leuchtenden Augen daneben, sprach kein Wort und nickte nur bisweilen dem Schulmeister zu, der mit gefalteten Händen der rührenden Scene beiwohnte und bald die essenden Kinder, bald den Spender dieser Gaben betrachtete, der nicht mit Unrecht den Beinamen ›der gute Brunst‹ in der ganzen Umgegend führte.

Als nun die Kinder endlich aufhörten und sagten, sie könnten nicht mehr essen, ließ Alfred Brunst die übrig

gebliebenen Speisen in ein Papier wickeln und händigte sie den Kindern ein, mit dem Auftrage, sie ihrer Mutter zum Abendessen mitzunehmen. Dann geleitete er sie vor die Thür und sah sie ihren Abmasch antreten, was ihm ein unbeschreibliches Behagen verursachte und wobei sich sein ganzes Gesicht verklärte.

»So,« sagte er zu dem Schulmeister, der immer noch neben ihm stand, »da haben wir einmal zwei Menschen auf ein paar Stunden satt gemacht; das liebe ich, und nun will ich auch an meine eigenen Geschäfte denken.«

Der Schulmeister nahm tief den Hut vor dem gütigen Herrn ab, denn auch ihm mochte derselbe die bereits getragenen Kleider seiner Kinder über den wirklichen Werth vergütet haben. Dann aber trat Alfred Brunst den Weg zu seinen Bekannten an und hielt sich beinahe bis neun Uhr bei ihnen auf, da die Bekleidung und Beköstigung der Kinder eine gute Spanne Zeit fortgenommen hatten.

Bald nach neun Uhr fuhr Jochen wieder vor und sein Herr stieg in den Wagen, um nach der Wittower Fähre zu fahren, die etwa anderthalb Meilen südlich von Altenkirchen und der kleinen Halbinsel gegenüber liegt, an deren Südwestspitze die Oehe aus dem Wasser taucht. Es war schon zehn Uhr vorüber, als man das Fährhaus erreichte und Alfred Brunst dem Fährmann seinen Wunsch zu erkennen gab, so bald wie möglich übergesetzt zu werden.

»Sehr gern,« sagte der Mann, »aber das Wasser geht hoch, Herr, und es wird mit der großen Fähre für Pferde und Wagen ein hartes Stück Arbeit sein.«

Alfred Brunst warf einen Blick auf die schäumenden und tobenden Wellen, auf denen schon die dunklen Schatten der Nacht ruhten und sie deshalb um so düsterer und wilder erscheinen ließen. Als er dann aber an den alten Jochen dachte, der willig neben den schon abgesträngten Pferden stand, die in dem pfeifenden Winde zitterten und ungeduldig mit den Hufen scharrten, kam ihm ein anderer Gedanke, den er sogleich auszuführen beschloß.

»Warum soll ich den alten Jochen und die Pferde mit über das Wasser nehmen,« dachte er, »ich kann mir in Vaschwitz einen anderen Wagen miethen und dann ist dem Jochen der Uebergang erspart.«

Kaum hatte er dies gedacht, so rief er den Fährmann, fragte ihn, ob er ihm jenseits einen Wagen aus Vaschwitz an den Strand holen wolle, um seine Sachen hineinzupacken, und als dieser es bejahte, befahl er Jochen die Pferde wieder anzusträngen und nach Altenkirchen zu fahren, dort aber die Nacht zu bleiben und erst am nächsten Morgen nach Grünthal zurückzukehren.

Der alte Kutscher fror zwar bei dem kühlen Ostwinde in der Nacht und seine Pferde noch mehr, dennoch wollte er den guten Herrn nicht gern allein fahren lassen und erst ein erneuerter Befehl war nothwendig, um ihn zu veranlassen, den Inhalt des Wagens in das schnell auf's Wasser geschobene Boot zu legen.

Als dies geschehen, verabschiedete Alfred Brunst den Kutscher, trug ihm viele Grüße nach Grünthal auf und

stieg in das Boot, das sogleich, von zwei kündigen Schiffern bedient, in See stach. Bei dem günstigen Segelwinde gelangte man trotz der großen Wellen sehr bald nach dem jenseitigen Ufer von Rügen und während der Reise am Strande bei seinen niedergelegten Sachen auf- und abschrift, eilte ein Schiffer nach dem naheliegenden Gute und holte einen Wagen herbei, was jedoch eine lange Zeit wegnahm. Es war schon Elf, als Alfred Brunst endlich das neue Fuhrwerk bestieg und nun ohne Aufenthalt nach Schaprode fuhr, wo er um Mitternacht anlangte, den Schiffer Tode aus dem Schlafe klopfte, seine Sachen bei ihm niederlegte und sich rasch nach der Oehe übersetzen ließ. Von dem Schiffer erfuhr er, daß um zehn Uhr Herr Melms mit einem jungen Herrn glücklich eingetroffen und gleich nach der Oehe übergefahren sei.

»Er ist mir zuvorgekommen,« dachte Alfred Brunst, »aber ich habe Abhaltung gehabt! Nun, das Geschäft, welches ich heute unverhofft betrieben, ist zwei Stunden Aufschub des Schlafes werth und ich werde Zeit genug auf der Oehe haben, das Versäumte wieder nachzuholen.«

Die Ueberfahrt nach der Oehe war rasch genug bewerkstelligt. Alfred Brunst dankte dem Schiffer für seine Mühe und eilte raschen Schrittes dem Herrenhause zu, das er so bald wiederzusehen nicht erwartet hatte.

Die Nacht, die sich auf die Oehe gesenkt, war hell, aber wegen des heftigen Ostwindes unfreundlich genug. Alfred Brunst erhob nur die Augen, schaute ringsum die nächstliegenden Felder an, warf einen Blick nach dem gestirnten Himmel, als wolle er die bekannten, hier schon so oft gesehenen Sternbilder begrüßen, und eilte dann rüstig dem Hause zu, das in tiefster Stille dalag, als ob schon alle seine Bewohner in festem Schlafe ruhten.

Als der späte Wanderer sich dem Gehöft näherte, kamen die Hunde bellend ihm entgegengelaufen, aber eine laute Stimme, die sie kannten, beschwichtigte sie augenblicklich; und so umsprangen sie ihn, freundlich mit den Schwänzen wedelnd, als freuten sie sich, noch einen alten Freund ihres Herrn mehr zu begrüßen.

Alfred Brunst streichelte ihre Köpfe und nannte sie bei Namen, was ihre Freude nur vermehrte, dann ging er auf das Fenster zu, hinter dessen wohlverschlossenen Läden der alte Herr schlief. Aber der alte Herr schlief diese Nacht noch nicht, denn erst vor Kurzem hatten ihn Carl Melms und Willibald Stillfried verlassen, um zu Bett zu gehen, da man Brunst kaum noch so spät in dieser Nacht erwarten konnte. Herr von der Oehe, der den alten und jungen Freund selbst in das obere Stockwerk geführt, war so eben in sein Zimmer zurückgekehrt, als er das Klopfen am Fensterladen vernahm und nun hurtig nach der Hausthür lief, um sie zu öffnen, da er bereits die Stimme des ihm Zurufenden erkannt hatte.

Die Thür flog weit auf und Herr von der Oehe sah den braven Freund von Grünthal mit seinem gewöhnlichen heiteren Gesicht vor sich stehen.

»Alter Herr,« sagte Alfred Brunst, beide Hände ihm zum Gruße entgegenstreckend, »Du hast mich gerufen und da bin ich. Hoffentlich wirst Du mir Arbeit geben; ich bin wieder gesund und muthig wie in meinen besten Jugendtagen.«

»Komm herein, komm herein, großer Jung'!« rief der alte Herr frohlockend, »aber still hier, damit wir die Damen nicht stören, die hier unten schlafen.«

Der ›große Jung'‹ blieb wie von einer geheimen Gewalt gefesselt auf der Schwelle zum Wohnzimmer seines Freundes stehen, richtete verwundert die Augen auf ihn und fragte: »Damen, sagst Du? Was sind denn für Damen hier?«

»Nur herein, immer ohne Furcht herein, Alfred! Hat Dir denn mein Statthalter nicht gesagt, wer im Hause ist?«

»Nein, nein doch, wer ist es?«

»Meine Nichte, Gustava, und Fräulein von Bassenitz aus Bergen!« sagte der alte Herr mit seinem fröhlichen Lachen.

Ueber Alfred Brunst's Gesicht lief ein blitzartiges Leuchten und seine Augen funkelten von einer großen, geheimen Freude. »Gustava ist hier?« rief er, seinen Hut ablegend und auf dem Sopha Platz nehmend. »Ei, das ist ja etwas ganz Neues!« Und er senkte dabei den Kopf und

konnte nicht umhin, ganz still für sich über die seltsamen Fügungen der Vorsehung nachzudenken.

»Hast Du sie eingeladen oder ist sie von selbst gekommen?« fragte er dann plötzlich mit scharfem Seitenblick auf den alten Freund.

»Ja, gewiß habe ich sie eingeladen, Alfred. Ich wollte Menschen um mich haben in dieser schweren Zeit, wollte wenigstens bei Tische eine Stunde glücklich sein und – siehst Du, dann ist ja auch der Dichter hier, der muß doch ein wenig Abwechselung auf der stillen Oeche haben.«

Alfred Brunst's Augen bohrten sich mit einem eigentümlichen Ausdruck lebhafter Neugierde in die des alten Herrn. »Richtig, der Dichter!« sagte er, indem ein feines Lächeln seine Lippen umspielte. »Nun, wie gefällt Dir denn dieser – dieser – Paul Sternberg heißt er ja wohl?«

»Ja, so heißt er. Wie er mir gefällt, mein Junge? O, prächtig, herrlich; das ist ein Mensch nach meinem Herzen und ich habe schon oft Euern Einfall im Stillen gepriesen, damals in Putbus nach dem Vilm zu fahren und die Musik anzuhören, wo wir die jungen Leute näher kennen lernten. Namentlich in jetziger Zeit ist er mir ein wahrer Segen gewesen; er hat mir nicht allein mit Rath beigestanden, auch in der That bewährt er sich, denn so sitzt er zum Beispiel jetzt bis ein Uhr in der Fuchsgrube, wo ich ihn bis vier Uhr ablösen werde, da der alte Vormäher von seinem Ritt zu müde ist, um diese Nacht noch auf die Wache zu ziehen.«

Auf Alfred Brunst's Gesicht ging eine merkliche Veränderung vor und seine Gedanken mußten einen weiten

Raum zu durchfliegen haben, ehe sie nach dem Punkte zurückkehrten, den sein alter Freund eben erwähnt. »Fuchsgrube,« sagte er nachsinnend, »was willst Du damit sagen?«

Herr von der Oehe erklärte es ihm und berichtete ganz genau die Vorkehrungen, die er seit zwei Tagen gegen die nächtlichen Räubereien getroffen hatte.

»Aha,« sagte der Gast, »nun verstehe ich es. Nun, das ist hübsch von ihm – den Sternberg meine ich. Die jungen Leute haben es los, sich beliebt zu machen. Ich bin mit dem meinigen auch zufrieden.«

»O, Du erinnerst mich jetzt erst daran,« unterbrach ihn sein Freund, »wo ist er denn, hast Du ihn nicht mitgebracht?«

Alfred Brunst lächelte geheimnißvoll. »Nein,« sagte er leichthin, »er sitzt noch auf Grünthal, wo er für den Augenblick Geschäfte hat. Aber er wird kommen, sobald sie beendet sind, wenn Du noch Raum für ihn hast, da jetzt die Damen hier unten wohnen.«

»Raum genug, Alfred, er muß nur mit dem Musicus oder Sternberg zusammen wohnen. – Aber mein Gott,« unterbrach er sich, »wir sitzen hier und schwatzen, und ich vergesse ganz, nach Deinem Appetit zu fragen.«

»Der ist in bester Verfassung, alter Herr, nämlich völlig beseitigt, frage also nicht danach. Ich habe in Altenkirchen zu Abend gegessen und morgen soll Deine Küche beweisen, daß sie noch wie früher etwas Gutes zu leisten vermag. Für heute laß mich zu Bett gehen und magst Du



um ein Uhr Deine Wache beziehen. Morgen wollen wir sie anders eintheilen, denn nun sind wir unserer Sechs.«

»Gewiß, gewiß – hast Du auch Deine Flinte mitgebracht?«

»Alles ist da, alter Herr; drüben bei Tode liegt mein Gepäck, laß es mir morgen mit dem Frühsten holen, damit ich es habe, wenn ich aufstehe.«

Bei diesen Worten erhob er sich und sein Wirth führte ihn leise die Treppe hinauf in sein altes Schlafzimmer, wo er Alles in bester Ordnung fand, was er zu seiner Bequemlichkeit gebrauchte.

Der alte Herr aber, nachdem er ihm eine gute Nacht gewünscht, ging wieder in sein Zimmer hinab, kleidete sich zu seiner dreistündigen Nachtwache um und trat dann den Weg nach dem Dornbusche an, um Gustav Steinau abzulösen, der pünktlich auf seinem Posten stand und die Sterne zählte, da er auch in dieser Nacht keinen Feind auf der Insel hatte landen sehen.

### DRITTES KAPITEL. WOHIN DES MALERS STUDIEN GEFÜHRT HABEN.

Bevor wir uns jedoch wieder auf der Oehe häuslich niederlassen und der Entwicklung der daselbst vorgehenden Ereignisse beiwohnen, müssen wir erst noch einmal nach Jasmund zurückkehren, da dort noch Begebenheiten vorfielen, die mit dem Nächstfolgenden in genauem Zusammenhange stehen und gewissermaßen als Vorläufer desselben zuerst berichtet werden müssen.

Heinrich Markholm war, wie wir wissen, an dem Tage, an welchem sein Wirth unerwartet nach der Oehe berufen wurde, nach Stubbenkammer geritten und von da aus, wie alle Tage, nach dem Kieler Ufer gewandert. Seitdem wir ihn nicht dahin begleitet haben, war sein Verhältniß zu den weiblichen Bewohnern des einsamen Häuschens in der schönen Schlucht wesentlich zwar kein anderes geworden, allein es hatte sich doch bei Weitem inniger gestaltet. Man hatte sich so sehr an ihn gewöhnt, daß man die Minuten berechnete, wann er kommen mußte, und die Stunde mit Bedauern schlagen hörte, in der er wieder Abschied nahm. Die wenigen Freuden, die in dem Hause übrig geblieben waren, vereinigten sich zuletzt alle in der Erscheinung des treuen Freundes, dem man an Wort und Miene anmerkte, daß ihn ein aufrichtiges Interesse an die unglückliche Mutter und noch weit mehr an die schöne Tochter fesselte.

Betrachten wir nun die von Tage zu Tage wachsenden Empfindungen des Malers insbesondere, so finden wir, daß er im Laufe des insgeheim fortgesetzten Umganges mit Alwine Halling sein Herz völlig verloren hatte und daß sein Kopf nahe daran war, mit dem Herzen zu dem lieblichen Gegner überzulaufen. Dabei war er redlich und aufrichtig genug, um sich selber einzugestehen, daß es so sei, und sich zu fragen, was denn eigentlich aus diesem seltsamen Verhältniß werden solle? Wäre er ein Mensch von dem gewöhnlichen Schlage der heutigen Jugend gewesen, die leider nur nach Vergnügen und Zerstreuung

hascht, ohne nach den Gefühlen und Empfindungen Derer zu fragen, die ihnen dies Vergnügen und diese Zerstreuungen bereiten, so wäre er vielleicht so oft und so lange an jenen Ort zurückgekehrt, als derselbe ihn gefesselt und unterhalten hätte, und nachher würde er ihm lachend den Rücken gewandt und sich gesagt haben: »das waren ein paar recht vergnügte Tage!« Aber da er nicht zu diesen leichtblütigen und leichtsinnigen jungen Menschen einer verfeinerten und durch den übermäßigen Genuß geschwächten Generation gehörte, vielmehr ein im Grunde ernster und nur seinem Temperamente nach ein heiterer Mensch war, der eben so wenig mit seinem eigenen wie mit dem Glücke Anderer spielte, so legte er sich wiederholt jene Frage vor und alle Tage reifte der männliche Entschluß mehr und mehr in ihm, daß er in seiner Neigung beharren, daß er ihr ein endliches Ziel anweisen, daß er seinen eigenen Wünschen und vielleicht auch den Erwartungen der anderen Partei als ehrlicher Mann genügen müsse.

Heinrich Markholm zählte zu den jetzt immer seltener werdenden Menschen, die weder vom Stachel des Ehrgeizes über Gebühr angeregt, noch von der heißen Gier nach Reichthum und Besitz, noch von dem qualvollen Drang nach äußeren Auszeichnungen überhaupt gepeinigt und in eine bestimmte Richtung getrieben werden. Er war vielmehr Künstler durch und durch. Was sein Auge für schön erkannt, zog siegreich, triumphirend in seinen Geist ein, erfüllte sein Herz und nur das Schöne im

Verein mit dem Guten und Edlen hielt er einzig und allein für begehrenswerth.

Wohl zehnmal hatte er sich in den letzten Tagen eines Freundes erinnert, der mit ihm in der Academie zu Düsseldorf groß geworden war, dem er immer noch eine warme Anhänglichkeit bewahrte und der ihm in seinem besonderen Falle als ein beherzigenswerthes Beispiel vorleuchtete. Dieser junge Mann, ein sehr talentvoller Maler, war zu seiner künstlerischen Ausbildung nach Rom gewallfahrtet, hatte, nachdem er zwei Jahre daselbst nur gemalt und studirt, ein Landmädchen aus der Umgegend der Weltstadt gefunden, das ihm an Gestalt und Gesicht der Inbegriff menschlicher Vollkommenheit zu sein schien, und hatte, ohne der Neigung seines Herzens widerstehen zu können oder den äußeren Anforderungen der Welt Rechenschaft zu tragen, das Mädchen geheirathet und als Gattin in sein kühleres Vaterland zurückgeführt. Hier nun lächelte ihm wirklich an der Seite der schönen Römerin ein seltenes Glück, er fand nicht allein in ihr, was er so lange gesucht, ein edles und gutgeartetes Herz, sondern die tadelsüchtige Welt, das Heer seiner emporstrebenden Verwandten, hatte auch wirklich nichts Tadelnswerthes in seinem Bündniß finden können, im Gegentheil, Jedermann in der großen Stadt, die er bewohnte und in der er seine Kunst trieb, hatte seine Wahl billigen müssen, denn das fremde Weib fügte sich nicht nur überaus schnell in die ihr so ungewöhnlichen Verhältnisse, sondern bezauberte alle Welt mit ihrem natürlichen Verstande, ihrer leiblichen Schönheit und, durch

ihre Liebe zu dem edlen Manne angefeuert, eignete sie sich ungemein schnell die äußeren Formen geselliger Bildung an, die man in dem ihr zugewiesenen Kreise an die Frauen zu stellen gewohnt war.

Etwas Aehnliches nun, was dem Freunde, mit dem schönen römischen Landmädchens widerfahren, begegnete ihm selbst mit einem Mädchen im Norden, das, wenn auch in der Stellung und Herkunft mit jenem zu vergleichen, doch an geistiger Bildung der Südländerin weit überlegen war. Warum sollte nun ihm nicht gelingen, was Jenem gelungen war? Warum sollte er weniger glücklich werden, als Jener, warum sollte man ihm übel deuten, was man Jenem so leicht verziehen hatte?

O, was die Welt für Augen machen würde, wenn er eine unbekannte Fremde mit nach der Heimat brächte, war ihm ganz einerlei, ja daran dachte er kaum; und was seine Freunde sagen würden, wenn er ihnen seine Geschichte erzählte, ihnen das Mädchen seiner Liebe vorstellte, dessen war er so ziemlich gewiß, da es ihm schon gelingen würde, ihnen zu beweisen, daß er nicht anders habe handeln können, wenn er das Glück seines Lebens nicht auf ewig hätte verscherzen wollen. Sie würden schon erkennen, welche Perle Alwining für ihn sei, sie würden ihren Werth sehr bald ergründen, ihre äußere und innere Begabung schätzen lernen und ihm sogar hoch anrechnen, daß er im Stande gewesen, seinen Willen durchzusetzen, wenn sie in Betracht zogen, wie er ein armes, geknechtetes Wesen dem moralischen und physischen Zwange eines gemeinen Mannes entrissen, der auf

keine Weise ein solches an Bildung und Herzensreinheit ihn so weit überragendes Mädchen zu schätzen wußte.

Nur ein einziges Bedenken regte sich in der Seele des Malers, nur die Meinung eines einzigen Menschen schien ihm bisweilen dem raschen Entwicklungsgange seiner Neigung entgegenzustehen und dieser Mensch war kein anderer als sein Wirth, der Gutsherr von Grünthal, Alfred Brunst. Vor dem Urtheil dieses Mannes hatte er, wenn auch keine Furcht, doch wenigstens einen Schimmer von Besorgniß, denn sein Charakter, sein sicheres, festes Wesen, die ganze Art und Weise, wie derselbe sich gegen ihn gezeigt, hatte ihm gewaltig imponirt. Dieser Mann, so einfach, so ruhig und klar die Verhältnisse aller ihn Umgehenden beurtheilend, der Jedem das Seine ließ und doch mit seinem hochherzigen Wesen sie Alle beherrschte, hatte, wie er gleich von Anfang an sein Gemüth gefangen genommen, seiner Willkür eine nicht zu verkennende Schranke gesetzt. Er hatte ihm zwar volle Freiheit in Benutzung seiner Zeit gelassen; aber doch ihn mit scharfem Auge bewacht und mit einem einfachen Winke in seinem gewaltigen Herzensdrange gezügelt. Ein solcher Mann war ihm noch niemals vorgekommen, ihn schätzte er überaus hoch und darum durfte er seine Meinung auch den fraglichen Punkt auf keine Weise geringschätzen, ihm mußte er die Frage seines Herzens sogar zuerst vorlegen und was er darauf antwortete, das mußte ihm die Richtung seines eigenen Handelns anweisen, das mußte den endlichen Ausschlag geben. Wenn nun

Alfred Brunst, nachdem er das Mädchen mit eigenen Augen betrachtet, was er ja nach seiner bald erwarteten Genesung zu thun versprochen, ihm beistimmte, dann war für immer über sein ferneres Schicksal entschieden, daß derselbe zu seinen Gunsten endlich entscheiden würde, glaubte er nach seinem eigenen allmählig klarer gewordenen Urtheil kaum vergebens hoffen zu dürfen.

Aber wenn er sein Schicksal in diesem Punkte der Beurtheilung des väterlichen Freundes gewissermaßen anheimzustellen entschlossen war, hatte er denn auch für sich selbst reiflich an seine Zukunft gedacht und war er überzeugt, daß sich dieselbe im Besitz des geliebten Mädchens seinen früheren Wünschen gemäß gestalten würde? O ja, das hatte er gethan, Tag und Nacht hatte er sich darüber Rechenschaft abgelegt, nach allen Seiten sein Herz geprüft und immer und zu jeder Zeit in dem Besitz dieses Mädchens, das er so innig liebte, den Inbegriff seines ganzen Erdenglücks für alle Zeiten zu erkennen geglaubt. Wenn er sich in seiner regen Phantasie in seinem Atelier bei der Arbeit sitzen sah, an seiner Seite das schöne Wesen mit dem goldenen Haar, den reinen blauen Augen, die von Klugheit und Milde strahlten, wie herrlich und köstlich erschien ihm dann ein solches Beisammensein! O, wie wollte er dies schöne Gesicht, das auf den ersten Blick schon eine so edle Seele verrieth, in zahllosen verschiedenen Bildern vervielfältigen, wie wollte er sein künstlerisches Auge an ihren Reizen weiden und dabei, von ganzem Herzen wiedergeliebt, namenlos glücklich und zufrieden sein!

Also er wollte sie heirathen! Aber wie und wo leben mit ihr? Das wußte er selbst noch nicht, und erst als er auf diesen so nahe liegenden Gedanken verfiel, wurde er nachdenklich und fand dabei, daß er eigentlich noch ziemlich fern von dem so ersehnten Ziele sei. Hatte er denn schon das Nothwendigste zur Erreichung desselben gethan, hatte er die Gewißheit erlangt, daß Alwining ihm eben so geneigt sei, daß sie ihm in eine fremde Welt folgen und ihr Schicksal an das seinige knüpfen würde, das ihm ja selbst noch nicht von allen Wolken der Weltsorge frei vor Augen lag? Hatte er schon mit der Mutter über die Erfüllung dieses Wunsches gesprochen und von ihr die Zusicherung erhalten, daß dieselbe möglich sei? Nein, das hatte er noch nicht gethan, wenigstens nicht in klaren, bestimmten Ausdrücken, die keinen Zweifel an seiner Absicht übrig ließen, aber angedeutet hatte er dieselbe zur Genüge und in langen traulichen Gesprächen sein Herz erschlossen, so daß sie selbst wohl wissen mußte, wohin solche Herzenswünsche führen würden.

Und die Mutter, was hatte sie ihm erwidert? Hatte sie ihn ermuntert, in seinen Bestrebungen fortzufahren, oder hatte sie ihm von denselben abgerathen? Ach, dieser armen Frau, die seit dem Augenblicke, wo sie in die Hände ihres Mannes gerathen, nur eine Sclavin gewesen war, nur willenlos der Willkür und Laune eines gebieterischen Herrn gehorchte, war allerdings durch den Umgang mit einem gesitteten und gebildeten Menschen ein ganz neues Leben aufgegangen. Lange hatte sie solche



Freuden nicht genossen, wie jetzt, wenn Heinrich Markholm in ihrem Stübchen saß, von seiner Heimat, seinem Künstlerleben, seinen Bildern erzählte. Er hatte es in solchen Unterredungen verstanden, ihr ganzes Herz gleichsam durch den sanften Balsam traulicher Hingebung zu erweichen und die gepreßte Spannung, die es seit Jahren in eisernen Klammern hielt, durch herzlichen Antheil zu mildern. Er hatte ihr Vertrauen bis zu einer gewissen Gränze errungen und wiederholt in die düstere Tiefe ihres vereinsamten Herzens blicken können. Daß sie ihren Mann nicht liebte, nicht mehr lieben konnte, daß sie ihn nur fürchtete und deshalb ihre Zukunft wie eine dunkle Wolke über ihrem Haupte schweben sah, war ihm lange kein Geheimniß mehr. Denn die Handlungsweise dieses unheimlichen Mannes, sein Erwerb, seine Beschäftigung war in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, sein ganzes Leben war ihr zweideutig gewesen und vor seiner Zukunft bangte ihr wie vor einer drohenden Gewitterwolke. Wie von einem inneren geheimen Rachegeist getrieben, stürmte er leidenschaftlich auf der betretenen Bahn vorwärts, einen Halt gab es für ihn nicht mehr; zügellos geworden durch die Geringschätzung und Verachtung der Gesetze, verfolgte er nur ihm allein bekannte Zwecke, und kein Mensch hatte je in die unzugänglichen Tiefen seiner Brust geschaut.

Petronella war sehr jung und unerfahren gewesen, als sie ihren Mann in Jütland kennen lernte, wo er wie aus den Wolken geschneit plötzlich erschien und alsbald mit einigen ihrer Verwandten in enge Verbindung gerieth.

Nicht allein hübsch und frisch, sondern auch sanft und biegsam, hatten gerade die letzteren Eigenschaften auf die Entschließungen des Mannes eingewirkt, zumal auch seine Sinne von dem Aeußern des jungen Mädchens einigermaßen, wenigstens auf einige Zeit gefesselt schienen. Allein das war nicht Alles, was ihn an sie zog, sie besaß auch ein kleines Vermögen und er hatte nichts, womit er ein Geschäft begründen oder ein begonnenes fortsetzen konnte. Von keinem redlichen Rathgeber unterstützt, von Hause aus schwach und leicht lenkbar, hatte sie den Wünschen des fremden Mannes bald nachgegeben und war, ohne zu wissen was Liebe sei, sein Weib geworden. Glücklich aber, nicht einmal zufrieden, hatte sie sich keinen Augenblick an seiner Seite gefühlt, denn nur zu bald hatte sie den gemeinen Sinn des Mannes erkannt, dem sie sich angeschlossen, und nur zu früh hatte er die gleißnerische Außenseite abgestreift und sich in seiner wahren abschreckenden Gestalt gezeigt. So war es gewesen lange zwanzig Jahre hindurch. Von einem Orte zum andern hatte sie sein ruheloses Treiben geführt und selbst jetzt, wo sie ein abgelegenes, stilles Asyl gefunden sollte, wie sie erfahren, auch dies noch nicht ihre beständige Heimat bleiben.

War es ihr unter diesen Umständen zu verdenken, daß sie sich mit herzlicher Freude dem sanfteren Wesen eines gebildeten Mannes hingab, daß sie Stundenlang ihre traurige Vergangenheit vergaß und mit einer Art Wollust den Gedanken erfaßte, daß wenigstens ihre Tochter einst glücklicher werden könnte, als sie es gewesen, und daß

sie vielleicht mit dieser an einem ruhigen Orte künftig ein zufriedeneres Leben führen könnte?

Und Alwining – wie war es mit deren Herzen beschaffen? Sagen wir es mit einem Wort, was wir ja schon längst errathen ließen: sie liebte, o sie liebte mit der ganzen Inbrunst eines jugendlichen und lange gefesselten Herzens, sie liebte einen Mann, wie er ihr, die eine so gute Bildung genossen, immer im Leben gefehlt, den sie eben so hoch achten wie zärtlich verehren konnte, sie liebte um so inniger und hingebender, als sie seit langer Zeit im Verborgenen vegetirend, nur die Schatten, die Nachtseiten des Lebens, nie aber sein Licht und seine Sonne erblickt hatte.

Wenn sie aber so innig liebte, dachte sie dabei an die Zukunft mit jenem Ernste und jener Gewissenhaftigkeit, wie Heinrich Markholm es that? Ach nein! Und warum nicht? Eben weil sie zu innig liebte, um viel an etwas zu denken, was noch lange nicht in ihren Gesichtskreis trat. Denn wenn ein Mädchen von ihren einfachen Verhältnissen, in ihrer abgeschiedenen Lage, fern von allem Ehrgeiz und Hochmuth, wirklich und wahrhaft liebt, dann denkt es nur an die Gegenwart. Nur die Stunden, die sie mit ihrem Geliebten verlebte, waren glückliche Stunden, nur auf diese wartete sie, nur in ihnen sog sie den Duft ein, der das Leben versüßt und verschönt, alle übrige Zeit war für sie nicht vorhanden, da vegetirte sie bloß wie früher, da lebte sie mechanisch wie ein Bildwerk, das nur die zauberische Hand des Meisters in Bewegung zu setzen versteht. O dieser Maler, war er nicht wie ein lichter

Himmelsstrahl auf ihren dunklen Lebenspfad gefallen? Konnte es für sie noch ein anderes, zweites Heil geben, wenn ihr dieses erste wieder entzogen ward? Was hätte sie zu erwarten, zu hoffen gehabt, wenn er nicht erschienen wäre, er, dessen Auge zum ersten Male mit jenem wonnigen Lächeln in das ihrige geschaut, das eine von Glück entzündete Seele verrieth, die dieses Glück eben so gern mittheilen mag, wie sie es selbst empfindet?

Hatten sich diese beiden jungen Leute nun schon ihre gegenseitige Neigung gestanden? Mit Worten? O nein! Aber mit Blicken und in fast sichtbar auf die Lippen tretenden Gedanken? O, tausendmal, bei jeder Gelegenheit, so oft sie sich sahen und sprachen. Jedes von Beiden wußte, was in dem Herzen des Andern vorging, was es schwellen machte bis zum Ueberfließen, aber sie schwiegen standhaft und das ist nicht zu verwundern, denn gerade in diesem geheimnißvollen Schweigen liegt ja für junge Leute in ihrer Lage der größte zauberische Reiz. O wie glücklich waren Beide in diesem mit tausend Wonnen gehantten Geheimniß, noch dazu in dieser poetischen Natur, dieser Verborgenheit und Abgeschiedenheit von aller Welt, deren lautes Gewoge nicht an ihr Ohr, viel weniger an ihr Herz schlug, an einem Orte, wo sie Niemand belästigte, Niemand störte, Niemand aus ihren süßen Zweifeln und ihrer namenlosen Wonne riß.

Aber diese Wonne war, wie keine Wonne auf Erden, doch nicht ganz ungetrübt, ja sie machte sogar oft einem recht bangen Zagen Platz, das jeden Tag wuchs, wie

jene kleine Wolke am Himmel, die erst fern am Horizonte schwebt, unbedeutend erscheint, aber allmählig näher rückt, anschwillt, immer dunkler und gefährlicher wird und zuletzt den Orkan heranträgt, der das Meer aufhürmt, Bäume und Häuser bricht und Zerstörung über alles Lebendige bringt, was in seine furchtbare Gewalt gegeben wird.

Diese eine, schreckliche Wolke an ihrem sonst so klaren Himmel – wer hätte es nicht schon errathen – war der Vater Alwining's, der den sonst so thatkräftigen Maler schaudern machte, wenn er wie ein dunkler Schatten vor seiner Erinnerung auftauchte. Wer hatte diesen Vater ergründet, wer in seine Absichten geblickt? Höchstens seine Frau und Tochter, und die Absichten, die sich ihnen enthüllt, sprachen fürwahr nicht zu Gunsten der Wünsche des liebenden Malers. Und eben der Gedanke hieran brachte den Kampf hervor, den dieser täglich zu bestehen hatte, wenn er einsam und still seinen Weg vom Häuschen in der Schlucht nach Grünthal verfolgte, denn mit einem solchen Vater konnte er selbst in seinen geheimsten Gedanken nicht auf's Reine kommen, und die Art und Weise, wie derselbe zu bestimmen wäre, dem Wunsche des jungen Mannes sich geneigt zu zeigen, verursachte diesem mehr Kopferbrechen, als je eine andere Arbeit.

Dennoch aber mußte auch dieser Berg endlich überschritten werden und Heinrich Markholm hatte schon an

die einzigen Hülfsmittel gedacht, die ihm hierin förderlich sein konnten. Und da war es wieder und allein Alfred Brunst, der ihm dies Hülfsmittel bieten sollte; er und kein Anderer mußte sein Brautwerber sein und Heinrich glaubte und hoffte, er werde dies saure Geschäft übernehmen, um so eher, wenn er ihm sein volles Herz einmal gänzlich ausschüttete und ihm erklärte, daß es eine heilige Pflicht für ihn sei, das edle Mädchen den unedlen Händen zu entreißen, die es gefesselt hielten, daß es nur an ihm liege, den herrlichen Keim in ihr zur reichsten Blüthe zu treiben, und daß Alfred Brunst, wenn er die Hand zu diesem Werke erhebe, damit nicht einen, nein zwei und vielleicht noch mehr Menschen für ihr ganzes Leben unendlich glücklich machen könne.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging Heinrich Markholm an jenem Mittag nach dem Kieler Ufer und am Abend von dort wieder nach dem heimatlichen Gute. Er hatte einen glücklichen, wonnereichen Tag verlebt und sein Verlangen, so bald wie möglich ohne alle Sorgen diese Wege zurückzulegen, war bis zu einem fast unerträglichen Grade gestiegen. Heute noch, so hatte er sich vorgenommen, sollte sein Wirth sein ganzes Herz kennen lernen, heute noch wollte er ihn mit klaren Worten um seine Verwendung, seine Hülfe bitten, und mit dieser Hülfe hoffte er bald an das erwartete Ziel zu gelangen.

Von solchen Entschließungen getragen und von solchen Hoffnungen die Brust geschwellt, kehrte er an diesem Abend mit fast stürmischer Hast nach Grünthal heim, er war muthig wie nie, und nie wie heute hatte

sein Herz so voller Vertrauen geklopft, als er von Weitem das friedliche Gehöft liegen sah, in dem die Hülfe wohnte, die ihm ein Paradies auf Erden erringen sollte.

Aber wie staunte er, wie tief sanken seine Hoffnungen plötzlich von ihrer schwindelnden Höhe herab, als er in das Haus trat und schon auf dem Flure hörte, daß sein Wirth plötzlich nach der Oehe abgereist sei! Stumm, niedergeschlagen war er in das Zimmer getreten und hielt nun den Brief in der Hand, den Jener für ihn zurückgelassen hatte.

Endlich öffnete er denselben und las. Aber wie wunderbar! Dieser Brief, anstatt ihn in neue Sorge zu stürzen, machte schnell die eben gehegte schwinden. Alfred Brunst versprach ja schon darin seine Hülfe, die er ihn erst hatte bitten wollen, und das Wort dieses Mannes war eines ächten Mannes Wort, das nur ermuthigend und belebend wirken konnte – und so wirkte es in der That.

»Gott wollte es nicht auf meine Weise,« sagte er sich, »aber er will es vielleicht auf eine andere und so ist es am Ende noch besser. Also Geduld! Kommt Zeit, kommt Rath! Er sagt mir, ich solle, wie mein Herz es verlangt, die Bekanntschaft fortsetzen. Ha! Ist das nicht genug gesagt? Und dann: ›wenn ich wiederkomme, stehe ich Ihnen in jeder Hinsicht zu Diensten.‹ Gut denn, so will ich thun, was er sagt, und hoffen auf das, was er verspricht.«

Mit solchen Gedanken beschäftigte er sich den Rest des Abends und mit ähnlichen begab er sich auch zur Ruhe. Während der Nacht aber mußten ihn angenehme und ermunternde Träume umschwebt haben, denn als er

erwachte, fühlte er sich ungewöhnlich muthig, zur Aufnahme des Kampfes bereit, mochte er ihm drohen von welcher Seite er wollte, und jeglichen Widerstand feindlicher Elemente geringschätzend, dünkte er sich auch ohne fremde Hülfe kräftig genug, seinen Wünschen Anerkennung und seinen Hoffnungen Gewährung zu verschaffen.

Womit aber sollte er den langen Morgen über die Zeit hinbringen? Sein Wirth, dem er sonst bis Mittag stundenlang Gesellschaft geleistet, so weit er nicht von fremden Personen in Anspruch genommen war, hatte Grünthal verlassen; zur Arbeit fühlte er sich nicht aufgelegt, das Haus selbst schien ihm plötzlich wie verödet, über die alltäglichen Vorfälle des Lebens mochte er mit Niemanden sprechen, dazu waren seine Seelenkräfte zu sehr angespannt und auf einen einzigen Punkt gerichtet – was blieb ihm also übrig, als das Freie zu suchen und durch Wald und Flur zu schweifen? Und als er nun den Kopf zum Fenster hinausstreckte und die Sonne golden in den blauen Lüften funkeln sah, da erfaßte ihn plötzlich die Lust, von dem bisher festgehaltenen Vorsatze abzuweichen und einmal nach langer Zeit wieder einen Morgen und also natürlich auch den ganzen Tag in der Kieler Schlucht zuzubringen.

Als dieser Gedanke erst einmal in ihm aufgetaucht war, erfaßte ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht dahin und um seinen Vorsatz gegen sich selbst zu rechtfertigen, nahm er den schon lange gehegten Plan wieder auf, seine Gefühle für Alwining deren Mutter anzuvertrauen, ihr



seine Absichten vorzulegen und sie um ihren Rath zu bitten, wie er sich unter diesen Verhältnissen ferner ihrem Manne gegenüber verhalten solle.

»Das kann nicht schaden,« sagte er sich, »damit habe ich Herrn Brunst nur vorgearbeitet und ich bin auch der guten Frau Halling schuldig, endlich ein klares Wort über meine Absichten fallen zu lassen.«

Als er erst so weit gekommen war, hielt er seinen frühen Aufbruch sogar für äußerst nothwendig, da er ja sonst einen großen Theil des Nachmittags für Alwining verliere, und so ließ er schnell den Schimmel satteln und ritt ganz seelenvergnügt nach Stubbenkammer hinüber.

Wenn unser Maler schon durch die Erhebung seines Gefühls und durch das Bewußtwerden eines inneren festen Willens heiter und glücklich war, so sollte der Ritt durch den Wald und die Betrachtung der schönen Natur ihn noch heiterer und glücklicher stimmen. Welcher Morgen umgab ihn, als er die Schatten der Stubnitz betrat! Der heftige Ostwind, der den ganzen vorigen Tag geweht, hatte sich gesänftigt und nur eine leichte milde Brise fächelte ihm mit duftigem Hauche entgegen. Goldklar lag das blaue Himmelsgewölbe über ihm und die Sonne sendete keine heißen, nur angenehm warme Strahlen herab. O und wie herrlich erschien ihm nun Stubbenkammer, was er so lange nicht genossen, erst in dieser schönen Morgenbeleuchtung! Leise wallend, mit Millionen und abermals Millionen diamantenen Punkten besäet, fluthete das Meer in majestätischer Stille einher

und ein silberner Streifen zog sich wie eine riesenhafte Schlange am Horizonte entlang und schloß die ganze ungeheure blaue Fläche ein, wie das blinkende Gold den spiegelnden Saphir umfaßt. Reiner Sonnenglanz lag auf den weißen Felsen und färbte die dunkelgrüne Buchenwaldung, die Schluchten, Abhänge und Gipfel schmückt, mit lichterem Glanze als gewöhnlich. Ruhig zogen in der Ferne unzählige Schiffe und aller Orten sprangen die Bewohner der unermesslichen Tiefe auf, den lieblichen Sonnenglanz des Tages zu sehen und mit an dem Leben auf dieser schönen Erde sich zu freuen.

Heinrich Markholm's Künstlerauge flog entzückt über dies erhabene Schauspiel hin und in seiner Seele wogte ein namenloses Frohlocken auf. »O,« sagte er, »wenn ich heute noch traurig wäre, dieser Anblick müßte mich freudig stimmen, und das ist allein die Wirkung der über allen Kummer und Schmerz triumphirenden, nie eine Niederlage erleidenden Natur. Immer wieder ist sie am Morgen, selbst nach der schwersten und wildesten Nacht, kräftig, frisch und gesund, und wüthet einmal ein düsterer Sturm durch sie und über sie hin, so richtet sie sich bald nachher immer wieder in neuem Siegesglanze auf. Daran sollte der empfindsame Mensch ein Beispiel nehmen, der immer gleich in Wehmuth und Ohnmacht versinkt, wenn ihn ein unerwarteter Windzug trifft, ein Schmerz erfaßt, ein Plan ihm mißglückt, denn was ist es Anderes, was in ihm und um ihn wirkt und lebt, als ein Theil der Natur, deren Geschöpf und Theil er selber ist! Also muthig, Heinrich, muthig, und der letzte Druck,

der auf Deinem Herzen lastet, er soll heute auch noch herunter, der ganze Tag scheint dazu angethan, mir nur Glück und Segen zu spenden, und ich werde dem treuen Mutterherzen die Sorge nehmen, die sie gewiß schon lange über die ungewisse Zukunft ihres Kindes beschlichen hat.«

So dachte, so empfand Heinrich Markholm an dem Morgen dieses Tages, aber es ist eine wunderbare Einrichtung im Leben des einzelnen Menschen wie der ganzen großen Natur, daß selten ein Abend dem Morgen, noch viel seltener aber die Gedanken und Gefühle des Menschen, die er am Morgen hegt, den Gefühlen entsprechen, die ihm im Laufe des Tages durch die zwingende Macht der Umstände aufgenöthigt werden.

Als nun unser Freund auf der Klippe des Königstuhles stand und seine ermuthigenden Gedanken weiter verfolgte, fühlte er plötzlich etwas Kaltes seine Hand berühren. Es war die Nase Türk's, der sich an den alten Freund schmiegte und durch Liebkosungen die Erinnerung an ihn wach rufen wollte.

»Aha, Du bist es, mein guter Türk,« sagte der Maler sich umwendend und den schönen Kopf des Thieres streichelnd, »möchtest Du einmal wieder mit mir gehen? Ja, das sollst Du, Du hast mich ja dahin geführt, wohin ich jetzt alle Tage gehe und mich freue; Dir also verdanke ich eigentlich mein Glück. Komm, wir wollen uns gleich auf den Weg machen, ich will nur sagen, daß ich Dich mit mir nehme.«

Als dies geschehen, schritt Heinrich Markholm rüstig den bekannten Weg über Klein-Stubbenkammer fort und freudig folgte der Hund, mit lautem Gebell ihn umspringend und dann wieder lange Strecken vorausstürzend, als wisse er schon, wohin ihn sein heutiger Weg führe.

Das Alles machte unsern Freund glücklicher und zufriedener als er lange gewesen. Das nachdenkliche Wesen, welches er in den letzten Tagen Jedermann gezeigt, war verschwunden und er war wieder der alte fröhliche Künstler geworden, dessen Sinne, Herz und Seele allen schönen Eindrücken von Außen geöffnet sind.

So eilte er raschen Schrittes auf dem nächsten Wege durch den balsamisch duftenden Wald der Kieler Schlucht zu, und über die wie Perlen auf grünem Teppich reichlich ausgestreuten Blumen und die stolzen im leichten Seewinde wogenden Farnbüschel sich freuend, wie über jeden Vogel, der girrend und zwitschernd an ihm vorüberflog, erreichte er in kaum einer Stunde den Rand der Schlucht, in welcher Halling's Häuschen lag.

Er wollte eben den gewöhnlichen Weg nach dem Hause einschlagen, der landwärts durch den Wald sich schlängelt, als Türk freudig den Abhang an der Seeseite hinabsprang, der freilich kürzer, aber auch beschwerlicher an das Ziel führte. Ohne Zögern folgte ihm der Maler und siehe, der Hund hatte nicht schlecht geführt, denn als er noch auf der halben Höhe des Abhanges war und vorsichtig niederstieg, sah er Türk schon an der Seite Alwining's schwänzelnd stehen und hörte ihn leise knurren, als wollte er dadurch zu verstehen geben, daß er sie

wieder erkenne und daß er wohl wisse, wie theuer sie seinem Begleiter sei.

Alwining saß, mit einer Näharbeit beschäftigt, auf einem Steine am Strande, das blaue spielende Meer von Zeit zu Zeit betrachtend und dazwischen einen Seufzer ausstoßend, den der kosende Wind rasch landwärts entführte. Als Heinrich das schöne Mädchen von ferne erblickte, blieb er stehen und betrachtete sie mit vor Wonne fast überfließendem Herzen. Alwining hatte, wie wir schon wissen, von jeher ein großes Wohlgefallen daran gefunden, sich nicht nur überaus sauber, sondern auch so fein wie möglich zu kleiden, wemgleich ihr rauher Vater ihr nur höchstens ein Zwitterwerk von Stadt- und Landkleidung gestattete. Seitdem sie aber Heinrich Markholm kennen gelernt, hatte ihr natürlicher Trieb sie zu einer noch viel größeren Nettigkeit geführt und diese hatte sie weniger in der Auswahl ihrer Kleider, als in der Pflege ihres überaus schönen Haares, ihrer Hände und überhaupt der sichtbaren Theile ihres reizenden Körpers zu entwickeln gesucht. Im Ganzen war sie heute noch so gekleidet wie damals, als wir ihr zum ersten Mal begegneten, nur war das Mieder mit Schößen, welches sie trug, von seinem dunkelgrünen Tuche, der nicht allzulange Rock weit gebauscht und von roth und weiß gestreiftem Wollzeuge, und die Schürze, die über denselben floß, zeichnete sich durch eine fast durchsichtige Klarheit und schneeige Weiße aus. Heinrich Markholm stand noch immer und verschlang jede ihrer Bewegungen; er hoffte vielleicht, sie würde sich sogleich erheben und ihm entgentreten,

wie sie das sonst immer that, wenn sie ihn nahen sah. Allein dies geschah heute nicht; gleichsam von einer inneren Gewalt gefesselt, blieb sie auf ihrem Platze, denn ein dumpfer Druck lag auf ihrem Herzen, vielleicht eine Ahnung, daß das stille Glück der Gegenwart nicht lange mehr so dauern könne, und jeder Wechsel, der das liebende Herz berührt, mag er sein wie er will, läßt es bange schlagen, da es nur in der Beständigkeit der süßen Gegenwart allein das Glück zu sehen glaubt.

Als Türk nun so unerwartet an sie herantrat und mit seinen klugen Augen sie freundlich anblickte, erschrak sie zuerst, dann aber faßte sie sich rasch, rief den Hund zu sich heran und streichelte ihm liebkosend den Kopf, was er sich auch gern gefallen ließ.

»Guten Morgen!« rief da eine bekannte Stimme von der Höhe über ihr herab.

Jetzt freilich flog pfeilgeschwind der anmuthige Kopf und das blaue Auge empor, aber ehe sie noch den Gruß erwidert, war die Gestalt des jungen Mannes schon vom Vorsprung der Klippe verschwunden und in wenigen Minuten stand er vor ihr, die Wangen erhitzt vom raschen Gange und die Augen blitzend vor Freude über das Wiedersehen.

»Guten Morgen, Alwining,« wiederholte er und reichte seine Hand hin, die leise ergriffen und nach raschem Drucke schnell wieder losgelassen wurde.

»Guten Morgen, Herr Markholm!« klang es ihm entgegen, aber sogleich gewahrte er die Beklommenheit des Mädchens, die wir schon vorher angedeutet haben.

Heinrich Markholm glaubte den Grund derselben in seiner unerwartet frühen Erscheinung entdeckt zu haben, da er ja aus guten Gründen auf diese Morgenbesuche verzichtet hatte. Darum sagte er auch: »Sie wundern sich, Alwining, daß ich heute so früh komme, nicht wahr? Aber heute konnte ich nicht anders, der Morgen verlockte mich durch seine zauberische Schönheit und da ich allein auf Grünthal war, hielt ich es nicht länger daselbst aus.«

»Sie waren auf Grünthal allein?« fragte Alwining verwundert, indem sie ihren Platz auf dem Steine wieder einnahm, der Maler aber vor ihr stehen blieb und sie mit freudeleuchtenden Blicken betrachtete.

»Ja, ich war allein. Mein Wirth mußte gestern wider Erwarten verreisen, hat mir jedoch sein Haus auch während seiner Abwesenheit als Heimat angeboten. Ist das nicht edel, Alwining?«

»Ja, es ist edel und auch *angenehm*,« fügte sie mit leiser Betonung hinzu.

»Sehr angenehm. Aber es thut mir doch leid, daß diese Reise so bald nothwendig wurde, da er sich vorgenommen hatte, in den nächsten Tagen hierher zu kommen, um Sie persönlich kennen zu lernen.«

Alwining schlug rasch die Augen gegen ihren Freund auf, ließ sie aber eben so rasch vor ihm sinken, da sie seinen funkelnden Blick bemerkte, mit dem er sie liebe-glühend durchdrang: Jedenfalls erschrak sie über diesen Besuch, der gewiß nur in ernster Absicht unternommen

ward und ihrem Geschick nicht fremd sein konnte. Daher erröthete sie lebhaft und fragte verlegen: »Um *mich* kennen zu lernen?«

»So ist es, Alwining; verdenken Sie ihm das, da ich ihm so viel von Ihnen erzählt?«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte und werde mich freuen, jenen Mann zu sehen, den Sie als einen so edelen schildern; aber haben Sie auch bedacht, daß dadurch eine neue Person in den Kreis meines Vaters tritt, und daß dieser nicht so erfreut darüber sein wird wie ich?«

»Ich habe es bedacht,« erwiderte Heinrich Markholm mit ruhiger Würde und ernstem Nachdruck, der der scharf zuhörenden Alwining mehr Aufschluß gab als das einfache Wort ›ich habe es bedacht!‹ »Doch wissen Sie,« fuhr er lächelnd und schnell den Gegenstand des Gesprächs wechselnd fort, »daß ich einige Stunden an diesem schönen Morgen Ihnen entziehen und einer Anderen meine Aufmerksamkeit widmen muß.«

Jetzt erhob Alwining ihre Augen vollständig gegen den Redenden und zog sie nicht wieder so bald von ihm ab, wobei ihre sanfte Miene Neugierde und Verwunderung wahrnehmen ließ. »Warum denn,« fragte, sie, »müssen Sie mir den Rücken kehren?«

»Um Ihrer Mutter mein Gesicht zuzuwenden.«

»Ah, meiner Mutter wollen Sie Ihre Aufmerksamkeit schenken?«

»Ja, Alwining, und damit ich sie bald zu Ihnen zurückwenden kann, will ich lieber gleich gehen, sonst halte



ich sie von der Küche zurück und wir bekommen heute nichts zu essen.«

Mit diesen Worten grüßte er sie, um sich zu entfernen, als sie auch aufstand und sagte: »Soll ich Sie nicht zur Mutter begleiten?«

»Nein, diesmal nicht – bleiben Sie, ich habe ein paar ernste Worte mit ihr allein zu reden.«

Er ging und Türk folgte ihm auf den Fersen; Alwining aber blieb halb voll Sorge, halb voll Staunen auf ihrem Platze, da sie nicht begreifen konnte, was Heinrich Markholm so Ernstes mit ihrer Mutter zu reden habe, das sie nicht hören solle.

Heinrich erreichte das Haus, ohne von Frau Halling bemerkt zu werden, bevor er die Thür ihres Zimmers öffnete, welches sie eben in Ordnung gebracht, so daß jedes Möbel im Sonnenschein blitzte, der durch das Fenster hereinfiel. Als sie seiner ansichtig ward, stieß sie einen lauten Ruf aus, der halb Schreck, halb freudige Ueberraschung kundgab.

Heinrich Markholm bot ihr die Hand und entschuldigte seinen frühen Besuch, wie er bei der Tochter gethan, durch die Angabe desselben Grundes, dann aber setzte er sich auf einen Stuhl und bat die Frau, ein Gleiches zu thun, da er ihr etwas recht Ernstes zu sagen habe und sie um ihren Rath bitten wolle.

»Mein Gott,« sagte die leicht erregbare und beständig in Sorge schwebende Frau, »etwas Ernstes wollen Sie mir sagen? Was mag das sein? Und meinen Rath wollen Sie hören? O, worin sollte ich Ihnen rathen können?«

»Hören Sie mich an, Frau Halling, und setzen Sie sich. So. Sehen Sie, ich bin nicht umsonst heute so früh gekommen; mich beschäftigt schon lange eine wichtige Frage und die muß ich Ihnen nun endlich vorlegen, wenn ich Ruhe vor mir selber haben will. Aber sprechen Sie einmal recht aufrichtig und offen mit mir, wir sind ja allein, uns hört Niemand, und da wir Beide ein gleiches Interesse an der Sache nehmen, so bin ich überzeugt, Sie werden mir nichts verbergen, was mir von Werth sein könnte.«

Frau Halling ward von Augenblick zu Augenblick befangener, ließ die fleißigen Hände in den Schooß sinken, die schon wieder eine Arbeit ergriffen hatten, und starrte den jungen Mann mit bleichem Gesicht und erwartungsvollem Schweigen an.

»Denken Sie nicht,« fuhr dieser ruhig und eindringlich fort, »mich stachele bloß eine gewöhnliche Neugierde an, wenn ich mich in Ihr Vertrauen dränge, ach nein, nehmen Sie vielmehr an, daß die innigste Theilnahme an Ihrem und Alwining's Geschick mich so sprechen läßt. Sagen Sie mir also, wissen Sie vielleicht, ob Ihr Mann über die Zukunft Ihrer Tochter schon irgend einen Plan entworfen oder gar ausgesprochen hat?«

»Ueber die Zukunft meiner Tochter? Einen Plan ausgesprochen? Wie meinen Sie das, Herr Markholm?«

»Ich will mich deutlicher ausdrücken. Hat Ihr Mann schon über die Hand Ihrer Tochter verfügt?«

»Ach Gott, Herr Markholm,« sagte die Frau schwer seufzend, »das weiß ich in der That nicht ganz bestimmt.

Mein Mann sagt uns nie, was er über uns beschlossen hat, bis der Augenblick der Ausführung gekommen ist.«

»Aber da sind Sie doch wahrhaft zu beklagen!«

»Ja,« rief die Frau, in helle Thränen ausbrechend, »das bin ich gewiß und das ist Alwining auch. Aber da fällt mir ein, daß mein Mann bei seiner letzten Anwesenheit davon sprach, sein Steuermann begehre Alwining zum Weibe, und er schien auch nicht abgeneigt, dem Manne zu Willen zu sein.«

»Wie!« rief Heinrich Markholm mit bleicher Stirn aus, »ein Steuermann sollte sie heirathen? Was ist das für ein Mann?«

»Ich kenne ihn wenig, aber so viel ist gewiß, daß er ein gemeiner Mensch ist, wie meist alle die Schiffer und Knechte, die in den Geschäften meines Mannes arbeiten.«

Heinrich Markholm stand vom Stuhle auf, er hatte keine Ruhe mehr, er mußte sein Inneres erschließen oder es erstickte ihn die Fülle des nach seinem Herzen wallenden Blutes. »Frau Halling,« rief er, »um Gotteswillen, Sie werden doch das nicht zugeben?«

»Herr Markholm, was sollte ich darin thun? Wissen Sie noch nicht genügend, wie die Sachen hier bei uns stehen?«

»Ich weiß es, leider ja, aber wenn ich Ihnen sage – o wie soll ich das ausdrücken – wenn ich Ihnen sage, daß mich das Schicksal Alwining's auf's Innigste berührt, dann, dann werden Sie begreifen, wie mich die Nachricht, die Sie mir da mittheilen, auf's Heftigste erschüttert.«

Die Matrone hob das von Thränen überströmte Gesicht gegen den jungen Mann auf und blickte ihn mit einem inneren Erbeben an. »Wie meinen Sie,« sagte sie, »ich kann nicht glauben, Sie recht verstanden zu haben. Wohl weiß ich, daß Sie uns lieb gewonnen haben und namentlich Alwining, denn warum hätten Sie uns sonst wochenlang alle Tage besucht, aber daß Alwining's Schicksal Sie auf das Innigste berührt – sagten Sie nicht so?«

»So sagte ich und ich wiederhole es. O, Frau Halling,« und er rückte ihr näher, ergriff ihre Hand und drückte sie herzlich, wobei sein männliches Gesicht einen so weichen und zärtlichen Ausdruck annahm, wie ihn ein liebendes Kind zu Zeiten hat, »warum soll ich es Ihnen länger verschweigen, ich selbst habe Alwining unendlich lieb gewonnen und wenn ich sie mit innerer Zufriedenheit einem Manne zu ertheilen sähe, so könnte nur ich dieser Mann sein; einem Andern, und wenn es der Beste wäre, würde ich sie niemals gönnen.«

Frau Halling, obgleich sie seit einiger Zeit die Gefühle des jungen Mannes ahnen mochte, erschrak doch sehr, als sie das Geständniß derselben so einfach und unumwunden aussprechen hörte. »Mein Gott,« sagte sie, vor innerer Angst bebend, »haben Sie sich das auch reiflich überlegt? Haben Sie den Abstand ermessen, der zwischen Ihnen und Alwine Halling liegt? Sie ist, wenn auch nicht armer, doch nur geringer Leute Kind und gewiß wenig geeignet, die Frau eines so geschickten Künstlers in einer großen Stadt zu werden.«

»Das lassen Sie meine Sorge sein, das werde ich allein zu vertreten haben und darum handelt es sich hier nicht. Es handelt sich vielmehr nur darum – und darin wollte ich mir Ihren Rath ausbitten – ob Ihr Mann meine Bewerbung, wenn ich sie über kurz oder lang vor ihm ausspräche, annehmen würde, denn daß *Sie* meinen Wünschen nicht entgegen sind, glaube ich sicher annehmen zu können.«

»Ach Gott – ich!« – Sie konnte nicht weiter reden, krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme, sie beugte ihren Kopf nieder, hüllte ihr Gesicht in die Schürze und weinte laut.

Heinrich Markholm ließ den Gefühlen der tief erschütterten Frau eine Zeitlang ihren Lauf, dann aber redete er ihr sanft zu und fragte sie noch einmal, ob sie persönlich nichts *gegen* seine Wünsche einzuwenden habe.

Offenbar wollte sich Frau Halling's Herz in einer längeren Rede ergießen, sie rang und rang mit sich selber, aber die Worte fanden sich nicht, die sie sagen wollte. Sie hatte so lange in Abhängigkeit und Knechtschaft gelebt, daß ihr freier Wille in diesem Augenblick noch gebrochen oder wenigstens nicht stark genug war, und so kamen nur einzelne Laute über ihre Lippen, die Heinrich Markholm allerdings den Aufschluß geben, daß Alwining's künftiges Glück auch das ihrige begründen würde, aber daß sie nicht glaube, daß dies nach dem Wunsche des Malers geschehen könnte.

»Und warum nicht?« fragte er eifrig. »Sollte Ihr Mann nicht mit einem Eidam zufrieden sein, der seiner Tochter

eine ehrenvolle und selbstständige Stellung in der Welt anweist?«

»Was mein Mann von seinem Eidam verlangt, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß er nicht lachen wird, wenn Sie ihm mit diesem Gesuche vor Augen treten.«

»O,« sagte Heinrich Markholm stolz, »glauben Sie, daß ich ihn fürchte? Oder daß ich ihn für so gefährlich halte? Nein, nein, Frau Halling, da kennen Sie mich nicht. Und außerdem habe ich eine mächtige Hülfe zur Seite, der ich vertraue. Doch, wie ich sehe, fürchten Sie sich selber, Ihrem Manne von dieser Unterredung etwas zu sagen –«

»O mein Gott,« rief die Frau, »wie werde ich!«

»Nun gut denn, vertrauen Sie ihm noch nichts an, ich werde schon auf eine andere Weise seine Beistimmung zu erhalten suchen. Wie dem aber auch sei – *Ihre* Einwilligung habe ich doch gewiß?«

»Meine Einwilligung? Ach, die will nichts sagen, guter Herr Markholm.«

»Sie sind zu kleinmüthig, Frau Halling; sagen Sie mir nur, ob Sie, wenn Sie unabhängig von Ihrem Manne wären, mich für würdig hielten, Alwining's Mann zu werden?«

»Großer Gott, ja, ja, ja, und tausendmal ja, ich halte Sie für sehr würdig dazu und in Gottes Namen, würde ich sagen, nehmen Sie sie, wenn Sie es für möglich halten, mit einer namenlosen Creatur Ihr Leben zu verbinden.«

Heinrich Markholm überhörte in seiner Aufregung die letzten Worte. Er hörte nur, daß die Mutter ihm nicht abhold sei, und damit war er für den Augenblick befriedigt.

Er drückte noch einmal der guten Frau die Hand, bat sie sich zu beruhigen und Alwining nichts von dem Vorgefallenen mitzuthemen. Dann verließ er sie, um frische Luft zu schöpfen; das kleine Haus ward ihm zu eng, seinen ersten kleinen Sieg zu verwenden, und er sehnte sich in's Freie, um wenigstens den Winden, den Wellen zu sagen, daß er doch einige Hoffnung habe, den Schatz seines Lebens zu erobern, der ihm immer kostbarer erschien, je höher sich die Hindernisse thürmten, die ihn davon zurückzuhalten drohten.

#### VIERTES KAPITEL. DER SCHWARZE HALLING TRITT ALS HANDELSMANN AUF.

Hastigen Schrittes eilte der glückliche Maler an den Strand, um Alwining noch daselbst zu treffen, aber so viel er auch suchte, er fand sie nicht, und so viel er sogar rief, sie antwortete ihm nicht. In der Vermuthung, sie sei nach ihrem Lieblingsitze oben auf der Klippe der Kieler Felsen gegangen, stieg er rasch den steilen Fußpfad hinan, aber auch auf der Höhe entdeckte er sie nicht und so setzte er seinen Spaziergang allein mit Türk eine Strecke fort, in der Meinung, Alwining habe vielleicht absichtlich und in entgegengesetzter Richtung einen ähnlichen unternommen, um ihm vollkommen Zeit zur Unterredung mit der Mutter zu lassen.

Wie die schöne, erhabene Natur in des Regel uns beruhigt, wenn wir gepreßten oder aufgeregten Herzens sie aufsuchen und ihr geheimnißvolles Walten mit liebevollem Auge betrachten, so wirkte sie auch heute auf den

glühenden Maler wohlthätig ein und je weiter er ging, um so ruhiger fühlte er sein Herz schlagen, um so besonnener blickte er in die seltsame Sage hinein, in die er ganz wider Erwarten auf dieser stillen Insel gerathen war.

Mit seinen geheimsten Gedanken beschäftigt und nur dann und wann einen Blick auf die mit zahllosen Schiffen bedeckte See oder in den grünen Tempel des hehren Buchenwaldes werfend, achtete er nicht besonders auf den eingeschlagenen Weg und plötzlich sah er sich am Rande der tiefen bewaldeten Schlucht stehen, die man den Fahrnitzer Fall nennt, weil vor setwa siebzig Jahren an dieser Stelle ein Bergsturz stattgefunden und die jetzt so schöne Schlucht gebildet hat, auf deren südlicher Seite dicht an der See noch heute der Kreidebruch liegt, den damals der schwarze Halling gepachtet hatte.

Bis zu dieser Stelle war Heinrich Markholm früher nie vorgedrungen, weil namentlich Alwining den Bruch gern vermied, um mit den rohen Arbeitern ihres Vaters in keine Berührung zu gerathen. Heute hielt ihn nun diese Besorgniß nicht davon zurück und er beschloß, die neu gebrochenen Kreidewände einmal aus der Nähe zu betrachten.

Bald war er an eine Stelle gelangt, von wo er bequem den ganzen Bruch übersehen konnte, und er fand, daß hier mancher Gewinnst zu erzielen sei, wenn die Leute nur fleißiger bei der Arbeit wären, als er sie in diesem Augenblick sah.



Obgleich es nämlich noch lange nicht Mittag war, so hatten sich doch schon einige Arbeiter in den Schatten der Bäume oberhalb des Bruchs gelagert und schliefen. Andere hackten und schaufelten zwar, aber mit einer Gemächlichkeit, als wären sie eifriger bemüht, keinen Schweißtropfen zu vergießen als ihre Pflicht zu erfüllen. Dabei lärmten sie laut durch einander, als zankten und schimpften sie sich, jedoch in einer Sprache, die Heinrich Markholm nicht verstand.

Nachdem er dem unbehaglichen Treiben eine Weile zugeschaut, wollte er weiter schreiten, als er auf einem schmalen, hoch an der Kreidewand angebrachten Gange, auf einer höchst gefährlichen Stelle, einen Mann mit voller Macht große Kreidestücke losbrechen sah, die dann krachend in die Tiefe rollten und unten bei den anderen Arbeitern anlangten, die sie in die Karren luden und nach dem Stapelplatze fuhren, wo sie theils weiter bearbeitet, theils in Tonnen verpackt wurden, um später verschifft zu werden.

Der Maler, der nie an Schwindel litt, konnte dennoch nur mit Zagen den Mann an dieser so bedenklichen Klippe seine schwere Arbeit verrichten sehen und er wartete wohl eine Viertelstunde, ob dieselbe auch ohne Unglück ablaufen würde. Nach dieser Zeit aber legte auch dieser Mann wie die anderen sein Werkzeug nieder und zog sich in den Schatten eines laubreichen Baumes im Walde zurück, wo er, weit entfernt von den übrigen Steinbrechern einen Kober öffnete, um sein Mittagsmahl abzuhalten.

Da er in der Nähe der Stelle sich niedergelassen, wo Heinrich Markholm selber saß, so konnte dieser ihn ruhig betrachten. Der Mann war bei der Arbeit überaus flink gewesen, aber das Essen ging ihm sehr langsam von Statten. Unter dem Baum auf dem Moose sitzend hatte er das Gesicht der See zugewendet und der Bissen schien ihm im Munde zu quellen, so mühsam kaute er das harte schwarze Brod, das er nur mit wenigem Salze bestreute, um es etwas schmackhafter zu machen.

Dem aufmerksamen und menschenfreundlichen Maler fiel sehr bald die sorgenvolle Miene des Mannes auf und da er sich nun doppelt für ihn interessirte, so ging er noch näher an ihn heran, bot ihm einen Gruß und setzte sich ihm gegenüber unter einem Baume nieder.

»Ihr habt an einer gefährlichen Stelle gearbeitet,« begann Heinrich Markholm das Gespräch.

»Ach ja,« sagte der fleißige Arbeiter, »aber Einer muß es doch thun, wenn die Anderen Faullenzer und Tagediebe sind.«

»Das habe ich wohl bemerkt und mich über Euern Fleiß im Stillen gefreut. Ist das schon Euer Mittagsbrod, was Ihr da verzehrt?«

Der Gefragte seufzte tief auf. »Ja, Herr,« sagte er mit trauriger Miene, »es ist mein Frühstück, mein Mittag- und mein Abendbrod – ich habe nur trockenes Brod und etwas Salz, und damit wäre ich für mich schon ganz zufrieden.«

»Ihr scheint so traurig – fehlt Euch etwas?«

»Etwas? O ja, Mancherlei sogar. Ich bin nur ein armer Mann und ohne mein Verschulden, denn zu arbeiten habe ich von Jugend auf gelernt. Aber manchem Menschen glückt's eben nicht, er mag anfangen was er will.«

»Seid Ihr verheirathet?«

»Ach ja, und das ist eben mein Elend.«

»O – es reut Euch doch nicht, daß Ihr eine Frau genommen habt?«

»Das nicht, Herr, aber meine Familie ist groß, ich habe sechs Kinder, und da ich für sie alle arbeiten muß, so muß ich mich selbst schon mit trockenem Brode begnügen.«

»Hilft Euch denn Eure Frau nicht beim Erwerbe?«

»O Gott, wie gern, sie ist fleißig wie Eine und ordentlich dazu; aber das ist es eben, was mich so traurig macht, sie ist sehr krank und eigentlich müßte ich zu Hause bleiben und sie pflegen, aber wer soll dann Alle ernähren?«

»Das ist freilich schlimm. Was fehlt denn Eurer Frau?«

»Ich weiß nicht, wie man die Krankheit nennt.«

»Hat es Euch der Arzt denn nicht gesagt?«

»Der Arzt? Ach Gott, Herr, wie soll ich denn zu einem Arzte kommen? Ich habe weder für ihn, noch für die Arznei, die er verschreibt, einen Pfennig Geld übrig.«

Dem mitleidigen Maler fuhr es wie ein Stich durch's Herz. In seiner heutigen Stimmung war er eben so weich wie großmüthig. Er zog seine Börse, öffnete die Seite, die er nur für die äußersten Fälle aufbewahrt und auf Rügen noch nicht angetastet hatte, und zog ein Goldstück heraus. »Ich bin nicht reich,« sagte er zu dem Manne, der langsam weiter kaute, »sonst würde ich mehr für Euch

thun. Für jetzt aber nehmt dies hier!« und dabei stand er auf und reichte ihm das Goldstück hin.

Der Mann nahm die Mütze von seiner schweißstriefenden Stirn und legte das Brod, von dem er aß, neben sich in das Gras. »Was ist das für Geld?« fragte er, nachdem er sich bedankt und das Goldstück vielfach betrachtet hatte. »Es ist gelb, das kenne ich nicht.«

»Es ist Gold, man nennt es einen Friedrichsd'or.«

»Gold – großer Gott! Wieviel ist das werth?« rief er, rasch von seinem Sitze aufspringend.

Der Maler sagte es ihm und forderte ihn dann auf, sich wieder zu setzen und weiter zu essen. Aber der Hunger schien dem Armen plötzlich vergangen zu sein. Er drehte das Goldstück von einer Seite zur andern, wog es wiederholt in der Hand und sagte mit feuchten Augen zu dem freundlichen Geber: »Und das wollen Sie mir wirklich schenken?«

»Das habe ich schon gethan.«

»O nein doch, wenn Sie mir wirklich so viel geben wollen, so geben Sie es mir in anderer Münze, denn wollte ich es irgend wo wechseln, so würde man glauben, ich sei nicht auf redliche Weise dazu gekommen.«

Der Maler nahm das Goldstück zurück und gab ihm eben so viel in Silber wieder, worüber der Beschenkte überaus glücklich war und versprach, noch ehe er nach Hause ginge, nach Sagard zu laufen und den Arzt zu bestellen.

»Thut das ja; ich werde mich bei Gelegenheit nach dem Befinden Eurer Frau bei Euch erkundigen. – Stammt Ihr aus dieser Gegend?«

»Ja. Ich wohne in der Nähe der Oberförsterei Werder, in Dargast. Früher habe ich in Saßnitz gearbeitet, aber der Pächter dieses Bruches zahlt mehr als die Herren dort, und so bin ich hierher gewandert.«

»Jene Leute dort unten sind aber wohl nicht aus dieser Gegend?«

»Ach nein, es sind meist Dänen, von den Inseln und allen Enden und Ecken zusammengelaufenes Zeug.«

»Ihr scheint mit ihnen nicht zu verkehren?«

»Gott bewahre mich davor!«

»Warum denn? Ihr könnt offen zu mir reden.«

Der Mann sah sich vorsichtig rings um, und da er Niemand in der Nähe wahrnahm, sagte er leise: »Es ist eine schlechte Gesellschaft, Herr, böse Gesellen, meist Schiffer, aber zu jedem Handwerk geneigt, das man ihnen gut bezahlt. Ich gehe ihnen gern aus dem Wege und werde auch nur so lange hier arbeiten, bis ich wo anders ein besseres Unterkommen finde.«

»Wie behagt Euch denn der Herr hier?«

»Sie meinen den Pächter? Nun, der behagt mir so wenig wie seine Arbeiter. Der Herr wie die Diener! kann man hier wohl auch mit Recht sagen.«

Der Maler rückte näher an den Mann heran, der immer gesprächiger wurde, wie es bei solchen Leuten in der Regel geschieht, wenn sie theilnehmende Hörer finden. »Sagt mir doch,« fuhr er leiser sprechend fort, »was

ist denn dieser Mann eigentlich, was treibt er und wie lebt er?«

Der Arbeiter wollte nicht recht mit der Sprache heraus, das merkte man an seiner Miene und der Unruhe, mit der er hin und her rückte. Als ihn Heinrich Markholm aber noch einmal ermunterte und ihm noch fernere Hülfe für seine Frau versprach, wenn er ehrlich mit ihm reden wolle, sagte er: »Was er für ein Mann ist? Je nun, ein Mann, der so billig wie möglich einkauft, um so theuer wie möglich wieder zu verkaufen.«

»O, das thut jeder andere Kaufmann auch!«

»So wie dieser? Gewiß nicht. Ihm ist es einerlei, mit Wem er Handel treibt und wie und wo er die verlangte Waare nimmt.«

»Ah, ich verstehe – er schmuggelt?«

»Ich habe das nicht gesagt!« sagte der Kreidebrecher, mit eigenthümlichem Lächeln den Kopf schüttelnd.

»Aber Ihr meint es so. Das ist jedoch ein gefährliches Geschäft, wie mir scheint, und die Steuerbeamten sind an diesen Küsten doch gewiß auf ihrem Posten?«

»O ja, das sind sie. Aber es giebt klügere Leute als Steuerbeamte, und kühnere Männer an diesem Strand als der gewöhnliche Schlag der Rügianischen Landleute. Wenn der Halling schmuggelt, so schmuggelt er nur dann, wenn er seine bestimmten Abnehmer hat und die kann er so gut auf offener See, wo ihn kein Steuerbeamter belauert, als am Lande antreffen.«

»Aha! Darum trifft er auch wohl nur immer Nachts hier ein?«

»Je nun, das will ich so genau nicht sagen, das richtet sich ganz nach Wind und Wetter; er kommt und geht, wie es ihm gerade gut dünkt.«

»Erwartet man ihn nächstens?«

Der Mann schwieg, sah eine Weile nach der See hinaus und sagte dann, klüglich den Kopf hin und her wiegend: »Er ist schon über acht Tage fort und es ist leicht möglich, daß er sehr bald eintrifft. Doch,« unterbach er sich, plötzlich zu einem vertraulicheren Tone übergehend, »ich will Ihnen etwas sagen, was hier eigentlich Niemand wissen soll. Sehen Sie einmal dorthin nach der See – sehen Sie das Segel dort – links von diesem Baumzweig?«

»Ja, das sehe ich.«

»Nun denn, das ist eine seiner Yachten. Er kreuzt schon den ganzen Morgen hin und her und wartet nur den rechten Augenblick ab, wo er unversehens hier oder dort an's Land springen kann. Ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht diese Nacht geschähe. Und das weiß der Steuerbeamte aus Crampas auch, ich habe ihn schon zweimal hier in der Nähe gesehen und er hat scharf nach dem Segel ausgeschaut.«

Heinrich Markholm betrachtete das Schiff mit einer Art unheimlichen Grolles, der nicht ganz ohne Besorgniß war. »Wohin fährt er denn zumeist mit diesem Schiff?« fragte er dann.

»O, das ist nicht so leicht gesagt. Seine Papiere lauten freilich auf Kreideladung nach Stettin und Stralsund, so viel ich weiß, aber von hier bis Stettin und Stralsund giebt es viele Punkte, wo man beliebig aus- und einladen,

kaufen und verkaufen kann. Außerdem ist dies hier nicht seine einzige Niederlassung.«

»Was Ihr sagt! Das ist mir neu! Wo hat er denn zum Beispiel noch eine andere?«

»O, er hat mehrere. Ich habe so manchmal die Leute dort davon sprechen hören. Sie denken, ich verstehe ihr Kauderwelsch nicht, aber ich habe in früheren Jahren in Jütland Gras gemäht und da habe ich Dänisch gelernt. Wenn Ihnen daran liegt, es zu erfahren, so werde ich einmal etwas genauer Acht geben.«

»Ihr werdet mir damit einen großen Gefallen thun und ich werde Euch dankbar sein, nicht weil ich etwa zu den Steuerbeamten gehöre, sondern aus persönlichen Gründen.«

»Nun ja, das kann ich mir wohl denken!« sagte der Mann lächelnd, was Heinrich Markholm nicht beachtete, da er gerade einen anderen Gedanken verfolgte.

»Sagt einmal,« fuhr der Maler fort, »wir sprechen heute vertraulich – von der Frau des Halling könnt Ihr doch nichts Uebles sagen?«

»Gott bewahre mich davor!« rief der Mann warm und treuherzig. »Das ist ein armes geduldiges Weib, dem der liebe Gott die Thaten ihres Mannes nicht anrechnen mag. Sie ist übler daran als meine arme Käthe, obgleich sie viel mehr Geld hat, als Sie und ich vielleicht denken.«

»Das ist mir auch schon so vorgekommen. Und die Tochter?« fragte der Maler mit halb stockendem Athem.

»Ah, die Tochter! Herr, das ist ein ganz anderer Schlag! Wie alle ehrlichen Menschen bin auch ich der Meinung,



daß er solch Kind nicht verdient und Niemand weiß, wie – unter uns sei es gesagt – ein Teufelsgesicht, wie der Halling es hat, zu einem solchen Engelsgesicht gekommen ist. – Doch nun, Herr, habe ich Ihnen für heute Alles gesagt, was ich weiß. Ich muß an meine Arbeit. Noch einmal sage ich meinen herzlichsten Dank und Gott mag Ihnen Ihre Barmherzigkeit lohnen!« –

Der Mann rückte an seiner Kappe und betrat wieder den gefährlichen Steg am Abhange des Bruchs. Der Maler aber kehrte nachdenklich nach dem Kieler Ufer zurück, stieg den Kreidepfad hinab und suchte das Haus in der Schlucht auf, wo er Frau Halling in der Küche und Alwining im Stübchen fand, beschäftigt, den Tisch zu decken, der diesmal auch ihn wieder speisen sollte.

Als sie bei Tische saßen, erzählte Heinrich Markholm, daß er auf dem Kreidebruche gewesen und einer der Arbeiter ihm gesagt habe, die Yacht Halling's sei in Sicht und werde wahrscheinlich in der Nacht anlaufen.

Alwining hielt sich bei diesen Worten still und gefaßt, ihre Mutter jedoch seufzte und bemerkte: »Das weiß ich schon, Herr Markholm, und ich will zufrieden sein, wenn die Yacht nicht vor dem Abend kommt.«

Der Maler merkte, was diese Worte besagen sollten und er suchte sie sogleich zu beruhigen. »Besorgen Sie nicht, Frau Halling,« versetzte er, »daß ich zu lange säumen werde; ich werde die Yacht stets im Auge behalten und mich noch im Laufe des Nachmittags nach Stubbenkammer begeben.«

Das Gesicht der ängstlichen Frau heiterte sich bei diesen Worten sichtlich auf und sie nickte dem jungen Manne freundlich zu.

»Ein Versprechen aber müssen Sie mir geben,« fuhr dieser fort, indem er die Hand der Mutter faßte und freundschaftlich drückte.

Sie sah ihn mit ihren verweinten Augen groß an, aber Alwining hatte das begehrte Versprechen mit ihrem liebenden Herzen schon errathen. »Was meinen Sie?« fragte die Mutter.

»Wenn *die Yacht* wieder abgesegelt ist, lassen Sie mich es wissen. Sie brauchen es nur auf Stubbenkammer zu bestellen und zu sagen: man möchte mich von Ihnen grüßen! Und wenn man mir das sagt, sobald ich hinkomme, werde ich wissen, was es bedeutet.«

Die Frau senkte die Augen auf den Teller, der vor ihr stand, sie sagte weder Ja noch Nein und doch lag auf ihrer Miene das Ja deutlich ausgeprägt. Sie konnte dem neuen Freunde schon nichts mehr abschlagen und doch fürchtete sie sich, etwas zu thun, was ihrem Manne gewiß nicht gefallen würde, wenn er es wüßte.

Als das Essen beendet war, wurde sie von Minute zu Minute unruhiger und sah, ohne zu sprechen, den Maler wiederholt von der Seite an. Endlich bemerkte er diese Blicke, nahm seinen Hut und sagte, die Hand der Frau ergreifend:

»Frau Halling, ich weiß was Sie wünschen. Ich gehe schon. Und ich gehe diesmal mit leichterem Herzen von Ihnen denn je. Wir sind uns heute viel näher gerückt und

ich hoffe, unsere Freundschaft soll bald eine noch viel innigere werden. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht – mich grüßen zu lassen.«

Die Frau brach in lautes Schluchzen aus und winkte nur mit der Hand, daß er gehen solle. So verließ er denn das trauliche Haus und schlug, von Alwining und Türk begleitet, den Weg nach dem Strande ein, wo er sogleich die Felsen auf der Seite von Stubbenkammer zu ersteigen begann.

Alwining aber blieb am Strande stehen, als hätte sie ihm weit genug das Geleit gegeben.

»Wollen Sie nicht noch mit auf die Klippe kommen, Alwining?« fragte er. »Wir können von dort oben ja deutlich die Yacht beobachten.«

Alwining antwortete nicht, aber daß sie gern der Aufforderung folgte, bewies sie dadurch, daß sie dem Vorangehenden auf dem Fuße nachschritt.

Als Beide auf der Spitze der Felsen angekommen waren, blieben sie stehen und sahen sich nach der Yacht um. Sie kreuzte noch immer bei schwacher Ostbrise auf und ab, war dem Lande jedoch schon viel näher gerückt.

»Sie denken an Bord noch nicht daran zu landen,« sagte Heinrich Markholm, »und das Boot schleppt ruhig am Spiegel hinterher. Ich sehe es deutlich. Wir können uns also getrost noch ein Stündchen hier niederlassen und plaudern, wenn es Ihnen recht ist.«

Alwining wählte einen Platz, auf dem sie schon oft mit ihrem Freunde gesessen, und Beide ließen sich dicht neben einander nieder. Vor ihnen senkte eine knorrige

Buche ihre hängenden Zweige tief herab, durch deren Lücken sie die ganze See bequem überblicken konnten, hinter ihnen aber schützte ein dichtbelaubtes Strauchwerk sie vor jeder Beobachtung vom oberen Wege her. Da saßen sie denn, anfangs schweigsam und Jedes für sich seinen Gedanken nachhängend, Heinrich Markholm aber mußte mit Gewalt die Gefühle von den Lippen zurückhalten, die sein Herz zu entsenden die größte Sehnsucht empfand. Während sie nun so dasaßen, verließ sie Türk und stöberte auf eigene Hand am tiefer gelegenen Abhange herum, da ihm die lange Ruhe auf einer Stelle wohl nicht ganz behagen mochte.

»Die Yacht kommt langsam näher,« sagte Alwining endlich, das Auge unausgesetzt der See zuwendend und so nicht die liebeglühenden Blicke gewahrend, die Heinrich Markholm ohne Unterlaß auf ihr schönes Antlitz gerichtet hielt. »Ich glaube, Sie sind diesmal zeitig genug aufgebrochen.«

»O, es hätte mich auch nicht bekümmert, wenn ich Ihrem Vater noch einmal begegnet wäre,« erwiderte er; »ich wüßte keinen Grund, warum ich ihn scheuen sollte, obgleich er mich neulich gerade nicht sehr höflich aus seinem Hause entlassen hat.«

»Es ist aber unangenehm, Herr Markholm, mit Jemanden in Berührung zu gerathen, der uns nicht gern sieht.«

»Gewiß ist es das. Und doch – doch, Alwining – werde ich nicht immer fern von Ihrem Vater bleiben können, ich muß sogar bald, recht bald ein sehr ernstes Gespräch mit ihm anknüpfen.«

Alwining senkte den Kopf nieder und ihre gewöhnlich so rosigen Wangen entfärbten sich, wobei ein eigenthümlicher Schauer, den sie sich nicht erklären konnte, ihre zarten Glieder erbeben machte. Sie suchte nach einer Entgegnung, aber sie fand sie nicht so bald; eben aber wollte sie irgend etwas darauf Bezügliches sagen, als ein leichtes Geräusch hinter ihnen sich vernehmen ließ und gleich darauf eine Gestalt aus dem Schatten eines Baumes hervortrat, der sie bisher verborgen hatte.

Der Maler sprang blitzschnell auf die Füße, Alwining aber, ob vor Ueberraschung gefesselt oder absichtlich mit ihrer natürlichen Fassung den Platz behauptend, blieb sitzen und starrte mit einem unaussprechlichen Blick der Geringschätzung den unwillkommenen Störenfried an.

»Guten Tag!« rief mit höhnischem Lachen und sein gemeines Gesicht lauernd von Einem zum Andern wendend, der schwarze Halling, denn er war es selber, der die eben erst beginnende Unterredung unterbrochen hatte. »Guten Tag, mein Herr, und guten Tag, mein feines Kind. Nun, nun, Ihr braucht nicht zu erschrecken, daß ich so ohne Anmeldung gekommen bin –«

»Wir erschrecken nicht!« unterbrach ihn Alwining mit stolzer Geberde, indem sie langsam von ihrem Sitze aufstand, ihre herrliche Gestalt in ihrer ganzem Höhe aufrichtete und sich neben den Maler stellte, als wollte sie ihn vor den stehenden Blicken des düsteren Mannes schützen.

»Halloh! Mit Dir spreche ich sogleich,« rief Halling mit gebieterischem Wesen, »erst laß mich meine Worte an

diesen Herrn richten, er ist ein Fremder und hat also den Vgrrang vor Dir. Sie sagten so eben, Sie hätten ein ernstes Gespräch mit mir vor – und sehen Sie da, da bin ich, wie gerufen, und wir können uns gleich hier niederlassen, wo Sie so eben so traulich mit der Dirne da gesessen haben, die meine Tochter ist, Herr. Das ist ein ganz hübsches Plätzchen für gute Freunde, wie wir hier Alle zusammen sind, und bei Gott, als ich so jung war wie Sie, liebte ich dergleichen mehr als jetzt, wo ich nicht mehr so gern die Berge ersteige. Aber, haha! heute habe sich diesen wenigstens nicht zu ersteigen gebraucht; ich komme zu Lande von Stubbenkammer, wo ich mich aussetzen ließ, da ich einmal eine Bewegung zu Fuße haben wollte! Und siehe da, meine Bemühung hat sich belohnt, ich habe einen *sehr* angenehmen Besuch getroffen. Haha! Doch darum keine Feindschaft, mein Mäuschen, und nun gehabe Dich wohl – geh allein hinab, ich komme bald nach und dann habe auch ich mit Dir ein Wörtchen im Hause zu sprechen. Doch was ist das?«

Mit den letzten Worten deutete er auf Türk, der so eben, den fremden Mann witternd und seine lauten Worte hörend, herangesprungen kam und mit gesträubten Haaren und fletschenden Zähnen ingrimmig auf die unbekannte Erscheinung losstürzen wollte.

»Ist das Ihr Hund, Herr?«

»Ja,« sagte Heinrich Markholm lächelnd, der auf der Stelle sah, daß er an Türk keinen zu verachtenden Gefährten hatte, »ja, es ist mein Hund, Herr Halling.«

»Nun, so gebieten Sie ihm Ruhe oder ich steche ihn nieder.«

»Das möchte ich nicht so ruhig mit ansehen, Herr Halling,« erwiderte der Maler kühn und mit stolzem Blick. »Aber ruhig, Türk, hierher – setz' Dich! Der Mann ist zu schwach für uns Beide.«

Der Hund beruhigte sich allmähig und, leise knurrend, aber immer noch von Zeit zu Zeit seine glühenden Augen auf den Fremden richtend, dem er nicht zu trauen schien, legte er sich zwischen diesem und seinem Herrn nieder, als wollte er eine Scheidewand zwischen Beiden errichten.

»Geh!« sagte jetzt noch einmal der Vater zu Alwining, »und laß mich mit dem Herrn allein, er wollte ja mit mir reden – und da bin ich so gefällig gewesen und habe mich ihm vorgestellt, ehe er es hoffen konnte.«

»Adieu, Alwining, auf Wiedersehen!« rief der Maler dem abgehenden Mädchen mit muthiger Stimme zu, das ihn von ferne grüßte und sich dann auf dem Wege nach der Schlucht zurückzuziehen begann.

»So,« sagte der schwarze Halling düster und grob, »nun sind wir allein, Herr, setzen wir uns! Ha! das ist wirklich ein hübsches Plätzchen; Sie verstehen es, sich ein solches auszusuchen. Doch nun lassen Sie uns beginnen, ich habe nicht viel Zeit zum Schwatzen übrig und bin nur ein Mann der That. Was wollten Sie mir also sagen?«

»Herr Halling,« begann der Maler ruhig, »ich habe allerdings gesagt, daß ich Sie *nächstens* in einer ernstlichen

Absicht sprechen wolle, allein ich fühle mich nicht dazu geneigt, mir die Zeit dazu von Ihnen bestimmen zu lassen, und bemerke also nur, daß ich mit Ihnen reden werde, so bald mir die Zeit dazu gekommen scheint.«

»Ha! Sie sind ein feiner Bursch, das gestehe ich, und ich fürchte, daß Sie mir noch nicht vergessen können, daß ich Sie vorige Woche so unsanft und ohne Frühstück aus meinem Hause wies. Doch, Herr, das müssen Sie mir vergeben, ein für alle Mal, heute wiese ich Sie vielleicht nicht so von meiner Thür wie damals, denn, sehen Sie, des Menschen Gedanken ändern sich und schlagen um, wie der Wind, der heute aus Norden und morgen aus Süden weht. Mein Wind weht nun heute aus einer ganz anderen Richtung als neulich und da möchte ich Ihnen denn sagen, daß, wenn Sie auch nicht mit mir ein ernstes Wort für jetzt sprechen möchten, doch ich selbst etwas auf dem Herzen habe, was Ihnen vielleicht nicht gerade unangenehm zu hören ist.«

Er blinzelte dabei auf pfißige Weise seinem Nachbar zu und glaubte Wunder was für einen mächtigen Eindruck er mit dieser Rede auf ihn gemacht habe. Dieser aber hatte sich völlig von seiner Ueberraschung erholt und sein Gesicht drückte je länger je mehr die ruhigste Erwartung aus, was denn jetzt kommen würde.

»Sprechen Sie!« sagte er kalt, indem er seine Hand auf den Kopf des Hundes legte, der wachsam dicht neben ihm saß und jedes Wort, was gesprochen wurde, zu verstehen schien, so klug war der Ausdruck seines Auges.



»Gut denn, ich wiederhole es, ich bin damit zufrieden, daß ich Sie so zufällig hier finde, und wenn Sie mir nur ehrlich beantworten wollen, wonach ich fragen werde, so ist es möglich, daß wir uns diesmal viel leichter verständigen, als es vor acht Tagen geschah. Zur Sache denn. Ihre Bekanntschaft habe ich in so weit gemacht, als ich weiß, wie Sie heißen und daß Sie ein Maler sind, der angeblich hierher gekommen ist, um zu zeichnen und zu studiren, wie Sie es nennen. Gut denn. Allein, mein Herr, mir scheint, Sie brauchen etwas viel Zeit zu diesem Studium an einer romantischen Stelle, oder, um den Nagel auf den Kopf zu treffen, Sie scheinen noch aus einem anderen Grunde als zum Zeichnen hierher gekommen zu sein, wenigstens nach meinem Hause, das an sich viel zu schlecht und einfach ist, um einen Mann aus einer großen Stadt, der viel Schöneres und Besseres gesehen, anzulocken. He, hab' ich nicht Recht oder tapp ich bei Ihnen fortwährend im Finstern?«

Heinrich Markholm war eine zu edle Natur, um nur einen Augenblick über sein ferneres Verhalten zu schwanken, oder gar die Gefühle seines Herzens verbergen zu wollen. Ruhig und heiter, aber dabei ernst und gefaßt sich zu dem Manne wendend und sein großes, braunes Auge ehrlich auf ihn richtend, sagte er:

»Nein, Sie haben den richtigen Punkt getroffen und ich habe keine Ursache, Ihnen auch nur eine Secunde lang in dieser Hinsicht die Neigungen meines Innern zu verhehlen. Ich habe allerdings diese Gegend anfangs nur des Zeichnens wegen aufgesucht, als ich aber Ihre Familie

hier fand, hat mich etwas Anderes angezogen und bis auf den heutigen Tag gefesselt.«

»Aha, da haben wir's. Und was war das?«

»Das war Ihre Tochter.«

»Nun, ehrlich sind Sie wenigstens und das gefällt mir. So wird es mir um so leichter werden, auch mit Ihnen ehrlich zu verfahren. Meine Tochter hat Ihnen also gefallen? Sie ist schön, nicht wahr?«

»Nicht allein schön, sie ist auch liebenswürdig und gebildet, und deshalb scheint mir die Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt wenig für sie geeignet zu sein, in der Sie sie hier ungesehen verblühen und welken lassen.«

Der schwarze Halling warf einen pffrigen Blick auf den jungen Mann, lachte laut und wälzte dann behaglich seinen Taback im Munde herum.

»Haha!« sagte er, »was geht Sie das an, könnte ich fragen. Wissen Sie nicht, daß manches schöne Veilchen im Verborgenen blüht und kein Mensch sich darum kümmert, ob es welkt oder nicht, he? Wissen Sie das nicht?«

»Wohl weiß ich das, aber Ihre Tochter wird Ihnen hoffentlich nicht so gleichgültig sein wie eine Blume.«

»Wer kann es wissen!« sagte der dämonische Aufblick des geheimnißvollen Mannes, während seine Lippe noch schwieg. »Nun,« versetzte er dann, »ich sehe wenigstens, daß sie Ihnen nicht gleichgültig ist. Wie steht es damit?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, bin aber zu wiederholen bereit, daß ich Ihre Tochter lieb gewonnen habe und alle Tage lieber gewinne.«

»Nun ja doch; ich glaub's ja, aber da habe ich, denke ich, doch auch noch ein Wort mitzusprechen, junger Mann. Ihr jungen Leute denkt, wenn Ihr einem schönen Mädchen nachlaßt, mehr an Euer Vergnügen als an Eure Pflichten. Wir erfahrenen Leute aber stellen die Pflichten dem Vergnügen voran. Ich frage also ganz einfach, wohin soll das führen, wenn Sie meine Tochter alle Tage lieber gewinnen und über das Vergnügen auch Ihre Pflicht vergessen?«

»O nein, Herr Halling, darin irren Sie sich, ich bin selbst bei meinem Vergnügen meiner Pflichten eingedenk, und wenn Sie nur Geduld haben wollen, werden Sie sich davon überzeugen. Meine Verhältnisse gestatten mir diesen Augenblick noch nicht, daß ich Ihnen den augenscheinlichen Beweis davon liefere.«

»Geduld hin, Geduld her und was gehen mich *Ihre* Verhältnisse an! Sie sollten sich vielmehr um die meinigen kümmern, wenn Sie sich in mein Haus und meine Familie drängen.«

»Ich dränge mich nicht in Ihre Familie,« sagte Heinrich Markholm mit erhobener Stimme, »sondern mich zieht ein tiefes und von der Sitte der Welt erlaubtes Gefühl dahin.«

»So, thut es das? Recht gut das! Aber sagen Sie mir, wofür halten Sie mich eigentlich, daß Sie mir das so geradezu in's Gesicht sagen, da Sie doch nicht wissen können, ob es mir angenehm ist oder nicht?«

»Wofür ich Sie halte?« erwiderte der Maler scharf. »Für den Pächter des Kreidebruchs an der Fahrnitz – ob Sie

noch etwas Anderes sind, ist mir sehr gleichgültig, höflich sind Sie bei Gott nicht, und Ihre übrigen Verhältnisse, ob Sie zum Beispiel reich oder arm sind, kümmern mich nicht im Geringsten.«

Der schwarze Halling lachte auf seine eigene Art, obwohl ihm das kurze und gerade Wesen des Malers doch von Minute zu Minute mehr imponirte. »Hören Sie 'mal,« sagte er plötzlich und schlug mit seiner Linken vertraulich auf die Schulter des jungen Mannes, »Sie gefallen mir wirklich und ich will Ihnen das durch die That beweisen. Nach Allem was ich hier sehe, merke ich, haben Sie sich bis über die Ohren in die Alwining vergafft und Sie sagen, daß Sie das nicht blos zum Spaß gethan haben, sondern daß Sie es ernstlich mit Ihrer Liebe meinen. Gut denn, ich bin gerade in der Laune, dieser Liebschaft meinen Beifall zu schenken – natürlich unter der Bedingung, daß sie ehrlich gemeint ist – und will ein offenes Wort mit Ihnen reden. Sehen Sie, vor acht Tagen hätte mir Keiner davon sprechen sollen, da hatte ich noch andere Pläne mit dem Mädchen im Kopf, heute aber sagt mir das jetzige Verhältniß zu. Ich will Ihnen nun, wie Sie mir Ihr Herz gezeigt haben, auch das meine zeigen. Nur bemerke ich noch, daß ich das, was wir jetzt mit einander abmachen, als ein Geschäft, einen Handel betrachte, und da ich nicht viel Zeit habe, meine Worte auf die Goldwaage zu legen, indem ich schon heute Abend wieder fort muß, so will ich Ihnen kurz meine Bedingungen nennen, unter denen ich mir Ihre Ehrlichkeit in Bezug auf Alwining gleich auf der Stelle gefallen lassen will.«

»Wie,« rief der Maler mit steigender Entrüstung, »als einen Handel betrachten Sie das Vorliegende?«

»Still doch, nun ja, freilich. Sehen Sie, ich bin ein Kaufmann in meiner Art. Wenn ich eine Waare habe, schätze ich sie und verkaufe sie, wenn es geht. Das Weibervolk nun betrachte ich auch als eine Waare und wenn ich sie auch nicht zu hoch taxire, etwas sind sie immer werth. Schlagen Sie also ein und der Handel ist abgemacht. Ich brauche gerade im Augenblick baares Geld. Geben Sie mir tausend Thaler, baar, auf der Stelle, und wir sind einig. Nehmt die Alwining sogleich mit, wohin Ihr wollt, ich frage nicht viel danach, sie fängt ohnehin an, mir mehr Sorge zu machen, als ich mir je habe träumen lassen, daß es möglich wäre.«

Die gemeine Art, die Herzlosigkeit, die aus jedem der gesprochenen Worte hervorklang, der kalte Spott, der in dem giftigen Auge des Sprechenden lag, und vor Allem die an Verachtung streifende Geringschätzung eines so edlen Kindes, empörten den Maler über alle Begriffe. »Wie,« rief er, »und das sagen Sie mir so geradezu in's Gesicht? Ihr eigenes Fleisch und Blut wollen Sie verkaufen?«

Der schwarze Halling lachte laut auf und schlug die Hände zusammen, daß es weithin schallte, so daß Türk's Haare sich wieder sträubten und er dem Mann wüthend die Zähne wies. Aber Halling kümmerte sich darum nur wenig, er lachte noch immer und sagte endlich: »O, was seid Ihr vornehmen Leute für Thoren und wie schwer macht Ihr Euch das Bischen Leben mit Eurer Moral und

Eurer Zimmerlichkeit. Nein, Herr,« fuhr er dann mit trotzigem Ernste fort, »ich habe nicht solche sonderbare Begriffe vom eigenen Fleisch und Blut wie Sie, noch einmal spreche ich und dann schlagen Sie ein – wo nicht, so trollen Sie sich, das rathe ich Ihnen. Also – geben Sie mir tausend Thaler und nehmen Sie das – *schöne* Mädchen, in das Sie sich bis über die Ohren verliebt haben.«

Heinrich Markholm hatte Zeit gehabt, sein Erstaunen zu bewältigen und seine Fassung wieder zu erlangen. Er sah ein, er hatte einen Mann vor sich, den man nicht nach den Regeln und Sitten der gebildeten Welt beurtheilen mußte, und er fing an, ihn zu nehmen, wie er genommen sein wollte. Aber ach! wie gern hätte er auf der Stelle Ja gesagt und in dem Sinne des schwarzen Halling einen Handel abgeschlossen, in seinem eigenen aber mit heißestem Danke eine Frucht aufgefangen, die ihm der reiche Baum des Lebens in den Schooß fallen ließ, aber woher sollte er sogleich tausend Thaler nehmen? Sein ganzes Vermögen und das seiner beiden Freunde, wenn sie zur Stelle gewesen wären, belief sich bei Weitem nicht auf eine so hohe Summe.

Während er schwieg und seine Lage im raschesten Denken überflog, beobachtete ihn das haarscharfe Auge Halling's mit blitzendem Zornfunkeln. Er glaubte, er habe den Maler auf falscher Fährte ertappt, er meine es, entweder nicht ehrlich mit dem Mädchen, oder der geforderte Preis sei ihm hoch. Offenbar rechnete er hin und her und dabei trat immer mehr die Gemeinheit seines

Charakters und die Schlechtigkeit seines Herzens aus seinen groben Zügen hervor.

»Also Sie wollen nicht?« sagte er endlich kurz.

»O, Herr Halling,« rief der Maler fast ängstlich, »verkennen Sie mich nicht, wie gern ginge ich auf den Vorschlag ein, so sehr er mich überrascht hat, aber für den Augenblick kann ich Ihnen die verlangte Summe nicht zahlen.«

Halling lachte höhnisch und mit spöttischen Mundverdrehungen sagte er: »So! Also Ihr könnt nicht einmal eine so armselige Summe zahlen – und doch wollt Ihr eine Frau erhalten und ernähren? Das paßt übel zusammen. In einer Stadt ist es theuer, Ihr könnt sie nicht als Viehmagd gekleidet herum laufen lassen – also mit einem Wort – brechen wir den Handel ab.«

»Nein, brechen wir ihn nicht ab,« rief Heinrich Markholm aufstehend, »wenn Sie unser Uebereinkommen doch einmal einen Handel nennen wollen. Ich habe Ihnen schon vorher gesagt, haben Sie Geduld mit mir, und jetzt wiederhole ich es. Geben Sie mir eine kurze Frist, zwei bis drei Wochen etwa, und ich werde Ihnen die tausend Thaler einhändigen.«

»Frist hin, Frist her, das sind nichts als leere Ausflüchte. Sie sind entweder ein Habenichts oder ein Windbeutel – ich kenne die Sorte. Zwei bis drei Wochen, haha! wer weiß, wer bis dahin noch lebt! Nein, kein Wort mehr – entweder das Geld auf der Stelle, oder der Handel ist abgebrochen für immer – und Sie – Sie lassen sich nie vor

mir wiedersehen. Jetzt gehen Sie, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun.«

Dabei machte er eine abweisende verächtliche Geberde mit der Hand und spie heftig vor dem Maler aus.

»Herr Halling,« rief dieser, indem ihm das Blut heftig nach dem Kopfe wallte, »Sie behandeln mich wie einen rohen Menschen! Ich bin das nicht gewohnt und habe das nicht um Ihre Familie verdient! Sie sollten sich mäßigen. Wenn ich auch im Augenblick in Ihrer Meinung arm bin, so habe ich doch Freunde, die reich und willig sind, mir zu dienen. Also haben Sie Geduld!«

Halling machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. »Nichts da!« rief er, sich schon dem Wege nach seinem Hause nähernd. »Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich spiele Ihnen einen Streich, den Sie nicht vermuthen.«

»Einen Streich?« rief der Maler, nun auch in Wallung und Zorn gerathend. »Denken Sie, man kann Ihnen keinen spielen?«

»Hoho! Wollen Sie mir drohen? Wissen Sie, daß ich nicht der Mann bin, der sich drohen läßt oder die Drohung gutwillig verträgt?«

»Dann drohen Sie nicht selber!«

»Das steht mir zu, ich bin in meinem Recht!« rief er mit funkelnden Augen und die geballten Fäuste erhebend. »Nehmen Sie sich in Acht, Herr, mir hat noch Niemand ungestraft gedroht. Ich komme Denen zuvor, die mir ein Bein stellen wollen; in mir hat sich schon Mancher verrechnet, und Sie vielleicht auch.«



Heinrich Markholm schwieg, nicht aus Furcht, aber weil er einsah, daß sich mit diesem Menschen kein vernünftiges Wort reden lasse. Dem Hunde pfeifend trat er mit einem wehmüthigen Gefühle den Rückweg an. Sein Herz war so gepreßt und sein Kopf so voll von bitteren Gedanken, daß es lange dauerte, bevor er dazu kam, eine klare Vorstellung von der eigenthümlichen Lage zu erlangen, in die er abermals ganz gegen alle Erwartung gerathen war. Endlich aber kehrte seine Besonnenheit und mit ihr seine Ruhe zurück und er legte sich Schritt für Schritt Rechenschaft ab, was er gehört und selbst gesprochen hatte.

»Abscheulich!« sagte er, »und das will der Vater eines so edlen Wesens sein? Glaube es, wer da will, ich nicht. Nein, so kann kein Mann an seinem Kinde handeln. O das arme Mädchen! Wie lieb ist sie mir nun erst, da ich sehe, in wessen Händen sie sich befindet! Nein, nun soll mich nichts mehr abhalten, ihr offen und ehrlich meine Liebe zu bekennen und ihr geradeheraus zu sagen, wie ich sie mir erringen will. O, daß mein Rother und Helfer gerade jetzt nicht zu Hause sein muß, er würde mir, ich bin dessen gewiß, auf der Stelle die tausend Thaler gegeben haben, wenn Alwining nur mit Geld erworben werden könnte. Doch, das ist nun zu spät. Ehe er zurückkehrt, ist dieser Kerl schon fort, und wer weiß, was er thut! Doch nein, er wird nichts thun, er wird noch ruhig warten. Bei aller seiner Frechheit und Gemeinheit liegt ein Zug der Feigheit und Habsucht auf seinem Spitzbubengesicht; und Alwining ist nicht das Mädchen, welches

sich von einem solchen Mann in Fesseln legen laßt. – Da, da, Türk, sind wir wieder auf Stubbenkammer – aber wir haben heute nicht so viel ausgerichtet wie an dem Tage, da Du mich zum erstenmal nach dem Kieler Ufer führtest.«

#### FÜNFTES KAPITEL. DER SCHWARZE HALLING SPIELT DEM MALER DEN GEDROHTEN STREICH.

Kurze Zeit darauf finden wir unsern Freund an dem Königsstuhl sitzen und mit trübem Gesicht und wehmüthigem Herzen über die weite blaue Fläche der fast spiegelklaren See hinblicken. Es war noch früh am Tage, die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, aber ihren Glanz und ihre Heiterkeit hatte sie für diesen Tag in der Seele des bekümmerten Malers längst eingebüßt. O, wie weit wich dieser Nachmittag und Abend von dem lichten hoffnungsvollen Morgen ab, wie schnell waren die glücklichen Träume seiner Seele in alle Winde verweht, wie überaus schnell die Blüthen seines Herzens verwelkt! Nichts war ihm geblieben als eine kalte ekle Empfindung in der verödeten Brust und ein unbeschreibliches Wehgefühl über den jähen Wechsel alles menschlichen Glücks auf Erden.

»Doch, nicht verzagt!« rief ihm der sich allmählig wieder sammelnde Muth in der Brust zu. »Heute Morgen erst,« fuhr er sich tröstend fort, »habe ich mir selbst diese Lehre gegeben und nun will ich sie befolgen. Morgen ist auch noch ein Tag und wer weiß, ob nicht heute schon mein Freund von der Oehe zurückgekehrt und geneigt

ist, mein Anwalt zu sein, wie er es schon oft vielen Traurigen und Unglücklichen gewesen ist!«

Bevor er sein Pferd satteln ließ, um zeitig nach Grünthal heimzukehren, warf er noch einen Blick über die See hin, ob er nicht die Yacht erspähen könne, die am Nachmittage den schrecklichen Mann gebracht, der zum zweiten Mal störend in das sanfte Räderwerk seines Lebens gegriffen hatte; allein er konnte sie von hieraus nicht wahrnehmen, sie lag noch still vor Anker an der Fahrnitz, nahm ihre Kreide ein und bewies dem Steuerbeamten, der sich an Bord begeben, sobald sie ihre Anker niedergelassen, daß sie auch diesmal wie so oft ohne Contrebande gekommen sei.

Als Heinrich Markholm in Grünthal anlangte, kamen ihm die Damen mit frohen Gesichtern entgegen. Sie freuten sich, den jungen Mann einmal so zeitig zurückkehren zu sehen und seine Gesellschaft genießen zu können; denn schon lange hatten sie im Stillen bedauert, daß er, der anfangs so heiter mit in das gesellige Triebwerk zu Grünthal eingegriffen hatte, jetzt gewöhnlich still und schweigsam war und nur wenige Stunden auf dem heimischen Gute blieb. Auch an diesem Tage war der Besitzer desselben noch nicht zurückgekehrt und Niemand wußte, wie lange er ausbleiben würde. So fand sich denn der Maler in das Unvermeidliche und brachte den Abend in leidlicher Stimmung bei den beiden alten Damen zu, die Alles aufboten, sein trübes Gesicht zu erheitern und ihm den Aufenthalt in des Herrn Abwesenheit so angenehm wie möglich zu machen.

Am nächsten Morgen aber brach er schon wieder früh nach Stubbenkammer auf, wohin ihn eine unbesieglige Sehnsucht zog, indem er erwartete, Frau Halling werde ihr Versprechen erfüllen und ihm Meldung bringen, daß er das Häuschen in der Schlucht wieder ungestört betreten könne. Er sollte auch nicht lange auf das Erscheinen derselben warten.

Um zehn Uhr war er langsam den Fußweg nach dem Kieler Ufer entlang gegangen und als er eben Klein-Stubbenkammer verlassen, sah er die arme Frau, gebeugt von dem Kummer ihres Herzens, mühsam den Berg herauf keuchen.

Mit beflügelter Eile lief er ihr entgegen, rief ihr schon von Weitem seinen Gruß zu und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm herzlich entgegenstreckte. Aber reden konnte sie noch nicht, das Bergsteigen hatte ihre Brust angegriffen und so setzte sie sich eine Weile nieder und ruhte, während der Maler mit erwartungsvoller Miene an ihren bleichen Lippen hing.

»Was giebt es Neues zu Hause?« fragte er schon zum zweiten Mal. »Darf ich kommen?«

»Ach Gott, ja,« sagte sie, tief Luft schöpfend, »und diesmal ist es sehr nöthig, daß Sie kommen.«

»Warum denn, was ist geschehen?«

»O, ängstigen Sie sich nicht, nach meiner Ansicht sieht es besser aus als gestern und nur Alwining ist unglücklich über die Maaßen.«

»Unglücklich? Warum denn?«

»Hören Sie nur. Sie hat nicht einmal haben wollen, daß ich herging und Ihnen sagte, daß Halling heute Nacht abgereist ist, so verzweifelt war sie.«

»Mein Gott, so sprechen Sie doch.«

»Sie werden den Grund kaum glauben wollen, warum sie so außer sich ist. Sie hatten gestern ein Gespräch mit meinem Mann, nachdem er Sie mit dem Mädchen unter dem Baume sitzend gefunden hatte. Nun ja, ich kenne dies Gespräch, denn Alwining hat es mir buchstäblich wieder erzählt.«

»Alwining? Wie konnte sie denn dies Gespräch erzählen?«

»Das ist es ja eben. Sie hat es von Anfang bis zu Ende mit angehört, hat sich hinter dem Gebüsch verborgen gehalten und weiß also Alles, was Sie gesprochen haben und was Halling darauf erwidert hat.«

Heinrich Markholm erhob die Augen zum Himmel, als wollte er ihn zum Zeugen anrufen, daß er nichts gesagt, was Alwining zur Verzweiflung bringen könne. »Und sie ist unglücklich über das, was ich gesagt?« fragte er hastig.

»Gott bewahre, aber über das, was Halling zu Ihnen gesprochen hat.«

Heinrich Markholm schöpfte frischen Athem. »Ach,« rief er fast heiter aus, »weiter ist es nichts? Nun, dann will ich sie schon wieder glücklich machen. Kommen Sie, gute Frau Halling, es ist in der That nöthig, daß ich sie spreche.«

Und rasch weiter schreitend, so daß die schwächere Frau kaum folgen konnte, kam er in einer Stunde mit ihr

in dem Häuschen an. Als er in das Stübchen trat, in welchem Alwining gewöhnlich verweilte, fand er sie auf dem Sopha sitzen und bitterlich weinen. Als sie seiner ansichtig wurde, schluchzte sie laut und hielt sich das Tuch vor's Gesicht, als wage sie es nicht, seinen unbefangenen und treuherzigen Blicken zu begegnen.

Rasch stand der Maler vor ihr, zog ihr mit leiser Gewalt die Hände vom Gesicht und sagte mit weicher und zum Herzen dringender Stimme:

»Alwining! Ich weiß, warum Sie weinen und was in Ihrer Seele vorgeht. Also Sie haben gehört, was ich zu Ihrem Vater gesprochen? O, dann brauche ich Ihnen nicht mehr zu wiederholen, daß ich Sie liebe, dann wissen Sie es bereits und Sie können mir ohne Aufschub sagen, ob ich auf eine Erwidernng dieser Liebe zu rechnen habe.«

Ein inniger Blick, wie Sonnenglanz so mild und süß, drang aus den blauen Augen Alwining's in die des redlichen Malers. Aber gleich darauf schüttelte sie sanft den edlen Kopf, lächelte wehmüthig und versetzte mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme:

»Nein, nein, so war es gestern. Heute können Sie mich nicht mehr lieben und noch weniger zum Weibe begehren, da Sie gesehen haben, was für ein Mann der Mann meiner Mutter ist. Aber ich – ich kann nicht dafür –«

Thränen erstickten ihre Stimme wieder, aber diese Thränen wichen bald, als Heinrich Markholm sich an ihrer Seite niederließ, ihre Hände ergriff, sie zärtlich drückte und mit seiner kräftigen und doch so milden Stimme

sagte: »Alwining, vergessen Sie, was der Mann Ihrer Mutter gesprochen hat, wie ich es vergesse. Das konnte bei mir gar keine Wirkung üben. Ihr Vater und Sie sind für mich zwei ganz verschiedene Personen, die ich eben so richtig zu beurtheilen wie auf ewig von einander zu trennen weiß. Lassen Sie uns vielmehr von etwas Anderem sprechen, von unsern Gefühlen für einander. Ja, ich wiederhole es, ich liebe Sie; die vier Wochen, die ich in Ihrer Nähe zugebracht, haben über mein Leben entschieden und es kommt jetzt bloß darauf an, ob Sie diese Liebe erwidern können und Ihr ferneres Schicksal in meine Hände legen wollen?«

Alwining antwortete nicht. Ihre Augen blieben geschlossen, aber ihr leichter Kopf sank leise an die Schulter des Redenden. Er drückte sie sanft an sich und beugte seine Lippen auf ihre Stirn nieder. »Soll das Ihre Antwort sein?« fragte er liebevoll. »O, reden Sie nicht, wenn Ihnen das Reden schwer wird, geben Sie mir nur durch einen Druck Ihrer Hand zu verstehen, daß ich mich für geliebt halten darf.«

Des Malers Hand ward mit einem innigen und langen Drucke beglückt, der Feuer in seine Adern goß und seinen Muth hoch aufschwellen machte. »Nun,« rief er frohlockend, »wenn das Deine Antwort ist, mein süßes Mädchen, dann ist alles Uebrige Nebensache, und bald wird sich auf irgend eine Weise unser Himmel lichten, den jetzt nur noch eine trübe Wolke umspannt.«

»O,« sagte sie, sich stolz in seinen Armen aufrichtend und ihn mit ihren klaren Augen glückselig betrachtend,

»dann mag er sich bald lichten, denn diese eine Wolke ist sehr, sehr trübe und noch lange Zeit wird vergehen, ehe ich mich so freuen kann, wie andere Mädchen sich freuen würden, wenn dieser Augenblick für sie gekommen wäre.«

»Und warum nicht, Alwining?«

»Weil ich mein Schicksal nicht begreifen und es kaum für möglich halten kann, daß mir – mir solches Glück widerfährt. O wie gern habe ich Sie schon am ersten Tage kommen und wie ungern scheiden sehen! Sie waren der erste Mensch, der so wohlthätig auf meine Seele, meinen Geist gewirkt hat. Ich war verlassen und einsam, und außer meiner armen Mutter, die immer so traurig ist, hatte ich Niemand auf der Welt, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Da kamen Sie und mir ging ein neues Leben auf. Ich konnte reden und hören und namentlich das Letztere war mir eine ganz unbekannte Wonne. Aber nur zu bald merkte ich, daß ich Sie nur zu sehr vermißte, wenn Sie uns verlassen hatten, und das quälte mich. Ich verglich meine Stellung mit der Ihrigen, und da fand ich, daß ich für Sie nicht geschaffen sein konnte. Das machte mich unglaublich traurig. Allein Sie setzten Ihre Besuche ungeachtet der Beleidigungen fort, die Ihnen hier zugefügt wurden und daraus erkannte ich, daß Sie ein edler Mensch waren und mich liebgewonnen hatten. Dennoch kämpfte ich gegen meine Neigung, allein ich kämpfte vergebens. Alle Tage erhob sich der süße Feind neu vor meinen Augen und alle Tage wuchs seine Macht, wogegen die Kraft meines Widerstandes mehr und mehr



abnahm. Da folgte der gestrige Tag! – O, lassen Sie mich davon schweigen, ich kann Ihnen unmöglich sagen, was ich seit gestern gelitten habe –«

»Sage es nicht, Alwining, ich denke es mir dennoch, aber das ist jetzt vergessen –«

»Nein, noch nicht ganz. Ich habe durch jene Unterredung nur zu sehr erkannt, wie groß der Abstand zwischen Ihnen und uns ist, und wenn Sie auch gütig und liebevoll gegen mich verfahren, es muß viel geschehen, bevor ich Ihrer ganz würdig bin und ohne Schaam über meine Vergangenheit an Ihrer Seite in einer großen Stadt leben kann.«

»Was soll ich Dir darauf erwidern,« sagte Heinrich Markholm mit immer weicherer Stimme, die verrieth, wie tief sein Gemüth ergriffen war, – »nichts, ich muß schweigen. Es wird nicht lange dauern, so wirst Du Dein früheres Leben vergessen und ein ganz neues begonnen haben. Sieh, ich werde Dich hier fortnehmen, sobald nur mein Freund von seiner Reise zurückgekehrt ist, und in eine Familie bringen, hier oder wo anders, wo Du bald auf andere Gedanken gerathen wirst. Du wirst sehen, wie gute und liebevolle Leute mit einander verkehren, und wirst Dich rasch in die neue Lage finden. Nur auf Eins muß ich Dich gleich von vornherein aufmerksam machen. Versprich Dir keine goldenen Berge an meiner Seite. Ich bin nicht reich – Du hast es ja gestern gehört – im Gegentheil, ich bin ein Künstler, der nur von der Arbeit seiner Hände lebt. Und der Erwerb geht bei uns langsam und sparsam ein.«

»O,« sagte Alwining hoch aufathmend und ihren Arm – es war das erste Mal, daß sie sich zu dieser Liebkosung hinreißen ließ – um die Schulter des wackeren Mannes legend, »sollte ich Ihnen nicht helfen können? Ich bin stark!«

»Ach nein, Alwining, Deine Stärke bezweifle ich nicht, aber als meine Frau kannst Du nicht arbeiten, nur mein Hauswesen versehen – und das ist auch eine Arbeit.«

»So will ich wenigstens mit meiner innigsten Liebe Ihren Weg erleuchten, damit Sie nie mehr im Dunkeln wandeln!«

»Und ich danke Dir herzlich dafür!«

Mit diesen Worten schloß der überglückliche Künstler das schöne Mädchen in seine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre glühenden Lippen. So war der Bund besiegelt, den noch wenige Stunden vorher ein barbarischer Vater für ewig zerrissen und dazu schon die geeigneten Maaßregeln getroffen zu haben glaubte.



Dies Glück aber, welches den Maler zu so gelegener Zeit überrascht hatte und fast unmittelbar auf jene unglückselige Unterredung mit dem schwarzen Halling gefolgt war, sollte, wenn es auch nicht beständig blieb, doch wenigstens eine ganze Woche dauern. Diese Woche verauschte dem Glücklichen wie ein flüchtiger Traum; niemals hatte er so wenig an sich selbst und die ihn umgebenden äußeren Verhältnisse gedacht, nur die Sorge für

das Wohl der ihm jetzt Anvertrauten nahm seinen Geist allein in Anspruch.

Dafür ward ihm aber auch jetzt schon der schönste Lohn zu Theil; von Tage zu Tage glaubte er zu bemerken, wie Alwining, einer lange vernachlässigten Blume gleich, die unter die Pflege einer kundigen und liebevollen Hand gerathen, sich zusehends freier im Geiste und Herzen entwickelte; unglaublich rasch wußte sie sich in ihre neue Lage zu schicken und vergaß nur zu bald die traurige Vergangenheit in der Wonne der glücklichen Gegenwart. Auch auf die lange geknechtete Mutter sogar wirkte der Umgang mit einem warm fühlenden und eifrig für ihr Wohl besorgten Menschen günstig ein, ihr kummervolles Auge hellte sich auf, ihre trübe Miene verschwand und die Hoffnung auf eine einstige Bessergestaltung ihres elenden Schicksals begann sich allmählig und fast von selbst in ihr Bahn zu brechen.

An Alfred Brunst dachte Heinrich Markholm in diesen Tagen nur zu oft, und im Stillen stündlich auf seine Rückkehr hoffend, sprach er ohne Hehl seine Erwartungen über die günstigen Einwirkungen des wohlthätigen Herzens und des energischen Willens dieses Mannes aus.

Alwining sowohl wie ihre Mutter wußten jetzt Alles, was Heinrich Markholm's früheres und jetziges Leben betraf, nichts war ihnen verborgen geblieben, und so erfuhren sie auch, wie und mit Wem er nach Rügen gekommen und durch welchen Zufall die drei jungen Freunde die drei alten in Putbus gefunden hatten und von ihnen auf so gastfreundliche Weise aufgenommen worden waren.

Hierbei lernten beide Frauen namentlich den Charakter und moralischen Werth des Gutsherrn von Grünthal kennen, denn Heinrich Markholm hatte sein Lob mit Enthusiasmus nach allen Seiten verkündet, und so waren auch sie belehrt worden, daß allein durch seine mächtige Einwirkung auf den Pächter des Kreidebruchs das Beste für ihre Zukunft zu erwarten sei.

Als nun aber die Mutter ihre warnende Stimme erhob und die beiden Glücklichen aufmerksam machte, nicht zu sicher auf die Erfolge dieser Einwirkung zu rechnen, da ihr Mann nicht so leicht zugänglich und von seinen Beschlüssen abzubringen sei, sagte Heinrich Markholm am letzten Abend, bevor er den Kieler Grund verließ:

»Glauben Sie nicht, Frau Halling, daß ich, selbst mit Beihülfe meines Freundes, mein Ziel so überaus leicht zu erreichen mir vorstelle. Ich habe den Mann kennen gelernt, mit dem wir hier zu thun haben. Allein es wird auch gerade nichts Unmögliches sein, was ich erstrebe. Er mag allerdings hochfahrend in seinem Dünkel, hart in seinen Aeüßerungen und sogar roh in der Behandlung seiner Familie sein, aber Sie kennen meinen Freund nicht, wenn Sie glauben, daß ihn das Alles von seinen Entschlüssen abhalten oder seinen Willen beugen könnte. Im Gegentheil wird ihn die Schwierigkeit unsrer Lage ein Sporn sein, um so energischer für uns zu wirken, und will und muß Ihr Mann Geld haben, um sich zu unsern Wünschen zu bequemen, so wird auch das von dem reichen und wohlwollenden Manne auf der Stelle gezahlt

werden, sobald ich ihm die Nothwendigkeit davon auseinander gesetzt haben werde.«

Bei diesen Worten wandte sich Alwining mit einem flehenden Blick an den warm und eifrig Redenden. »Ich bitte Dich um Gotteswillen, theurer Heinrich,« sagte sie, »sprich nicht von diesem Gelde in meiner Gegenwart. Es schnürt mir das Herz zusammen, wenn ich daran denke, wie ich von meinem eigenen Vater zum Gegenstande einer Handelsspeculation gemacht worden bin.«

»Kind,« erwiderte Heinrich Markholm, indem er die Blässe, die bei diesen Worten das Gesicht der Mutter bedeckte, aus deren Beistimmung zur Meinung Alwining's bezog, »laß uns dennoch davon reden. Bei manchen Menschen ist Geld das beste Mittel, auf kürzestem Wege zum Ziele zu kommen, und hätte ich neulich tausend Thaler besessen, so wärest Du heute schon mein und wir wären vielleicht schon weit von diesem Orte entfernt und unserm Glücke nahe.«

Seufzend und im Innern bedenkend, was in diesem Falle aus ihr geworden wäre, verließ Frau Halling bei diesen Worten das Zimmer, Alwining aber schmiegte sich zärtlich an den Geliebten und sagte: »Bin ich denn nicht schon heute Dein? Und trage ich mein Glück nicht in mir?«

»Wohl uns, daß es so ist, Alwining, es fehlt uns aber noch Etwas zu dem vollkommenen Glücke, welches ich so eben im Auge hatte. Vergiß die schwarze Wolke nicht, die noch über uns schwebt, sie ist noch lange nicht ganz zertheilt.«

»Nein, nein, mein Geliebter, das ist sie nicht, aber nach den großen Stürmen, die ich überstanden, fürchte ich die eine Wolke nicht mehr; auch sie wird an uns vorüberschweben und dann den Himmel über uns rein und goldklar zeigen, aus dem des himmlischen Vaters Auge gütig niederblickt.«

---

Daß diese Wolke in der That noch nicht so rasch vorübergeschwebt war und der Himmel sich noch lange nicht in seiner ganzen goldenen Klarheit vor ihm zeigen wollte, ward dem glücklichen Maler schon am nächsten Tage offenbar und so sind wir denn zu dem Zeitpunkte gelangt, der nur zu plötzlich wieder das kostbare Glück vertreiben sollte, dem die beiden Liebenden viel zu vertrauensvoll, wie es fast alle Liebende sind, sich überliefert hatten.

Heinrich Markholm kam an dem Abend, an welchem obiges Gespräch stattgefunden, ziemlich spät, aber ungemein heiter gestimmt nach Grünthal zurück und niemals hatten ihn die beiden alten Damen so liebenswürdig gefunden. Er scherzte mit ihnen, wie im Anfange ihrer Bekanntschaft, wo er noch der harmlose und leichtblütige Künstler war, in dessen Herz der Dorn der Liebe noch nicht gedrungen, er plauderte mit ihnen nach Herzenslust, wozu er sich so lange nicht aufgelegt gezeigt, und die alte Heiterkeit, die seit der Abreise des Hausherrn

verstummt, stellte sich noch einmal, auch ohne ihn, in ihrer ganzen früheren Frische wieder ein.

Aber dieser Abend schon sollte nicht ganz in der Heiterkeit enden, mit der er begonnen hatte. Eben als man sich trennen wollte, um zur Ruhe zu gehen, traf noch sein Bote von der Oehe ein, der verschiedene Gegenstände für Herrn Brunst holen und am nächsten Tage nach der Insel überbringen sollte, und außer diesem Auftrage brachte er auch zwei Briefe mit, von denen der eine an Frau von Buchholz, der andere an unsern Maler gerichtet war.

Der erstere bezog sich mehr auf die Hauswirthschaft und ordnete Verschiedenes auf dem Gute an; im zweiten las der Maler zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß sein Freund noch nicht so bald nach Grünthal zurückkehren werde, als er es erwartet hatte. »Ich habe hier mehr zu thun vorgefunden,« schrieb Alfred Brunst, »als ich vorausgesehen, und es kann vielleicht noch eine längere Zeit verstreichen, bevor ich nach Hause zurückkehre. Verzeihen Sie mir also, daß ich Sie so lange allein lasse. Daß Sie mich aber noch nicht auf der Oehe aufgesucht, beweist mir, daß Ihre Studien am Kieler Ufer noch nicht beendet sind. Ich wünsche den besten Erfolg, oder – wenn es Ihnen besser scheinen sollte – einen schnellen Abbruch aller Verbindungen, falls sie nicht schon zu eng geknüpft sind. Jedoch, das ist Ihre Sache. Ich wünsche nur nicht, daß Sie für den Genuß einer Stunde Ihr ganzes Leben hingeben; komme ich aber zurück nach Grünthal und beharren Sie auch dann noch authren mir bekannten Vorsätzen, so rechnen Sie auf mich, ich bin Ihnen morgen

so sicher wie gestern und heute. Hier auf der Oehe würden Sie jeden Augenblick willkommen sein und wie mir scheint, gehen hier eben so merkwürdige Dinge vor wie in der Kieler Schlucht, wiewohl in einer ganz anderen Art. Wollen Sie mehr wissen, so kommen und sehen Sie mit eigenen Augen. Paul Sternberg würde auch geschrieben haben, aber er ist wie Sie mit endlosen Studien beschäftigt, in denen ich nie etwas zu leisten vermochte, so gut mein Wille auch dazu war. Der kleine Willibald geigt und singt, daß es nur so eine Art hat, und ich finde, daß dies eine eben so gute Beschäftigung ist, als die, der Sie selbst und Ihr poetischer Freund sich unterziehen.«

Heinrich Markholm las diesen Brief mit gemischten Empfindungen. Er freute sich und doch war er betrübt, daß sein Wirth abermals seine Rückkehr verzögerte. Er nahm ihn aber am nächsten Morgen mit auf den Weg, um ihn Alwining lesen zu lassen und ihr dadurch die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er nicht zu viel von seinem alten Freunde verheißen hatte.

So ritt er denn fröhlich genug an diesem Morgen schon um sieben Uhr nach Stubbenkammer – aber wie kam er am Abend wieder?

Hören wir nun, was ihm an diesem Tage begegnete.

Als er beim herrlichsten Sonnenschein auf seinem gewöhnlichen Wege von Stubbenkammer nach dem Kieler Ufer ging, strömte sein Herz von Wonne über und seine Sehnsucht, die liebe Gestalt des schönen Mädchens in seine Arme zu schließen, nahm mit jedem Augenblick zu. Er schritt rasch bergauf und ab, um schnell zum Ziele



zu gelangen und auch diesen Tag der Reihe der übrigen schönen Tage zuzugesellen.

Nie hatte er sich so jugendlich, kräftig und mit dem besten Willen für alle Schwierigkeiten des Lebens ausgerüstet gefühlt wie an diesem Morgen. Was er sich lange als möglich gedacht und was er seinen warmen Empfindungen und seiner empfänglichen Natur für so entsprechend gehalten, war eingetroffen. Ein weibliches Wesen war vor seine Augen getreten und hatte ihm wohlgefallen. Er hatte nicht nach ihrem Rang und Stand, nicht nach ihrem Herkommen und Besitz gefragt, er hatte nur in dem schönen Körper die schönere Seele erkannt und sich beide zu eigen zu machen gewußt. Damit war nun mit einem Male ein neuer Lebensabschnitt vollendet und seine Pflichten hatten einen größeren Umfang, angenommen. Ernster und bedeutungsvoller trat der Hintergrund dieses Lebens hervor und an seine Kraft, seine Thätigkeit, seine Leistungen wurden nun viel größere Anforderungen gestellt, die feste männliche Entschlüsse nöthig machten, denn nun hatte er nicht mehr für sich allein, nun hatte er auch für ein zweites Ich zu sorgen und zu ringen.

Dieser Gedanke wäre anderen Männern, die sich in ähnlicher beschränkter Lage befunden, im ersten Augenblick vielleicht schwer auf's Herz gefallen, die Sorge hätte sie beschlichen, ob ihre Kräfte auch ihren Wünschen gewachsen wären, allein bei unserm leichtblütigen, thatkräftigen Maler war dies nicht der Fall. Die vor ihm liegenden Schwierigkeiten zu bewältigen, dächte ihm,

wenn auch keine leichte, doch auch keine allzu schwere Aufgabe zu sein, er fühlte seine Kräfte völlig und sein heiterer Lehensmuth war noch durch keine traurige Erfahrung gebrochen, wie sie zum Beispiel sein Freund Gustav Steinau zu verschiedenen Zeiten gemacht. »Es wird sich machen lassen,« sagte er sich wiederholt, »ich brauche keine Angst vor der Zukunft zu haben. Ich verstehe zu arbeiten und meine Arbeiten tragen mir ein hübsches Geld ein. Also wozu bangen? Ansprüche macht die einfache Alwining nicht und ich auch nicht, wir werden trefflich zu einander passen und uns in einander finden; ihre Liebe wird mir nicht nur eine Freude, ein Genuß, ein Glück, nein, sie wird mir auch ein Sporn sein, rüstig weiter zu streben – und warum hätte mir auch der liebe Gott meine Hände, meine Augen, meinen Kopf gegeben, wenn ich nicht wacker damit arbeiten sollte? Also vorwärts, Heinrich, muthig vorwärts in's Leben hinein! Es hat Mancher unter mißlicheren Verhältnissen gefreit und er ist doch glücklich und zufrieden geworden. Doch halt – da sehe ich schon das Haus – sie wird mir gleich entgegenkommen – vielleicht hat sie sich hier irgend wo hinter einem Baum versteckt – Alwining! Da bin ich und wo bist Du?«

Er rief, einmal, zweimal, dreimal, aber sie antwortete nicht, sie hatte sich hinter keinem Baum versteckt, ja sie war ihm nicht einmal entgegengekommen, also sie saß im Hause, deckte den Tisch zum schmackhaften Frühstück wie jeden Morgen und lugte erst hinter den Gardinen auf den nahenden Freund hervor.

Allein auch in dieser Erwartung sollte Heinrich Markholm sich leider täuschen. Mit hastigen Schritten eilte er jetzt vorwärts, bog um die letzte Ecke, sprang den letzten Abhang hinab und siehe, da lag das Haus. Aber was ist das? Warum sind die Fensterläden – ja – und auch war die Thür fest verschlossen?

Heinrich blieb mit laut klopfendem Herzen stehen, schaute bald das Haus, bald die Umgebung an, als traue er seinen eigenen Augen nicht, und horchte dann mit angehaltenem Athem und vorgestrecktem Kopfe, ob er keine Bewegung im Innern des Hauses vernehme. Aber nein, er vernahm nichts. Niemand war zu sehen und zu hören, nur der Bach rauschte in seiner eintönigen Weise und aus der Ferne vom Strande her, tönte das sanfte Murmeln des leise wallenden Meeres durch die enge Schlucht herein.

Heinrich Markholm überlief ein ahnungsvoller Schauer, daß hier etwas Unerwartetes, gegen ihn und Andere Feindseliges geschehen. Er sprang rasch auf die Thür zu, klopfte daran, daß es weit durch die Schlucht dröhnte, dann an die Fenster, der Reihe nach und rief mit lauter und immer mehr anschwellender Stimme die Namen Derer, die er noch am Abend vorher so glücklich und hoffnungsvoll in dem Hause verlassen hatte.

Aber alles das half ihm nichts, sie waren fort, das Haus stand leer, nur das Echo der Felsen gab ihm spöttisch den Klang seiner hohlen Stimme zurück, und es blieb ihm nichts übrig, als seinen düsteren Vermuthungen Glauben zu schenken, die ihm schon zugeflüstert hatten: der

schwarze Halling habe hier ein Schelmenstück verübt, er habe die Frauen in der letzten Nacht, vielleicht gewaltsam, weggeführt und nun könne er, er, der betrogene Liebhaber, durch die ganze Welt reisen, um die Verlorenen wieder aufzusuchen.

Aus unbegreiflichem Staunen ging der Maler allmählig in ein leidenschaftliches Grollen gegen sich selbst über. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, diese Unthat nicht vorgesehen und dagegen die sichersten Vorkehrungen getroffen zu haben. »O warum bin ich,« sagte er sich zehnmal hinter einander, »nicht schon lange nach der Oeche geritten, habe meinem Freunde meine Befürchtungen mitgetheilt und ihn zu schnellerem Handeln genöthigt!« – Je mehr er hierüber nachdachte, um so mehr mußte er sich wundern, daß diese Entführung nicht schon früher in's Werk gesetzt und daß er so verblendet gewesen, in ruhiger Schwelgerei einiger süßer Stunden das Wichtigste, die Sicherung des Mädchens seines Herzens, vergessen zu haben.

Aber wie nun seine Gedanken in raschem Fluge auf einander folgen, welche Angst er empfinden, welche Vorwürfe er sich machen mochte – für den Augenblick war hier nichts zu thun, er mußte sich in das Unvermeidliche fügen und er fügte sich auch endlich mit leise blutendem und und dann und wann laut aufstöhnendem Herzen.

So raffte er sich aus seinem brütenden Zustande auf und ging durch die Schlucht dem Strande zu, ob er vielleicht da irgend wo eine Spur der Verlorenen finde. Eine bleierne Schwere hatte dabei seine Füße befallen und

ein krampfhafter Druck preßte seine Brust zusammen. Er ahnte schon im Voraus, daß auch hier Niemand sei, der ihm Kunde geben könne, und so stand er endlich am Strande, suchte in allen Gebüsch, hinter allen Steinen und schweifte endlich mit starren Blicken über die blaue Meeresfläche, die leise murmelnd ihre ewige Stimme vernehmen ließ, aber ihm doch keine Antwort auf seine Fragen ertheilte.

Sein Verdacht stieg zur Gewißheit und der Rest von Hoffnung, daß er die Frauen irgend wo sitzend und im Freien arbeitend finden würde, schwand bald ganz, als er auch hier seine Stimme vergeblich erschallen ließ und zum Ueberfluß sogar den Namen der Geliebten überlaut den Winden und Lüften preisgegeben hatte.

Mechanisch und seiner lebhaften Phantasie die düstersten Schreckbilder aufdringend, setzte er den Fuß auf den steilen Kreidepfad, der zum Kieler Felsen hinaufführte, wo Alwining's Lieblingsplatz lag. Einen Augenblick hielt er an diesem Platze an und blickte sich auch hier sehnsüchtig nach allen Seiten um. Da hörte er in der Ferne, aus der Gegend des Kreidebruches her, ein dumpfes Krachen, wie wenn ein großer Felsblock von einer bedeutenden Höhe niederstürzt und im Fallen sich in tausend einzelne Theile zerspaltet und zerbröckelt. Er lauschte noch mit allen Sinnen auf diesen dumpfen Ton, als ihn plötzlich ein neuer Gedanke ergriff und er gleich darauf mit hastiger Eile nach dem Bruche lief.

Dort wären die Arbeiter, sagte er sich, und die müßten ihm sagen können, ob Halling hiergewesen und ob

er Frau und Tochter in seinem Schiffe mit fortgenommen habe. Kaum war ihm dieser Gedanke aufgestoßen, so folgte ihm auch schon wieder ein zweiter, der ihn zur Vorsicht ermahnte. Er erinnerte sich, daß Alwining ihn vor der Rohheit dieser Leute gewarnt und daß der arme Steinbrecher, dem er neulich ein Almosen gegeben, diese Warnung auf seine Weise bestätigt hatte. O dieser Steinbrecher – warum war ihm der nicht früher eingefallen – ja, wenn *er* in dem Bruche war, dann konnte er Aufklärung über das Geheimniß des Tages erhalten, und von neuer Hoffnung entflammt, setzte er um so eifriger seine Schritte fort.

Bald hatte er so den Kreidebruch erreicht und stand oben auf der Felsplatte, wo eben ein großer Kreideblock abgesprengt und in die Tiefe gerollt war. Er bemerkte nur zwei Arbeiter dort unten, wo früher acht oder zehn thätig gewesen waren, und als sie seiner ansichtig wurden, betrachteten sie ihn mit stumpfen Blicken, obgleich es dem armen Maler scheinen wollte, als wäre denselben ein kalter Hohn beigelegt, mit dem sie sich über sein Unglück lustig machten. Dennoch erwog er schon den Entschluß, sie nach ihrem Herrn zu fragen, als er plötzlich die Schläge einer Hacke zu seiner Linken erklingen hörte, und als er in diese Richtung blickte, gewahrte er jenen Arbeiter, auf den er jetzt seine ganze Hoffnung gesetzt hatte.

Der Mann stand auf derselben gefährlichen Stelle wie vor etwa acht Tagen, aber er hatte sich schon einen breiten Pfad in den Felsen hineingearbeitet, auf dem er sicherer stehen und sein Werk verrichten konnte. Heinrich

Markholm wandte sich rasch zu ihm hin und wollte ihm eben von oben herab zurufen, als der Mann sich halb nach ihm umdrehte und mit leisem, aber verständlichen Flüstertone die Worte sprach:

»Bleiben Sie dort stehen, kommen Sie nicht näher und sprechen Sie nicht laut!«

»Warum denn?« fragte der Maler eben so zurück.

»Weil ich nicht will, daß die Leute dort unten uns zusammen sprechen sehen.«

Heinrich Markholm schöpfte neue Hoffnung; eine innere Stimme sagte ihm, daß ihm der Mann irgend eine Nachricht mitzutheilen habe.

»Sprechen Sie,« rief er leise hinab, »ich bitte Sie, Sie wissen vielleicht, warum ich hierherkomme?«

Ueber das rauhe Gesicht des Mannes flog ein eigentümliches, aber gutmüthiges Lächeln. »Ei,« sagte er, »das wissen alle Arbeiter im Kreidebruch und eben darum will ich mich nicht der Gefahr aussetzen, von ihnen für einen Klätscher gehalten zu werden.«

»Aber was ist denn geschehen in dem Hause dort? Die Frauen sind fort.«

Der Mann machte eine Bewegung mit dem Arm nach der See hin. »Weit fort!« sagte er, »ja, das ist wahr, und hierher kommen sie gewiß nicht wieder.«

»Aber wohin denn und wer hat sie fortgeführt?«

»Still, kein Wort mehr darüber an diesem Orte. Haben Sie heute Abend nach sieben Uhr eine Stunde Zeit übrig?«

»Ja, ja doch, aber warum denn?«

»Ich muß Sie sprechen. Sie haben mir Gutes gethan und das will ich nach Kräften vergelten. Kommen Sie also um sieben Uhr nach meinem Kotten. Er liegt dicht bei der Oberförsterei Werder, bei den Häusern, die man Dargast nennt, am großen Wege nach Sagard. Kennen Sie den Ort?«

»Nein, aber ich werde ihn erfragen.«

»Gut denn. Ich heiße Wiesel. Jeder Mensch aus Werder kann Ihnen sagen, wo ich wohne. Ich werde mich so einrichten, daß ich Punkt sieben Uhr zu Hause bin. Aber jetzt gehen Sie – die Leute dort unten lauern schon.«

»Nur ein Wort noch!« bat Heinrich Markholm. »Wo sind die Frauen geblieben?«

»Pst! Heute Abend!« – Und um das Gespräch hiermit abubrechen, nahm der Arbeiter eine mürrische Miene an, stellte sich dicht an den Rand seiner Klippe und rief den unten Stehenden zu, Acht zu geben, es komme ein neuer Block.

Der Maler verließ seinen Platz und wankte mit schwankenden Füßen auf dem Pfad zurück, der nach der Schlucht hinab führte. Jetzt erst wußte er bestimmt, daß Alwining weit, weit fort war und dieser Gedanke packte ihn mit neuer Schmerzeskralle an. Wie zerschmettert kam er wieder vor dem Häuschen an, blieb davor stehen, schlug die Arme vor der Brust zusammen und starrte mit todtten Augen auf das Grab seiner Liebe hin. O, da lag es,



einsam und still wie sonst, aber wo war die heilige Romantik, die friedliche Schönheit, die es sonst für ihn umgab, geblieben? Trostlose Oede sprach aus den verschlossenen Läden, der Bach rauschte kalt und gefühllos seine ewige eintönige Melodie und wo sonst aus jedem Blatte, jeder Blume der Zauber der Poesie zu ihm gesprochen, da war jetzt nichts als eine todte Vegetation, vergängliches Erdenleben und verwelkte Frühlingsschönheit zu finden.

Noch lange Zeit stand Heinrich Markholm in düstere Träumerei versunken auf derselben Stelle, spähte noch nach allen Seiten nach irgend einem Zeichen, aber da er auch nicht die geringste Spur von der Entführten fand, raffte er sich zusammen und schlug endlich den Weg nach Stubbenkammer wieder ein.

Wie lange er auf diesem Wege zubrachte, was um ihn her geschah, ob ihm Menschen begegneten, ob Wind und Regen den Wald verdüsterten oder freundlicher Sonnenschein ihn mit goldenem Lichte erhellte – er wußte es nicht. Unter dem Eindruck eines entsetzlichen Schlages schlich er gleichsam zermalmt dahin, sein Herz klopfte dumpf und matt und die Functionen seines sonst so regsamen Geistes schienen von einer lähmungsartigen Schwäche befallen zu sein.

Als er endlich nach langem Wandern auf Stubbenkammer eintraf und Türk freundlich wedelnd ihm entgegensprang, bemerkte er ihn kaum; sogar den Wirth, der ihn in seiner gewöhnlichen heiteren Laune anredete, beachtete er wenig. Herr Behrendt vermuthete alsbald sehr

richtig einen unglücklichen Vorfall und zog sich bescheiden von dem jungen Gaste zurück, den er wegen seines munteren Wesens so lieb gewonnen hatte.

Da saß nun der arme Maler stumm und zerknickt auf einer Bank unter den Bäumen am Hause und starrte wie ein Träumender, scheinbar unempfindlich gegen alle äußeren Anreize, in's Blaue. Allein, je gewaltiger der unerwartete Angriff und die erste Niederlage auf das Herz des jungen Mannes eingewirkt hatten, je tiefer er sich unter dem heftigen Schläge beugte, um so kürzere Zeit dauerte der unselige Zustand, in den wir ihn versunken sehen. Seine kräftige Natur, sein regsamer Geist arbeiteten schon langsam, aber nachdrücklich gegen den Feind sich empor und plötzlich überwand er ihn und es trat ein Umschwung seiner Empfindungen ein, der ihn wieder zu dem thatkräftigen Manne machte, der er vorher gewesen war. Plötzlich sprang er von seinem Sitze auf und ging mit raschen Schritten in dem nahegelegenen Walde umher. Er fühlte einen kaum bezwingbaren Groll in seinem Herzen aussteigen, seine Fäuste ballten und sein Geist gelobte sich, Rache zu nehmen an dem Uebelthäter, der ihn so tief gedemüthigt und so herzlos in den Staub getreten hatte.

Aber was konnte er augenblicklich thun, um diese Rache auszuführen? Der Mann, dem er alle Schuld des Vorgefallenen beimaß, war seiner Hand unerreichbar. Seine Tochter, wenn sie überhaupt seine Tochter war, woran er

jetzt mehr denn je zweifelte, konnte er ihm nicht entführen, jener hatte sie ihm selbst entführt. Und dies Bewußtsein, so machtlos zu sein, erbitterte ihn nur noch mehr und er tobte eine Weile mit stiller Wuth gegen den Urheber seiner Leiden an.

Aber auch dieses Stadium der Erregung, des Hasses, der Leidenschaft ging vorüber und allmählig kehrte die Ueberlegung zurück, die ja in allen solchen Lagen die beste Gefährtin ist.

»Ja,« sagte er sich, »dieser schwarze Halling ist ein schlauer Fuchs und er hat mich in Wahrheit überlistet. Er hat mich in Sorglosigkeit eingeschläfert, bis ich keinen Eingriff von seiner Seite mehr befürchtete, und dann hat er mir über Nacht, wie aus einem Hinterhalt, den bitteren Streich versetzt. Und warum? Weil er einzusehen glaubte, daß ich der Mann nicht sei, mit dem er einen vortheilhaften Handel abschließen könne. Er hat mich für einen Habenichts gehalten, wie er sagte, und mir die edle Waare entzogen, um sie einem Anderen mit größerem Vortheil zu verkaufen. Was nun thun, um eine Spur aufzufinden und mit größerer List seine gemeine Schlaueit zu bekämpfen? Geduld, Heinrich! Warten wir in Ruhe den Abend ab. Der Kreidearbeiter, der in Dargast wohnt, weiß vielleicht mehr als ich denke und erst wenn ich ihn gesprochen habe, wird die Zeit gekommen sein, einen Entschluß zu fassen und zur That zu schreiten.«

Als er sich das gesagt und wiederholt bestätigt hatte, war er viel ruhiger geworden und schritt nun wieder dem Hause zu, wo ihm Herr Behrendt entgegen trat und mit

freundlicher Miene fragte, ob er heute Mittag hier speisen werde.

»Ja,« erwiderte Heinrich und nickte dem Manne schon heiterer zu.

»Herr Markholm,« fuhr Herr Behrendt theilnehmend fort, »wie es scheint, haben Sie ein Ungemach gehabt?«

»Ja, und ein recht großes; aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, machen wir darüber keine Worte, ich bin nicht in der Stimmung dazu.«

»Aha, ich verstehe. So kommen Sie denn, die Gäste setzen sich eben zu Tisch und die Suppe wird gleich aufgetragen werden.«

»Wie!« rief der Maler erstaunt. »Ist es schon so spät? Wo ist der ganze Morgen geblieben?«

»Er ist seines Weges gezogen, wie alle Morgen,« bemerkte Herr Behrendt mit seinem behäbigen Lächeln. »Sehen Sie, Herr Markholm, so vergeht die Zeit und darum muß man sich gedulden; die bittere Stunde geht so rasch vorüber wie die süße.«

»Ha, Sie haben Recht! Sie verstehen zu trösten. Kommen Sie, man muß den Leib stärken, wenn man im Geist gerüstet sein will.«

Im Speisesaal war an diesem Tage eine große Zahl durchreisender Gäste versammelt, aber der Maler war so in seine Gedanken vertieft, daß er kaum ihre Anwesenheit wahrnahm. Er aß mechanisch und nur der vortreffliche Wein, den ihm sein Wirth heimlich vorgesetzt, mündete ihm, da er ihn wunderbar belebte und seine ganze geistige Rüstigkeit weckte.

So stand er viel heiterer vom Tische auf, als er sich niedergelassen, und betrat dann den Königsstuhl, um wenigstens die Zeit durch die Betrachtung der schönen Außenwelt zu tödten. War ihm aber der Morgen überaus rasch verstrichen, so wurde ihm der Nachmittag desto länger, die Sonne schien gerade heute außerordentlich langsam zu wandern und stand noch immer über den Wipfeln der Bäume, die ein frischerwacher Wind mit melodischem Lispeln füllte.

Endlich aber konnte er es nicht mehr in dieser Ruhe aushalten, er ging in das Haus und erkundigte sich genau nach dem Wege, der nach Dargast führt.

»Was wollen Sie denn in Dargast?« fragte Herr Behrendt, nachdem er ihm den Weg beschrieben.

»Ich will eine kranke Frau besuchen, deren Mann mir bekannt geworden ist. Da kommt mein Schimmel und nun leben Sie wohl, Herr Behrendt, bis auf Wiedersehen!«

»Kommen Sie morgen wieder?«

Heinrich Markholm schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht,« sagte er, »aber Sie sollen mich wiedersehen, so bald meine Geschäfte in geordnetem Gange sind.«

»Dann leben Sie bis dahin wohl und ich wünsche in allen Dingen gute Verrichtung!«

Nach diesen Worten schied der Maler von Stubbenkammer, das ihm immer so theuer gewesen war und ihm nun nach Allem, was in seiner Nähe geschehen, unvergeßlich werden sollte.

Der Schimmel wiederte muthig, als er gegen seine Gewohnheit diesmal den entgegengesetzten Weg einschlagen mußte, denn er liebte die Bewegung mehr als die Ruhe, und lustig trabte er mit seinem Reiter den herrlichen Weg entlang, der von Stubbenkammer nach der in weiter Lichtung mitten im Stubnitzwalde gelegenen Oberförsterei Werder führt. In dieser Gegend war Heinrich Markholm schon ziemlich bekannt, er hatte sie von der Lenz aus oft besucht und so fand er auch leicht den breiten Weg, der von hier aus nach Sagard führt.

Da es noch nicht sieben Uhr war, zu welcher Zeit Wiesel erst zu Hause sein wollte, so ritt unser Freund langsam und hielt bisweilen auf einer Anhöhe an, um die schönen Punkte im Walde und in der Ferne zu betrachten, die von hier aus nach jeder Richtung dem Wanderer entgentreten, und er freute sich über sich selber, daß er bereits wieder Theilnahme an den Dingen der Außenwelt zu empfinden anfang.

Kein Mensch begegnete ihm in diesem stillen Walde und erst als es bald sieben Uhr war, sah er einen Waldhüter des Weges ziehen, den er nach Dargast und Wiesel fragen konnte.

»Sie sind auf dem richtigen Wege,« belehrte ihn der Mann höflich. »Reiten Sie noch zehn Minuten weiter; das erste Haus, das Sie treffen, ist Wiesel's Kotten.«

So war es denn auch und schon von Weitem sah Heinrich Markholm das kleine Häuschen malerisch zwischen den Bäumen dicht am Wege liegen, aber die bitterste

Dürftigkeit sprach sich in dem Verfall aus, der im Ganzen wie im Einzelnen daran sichtbar war.

»Ach!« sagte der Reiter zu sich, als er dem einsamen Kotten näher kam, »das ist auch so eine reizende Hütte, wie sie der Maler gern sieht und auf seinen Bildern hundertfach zu vervielfältigen liebt, Poesie und Romantik von Außen, aber im Innern Elend und Kummer, Sorge und Herzeleid!«

Er hatte es erreicht. Ein Knabe spielte davor, als aber der Fremde ihn fragen wollte, ob er an Ort und Stelle sei, entfloh er scheu hinter die morsche Thür, die den Eingang weniger zu verschließen als anzudeuten schien.

»Heda!« rief Heinrich Markholm in das Haus hinein. »Wohnt hier ein Kreidearbeiter, Namens Wiesel?«

Da that sich rasch die Thür von Innen auf und Wiesel selber trat daraus hervor. »Ah,« rief er, »da sind Sie ja schon, auch ich bin eben erst gekommen. Nun steigen Sie ab und Du, Claus, nimm das Pferd und führe es hinten an den Ziegenstall. Da halte es fest und wirf ihm eine Hand voll Heu vor, hörst Du wohl?«

Ein stämmiger Junge trat bei diesen Worten hervor und faßte dreist den gutmüthigen Schimmel am Zügel, um ihn hinter die Hütte zu führen; der Maler dagegen folgte dem Manne in die Stube, die eben so dürftig wie das Aeußere des Hauses aussah, obwohl eine gewisse Reinlichkeit und Ordnung überall wohlthuend in's Auge fiel.

Gleich die erste Person, die des Malers Blicken begegnete, war die kranke Frau, die noch auffallend bleich und

schwach, doch schon wieder auf den Beinen war. Ein kleines Kind lag in einer Wiege, ein größeres kroch auf dem Fußboden von gestampftem Lehm herum, zwei andere hockten hier und da in einer Ecke und nagten begierig an einem Stück Brod, das ihnen der Vater von der Arbeit mitgebracht. Heinrich Markholm sah auf den ersten Blick, daß ihn Wiesel über seine Armuth nicht belogen hatte, und so hoffte er, werde er auch in anderer Hinsicht zuverlässig sein.

»Herr,« sagte der in seinem Hause viel lebhafter als im Kreidebruch sich geberdende Mann, indem er mit der bloßen Hand den Staub von einem wackligen Schemmel strich, »nun setzen Sie sich und nehmen Sie zuerst meinen Dank an, den ich Ihnen gern schon früher ausgesprochen hätte. Da, sehen Sie, ist die Kranke und sie kann schon wieder am Feuer stehen und eine Suppe kochen. Dank Ihrer Hülfe ist der Doctor aus Sagard gekommen. Seine Arznei hat geholfen, ich habe Alles bezahlen und noch manches andere Nothwendige für die Kinder kaufen können.«

»Das freut mich,« entgegnete der Maler und reichte der Frau die Hand, da sie ihm mit einem dankbaren Lächeln die ihrige entgegengestreckt hatte. »Nun aber,« fuhr er fort, so bald die Frau auf einen Wink ihres Mannes die Stube verlassen, »nun sagt mir, was Ihr von den Hallings wißt.«



»Davon weiß ich Alles in Allem soviel: Vorige Nacht ist er plötzlich gekommen, hat sechs bis acht tüchtige Hände mitgebracht, der Frau und dem Mädchen, die ganz erschrocken darüber waren, alle Möbel, Hausgeräthe und was sonst noch in der Bude war, vor der Nase herausgetragen und sie zuletzt selbst mit auf das Schiff genommen, worauf er bei gutem Winde auf und davon gesegelt ist.«

Heinrich Markholm überlief ein eisiger Schauer, als er dies hörte und die Scene sich vorstellte, die in dem abgelegenen Hause während der Nacht vorgegangen war. »O,« rief er, »die armen Frauen! Wie mögen sie sich geängstigt und dem Wüthrich rathlos gegenübergestanden haben!«

»Das ist auch meine Meinung so, Herr. So ganz gutwillig sind sie gewiß nicht an Bord geklettert, aber der Halling macht nicht viel Federlesens und versteht keinen Spaß.«

»Wohin mag er sie aber gebracht haben? Das ist die Hauptsache, und hoffentlich werdet Ihr mir darüber etwas Zuverlässiges mittheilen können?«

»Ja, sehen Sie, bester Herr, ich wüßte es nicht, aber die Leute auf dem Bruche dort haben so einige Worte darüber fallen lassen und die habe ich mir gemerkt, weil ich glaubte, ich könnte für Sie etwas davon gebrauchen. Denn sehen Sie – Sie müssen das nicht übel nehmen, Herr – die Leute meinen, Sie hätten sich in die hübsche Larve des Mädchens vergafft, man hat Sie Beide nur zu

oft auf dem Wasser zusammen fahren oder im Walde herumlaufen sehen, und da dem Alten das nicht lieb sei und er sie mit seinem Steuermann, einem unflätigen Kerl, verheirathen wolle, so habe er Ihnen einen kurzen Prozeß gemacht und beide Frauen bei Nacht und Nebel fortgeführt.«

»Aber wohin hat er sie geführt, das wolltet Ihr mir sagen.«

»Ja wohin, das ist eben der Casus. Nun, da ich so weit bin, darf ich Ihnen auch das Letzte nicht verschweigen, was ich weiß. Also deutlich gesprochen! Sehen Sie, der Halling hat keine ganz reine Hand. Er giebt sich mit zu vielen Geschäften ab, um nicht einmal an dieser oder jener Ecke anzustoßen. Und warum hätte er denn auch zwei oder drei Niederlassungen allein auf Rügen, wenn er an *einer* Stelle sein redliches Brod fände?«

»Was? Er hat mehrere Niederlassungen auf Rügen?«

»Wie ich Ihnen sage. Die eine war hier am Kieler Ufer. Die hat er gewiß nur zum Schein gehabt, um durch die Pacht mit der Regierung sich ein ehrliches Ansehen zu geben, haha! Aber hier muß es ihm nicht gut gefallen haben; Manches, und vielleicht auch Sie, ist ihm hier in die Quere gekommen und so hat er Knall und Fall die Pachtung an einen seiner Spießgesellen bis auf Weiteres abgetreten, und dieser neue Herr ist heute Morgen in aller Frühe nach Saßnitz gewandert, um einige Arbeiter zu holen, da sein Vorgänger die kräftigsten von hier wo anders hin mitgenommen hat.«

»Wo anders hin – wo ist das?«

»Ja, Herr, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er ein noch viel besseres Haus auf Wittow hat, als dies hier, das haben die Kerle da drüben deutlich genug merken lassen, wenn sie nicht absichtlich geflunkert haben.«

»Auf Wittow also?«

»Ja, auf Wittow, und zwar in der Nähe vom Möwenort muß es liegen, wenn ich recht verstanden habe. Möwenort – kennen Sie den?«

»Nein, ich kenne ihn nicht, aber er wird sich finden lassen.«

»O gewiß. Und sehen Sie, das paßt auch ganz gut zu dem sauberen Herrn Halling. Denn eine ödere Gegend giebt es am ganzen Strande von Rügen nicht. Weit und breit kann er das Land und Meer übersehen, denn da giebt es keine Wälder und Häuser, und wenn einmal Jemand auf ihn fahnden will, so kann er leicht nach Dänemark hinüber schlüpfen, wo er auch seine Teufelsherberge haben soll. Die Geschäfte, die er betreibt, beziehen sich übrigens mehr auf die West- als die Ostküste von Rügen, hörte ich sagen, und wenn er wirklich auf oder bei Möwenort wohnt, so ist er dort stets näher an seinem Hause als hier, wo er immer halb Rügen zwischen Geschäft und Bett liegen hatte. Sehen Sie, Herr, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, und nicht ein Sterbenswörtchen weiß ich mehr.«

»Ich bin Euch auch dafür dankbar, mein guter Freund, und werde mich noch viel dankbarer beweisen, wenn Euer Wink von gutem Erfolg sein sollte. Für's Erste nehmt

diese kleine Unterstützung von mir und sorget, daß Eure Frau gesund wird und Eure Kinder Brod haben.«

»Ach, Herr, so viel Geld – Sie machen mich ja überglücklich.«

»Still davon,« rief der Maler, des Mannes dankbar hingestreckte Hand fassend und drückend. »Nun aber muß ich fort. Mein Weg ist noch weit und es dunkelt schon. Lebt wohl! Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letzten Mal gesehen.«

»Wolle es Gott, Herr, und daß Sie Ihre Zwecke erreichen! Aber nehmen Sie sich in Acht mit dem Kerl. Er ist ein Geier, der seine eigene Brut nicht schont, wenn er gierig ist.«

Heinrich Markholm hatte schon seinen Schimmel bestiegen und noch einmal grüßend, setzte er ihm die Fersen ein und sprengte in vollem Galopp davon, so daß ihn Wiesel bald aus den Augen verlor. Dann erst öffnete dieser die Hand, die er bis jetzt fest geschlossen gehalten, zählte das empfangene Geld und sagte:

»Zehn Thaler! Daß sich also einmal Gott erbarmt hat! Nun, das muß ein reicher Mann sein, aber wenn er mir hundert Thaler gegeben, ich hätte ihm kein Wörtchen mehr sagen können. Und nun ist es abgemacht, jetzt gehe ich nicht mehr nach dem Kreidebruch; in Sagard wird sich wohl auch noch etwas auf ehrliche Weise verdienen lassen.«

Schneller hatte der Schimmel noch niemals mit seinem jugendlichen Reiter laufen müssen als an diesem Abend. Dennoch war es schon ziemlich finster, als Heinrich Markholm auf dem Hofe zu Grünthal anlangte, wo er rasch abstieg und ohne Jemanden aufzusuchen, sogleich in das Arbeitszimmer seines Wirthes trat.

Hier zündete er sich ein Licht an und nahm dann eine große und sehr specielle Karte von Rügen von der Wand, um in Wittow nach dem ihm unbekanntem Möwenort zu suchen. Der war nun bald gefunden und nach der Karte zu schließen war es ein vorspringendes, hochliegendes Ufer, das man ja auf ganz Rügen ›Ort‹ nennt. Als nun der Maler die Küste von Wittow überflog und etwas tiefer blickte, kam ihm plötzlich die Insel Oehe vor die Augen und wie ein Blitzstrahl fuhr ihm dabei ein neuer Gedanke durch den Sinn.

»Hm!« sagte er zu sich, »die Oehe ist näher am Möwenort als Grünthal. Hier bin ich allein und auf der Oehe ist Brunst, ist Melms, sind meine übrigen Freunde alle zusammen, und das, sollte ich meinen, wäre genug, um mir für diesmal den Weg zu weisen. Ja, ich thue es, der Entschluß kommt zu rasch, um nicht gut zu sein, und schon morgen früh breche ich auf, um die Gastfreundschaft des alten Herrn ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Ich soll ja zu jeder Stunde willkommen sein, hat mir mein Freund geschrieben.«

Ohne sich aufzuhalten, ging er nun zu den beiden alten Damen, die ihn wie immer mit herzlicher Freude begrüßten und ohne weiter nach seinem Appetit zu fragen, ein reichliches Mahl aufstichten.

Erst nachdem er ruhig gegessen, theilte der Maler seinen Entschluß mit, am nächsten Morgen nach der Oehe aufzubrechen, was ein unsägliches Erstaunen bei den Frauen hervorrief, die sich an den freundlichen Gast so gewöhnt hatten, daß sie den Gedanken nicht so leicht fassen konnten, ihn nun auch noch und so schnell zu verlieren.

»Aber wie sind Sie denn so rasch auf diese Reise gerathen?« fragte die gute Frau von Buchholz, während die stillere Albrecht mit verwunderter Miene daneben stand und endlich auch fragte, ob es ihm denn nicht mehr auf Grünthal gefalle?

»Es gefällt mir hier noch so gut wie sonst,« antwortete er, »aber ich habe nothwendig mit Herrn Brunst zu sprechen, der sich sehr für eine Angelegenheit interessirt, die ich ihm mitzuthemen habe.«

»Das ist etwas Anderes!« riefen die Damen. »Dann fahren Sie in Gottes Namen. Schon morgen früh wollen Sie fort?«

»Ja, es ist ein weiter Weg und ich möchte gern vor Abend auf der Oehe sein. Ich bedaure dabei nur, daß ich Ihnen einen Kutscher wegnehme, da die Männer jetzt doch alle Hände voll auf dem Lande zu thun haben.«

»So reiten Sie doch!« fiel Frau von Buchholz ein.

»Reiten? Das müßte sehr sonderbar aussehen, wenn ich mit meinem Koffer und dem Cellokasten auf dem Schimmel sitzen wollte.«

»Ei, die große Geige werden Sie doch nicht mitnehmen wollen? Und den Koffer? Sie kommen ja wieder, denke ich. Herr Brunst ritt früher auch oft nach der Oehe und da nahm er seine Siebensachen in einem niedlichen Mantelsack mit, der noch oben auf dem Boden liegt.«

Heinrich Markholm besann sich nur zwei Minuten. Die Frau hatte Recht. Es konnte ja sein, daß sein Wirth bald mit ihm nach Grünthal zurückkehrte, und außerdem ritt er viel lieber allein, als daß er in Gesellschaft eines Kutschers langsam fuhr. So ward es denn beschlossen, daß er den Weg zu Pferde zurücklegen sollte; der Mantelsack ward hervorgesucht und noch vor Schlafengehen mit dem Nothwendigsten gefüllt.

Am nächsten Morgens zu rechter Zeit aber nahm der Maler Abschied von den treuherzigen Bewohnern Grünthal's, die ihm tausend Grüße an ihren lieben Herrn und die übrigen Freunde auftrugen, und bestieg den Schimmel, der schon wieder lustig wieherte und mit Freuden seinen Reiter in den goldenen Morgen hinaustrug.

O wie friedlich und heimatlich lag das freundliche Grünthal im herrlichen Sonnenglanze da, als der Maler das Gehöft verließ, in dem er so viel Gastfreundschaft genossen, so viele Freude und nur wenige Leiden erfahren, sein letztes abgerechnet, an dem ja Grünthal keine Schuld trug. Es wurde ihm ordentlich schwer, von dem traulichen Orte zu scheiden, er drehte sich wiederholt

um, um noch einmal die Fenster blinken und das rothe Dach durch die Bäume schimmern zu sehn. Endlich aber entschwand es seinen Augen und nun trabte er munter vorwärts, um noch vor Mittag Bergen zu erreichen, wo er seinem Pferde und sich einige Stunden Ruhe gönnen wollte.

Ahnungslos ritt Heinrich Markholm weiter, Gedanken schwirrten genug durch seinen Kopf und Empfindungen wogten in Ueberfülle durch sein Herz: das aber dachte und wußte er nicht, daß er reich an Geheimnissen beladen zu seinen Freunden eilte und daß er Vielen große Freude hätte bereiten können, wenn das Räthsel, das er mit sich fort trug, eine Lösung für sie gehabt hätte.

#### SECHSTES KAPITEL. EINE GEMÜTHLICHE UNTERHALTUNG.

So lange wie diesmal waren die drei alten Freunde selten beisammen gewesen und, abgesehen von der unangenehmen Veranlassung, die diese Vereinigung zu Stande gebracht, waren sie alle Drei gleich glücklich darüber und gaben sich mit ganzem Herzen ihren gegenseitigen Mittheilungen und den Genüssen hin, von denen ihre Besuche stets begleitet waren, mochten sie nun auf der Oeche oder einem der andern beiden Güter stattfinden. Ein Jeder von ihnen war bei dem Andern völlig zu Hause, Jeder that, was ihm beliebte, und nur bei den Mahlzeiten und während der Unterredungen oder Berathungen, die sie fast alle Tage abhielten, vereinigte sie dasselbe Interesse auf einem Punkt.



Was für ein aufmerksamer Wirth Herr von der Oehe gegen seine Gäste war, wissen wir schon, und in der That konnte Niemand gastfreier und rücksichtsvoller gegen dieselben verfahren als er. Er hätte sich in dieser Eigenschaft namentlich diesmal unter den drei alten und den beiden jungen Freunden vollkommen glücklich gefühlt, deren Verbindung durch die Anwesenheit der Damen noch mehr verherrlicht wurde, wenn nicht die Besorgniß ihn stündlich heimgesucht, daß ein neuer Angriff auf sein allen äußeren Feinden so preisgegebenes Besitzthum jeden Augenblick erfolgen könne. Diese Sorge war es allein, welche seine Stirn in der gegenwärtigen Zeit verdüsterte und ihm die Freude seiner Tage und die Ruhe feiner Nächte trübte, obwohl er sich die größte Mühe gab, so ruhig und gefaßt wie möglich zu erscheinen, auf daß Niemand den Wurm errathe, der an seinem Herzen fraß. Allein diese Mühe war bei den scharfblickenden Augen, die sich zu jeder Stunde forschend und prüfend auf ihn richteten, eine vergebliche. Jeder wußte, daß sein alter Stolz tief verletzt, der Traum seiner Unantastbarkeit zerstört und seine Eigenliebe gefährlich verwundet war, eine dreifache Einbuße, die bei einem Manne seines Schlages schwer in die Wageschale fiel, und wofür es im Ganzen und Einzelnen kein Gegengewicht bei ihm gab. Und da er das fühlte, auch sein offenerherziger Freund Brunst nie seine Ansicht der Dinge verhehlte, so geschah es, daß er sich dadurch allmähig noch mehr in eine Aufregung hineinarbeitete, die er nicht immer verbergen konnte und die endlich, je länger er sie bezwungen, dann

oft plötzlich mit hell lodernder Flamme aus seinen Mienen und Worten brach. Sein friedliebendes Herz, das so lange keinem Zwiespalt zu begegnen gehabt, hatte dabei eine gänzliche Umwandlung erlitten; er stellte sich den zu erkämpfenden Sieg bei dem ersten feindlichen Zusammenstoße mit den Steinzängern so überaus leicht vor, daß er von Tage zu Tage einen erneuerten Angriff heißer ersehnte, um mit seiner versammelten und geheimgehaltenen Macht wie der Blitz auf den Uebelthäter loszubrechen, dem Unfrieden auf einen Schlag ein Ende zu machen und dadurch der Welt zu beweisen, daß er auch ohne Hülfe der Behörden den räuberischen Attentaten einiger schlechten Menschen gewachsen sei.

Und gerade diese machtlose Haltung der Behörden stachelte seinen Groll und zugleich seinen persönlichen Muth nur noch mehr an. Er vermied es jetzt mehr als vor wenigen Tagen, seine Klagen über diesen Punkt laut werden zu lassen, und in der That hatte er die Hoffnung, daß man ihm amtlicher Seite zu Hülfe kommen würde, gänzlich aufgegeben. Darum war er überaus verwundert und beinahe ergrimmt, als zwei Tage vor der Zeit, die wir im letzten Kapitel durch die Abreise Heinrich Markholm's nach der Oehe bezeichnet, unerwartet der Gensdarm aus Gingst kam, sich bei ihm meldete und sagte, daß er geschickt sei, die Insel gegen fernere räuberische Anfälle zu bewahren und womöglich einen der Thäter zu ergreifen, um so dem Diebsneste auf die Spur zu kommen und es ein für alle Mal zu zerstören. Es werde auch eine Strafe

von fünfzig Thalern auf das Steinzangen ausgesetzt werden, fügte er bei, und wer sich beikommen lasse, auch nur einen Stein aus dem Gebiete der Oehe vom Grunde der See zu erheben, solle dem Gesetze unnachsichtlich verfallen sein.

Herr von der Oehe, der gerade mit Alfred Brunst auf der Insel umherwanderte, als der Gensdarm eintraf und diese Mittheilung brachte, lächelte etwas ironisch, nachdem der Mann ausgesprochen. »Mein Freund,« sagte er, »es handelt sich hier nicht mehr um die Steine an meiner Insel allein, sondern es ist ein viel größeres Attentat auf meinen Besitz ausgeübt. Man hat mir Vieh gestohlen und sogar Feuer an mein Korn anzulegen versucht, was man vielleicht auch an meinen Häusern und übrigem Hab' und Gut fortzusetzen geneigt ist. Ich bin Ihnen, obwohl Sie sehr spät gekommen sind, allerdings dankbar für Ihre Mühwaltung, aber meine Sorge wird es sein, daß Sie, der Sie so eben krank gewesen sind, keinen Schaden bei mir erleiden. Ich werde Sie daher möglichst in Schutz nehmen gegen die Angriffe der Banditen und Sie in's Hintertreffen stellen, wenn es losgeht, damit Ihre Behörden nicht in Gefahr sind, einen Mann zu verlieren, dessen Leben so wichtig für die Erhaltung des Staates ist.«

Der Gensdarm, als er dies hörte und eigentlich nicht recht begriff, sah bald Herrn von der Oehe, bald dessen Freund mit deutlich ausgeprägtem inneren Zweifel an, ob das eben Gehörte wohl ernstlich gemeint sei. Endlich aber merkte er an dem feinen Lächeln Alfred Brunst's, daß es doch wohl nicht ganz im Ernst gesprochen sei,

und indem er seine stämmige Figur stolz aufrichtete und sich dann verbeugte, sagte er: »Oho, mein Herr, vor allen Dingen dürfen Sie mir nicht anrechnen, daß ich nicht früher gekommen bin. Erst gestern habe ich den ersten Befehl dazu erhalten und nur auf specielle Weisung konnte ich meine Reise antreten. Auch verkennen Sie mich gänzlich, wenn Sie glauben, ich wolle aus der Schußlinie bleiben, falls es wirklich los gehen sollte, im Gegentheil, ich werde meine Pflicht thun, wie jeder brave Soldat vor'm Feinde, das sollen Sie erleben.«

Herrn von der Oehe's gutmüthiges Herz war schon bezwungen. »Nun, nun,« versetzte er, »an Ihrem persönlichen Muthe habe ich noch nicht gezweifelt, ich dachte nur an Ihre Frau und Kinder, wenn Sie Gefahr laufen sollten. Haben Sie nicht eine Frau und Kinder?«

»Ja und drei Kinder sogar, Herr von der Oehe, und prächtige Jungen sind es.«

»Nun sehen Sie wohl. Also schonen Sie sich. Für's Erste werde ich Ihnen eine Wohnung anweisen lassen; sodann essen und trinken Sie, so viel Sie können, und pflegen sich; das Uebrige wird sich finden. Ich habe jetzt das Commando hier übernommen und kein Mensch soll es meinen Händen wieder entreißen, bis ich eine siegreiche Schlacht geliefert.«

Der Gensdarm verneigte sich zustimmend und folgte dann dem heimlich gegebenen beschwichtigenden Winke Alfred Brunst's, das heißt er entfernte sich, ward vom Statthalter in sein Stübchen gewiesen und nahm hier zunächst ein so reichliches und wohlschmeckendes

Frühstück ein, wie er lange keins genossen haben mochte. –

Unter den leicht beweglichen und von verschiedenen inneren Anreizen hier und dorthin getriebenen Anwesenden auf der Insel Oehe war diesmal wie fast immer Carl Melms der stillste und harmloseste. Dazu veranlaßte ihn nicht nur sein gerade in dieser Zeit oft hervorbrechendes Herzübel, sondern auch sein sanftes Naturell, das sich immer mehr abwartend den äußeren Ereignissen gegenüber verhielt und nur da lebhaft und energisch eingriff, wo sein Beistand gefordert oder sein gutes Herz in Mitleidenschaft gezogen ward.

Er gab sich alle Mühe, den Freunden das Weh zu verbergen, das ihn fast jeden Tag zwei oder dreimal zu unbestimmten Zeiten befiel; er sah es gern, wenn er in solchen Augenblicken allein sein und sich auf kurze Zeit niederlegen konnte, wobei er einige Linderung empfand; war er aber in Gesellschaft, so bekämpfte er standhaft den tückischen Feind und versuchte zu lächeln und Niemanden ahnen zu lassen, was ihn so schwer bedrückte.

Im geselligen Verkehr mit den beiden andern Freunden und namentlich den jüngeren Bewohnern der Insel war Carl Melms der liebevolle, aufmerksame und überaus herzliche Mensch, als welchen er ihn kennen gelernt haben. Niemals hatte er einen andern Wunsch als die Uebrigen, er fügte sich im Kleinsten dem allgemeinen Begehren. Gegen die Damen insbesondere war er überaus

aufmerksam und zuvorkommend und gab seinem humoristischen Freunde nur zu oft Gelegenheit zu scherzhaften Bemerkungen, namentlich wenn man sich zu Spaziergängen rüstete. In solchem Falle hatten die zwei Damen stets vier höchst bereitwillige Cavaliere, denn wie die beiden älteren Herren sich um dieselben bemühten, so thaten die beiden Jüngeren es ihnen nach, kamen aber trotz aller Eilfertigkeit selten früh genug, da Herr von der Oehe und Carl Melms schon alle Tücher und sonstigen tragbaren Gegenstände längst in Beschlag genommen hatten.

Bei solchen gelegentlichen Ausflügen war es ergötzlich, den so eigenthümlich gestalteten Zug zu beobachten. Voran gingen in der Regel Fräulein von Kulpen mit Gustav Steinau, und Fräulein von Bassenitz mit dem still vergnügten Musicus, der sehr bald die Gunst dieser liebenswürdigen Dame gewonnen hatte. Diesen zwei Paaren folgten dicht auf dem Fuße, wie die unterthänigsten Knappen, Herr von der Oehe und Carling, Beide keuchend unter der Last der Schirme, Tücher, Hüte und was sonst zwei Damen auf einen stundenweiten Spaziergang mitzunehmen pflegen. Hinter Allen her aber schlenderte lachend und spottend der zungenfertige Grünthaler Herr und selten unterließ er es, sich nach dem Stande der Luft der beiden Getreuen zu erkundigen, wenn die Jüngeren einen Ruheplatz erreicht hatten und die langsamer gehenden Alten vorsorglich erwarteten.

»Ihr alten Thoren,« sagte er dann wohl heimlich zu den beiden Freunden, »Ihr bewegt Euch selbst nur noch mit Mühe vorwärts und schleppt nun noch das seltsame Zeug

da! Freilich dem alten Herrn verdenke ich das noch am wenigsten, der ist ein Edelmann und zum Knecht der Damen geboren, aber daß Du, Carling, auf Deine alten Tage noch so äffische Sitten annimmst, wundert mich wirklich.«

Die beiden Gefoppten errötheten leicht und lachten dann herzlich über den scherzhaften Freund, und dieser lachte mit ihnen und freute sich, daß sie ihm Gelegenheit gaben, seinen Spott loszulassen.

Aber nicht allein im Scherze war Alfred Brunst ein genauer Beobachter alles Vorgehenden, er war es auch und sogar in noch viel höherem Grade im Ernste. Sein scharfes Auge richtete sich auf Alles, was auf der Insel geschah, und wie ihm kein Segel in der nebligen Ferne Abends oder Nachts entging, wenn er einmal die Wache in der Fuchsgrube besuchte, so bemerkte er auch Alles, was im Innern des Hauses vorfiel und das Verhältniß der versammelten Personen unter einander betraf. In diesem letzteren Punkte schien ihn sein Freund Melms, wie durch einen geheimen Instinct getrieben, stillschweigend zu unterstützen, und höchstens, wenn Beide allein und ungestört waren, tauschten sie ihre Beobachtungen aus und ermunterten sich gegenseitig zu fortgesetzten Bestrebungen. So hielten sie Beide, ohne daß er es ahnte, auf den alten Herrn ihr Augenmerk gerichtet, und jede Regung seiner Seele, falls sie sich durch Blicke oder Worte äußerte, hatte einen gewissen Werth für sie.

Außer dem alten Herrn aber beobachtete namentlich Alfred Brunst die jungen Leute mit unablässiger Aufmerksamkeit und vielleicht gerade da, wo sie sich am unbeachtetsten wähnten, wurde ihr Thun und Lassen am allergenauesten durchspäht. Je mehr nun so Manches zwischen ihnen vorging, was den Augen der Uebrigen verborgen blieb, um so wohlgefälliger lächelte der gut-herzige Mann, wenn es ihm nicht entschlüpft war, und freute sich im Stillen, da er nur selten ein Wort darüber verlor.

Oft, wenn er sah, wie Paul Sternberg's Augen der schönen Gustava auf Schritt und Tritt folgten, sein Gesicht sich dabei bald mit sorgenvoller Blässe, bald mit auffluthender Freudenröthe bedeckte, oder wenn er bemerkte, wie auch des hochadligen und reichen Fräuleins von Kulpens sanftes Auge forschend auf des jungen Mannes nachdenklicher Stirn ruhte, dann lächelte er heimlich und rasch abseits gehend rieb er sich die Hände, als habe er eine Freude erlebt, die noch Niemand mit ihm theilen dürfe, ein Gebahren, in dem allerdings etwas Geheimnißvolles lag, wenn man bedenkt, daß sein Charakter im Ganzen ein so offener war und seine Aeüßerungen stets auszudrücken pflegten, was in seiner Seele vorging.

Allerdings war seine Beobachtung in Bezug auf die beiden eben genannten jungen Leute insofern eine richtige, als zwischen ihnen Mancherlei vorfiel, was schon einem gewöhnlichen Beobachter wohl reichlichen Stoff



zum Nachdenken geboten hätte, allein es war dies durchaus nichts, was die äußeren Formen berührte und, höchstens nur in tiefster Stille und gleichsam unter der äußerlich sichtbaren Oberfläche ihres Wesens vorging. Seitdem die beiden älteren Freunde auf der Oehe eingetroffen, waren Fräulein von Kulpen und Gustav Steinau bei Weitem häufiger sich allein überlassen geblieben, da, wie schon bemerkt, der stille Musicus bald zu der Fahne der älteren Dame geschworen. Das Bündniß, welches jene Beiden eingegangen, hatte manche ihrer Interessen einander genähert und Gustav Steinau schien nur zu oft geneigt, seinen Versprechungen nachzukommen, indem er sich bemühte, verschiedene Einzelheiten zu erfahren, die sich auf den enterbten Neffen des Herrn von der Oehe bezogen und seinen jetzigen Aufenthaltsort zu entdecken geeignet waren. Aber nicht allein diese Angelegenheit vereinte die beiden Personen sehr oft, auch ihre beiderseitige Vorliebe für die Literatur und deren Erzeugnisse verknüpfte sie, und wenn solche Verbindungsglieder zwei äußerlich und innerlich so begabte Leute verschiedenen Geschlechts allmählig fester und fester verknüpfen, bleibt nur sehr selten noch ein anderes aus, das ungleich mächtiger als jene, aber in Anbetracht der weit auseinandergelassenen Verhältnisse auch viel gefährlicher ist.

Doch wir wollen hierüber nicht zu viele Worte verlieren und lieber in unsrer Erzählung fortfahren, da das Verhältniß der beiden Genannten sehr bald auf andere Weise an den Tag kommen wird. Nur so viel müssen wir

noch vorher bemerken, daß das Leben sämmtlicher Inselbewohner, jene Unruhe abgerechnet, die man in Betreff der feindlichen Angriffe hegen mußte, im Allgemeinen ein sehr angenehmes war. Jeder vergnügte und unterhielt sich auf seine Weise und da immer Zwei oder Drei an einer und derselben Beschäftigung Gefallen fanden, so war Niemand auf sich allein angewiesen, der gesellige Kreis, mochte er aus einzelnen oder allen Mitgliedern bestehen, war immer geschlossen und vollständig, und kein Tag verging, wo man nicht an Genüssen Theil genommen hatte, die früher kaum dem Namen nach auf der Insel bekannt gewesen waren.

Was den nächtlichen Wachtdienst anbetraf, der seit jenem Ueberfallstage unausgesetzt fortgeführt worden war, so war derselbe namentlich seit Ankunft des Gensdarmen ein sehr erträglicher geworden. Dieser pflichtgetreue und diensteifrige Mann, der sich bei der vortrefflichen Pflege auf der gastfreien Insel so wohl wie nie in seinem, Leben gebettet fand, wollte jetzt durch gesteigerten Eifer nachholen, was er durch sein langes Ausbleiben vielleicht verschuldet hatte. Er ließ es sich nie nehmen, bis Mitternacht die Wache auf eigene Hand zu versehen, und von zwölf bis zwei Uhr wechselte Gustav Steinau mit Willibald, Herrn von der Oehe, Alfred Brunst und Melms ab, während der Statthalter, dem es einerlei war, ob er eine Stunde früher oder später aufstand, seine Wache fast jeden Morgen um zwei Uhr bezog.

Glücklicher Weise waren die Nächte noch immer warm, wie die Tage des vorgerückten August noch schön

und sommerlich, und fegte einmal ein kühler Wind über die breite Wasserfläche, so waren der schützenden Mittel genug vorhanden, um die zwei Stunden erträglich zu machen; da nun auch Jeder der Anwesenden gewissermaßen wetteiferte und gern einen Dieb erwischt hatte, so war Niemand vorhanden, der nicht mit einer gewissen Spannung und einem mit der Zeit noch mehr wachsenden Eifer den freiwillig übernommenen Dienst gern und pünktlich angetreten hätte.

Merkwürdig war es indeß, daß seit der Ankunft der drei Freunde auf der Insel keine Störung von Außen wieder eingetreten und der Statthalter also der Letzte gewesen war, der in jener zuvor bezeichneten Nacht ein nahendes Schiff bemerkt und drei Männer gesehen hatte, die ohne Zweifel nicht ohne Absicht gelandet, aber ohne etwas auszurichten, durch den heftigen Wind und den so rasch anbrechenden Morgen zur Umkehr gezwungen worden waren.

Auf welche Weise mochte nun dieser Stillstand zu erklären sein? Früher war fast kein Tag vergangen, wo nicht zwei oder drei Schiffe in unmittelbarer Nähe der Insel Anker geworfen und Steine in beliebiger Zahl aus dem Grunde der See aufgewunden hatten. Jetzt blieb das Wasser rings um die Insel leer von diesen Besuchern, nun in der Ferne zogen, wie alle Tage, Segel auf Segel vorüber, keines aber kam auch nur auf Anrufweite heran und zeigte noch weniger die Miene, den früheren Diebstahl fortsetzen zu wollen.

Geschah dies nun vielleicht darum, weil die Uebelthäter sich von ihren Arbeiten erholen und die Bewohner der Insel durch längere Ruhe einschläfern wollten, um später mit um so gesammelterer Kraft darüber herzufallen und ihr verbotenes Werk zu üben? Oder hatten sie vielleicht gar erfahren, daß die Zahl der streitbaren Männer auf der Oehe sich bedeutend vermehrt und daß sogar die so lange unthätige Behörde den Gensdarmen geschickt habe? Niemand von Allen wußte es zu sagen oder das Räthsel auf eine andere Weise zu lösen, und obgleich der Statthalter, Gustav Steinau und Willibald mit den Damen in der Nachbarschaft vergnüglich umhersegelten, dabei alle geheimen Küstenpunkte und Schlupfwinkel in Augenschein nahmen, niemals hatten sie auch nur das kleinste Boot erblickt, das einen verdächtigen Menschen enthielt, und eben so wenig war am Strande der Insel die geringste Spur einer Landung wahrgenommen worden.

So war der Tag endlich herangekommen, an welchem Heinrich Markholm Grünthal verließ, um seine Freunde auf der Oehe aufzusuchen, und von diesem Tage an müssen wir den Faden unsrer Erzählung wieder genauer verfolgen. Es war ein schöner angenehmer Augusttag, nicht allzu warm und nur ein sanfter Ostwind trieb leichte Wölkchen am blauen Himmel hin. Die beiden Damen waren am Nachmittag einer Einladung nach dem reizenden Nachbargute Poggenhof gefolgt, wo ein Freund Herrn von der Oehe's wohnte. Sie waren bald nach Tische abgefahren und Gustav Steinau hatte ihnen zu Pferde das Geleite gegeben, jedoch nur bis zur Gränze des

Gutes, da Herr von Platen, der Besitzer desselben, nicht zu Hause und die Einladung nur an die beiden Damen ergangen war. Willibald Stillfried dagegen hatte auf eigene Hand einen Spaziergang unternommen, um einmal recht ungestört die Lerchen des Feldes singen hören und seinen Tonphantasien dabei in völligster Muße nachhängen zu können.

So waren die drei alten Freunde allein zu Hause geblieben und sie hatten es sich nun so recht bequem darin gemacht. In ihren Hausröcken saßen sie im Schreibzimmer des Wirths, wo ja alle ernstesten Berathungen abgehalten wurden, tranken ihren Kaffee oder ihre Milch und dampften so herzhaft aus ihren langen Pfeifen dabei, daß die Stube eher einer Rauchküche als einem Wohnzimmer glich.

Noch lange nach dem Kaffee waren sie hier beisammen geblieben, es plauderte sich so gemüthlich in dem traulichen Gemach, und da sie schon am Morgen eine weite Fußpromenade gemacht und sich tüchtig auf den Feldern bewegt hatten, so kam ihnen die Ruhe ganz gelegen und sie gaben sich ihr mit vollem Wohlbehagen hin.

Sie hatten eben die wichtige Sache des Tages abgehandelt, von der Herr von der Oehe am liebsten Tag und Nacht gesprochen hätte, der aber dadurch, daß sie für jetzt erschöpft schien, die Spitze abgebrochen war. Das deutete auch Alfred Brunst an, indem er, auf dem Sopha sich bequem dehnend und eine dichte Rauchwolke ausstoßend, sagte:

»Nun, alter Herr, was hilft das viele Reden darüber, wir locken damit doch nicht den Hund aus dem Ofen. Mögen wir eine ganze Woche lang Kriegs Rath halten, was helfen uns alle strategischen Pläne, seien sie auch noch so vortrefflich, wenn der Feind ausbleibt und wir kein Ziel haben, auf das wir unser Pulver abbrennen können. Darum laß Deine Besorgniß fahren, alter Knabe, und ärgere Dich nicht mehr. Sieh, wenn die Kerle jetzt kommen sollten, bei Tag oder Nacht, so sind wir bald auf den Beinen, und sieben Männer, denn so viel sind wir ja jetzt, repräsentiren eine ganz respectable Macht. Allerdings, der gute Musicus ist für keinen vollen Kämpfen zu rechnen, er hat etwas schwächliche Glieder und bessere Ohren als Augen, abgesehen davon, daß er immer jodelt und pfeift und dadurch seine Anwesenheit verräth, wo er sich verbergen sollte. Allein die Macht, die uns etwas anhaben will, muß eine sehr beträchtliche oder eine sehr heimtückische sein.«

»Das ist sie beides,« rief Herr von der Oehe von seinem Stuhle aus, auf dem er sich hin und her wiegte, »das hat der Kerl bewiesen. Er gebietet über viele Schiffe und weiß die Gelegenheit abzupassen, wenn ihm ein Schlag gelingen kann.«

»Nun ja doch, alter Herr, das ist aber vorbei und jetzt thut er Dir ja nichts.«

Der alte Herr that ein paar ungeheure Züge aus seiner Pfeife, als besinne er sich auf eine sehr ernste Entgegnung und sagte dann plötzlich: »Nein, jetzt thut er mir nichts, das ist wahr und es thut mir leid genug, daß

Ihr hier so viele Tage im Nichtsthun verbringt, da Ihr zu Hause doch auch Eure Geschäfte habt. Ich bin vielleicht zu voreilig gewesen, daß ich Euch nach der Oehe berief.«

Alfred Brunst wollte eben etwas erwidern, seine Lippen verzogen sich wenigstens schon zu seinem gewöhnlichen Lächeln, als Carl Melms plötzlich aus seiner Ruhe auffuhr und mit einem herzlichen Blicke seines treuen Auges ausrief:

»Nichts da, nichts da, alter Herr, Du bist auf keine Weise zu voreilig gewesen. Deine Geschäfte sind unsre Geschäfte, so haben wir es seit langen Jahren gehalten und zu Hause vermißt man uns nicht, da dort Alles seinen geordneten Gang geht.«

»Gut denn,« rief Herr von der Oehe erfreut, »wenn Ihr es so anseht, bin ich zufrieden und danke Euch von ganzem Herzen. Warten wir also geduldig ab, was kommt, und vergehen noch zwei Wochen in dieser Ruhe, so nehme ich an, daß dieser Feldzug zu Ende ist und Ihr könnt in Eure Winterquartiere heimkehren, falls es Euch bei mir nicht mehr behagt.«

Alfred Brunst's feine Lippen umspielte ein ironisches Beben, aber er bemühte sich, seinen Einfall zu unterdrücken, und so sagte er nach geraumer Pause mit ernster Miene:

»Alter Herr, halte den Feldzug nicht zu früh für beendet. Ich traue diesem Frieden nicht recht. Der Feind ist uns vielleicht näher als wir denken, er kann schon diese Nacht wieder einen Schlag ausführen –«

»Da käme er mir eben recht!« unterbrach ihn der alte Herr, indem er von seinem Sitze aufstand und mit fechtender Rechten auf- und niederschritt. »Ich bin heute bei Laune und werde einmal selbst auf den Posten geben.«

»Wer hat denn heute von Zwei bis Vier die Wache?« fragte Melms. »Das ist jedenfalls die gefährlichste Zeit und der alte Statthalter nickt am Ende ein Bischen auf seinem weichen Strohlager.«

»O,« versetzte Herr von der Oehe, »heute von zwölf bis zwei Uhr wacht Sternberg und der bleibt in der Regel noch etwas länger da, weil er so gern die Natur beobachtet und Tag und Nacht wechseln sieht. Er ist so sicher wie der Gensdarm oder ich, und was seine Augen betrifft, so –«

»Hat er ja den Tubus!« bemerkte Alfred Brunst scherzend.

»Den hat er, ja, aber seine Augen sind auch ohne Tubus scharf genug.«

»Er hat nicht allein scharfe Augen,« fuhr Alfred Brunst, absichtlich den Gegenstand festhaltend, fort, »sondern auch kräftige Arme, eine redliche Zunge und, was das Beste ist, ein warmes Herz – nicht wahr, alter Herr?«

»Ja, das hat er, Alles mit einander.«

»Nun siehst Du, Du kannst also immer daran denken,« fuhr Jener mit hell aufleuchtenden Augen fort, »wie Du ihn für seine häufigen Nachtwachen einst belohnen wirst, denn ein Edelmann, wie Du einer bist, läßt seine Vasallen doch nicht umsonst Kriegsdienste thun.«



Er sprach dies in ernstem Tone und doch brach ganz leise eine feine Ironie durch, die der gute Oehe aber nicht bemerkte.

»Was soll ich ihm thun für seine Freundlichkeit?« antwortete er, an den Troddeln seiner Pfeife zupfend und nachdenklich vor sich niederschauend.

Melms warf Alfred Brunst einen ermuthigenden Blick zu, dieser fing ihn auf, holte tief Athem und sagte mit ruhigstem Gleichmuth: »Ich wüßte wohl, welche Belohnung er am liebsten von Dir nähme.«

»Was meinst Du?« fragte der Wirth mit ernster und doch neugieriger Miene.

Der Grünthaler Freund lächelte vor sich hin, dann sagte er langsam urbd gleichsam jedes Wort bedächtig abwägend: »Diese drei Künstler haben eigentlich eine recht interessante Reise gemacht und gewiß nicht von dem kleinen Rügen erwartet, was sie daselbst gefunden. Sie werden noch lange, wenn auch nicht an uns, doch an ihre anderen Bekanntschaften zurückdenken. Mein heiterer Gast ist verliebt wie ein Täuberich, das beweist am besten sein langes Verweilen in Grünthal, und dieser hier – ich meine den Sternberg – ist nahe daran, ihm nachzuahmen. Nun, gebe Gott Beiden seinen Segen, ich mache auf kein Weib Anspruch, sehe aber recht gern, wenn Andere ihre Freude daran haben!«

Die letzten Worte sprach er leicht hingeworfen, aber in dem Tone, womit er sprach, lag eine gewisse Unbehaglichkeit, die jedenfalls künstlich berechnet war, und auch sogleich ihre Wirkung hervorbrachte.

»Höre 'mal, großer Jung',« erwiderte Herr von der Oe-he, »wer Dich nicht kannte und doch so sprechen hörte, sollte meinen, Du mißgönntest den armen jungen Leuten ihr Vergnügen, und doch wärest Du der Erste, der es ihnen von Neuem in die Tasche steckte, wenn sie es bei irgend einer Gelegenheit zufällig verlieren sollten.«

Alfred Brunst warf Carl Melms einen triumphirenden Blick zu und dieser beantwortete denselben mit einem anregenden Zublinzeln seines blauen Auges.

»Da magst Du wohl Recht haben, alter Herr,« fuhr Jenner mit gespanntem Gesichtsausdruck fort, »und wenn ich so glücklich wäre wie Du, eine so schöne und reiche Nichte zu haben, so wäre die Hand derselben das schönste Geschenk, was ich dem jungen Manne machen könnte, der bloß Vermögen braucht, um seine Talente auszu-beuten und eine bedeutende Stellung zu erringen.«

Der alte Herr ließ die Pfeife aus der Hand gleiten, riß beide Augen so weit auf wie er konnte und starrte den alten Freund an, als wollte er fragen, ob er im Ernst, oder Scherz gesprochen habe. Aber er wagte kein Wort zu erwidern, da er sich über diesen Punkt mit dem gewandteren Brunst in keinen Streit einlassen wollte.

»Nun, nur heraus mit der Sprache,« fuhr dieser er-muthigt fort, »ich meine es ernstlich, ja, ja, alter Herr, schenk ihm Deine Nichte und Du sollst einmal sehen, einen wie dankbaren Neffen Du an ihm haben wirst.«

Der alte Herr senkte den Kopf. »Darüber solltest Du eigentlich nicht reden, Alfred,« sagte er sanft, »das ist ja nicht meine Sache allein. Gustava von Kulpen ist meine

Mündel, ja, aber sie ist selbstständig. Allerdings kann sie thun, was ihr beliebt, höchstens darf ich ihr meinen Rath ertheilen, allein – nimm es mir nicht übel – das Verhältniß zwischen ihr und dem – dem Dichter ist doch ein Bischen sehr verschieden.«

»Wie so?« fragte Alfred Brunst mit leuchtendem Auge.

»Sie hat ein großes Vermögen, ein sehr großes, Alfred, gehört dem ältesten Adel Rügen's an – und Er ist arm, fremd –«

»Wie!« fuhr der sanfte Melms beinahe heftig auf, »was sagst Du da, alter Herr? Die Gründe, die Du eben anführst, werden doch nicht hinreichen, zwei Menschen aus einander zu halten, deren Herzen eins sind?«

»Oho!« rief jetzt der alte Herr, »sind sie denn das?«

»Frage doch Deine Nichte, sie wird es Dir gewiß sagen, oder wenn sie Dir es nicht sagt, wirst Du es in ihren Mienen lesen können. Was ich gesehen habe, hat mir genügend geschienen, um diese Verbindung für sehr möglich zu halten, und ich würde mich an Deiner Stelle keinen Augenblick besinnen, sie zu schließen.«

Der alte Herr schwieg und schaute trübe vor sich hin. Das Gespräch war auf einen Punkt gerathen, den er lieber nicht im Kreise seiner Freunde berührt gesehen hätte.

»Gieb Dir keine Mühe, Carling,« sagte da plötzlich Alfred Brunst mit seinem kältesten Tone, indem er jede Sylbe scharf hervortreten ließ, »Oehe hat einen ganz anderen Plan mit seiner Nichte vor Augen, und gegen den kann man allerdings nichts einwenden.«

Der Genannte riß wieder weit die Augen auf und starrte den Redenden verwundert an. »Was für einen Plan meinst Du?« fragte er fast rauh.

»Du sparst die Gustava für Deinen Neffen auf, den Sohn Deiner anderen Schwester, um ihn durch ihr Herz und ihren Geldbeutel wieder auf das richtige Geleise des Lebens zurückführen zu lassen.«

»Alfred!« rief da der alte Herr mit fast weinerlichem Tone und kläglicher Miene, »das war nicht hübsch von Dir! O nein, nein, nein, das war ganz wider die Abrede. Hast Du mir nicht Dein Wort gegeben, nie wieder – von diesem Menschen zu sprechen?«

»Ich schweige schon!« rief Alfred Brunst, der seinen kühnen Wurf redlich gethan hatte, »und wenn Du mich nie wieder von diesem Punkte reden hören willst, so gib die Gustava dem Dichter – sie nimmt ihn, auf mein Wort! – sonst schleppt sie Dir doch noch einmal – der Namenlose weg.«

Der alte Herr sprang auf und lief innerlich grollend durch das Zimmer. »Es ist gut,« sagte er, »und nun genug über diesen Gegenstand. Zu dieser Berathung hatte ich Euch nicht eingeladen. Und was den Dichter anbelangt, den Ihr in Euer Herz geschlossen habt, so kann ich ihm nicht eher ein Mädchen geben, als, bis er darum angehalten hat. Dazu aber hat es noch lange Zeit, er ist nicht so verwegen wie Ihr, sondern bescheiden, wie er sein muß, und gerade darum hat er mir auch so gut gefallen und ich habe ihn wahrhaft lieb.« Plötzlich schwieg er und schritt langsam zwischen den beiden Freunden hin und her, die

ihn haarscharf beobachteten und sich von Zeit zu Zeit triumphirende Blicke zuwarfen.

»Nun siehst Du,« fuhr Alfred Brunst nachdrücklich fort, »das ist also schon der erste Schritt. Ja, ja, der Sternberg hat Kopf, Herz, Hand und Fuß auf der rechten Stelle. Er spricht prächtig, schreibt einen Styl wie ein Athener und liest wie Tieck köstlich vor. Er ist ein Genie, mit einem Wort, und den ließe ich mir nicht so leicht durch die Finger laufen, wenn er einmal dazwischen gerathen ist.«

Der alte Oehe blieb plötzlich vor dem Redenden stehen und sah ihn ernst, aber nicht unfreundlich an.

»Großer Jung',« sagte er, »ich weiß nicht, warum Du so hartnäckig auf Deinem Thema beharrst. Entweder der Sternberg oder die Gustava muß Dich zu ihrem Vertrauten gemacht und mit irgend etwas bestochen haben, denn sonst pflegst Du doch nicht so leicht zwei Menschen zusammen zu kuppeln. Ich will Euch aber etwas sagen: Ihr wolltet mir heute vielleicht, wie schon früher, eine kleine Lehre geben, weil Ihr mich immer noch für stolz und auf den Namen und das Alter meiner Familie für eingebildet haltet. Aber dem ist nicht so und Ihr könntet das eigentlich wissen. Ja, ich bin stolz auf meinen alten Namen und Alles, was von meinen Eltern herkommt, aber noch stolzer bin ich auf den wahren Menschenwerth und noch mehr liebe ich das männliche Herz, wenn es auf der rechten Stelle sitzt. Paul Sternberg halte ich nun für einen guten Menschen und für einen rechten Mann und ich liebe ihn deshalb, aber Eins, wißt Ihr, gefällt mir ganz und gar nicht an ihm.«

Nun machten die beiden Freunde große Augen. »Was ist denn das?« fragte der stille Melms.

»Erstens kenne ich seine Familie nicht, und daß es damit nicht so ganz richtig bestellt ist, beweist mir sein Schweigen darüber. Ich habe schon mehrere Male deswegen bei ihm angeklopft, aber er war nie zu Hause. Und seht Ihr, eben sein Schweigen über diesen Punkt hat etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes für mich, und alle Geheimnisse und Räthsel waren mir von jeher zuwider. Ich will dem Menschen, dem ich die Hand reiche, der mein Brod ißt, der mit mir unter einem Dache wohnt, bis in's Herz sehen können –«

»So nimm doch Deinen Tubus zu Hülfe!« unterbrach ihn Alfred Brunst mit unnachahmlich komischem Ernste.

Melms lachte laut auf und dadurch war die ernste Situation in eine heitere übergegangen, was Alfred Brunst vielleicht beabsichtigt hatte, da er auf diese Weise am leichtesten zum Zwecke kam.

»Das werde ich thun, auf Deinen Rath, verlaß Dich darauf,« fuhr der alte Herr fort. »Aber bis jetzt habe ich noch nicht in sein Herz geblickt, so leicht ich es ihm auch gemacht habe, mir seine Familienverhältnisse mitzutheilen.«

»Wie hast Du denn das angefangen, alter Herr?« fragte Alfred Brunst ruhig.

»Je nun, ich bin ihm mit Vertrauen entgegengekommen. Eines schönen Abends, als ich gerade ein windelweiches Herz hatte, verstand er mich so zu rühren, daß ich ihm meiner Vorfahren Geschichte erzählte. Er war

überaus schlaue, lockte mir ein Wort nach dem andern ab und das Ende vom Liede war, daß ich ihm mein eigenes Leben auch erzählte.«

Die beiden Freunde hefteten ihre Blicke so fest auf einander, daß jeder Mensch, sich darüber gewundert haben würde, wenn er es gesehen hätte, nur Herr von der Oehe sah es nicht und wunderte sich auch nicht darüber, da er so in Eifer gerathen war, daß er nichts um sich her bemerkte.

»Wie,« rief Alfred Brunst endlich mit leise bebender Stimme, »Du hast dem Sternberg – dem Sternberg *Deine* Geschichte erzählt?«

»Nun ja doch, das habe ich gethan.«

»Und Deine Leidensgeschichte mit Deinem –«

»Ja, ja, die auch. Ich war einmal im Zuge und da läßt sich eine so alte Zunge nicht mehr halten, wie die meine ist.«

»Nun, da bin ich begierig, zu wissen,« versetzte Alfred Brunst, sich wieder sammelnd, »wie er das aufgenommen hat.«

»O, ganz gut und darüber habe ich mich eigentlich sehr gefreut. Er machte zwar sehr wenig Worte, aber daß er Theilnahme empfand, sah ich ihm an seinem bleichen Gesichte und seinen zwinkernden Augen an.«

»Hm, hm!« sagte Alfred Brunst sinnend und seinem Freunde Melms insgeheim zunickend. »Dann habe nur Geduld, alter Herr. Der Sternberg ist ein vorsichtiger

Feldherr. Der hat seine Pläne mit Dir und Deiner Nichte alle fertig im Kopfe, und wenn die Schlacht am heißesten ist, kommt er im rechten Augenblick mit allen seinen Reserven hervor und dann Gnade Dir Gott, bist Du dergestalt überrumpelt, daß Du schachmatt auf einen Zug wirst – namentlich wenn, Du gerade bei schlechter Luft wie heute bist.«

Melms lachte nochmals laut. »Ja, wenn ich nur Luft hätte!« seufzte der alte Herr, »dann wollte ich – wollte ich – was giebt es denn?«

Mit diesen Worten wandte er sich an Metke, die geräuschlos in's Zimmer getreten war und sich bemühte, durch den dicken Tabacksqualm zu blicken, als suche sie etwas.

»Ich suche Herrn Brunst und Herrn Melms,« sagte sie.

»Na, kannst Du denn nicht mehr sehen?« fragte der Hausherr heftig. »Da sind sie ja alle Beide!«

»Ach so, ja, jetzt sehe ich sie. Herr Brunst, Sie möchten die Güte haben, in den Garten zu treten, es wünscht Sie ein fremder Herr daselbst zu sprechen. Und an Sie, Herr Melms, ist so eben dieser Brief angekommen.«

Alfred Brunst nahm seinen Hut und verließ augenblicklich das Zimmer; Carl Melms aber erbrach den Brief und las ihn, und der alte Herr stand dabei und beobachtete das Gesicht des Lesenden. »Nun,« sagte er, als er den in der heißen Stube roth gewordenen Melms leicht erbleichen sah, »was giebt es denn? Ist er von der Lenz? Es ist doch nichts vorgefallen?«



»Nein, alter Herr,« entgegnete Carl Melms langsam und überaus nachdenklich. »Er ist nicht von der Lenz, sondern von Crampas und betrifft eine Frage, die ich in Alfred's Angelegenheit dort an Jemand richtete.«

»So, so; nun, dann brauchst Du doch nicht so zu erschrecken!« sagte ruhig der alte Herr, nahm eine neue Pfeife und verließ das Zimmer, um noch einmal auf seine Felder zu gehen.

Als er fort war, las Carl Melms den Brief noch einige Mal. Er wurde immer bedenklicher. »Das ist merkwürdig,« sagte er. »Das muß Alfred wissen, sobald er wieder hereinkommt.«

Aber er sollte noch eine geraume Zeit warten, bis der Abgerufene wieder hereinkam, denn Alfred Brunst hatte im Garten Jemand gefunden, den er an diesem Abend nicht auf der Oeche zu begrüßen erwartet und der ihm in der That eine Menge wichtiger Dinge mitzutheilen hatte, die sogar viel wichtiger waren, als wofür sie der Ueberbringer selber hielt.

## SIEBENTES KAPITEL. WAS DER FREMDE HERR UND DER BRIEF AUS CRAMPAS BRINGEN.

Bevor wir uns ebenfalls in den Garten verfügen und den fremden Herrn kennenlernen, der die oben ausgeführte Unterredung der drei alten Herren unterbrach, um mit Alfred Brunst eine neue und noch bedeutungsvollere abzuhalten, wollen wir einige Stunden in der Zeit und zu unserm Freunde Gustav Steinau zurückkehren. Er hatte,

wie wir wissen, die Damen von der Oehe nach der reizenden Besetzung des Herrn von Platen begleitet, daselbst von ihnen Abschied genommen und war dann, um sich zu zerstreuen, rückwärts geritten, ohne so recht auf den Weg zu achten, den sein munteres Pferd einschlug. Das Ziel seines heutigen Rittes war ihm einerlei, er wollte sich nur eine tüchtige Bewegung machen und dadurch seine Empfindungen in das richtige Gleichgewicht setzen, welches sie, wie es ihn selbst bedünken wollte, einigermaßen verloren hatten.

Unser junger Freund befand sich an jenem Tage in einer eigenthümlichen Lage. Ohne sich gerade weder besonders glücklich noch unglücklich zu fühlen, denn zu Beidem fehlte ihm ein vollgültiger Anlaß, suchte er sich über seine Verhältnisse klar zu werden, die ihn mehr mit sich fortrissen, als daß er sie bemeistert hätte. Als er dies erst erkannt, folgte er, ohne seiner Handlungsweise eine bestimmte Richtschnur vorzuzeichnen, unwillkürlich dem Strome eines seltsamen Verhängnisses, das über ihm zu schweben und ihn immer tiefer in ungeahnte Verwickelungen zu verstricken drohte. Wäre er weniger edel und etwas mehr selbstsüchtig in der Auffassung des Freundschaftsverhältnisses gewesen, welches ihn mit Heinrich Markholm verband, er hätte sich vielleicht glücklicher gefühlt, aber so, wie er einmal war, stand ihm noch immer der heitere Maler als ein Schreckgespenst vor der Seele, das sich zwischen ihn und jene Gustava von Kulpen stellte, die, er läugnete es sich selbst nicht länger, von Tage zu Tage einen tieferen Eindruck

auf sein Herz zu machen fortfuhr. So kam es denn, daß er sich den süßen Gefühlen nicht hinzugeben wagte, die ihn allmählig in ihre Zauberkreise gezogen hatten, und daß er mit wachsender Sehnsucht auf eine Benachrichtigung Seitens seines Freundes hoffte, welche die Aussage Willibald Stillfried's bestätigte und ihn seinen quälenden Selbstvorwürfen entriß.

Ohne Zweifel hätte er sich diese Vorwürfe erspart und einer hoffnungsreicheren Lebensanschauung hingegeben, wenn er ein Zeuge des Gesprächs gewesen wäre, dem wir an diesem Nachmittage beigewohnt, er hätte daraus entnehmen können, daß einflußreiche Gönner sein Schicksal in die Hand genommen und mit ihrer Fürsprache bereits ein gewaltiges Hinderniß seines Glückes aus dem Wege zu räumen begonnen hatten. Allein diese Erkenntniß war ihm verborgen, wie es ja selten dem Menschen beschieden ist, die Wolke zu durchdringen, die sich über dem Pfade seines Geschickes zusammengezogen hat.

Allerdings war seit Alfred Brunst's Ankunft auf der Oeche ein neuer Hoffnungsstrahl in seine Brust gefallen, jedoch gab er sich demselben nicht mit ganzer Gläubigkeit und vollem Vertrauen hin. Alfred Brunst hatte ihm nämlich gelegentlich erzählt, daß den Maler ein angenehmes Verhältniß in Grünthal fessele, allein der Erzähler hatte von jeher gegen den Dichter ein seltsam doppelsinniges, mehr scherzhaftes als ernstes Wesen angenommen,

er hatte in Worten und Winken immer mehr errathen lassen, als er zu enthüllen geneigt gewesen, und so war Gustav Steinau nicht selten an ihm irre geworden und dadurch nur noch tiefer in einen wirren Strudel gemischter Gefühle gerathen, die ihn auch an diesem Tage in bange Zweifel versetzten und sein bewegtes Herz nicht zum ruhigen Schlagen kommen ließen.

Außer diesen sein Herz bewegenden Einflüssen war noch ein anderer Umstand vorhanden, der Gustav Steinau in fortwährender Aufregung und Spannung erhielt. Dieser Umstand lag in dem eigenthümlichen Verhältniß, in welches er zu seinem Wirthe, dem Herrn von der Oehe gerathen war. Er hatte, wir wissen es ja, tief in das Herz dieses Mannes geblickt, er hatte seine Lebensereignisse in allen Einzelheiten kennen gelernt, und dies Vertrauen des alten Herrn hatte ihm unglaublich wohlgethan. Es drängte ihn daher, dasselbe zu erwidern und Jenen auch in sein Herz blicken zu lassen. Allein die rechte Stimmung und die dazu geeignete Stunde hatte sich noch immer nicht wollen finden lassen, und namentlich seitdem die beiden alten Freunde gekommen, waren seine Vorsätze in dieser Beziehung in weitere Ferne denn je gerückt worden. Dennoch aber gab er sie nicht auf, ja der Versuch mußte sogar bald gewagt werden, das Herz des alten Herrn völlig zu erobern, noch bevor eine neue unerwartete Störung die Erreichung dieses Hauptzwecks abermals verzögerte.

In solchen Grübeleien befangen ritt er heute von Poggenhof fort und da er in seinem jetzigen Leben nur selten

eine Stunde hatte, in der er mit seinen innersten Gedanken ungestört verkehren konnte, so gab er sich nun denselben mit aller Heftigkeit eines leidenschaftlichen Herzens hin. Da ihm hierbei das Ziel gleichgültig war, welches er erreichte, so ließ er dem Pferde die Zügel und dieses schritt langsam den gewundenen Weg dahin, der durch die üppigen Felder der kleinen Halbinsel führte, deren Frucht meist überall abgemäht in mächtigen Garben aufgerichtet stand, da die Erndte in dieser Gegend schon ziemlich weit vorgerückt war. So hatte er ein Gut nach dem andern hinter sich gelassen und der Nachmittag näherte sich bereits dem Abend, der seine leichten Schwingen mit stillerem Geflüster allmähig über die fruchtbare Gegend ausbreitete. Gustav Steinau richtete seine Blicke nur selten auf die Umgebung, kaum wußte er, wie weit er schon von der Oehe entfernt war und, allein seinen Grübeleien hingegeben, dachte er nur an die Personen, die gegenwärtig seine ganze Seele erfüllten.

Da störte ihn plötzlich aus tiefem Sinnen das Wiehern seines Pferdes auf. Er erhob das Auge, blickte vor und um sich, was dem muthigen Thiere zu dieser Aeüßerung seines Wohlbehagens wohl Anlaß gegeben haben mochte, und da gewahrte er in der Ferne einen Reiter, der denselben Weg, aber in entgegengesetzter Richtung verfolgte, auf dem er sich selbst befand:

Dies Begegniß hätte nun gerade nichts Auffallendes geboten, wäre dem guten Auge Gustav Steinau's die Gestalt des fremden Reiters nicht auf der Stelle bekannt erschienen; als er aber einige Schritte weiter geritten, erschrak er so sehr, daß er sein Pferd plötzlich anhielt und auf den rasch Näherkommenden einen Blick des Staunens und der höchsten Verwunderung warf.

Nein, er täuschte sich nicht, es war wirklich Heinrich Markholm, der, in eben so tiefes Sinnen wie er selbst versunken, ihm hier gegen alle Erwartung auf freiem Felde begegnete und, ebenfalls sein Pferd anhaltend, sich mit prüfendem Blicke überzeugen zu wollen schien, ob sein Auge ihm nicht ein Blendwerk vorspiegele.

Aber dieses Staunen und dieser Stillstand sollte auf beiden Seiten nur kurze Zeit dauern, dann machte sich das alte Freundschaftsgefühl in ihnen geltend und, die gegenseitige Ueberraschung besiegend, ritten sie rasch auf einander los, begrüßten sich mit herzlichen Blicken und tauschten schnell einige Worte aus, die diese unerwartete Begegnung völlig erklärten.

Noch eine Weile ihre Hände verschlungen haltend, ritten die beiden Freunde nun neben einander auf dem Wege nach der Oehe weiter, aber ehe sie auf den ihr ganzes Innere beschäftigenden Hauptgegenstand kamen, blickten sie sich forschend gegenseitig an und Jeder von ihnen gestand sich im Stillen ein, daß er seinen Freund einigermaßen verändert finde, denn auf Beider Zügen lagen die Spuren einer ernst durchlebten und vielleicht noch viel Ernsteres verheißenden Zeit.

Als sie vor wenigen Wochen auf Grünthal geschieden waren, hatte dieser Ernst des Lebens noch nicht an ihre Brust gepocht; lebensfroh, heiter und hoffnungsvoll hatten sie sich getrennt und nun erkannten sie zu ihrem beiderseitigen Erstaunen einen fremden Zug auf diesen Gesichtern wieder, der bei dem heitersten von ihnen, dem Maler, sogar einen leichten Anstrich von Traurigkeit und bei dem immer ernsteren Dichter einen Ausdruck sinnender Erwartung angenommen hatte. War es doch, als ob ein störender Zwiespalt, eine hemmende Gewalt zwischen sie getreten wäre, das gewahrten sie auf den ersten Blick – wie sie aber Beide edel und sich völlig ergeben waren, beschlossen sie auf der Stelle, Jeder für sich, daß dieser Zwiespalt sogleich solle gehoben und das Hinderniß ihres alten Vertrauens bei Seite geräumt werden.

Nachdem sie daher die äußeren Verhältnisse kurz besprochen, Heinrich Markholm sich nach dem Befinden Alfred Brunst's erkundigt und Gustav Steinau ihm im Allgemeinen die Lage der Dinge an der Insel geschildert hatte, trat ein kurzes Schweigen zwischen ihnen ein, das Gustav Steinau zuerst zu brechen beschloß, indem er ohne Zögern auf den Hauptpunkt des Tages einging. Er hielt sein Pferd einen Augenblick an, blickte mit herzlicher Ergebenheit in das trübe Gesicht des Malers und sagte:

»Heinrich, bevor wir noch einen Schritt weiter reiten, laß uns den alten Frieden herstellen. So wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben, das Gewitter, das zwischen uns liegt, muß sich zertheilen und ich will der Erste sein, der das Seinige dazu beiträgt.«

Der Maler blickte überrascht auf den so warm redenden Freund, den er nicht recht zu begreifen schien. »Was mag er nur wollen?« fragte er sich, ohne dem Gedanken einen hörbaren Ausdruck zu geben.

»Sieh,« fuhr Gustav Steinau lebhaft und mit zunehmender Herzlichkeit fort, indem er sein Pferd wieder langsam weiter gehen ließ, »ich habe Dir schon lange schreiben wollen, was mir auf dem Herzen lag, aber ich hoffte von Tage zu Tage Dich zu sehen, und eine mündliche Mittheilung ist immer besser als eine schriftliche. Jetzt aber fühle ich, daß ich unrecht gehandelt, so lange mit meiner Mittheilung gewartet zu haben, und nun färbt mein langes Schweigen meine Handlungsweise nicht mit dem rechten Lichte, selbst in meinen eigenen Augen nicht.«

»Mein Gott,« rief Heinrich Markholm, immer mehr in Verwunderung gerathend, »was giebt es denn? Es doch nichts Unglückliches geschehen?«

»Du sollst es sogleich hören.« Und nun erzählte Gustav Steinau in ungeschmückter Rede seine Begegnung mit der Reisegefährtin des Malers auf dem Rheine, in Bergen, ihre Ankunft auf der Oehe, erklärte ihren Namen, ihre Verwandtschaft mit seinem Wirthe und wie er selbst in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihr gerathen sei, wobei er indessen das Bündniß vor der Hand noch verschwie, das er in Bezug auf den Neffen des Herrn von der Oehe mit ihr abgeschlossen hatte.



Während er noch mitten in der Erzählung begriffen war, hatte der schlaue Maler schon in das Herz des Sprechenden geschaut und sehr bald seine augenblickliche Lage ergründet. Er fing allmählig an zu lächeln, vergaß dabei fast ganz seinen eigenen Kummer und war zuletzt beinahe wieder der alte, heitere Heinrich geworden.

»Haha,« rief er, als Gustav mit seinem Berichte zu Ende war, »das ist ja eine förmliche Beichte! Nun, ich sehe schon, wo die Sünde liegt, und ich will Dir gern die Absolution ertheilen, wenn Du mir aufrichtig meine Fragen beantworten willst.«

»Gern, ja, frage nur!« rief Gustav aufathmend, da er bemerkte, daß sein Freund seine Handlungsweise mit so heiterer Miene auffaßte.

»Also Du hast Freundschaft mit meiner ehemaligen schönen Reisegefährtin geschlossen?«

»Ja, Heinrich, das habe ich gethan.«

»Und dabei hast Du Dich ein wenig in die reizende Dame verliebt?«

Gustav schwieg nachdenklich. »Nein,« sagte er endlich mit Anstrengung, »verliebt habe ich mich nicht.«

»Oho, es ist also noch schlimmer – Du liebst sie doch nicht am Ende ganz ernstlich?«

Gustav schwieg abermals – er sollte hier etwas laut aussprechen, was er sich selbst noch nicht eingestanden, und das wurde ihm fast zu schwer.

»Sprich Alles getreulich und ehrlich aus,« ermuthigte ihn Heinrich Markholm. – »Ich werde Dir auch nachher eine Geschichte erzählen, die Dein Blut in Wallung setzen

wird,« fügte er seufzend und trüb vor sich niederblickend hinzu.

»Ja,« rief Gustav Steinau, sein wogendes Herz nicht länger bemeisternd, »ich würde sie lieben, mich dieser Liebe wenigstens mit voller Freude hingeben, wenn ich nicht in der ungeheuren Besorgniß lebte, daß Du selbst ihr Deine Neigung geschenkt habest.«

»O! Ich? Wie kommst Du auf diesen seltsamen Gedanken?« fragte der Maler, ohne vom Sattelknopf aufzusehen.

»Mein Gedanke ist doch nicht so gar seltsam, Heinrich. Du hast mir ja oft genug gesagt, welchen angenehmen Eindruck sie auf Dich gemacht, Du hast sie gezeichnet, gemalt, Du hast für sie geschwärmt –«

»Halt, mein Junge, ja, ja, das ist Alles wahr, wenigstens hat mir ihre äußere Erscheinung außerordentlich gefallen und sie gefällt mir auch noch, aber siehst Du, das ist ja noch lange keine zärtlichg Neigung, wie Du sie für sie empfindest. Also, wenn das der Grund des Gewitters ist, das zwischen uns schweben soll, so will ich es mit einem Worte zertheilen: – liebe sie immerhin, ich liebe sie ganz und gar nicht, noch weniger aber habe ich die geringste Absicht, sie Dir steitig zu machen.«

»Heinrich!« rief Gustav frohlockend – »ist das wahr?«

»Auf meine Ehre, es ist wahr. Aber nun höre auch mich an. Ich verdanke dieser Bekanntschaft weit mehr, als Du für möglich halten kannst. Ich trug ihr Bild in mir, nicht im Herzen, doch in der Erinnerung. Mein Auge war noch

immer für ihre wunderbare Schönheit offen, aber meine Seele hatte dieselbe nicht berührt, noch lange nicht. Da begegnete mir nun etwas Eigenthümliches.« Und er erzählte nun seine Bekanntschaft mit Alwine Halling, berichtete, wie er eine herzliche Liebe zu ihr gefaßt und wie diese erwidert ward, verschwieg aber zuletzt das traurige Ende derselben, da er nicht geneigt war, seinen Freund gleich von vornherein in die Hoffnungslosigkeit seiner augenblicklichen Lage blicken zu lassen.

Gustav Steinau hörte mit athemloser Spannung zu; jedes Wort verschlang er von den Lippen des ehrlichen Freundes, und als dieser geendigt, schöpfte er tief Luft und mit einem Erleichterungsseufzer rief er beinahe fröhlich aus:

»Also hat Herr Brunst doch die Wahrheit gesprochen!«

»Was hat er gesagt?« fragte der Maler mit wieder wachsender Spannung.

»Er hat erzählt, daß Dich ein kleiner Roman beschäftige und daß derselbe allein Dich in Grünthal zurückhalte.«

»Da hatte er Recht. Aber was sagte er sonst?«

»Er lächelte nur so auf seine feine Weise –«

»Ha! Machte er sich über mich lustig?«

»Gott bewahre, im Gegentheil, er schien den wärmsten Antheil an Dir zu nehmen und will Dir überhaupt auf jede Weise wohl.«

»Ah! Gott sei Dank! Höre, Gustav, Du weißt nicht, wie glücklich Du mich mit dieser Bemerkung machst. Es ist ein wahrer Glücksfall, daß wir uns hier begegnen sind

und so Gelegenheit fanden, uns in aller Stille die Seele frei zu sprechen. Aber nun höre noch Eins. Bevor ich Dir den Ausgang meines Romans erzähle, muß ich erst Herrn Brunst sprechen, und zwar noch bevor ich mich den andern beiden Herren vorstelle. Es ist das für mich wichtig, ich muß vor allen Dingen wissen, was ich zu hoffen habe. Kannst Du mir diese Unterredung verschaffen?«

»Das ist ein sehr leichtes Unternehmen. Bevor wir die Oehe erreichen, wird es ziemlich dunkel sein. Wir setzen über, ich bringe Dich unbemerkt nach dem Garten, den um diese Zeit kein Mensch besucht, und schicke Dir Herrn Brunst hinaus, dann kannst Du mit ihm sprechen, so lange Du willst.«

»Gott sei Dank! Das ist es, was ich mir auf dem ganzen Wege gewünscht habe, und nun kann es gelingen. Brunst ist für mich jetzt eine höchst wichtige Person, von ihm hängt ungeheuer Viel ab. Komm, laß uns zureiten, es wird rasch dunkel und ich finde nicht eher Ruhe, als bis ich mein Herz vor ihm ausgeschüttet habe.«

Während er noch sprach, hatte er seinen Schimmel schon zum schnelleren Laufe angetrieben, der nicht mehr ganz so muthig war wie am Morgen, denn er hatte einen weiten Weg zurückgelegt, dennoch aber setzte er neben dem frischeren Pferde Gustav Steinau's seinen Weg munter fort und so kam man in nicht gar langer Zeit auf der Oehe an, wo dann alsbald Alfred Brunst in den Garten gerufen ward, wie wir bereits berichtet haben.

Als Letzterer in den schon ziemlich dunklen Garten eintrat, sah er im Hintergrunde desselben unter den Bäumen eine männliche Gestalt unruhig auf und ab schreiten, die ihm aber sogleich entgegenkam, als er innerhalb der den Garten umschließenden Steinmauer sichtbar wurde. Erst als beide Männer dicht vor einander standen, erkannte der Aeltere den Jüngeren und, einen lauten Freudenruf ausstoßend, aber auch sogleich einen ernstesten Vorfall vermuthend, reichte er ihm seine edle Rechte hin.

»Aber was heißt das, mein junger Freund,« sagte er nach den ersten gegenseitigen Begrüßungen, »warum kommen Sie nicht in's Haus und rufen mich so geheimnißvoll hierher?«

»Herr Brunst,« sagte Heinrich Markholm mit leicht bebender Stimme und nun erst bemerkte Jener die ungewöhnliche Unruhe in allen seinen Bewegungen, »verzeihen Sie mir diese Handlungsweise, aber ich konnte meinen Besuch hier leider nicht anders beginnen. Bevor ich in jenes Haus trete und die darin Wohnenden mit alltäglichen Worten begrüße, muß ich Ihnen erst meine Geheimnisse gänzlich offenbaren, die Sie nur bis zur Hälfte kennen. Sind Sie geneigt dazu, mich anzuhören und darf ich hoffen, daß Ihr ehemaliges Vertrauen zu mir noch nicht gewichen ist?«

»Sprechen Sie!« erwiderte Alfred Brunst kurz und fast streng, denn seine innere Bewegung riß ihn wider Willen hin, da ihm eine geheime Stimme zuflüsterte, den Maler

könne nur ein ungewöhnliches Ereigniß in eine solche Stimmung und Lage versetzt haben.

Heinrich Markholm ließ sich nicht lange bitten. Er fing an zu erzählen, was sein Zuhörer zum Theil schon wußte, aber er fügte Alles und Jedes hinzu, was seit dem Tage seiner plötzlichen Abreise geschehen war, und mit der alten Ehrlichkeit und der leicht erkennbaren Gluth seiner leicht in Wallung gerathenden Gefühle trug er seinen Bericht vor, so daß Alfred Brunst augenblicklich wieder mitten in die Verhältnisse zurückversetzt war, an denen er früher schon einen so großen Antheil genommen hatte.

Daß diese Antheilnahme auch jetzt nicht geringer geworden, verrieth sich sehr bald an den einzelnen Ausrufungen, mit denen er den Abschluß der verschiedenen Szenen, die er schildern hörte, begleitete; als aber die letzte Scene sich vor seinen Augen abwickelte und der lebhaft werdende Maler ihm von dem Schmerz sprach, in den ihn die Fortführung des geliebten Mädchens versetzt, erschrak er fast, senkte sein Haupt tief, schlug die Arme über einander und ging längere Zeit schweigend neben dem auf seine Antwort harrenden Künstler her.

»O,« sagte er endlich, »das ist ein Gewaltstreich, den ich kaum, selbst von einem so pffiffigen Herumtreiber vermuthet hätte, wie dieser Halling einer ist. Ach, das alles hätte vielleicht vermieden werden können, wenn ich selbst einmal nach dem Kieler Ufer gegangen und mit der Mutter oder gar mit dem verworfenen Kerl in Verbindung getreten wäre.«

»Sie waren ja krank!« unterbrach den Redenden, gleichsam in seinen eigenen Augen ihn entschuldigend, der Maler.

»Ja, allerdings war ich krank, aber das darf ich kaum zu meiner Entschuldigung anführen, denn ich hätte gehen können, ehe ich krank ward. Doch nun läßt sich das freilich nicht nachholen. Pfui, das ist ein gemeiner Streich! – Aber wissen Sie,« fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er wieder sinnend hin und her geschritten war, »hinter der Sache steckt doch noch etwas Anderes, sie wird immer ernster und ernster, je länger ich sie nach allen Seiten überlege. Der Kerl muß triftige Gründe haben, daß er die armen Frauen bei Nacht und Nebel fortholt. Hm, hm! Seltsam ist es, bei Gott! Wenn es ihm nur um die lumpigen tausend Thaler zu thun war, so brauchte er nur ein paar Tage zu warten und Sie hätten sie ihm gebracht –«

»Ich? Woher denn?« rief der Maler in seiner alten naiven Weise.

»Woher? Sprechen Sie nicht so seltsam. War ich denn nicht da? Konnten Sie nicht herkommen und sagen: ›Herr Brunst, ich brauche zu dem und dem Zweck so und so viel Geld, geben Sie es mir – glauben Sie, daß ich eine Minute gezögert hätte, es Ihnen zu geben?«

»Herr Brunst!« rief der Maler voll Dankbarkeit aus.

»O, jetzt ist es zu spät, mein Freund, jetzt hat er einen anderen Plan mit ihr vor, das ist klar, und vielleicht läßt er sich einen höheren Preis von einem reicheren Eidam bezahlen.«

»Aber der Gedanke ist schrecklich, Herr Brunst.«

»Gewiß ist er das. Doch hat man denn gar keine Ahnung, wohin er die armen Weiber gebracht haben mag?«

»Allerdings,« rief Heinrich Markholm, »das weiß ich ja!«

»Das wissen Sie? Und Sie sagen es mir nicht?«

»Ich habe ja meine Geschichte noch nicht zu Ende erzählt und bin erst bei dem Morgen stehen geblieben, wo ich das Haus verschlossen fand. Dieser Tag hatte noch einen Abend.«

»Erzählen Sie, schnell!« Heinrich Markholm erzählte, was ihm mit dem Kreidearbeiter Wiesel in Dargast begegnet, kaum aber hatte er das Wort: Möwenort genannt, so fuhr Alfred Brunst freudig in die Höhe.

»Das ist ja gar nicht weit von hier!« rief er aus. »O, dahin kann man sehr bald gelangen und dann ist noch gar nichts verloren. Oho! Nun spiele ich auch eine Rolle in Deiner Komödie mit, Herr Halling, und wir wollen einmal sehen, ob Du auch mir so begegnen wirst, wie Anderen, wenn ich mir Auskunft über Deine Tochter erbitte. Aber Sie haben Recht, Markholm, es ist seine Tochter nicht, so kann kein Vater gegen sein Kind handeln.«

Dem Maler pochte seit langer Zeit zum ersten Male wieder das Herz vor Freude, als er den Mann so sprechen hörte, dem er ein so großes Vertrauen geschenkt, und er drückte unwillkürlich seinen Arm, als wolle er ihm wenigstens durch diese Berührung seinen tief empfundenen Dank sagen.



»Hören Sie,« sagte endlich Alfred Brunst, und blieb mitten auf dem eingeschlagenen Wege stehen, stellte sich dicht vor den aufmerksam zuhörenden Maler und legte seine Rechte schwer auf dessen Schulter, bei jedem Worte fast sie niederdrückend, als wolle er demselben dadurch einen fühlbaren Nachdruck geben, »hören Sie, diese ganze Geschichte scheint mir sehr seltsam und fast fabelhaft zu sein. Sprechen Sie noch nicht darüber mit meinen Freunden und theilen Sie selbst den Ihrigen nur das Oberflächlichste mit, wenn Sie ein Bedürfniß dazu fühlen. Ich werde mir bis morgen früh die Sache überlegen und dann augenblicklich handeln, sobald ich einen Entschluß gefaßt. Für jetzt seien Sie ruhig und unbesorgt, ich bin von heute an Ihr Secundant und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dergleichen kleine Schlachten auszufechten. Also ruhig und unverzagt! Jetzt gehen Sie hinein und stellen Sie sich dem alten Herrn vor, der Sie gern kommen sieht, wie wir Alle. Nehmen Sie eine so unbefangene und heitere Miene an, wie man sie an Ihnen zu sehen gewohnt ist, das kleidet Ihnen auch besser, und die Damen, die bald von ihrem Ausfluge zurückkehren werden, finden dann einen Gesellschafter, der mit den Andern getrost in die Schranken treten kann. Kommen Sie!«

Er wollte den Maler rasch mit sich fortziehen, aber dieser blieb stehen und verarbeitete innerlich noch einen Gedanken mit sichtlicher Lebhaftigkeit. Bei der Erwähnung der Damen war ihm eingefallen, daß ja Fräulein von Kulpen es war, die seiner Geliebten so ähnlich sah,

was er bisher noch seinem ehemaligen Wirthe verschwiegen; um ihm nun auch in diesem Punkte sein ganzes Herz aufzuschließen, sagte er nach kurzem Besinnen: »Herr Brunst, ich muß Ihnen noch etwas Besonderes mittheilen, damit Sie sich nicht wundern, wenn die Befangenheit, die ich ablegen soll, gegen meinen Willen heute Abend mich wiederholt ergreift.«

»Nun, was giebt es denn jetzt noch?«

»Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Alwine Halling einer Dame glich, die ich früher kennen gelernt, und daß ich gerade dadurch auf sie aufmerksam geworden wäre.«

»Nun ja doch, und jene Dame haben Sie auch ein Bißchen geliebt, nicht wahr?«

»Nein, Herr Brunst, die Sache verhält sich anders. Ich kannte den Namen jener Dame nicht, als ich sie auf einer Reise vor zwei Jahren sah, und erst seit einer Stunde weiß ich, wer sie ist.«

Alfred Brunst hob neugierig den Kopf in die Höhe und blickte mit unverkennbarer Verwunderung starr in die funkelnden Augen seines Gefährten. »Nun,« sagte er gedehnt, »wer war und wer ist sie denn?«

»Es war und ist die Nichte Herrn von der Oehe's; Sternberg hat es mir so eben gesagt.«

»Woher kannte denn *der* Ihre Reisegefährtin?« fragte Alfred Brunst langsam und mit zunehmender Spannung.

»Ich fand Fräulein von Kulpen sehr schön, zeichnete ihr Portrait schon auf der Reise und malte es nachher.

Daher kannte er sie, ohne jedoch, so wenig wie ich, ihren Namen zu wissen.«

»Das ist merkwürdig!« sagte Alfred Brunst mehr zu sich als zu seinem jungen Freunde. »Und wie denn,« rief er plötzlich mit starker Stimme, als wäre ihm ein seltsamer Einfall gekommen, »diese Dame ist der Alwine Halling so ähnlich?«

»Wie ein Ei dem Andern, Herr Brunst, – ich wenigstens habe nie eine solche Aehnlichkeit gesehen.«

»Haben Sie denn Fräulein von Kulpen jetzt schon wieder vor Augen gehabt?«

»Nein, noch nicht, aber vor zwei Jahren auf dem Rhein.«

Alfred Brunst blieb stehen, fest und unbeweglich, wie eine im Boden fest gewurzelte Eiche. Seine Augen hatten sich auf die Erde geheftet und über sein ausdrucksvolles Gesicht flog ein düsterer Schatten, der aber blitzschnell vorüberging und bald einer heiteren Ruhe wieder Platz machte.

»Das ist seltsam,« sprach er langsam und nachdenklich, »ja, allerdings. Allein es kann wohl nur Zufall sein. Wenn Sie aber nachher Fräulein von Kulpen sehen, so geben Sie mir einen Wink, falls Sie auch jetzt noch diese Aehnlichkeit finden, vor allen Dingen aber lassen Sie keinen Menschen, selbst Sternberg nicht, unser Gespräch hierüber erfahren. Wir wollen das allein abmachen, ganz allein, und ich stehe Ihnen dafür: morgen Abend sollen Sie klarer in allen diesen Dingen sehen, vorausgesetzt, daß die Hallings auf Möwenort in Wittow sind. Jetzt aber

kommen Sie – ich habe den Wagen eben anlangen hören, die Damen sind also da und nun geben Sie sich Mühe, so heiter wie möglich zu erscheinen.«

---

An Alfred Brunst's Seite, welcher mit der ihm eigenthümlichen Willenskraft seine Mienen beherrschte und die in seinem Herzen hin und her fluthenden Empfindungen standhaft zurückhielt, trat ganz unerwartet Heinrich Markholm in das Wohnzimmer Herrn von der Oehe's, in dem sich zur Zeit sämmtliche auf der Insel versammelten Männer befanden, denn auch Willibald Stillfried war so eben von seinem Ausfluge heimgekehrt.

»Mein lieber Herr von der Oehe,« sagte der Maler in seiner treuherzigen Weise, indem er auf den Wirth des Hauses zuing, »da sehen Sie mich plötzlich auf Ihrer Insel! Ich habe den Versicherungen Herrn Brunst's geglaubt und es gewagt, ohne nochmalige Anfrage bei Ihnen vorzusprechen.«

»Es bedarf nicht der Worte, mein junger Freund,« erwiderte Herr von der Oehe, männlich und bieder die Hand des Malers schüttelnd, »um sich bei mir einzuführen. Sie sind da und nun ist unsre Freude erst vollkommen, da nun ein Jeder das bei sich hat, was er liebt und schätzt. Nein, nein,« fuhr er fort, »Sie sind hier so gut zu Hause wie auf Grünthal und ich bedaure nur, daß Sie uns so lange auf Ihre Erscheinung haben warten lassen. Doch

jetzt ist genug geredet. Da ist Carl Melms und da Ihr kleiner Musicus, sehen Sie nur ihre Gesichter an, die werden Ihnen am deutlichsten sagen, daß Sie hier willkommen sind.«

Das sagten dem Maler denn auch die Gesichter der Genannten und gewiß eine Viertelstunde verging in Fragen und Antworten, wie es unter so guten Bekannten zu geschehen pflegt, wenn sie sich nach längerer Trennung plötzlich wieder an einem behaglichen Orte zusammenfinden.

Nur Einer war unter den Anwesenden, der sich über das augenblickliche Aussehen Heinrich Markholm's nicht genug wundern konnte, und das war Gustav Steinau. Er hatte seinen Freund noch vor Kurzem so trübe gesehen und nun strahlte sein Gesicht wie in den heitersten Glückstagen – woher rührte diese schnelle Veränderung? War es die unmittelbare Folge der Unterredung mit Alfred Brunst oder war es etwas Anderes? Darüber mußte er Gewißheit haben und sobald er den Freund einen Augenblick von den Uebrigen sich abwenden sah, flüsterte er ihm die Frage zu, die auf seinem Herzen lag.

»Still,« sagte der Maler leise zu ihm, »ich darf Dir jetzt nur wenig darüber sagen. Wenn ich aber heiterer gestimmt bin als vorher, so verdanke ich es unserm Grünthaler Freunde. Bei Gott, Gustav, das ist ein Mann, wie es so bald keinen zweiten giebt! Halte Du ihn Dir auch warm, er repräsentirt eine kleine Allmacht in dem Kreise, in den wir gerathen sind, und schon ein Wort von

ihm reichte hin, alle meine Unruhe zu beseitigen und meine Sorge in Hoffnung zu verwandeln.«

Nachdem man sich noch eine Weile in verschiedenen Gruppen unterhalten hatte, wurde der Wirth durch Metke benachrichtigt, daß die Tafel bereit sei und daß die Damen die Herren schon im Speisezimmer erwarteten.

Herr von der Oehe theilte dies seinen Gästen mit und man brach auf, um der Einladung Folge zu leisten. Auf dem kurzen Gange nach dem Speisesaal, der wie immer durch die Zimmer der Damen führte, hatten drei Männer einiges Herzklopfen, die sonst nicht von diesem Uebel geplagt zu sein pflegten. Dies waren Gustav Steinau, Heinrich Markholm und Alfred Brunst; alle Drei wurden durch verschiedene Empfindungen in einer merklichen Aufregung gehalten, die bei dem Einen von ihnen jedoch bald wieder beschwichtigt, bei den Anderen dagegen bei Weitem noch mehr verstärkt werden sollte.

Als man in den Speisesaal getreten war, nahm der Wirth des Hauses Heinrich Markholm bei der Hand, führte ihn den Damen zu und stellte ihn denselben mit aller möglichen Grandezza vor. Gustav Steinau war bei diesem Acte etwas bei Seite geblieben, nur Alfred Brunst drängte sich rasch mit vor, nahm seine Stellung dem Maler gegenüber und beobachtete mit scharfem Auge die Miene des jungen Mannes.

Als dieser seine Augen erhob und von der älteren Dame auf Gustava von Kulpen blickte, erbebte er sichtlich.

Noch viel mehr als früher überraschte ihn die sprechende Aehnlichkeit derselben mit der armen Alwine Halling, die jetzt seinem Herzen so nahe stand und doch seiner Hand so weit entrückt war. Sein Erstaunen, obgleich er völlig auf das Kommende vorbereitet gewesen, war doch so groß, daß er kaum einige Worte der Begrüßung an seine ehemalige Reisegefährtinnen, die auch ihn alsbald wiedererkannten, zu richten vermochte. Sein Gesicht überzog eine ungewöhnliche Blässe, seine Lippen bebten und nur sein Auge bohrte sich mit dem glühenden Blicke des Falken in das freundlich lächelnde Gesicht der jungen Dame und im Augenblicke hatte er wieder aufgefunden, worin die Uebereinstimmung und der Unterschied der beiden Schönheiten bestand, die in dem jetzigen Abschnitt seines Lebens eine so große Rolle spielten. Das Gesicht Fräulein von Kulpen's hatte sich, seitdem er sie zum letzten Male gesehen, kaum verschönert, nur war es ausdrucksvoller geworden und zeigte jenen von ihm früher bekrittelten Zug zurückhaltender und doch selbstbewußter Würde, die eine fein gebildete Dame überall zu bewahren weiß, in viel sanfterer und ihn darum viel mehr befriedigender Weise. Ihr Teint war nur etwas bleicher als der Alwining's und ihre Figur, obgleich sie sich seit zwei Jahren bedeutend vervollkommnet, erreichte kaum die Schönheit der Formen und die Fülle der Glieder, die ihn an Alwining gerade als Maler begeistert und in Fesseln geschlagen hatten. Sonst fand er fast gar keinen Unterschied zwischen Beiden, als höchstens den,

welchen die abweichende Kleidung gab, und nur bei fortgesetzter Beobachtung bemerkte er an Gustava eine größere Ruhe in den Bewegungen, während Alwining lebhafter und rascher war; was indessen die verschiedenen Beschäftigungen Beider leicht erklärlich finden ließen.

Noch schneller als der bis in's Herz getroffene Maler diese Bemerkungen angestellt und sich von ihrer Wirkung auf sein ergriffenes Gemüth Rechenschaft abgelegt, hatten die Damen ihre ersten Begrüßungsworte mit ihm ausgetauscht und nun nahm man Platz, wozu Herr von der Oehe wiederholt und laut aufforderte.

Zur Seite Fräulein von Kulpen's mußten die beiden jungen Leute Platz nehmen, deren Unterhaltung unter den obwaltenden Umständen am angenehmsten für sie sein konnte, und damit war sowohl Gustav Steinau wie Heinrich Markholm überaus zufrieden. Herrn von der Oehe und Willibald Stillfried fiel die ältere Dame zu und so kamen die älteren Freunde Gustava gegenüberzusitzen, was Alfred Brunst ganz gelegen war, da er nun jede Geberde und jedes Wort der jungen Leute bebbachten und belauschen konnte, was ihm gerade an diesem Abend ein großes Wohlbehagen zu bereiten schien.

Gustav Steinau hatte vom ersten Augenblick an, wo Heinrich Markholm in die Nähe seines Augensterms gerieth, jede Bewegung und Miene Beider bewacht, aber wenn er anfänglich noch von einiger Besorgniß heimgesucht ward, der Maler könne ihm vielleicht nicht sein ganzes Herz enthüllt haben, so schwand dieselbe doch bald, als er das unbefangene Wesen Gustava's bemerkte,



was freilich mit der Befangenheit des Malers, die doch einen ganz anderen Grund hatte als Gustav dachte, geradezu im Widerspruche stand. Im Ganzen war er daher befriedigt und das sprach seine zwar anfangs erregte, aber zuletzt wieder beruhigte Miene, mit der er den Gesprächen seiner Nachbarn zuhörte, deutlich genug aus.

Herr von der Oehe, obgleich er an diesem Tage so manche Gemüthsbewegung überstanden, denn das Gespräch mit seinen Freunden hatte das schlafende alte Kümmerniß wieder in ihm erweckt, war dennoch fast der Munterste bei Tische. Es war ja das erste Mal, daß die sechs Freunde wieder an einem Tische versammelt waren, und das gab ihm zu mancher freudigen Bemerkung und zu mancher an die Damen gerichteten Erklärung Anlaß. Ganz im Widerspruch mit seinem gewöhnlichen Wesen, verhielt sich dagegen Alfred Brunst an diesem Abend ungemein ruhig. Er aß ohne Aufmerksamkeit, sprach sehr wenig und noch weniger erging er sich in scherzhaften Bemerkungen, von denen sein Mund namentlich bei Tafel sonst überzufließen pflegte. Gegen Ende der Mahlzeit hatte er sogar eine sehr ernste Miene angenommen, wie man sie seit langer Zeit nicht an ihm bemerkt, und daran war vielleicht der Eindruck schuld, den, wie er sehr wohl erkannt, Fräulein von Kulpen auf den Maler gemacht, der ihm seinem Versprechen gemäß den Wink hatte zukommen lassen, daß er die Aehnlichkeit zwischen der Nichte Herrn von der Oehe's und Alwine Halling noch viel größer finde, als er erwartet. Während Jene nun mit Gustav

Steinau lebhaft sprach und diesen mehr als er sie unterhielt, bemerkte Alfred Brunst, wie der Maler mit steigender Verwunderung die schöne Dame an seiner Seite musterte und gleichsam sich nicht satt an ihr sehen zu können schien.

Auch Carl Melms war an diesem Abend noch schweigsamer als sonst. Er sah oft still vor sich auf seinen Teller, betrachtete die Anwesenden der Reihe nach, hörte auch wohl, was sie unter einander sprachen, aber im Ganzen waren seine Gedanken bei dem Briefe, den er erhalten und den er Alfred Brunst mit einigen passenden Worten einzuhändigen bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte. Zwar versuchte er es bei Tische, mit einigen leisen Worten die Aufmerksamkeit seines so seltsam stillen Nachbars zu erregen, allein Alfred Brunst besaß heute keine Ohren für ihn, er hatte zu viel mit den Augen zu thun; und da er ein Mann war, der sich stets nur mit *einem* Gegenstande beschäftigte, so achtete er so wenig auf Carling's Zuflüsterung, daß dieser endlich von seinem Vorhaben Abstand nahm und den Brief erst kurz vor'm Schlafengehen zu überreichen beschloß.

Als das Abendessen vorüber war, ließ man sich noch eine Weile um den großen Tisch im Gesellschaftszimmer der Damen nieder; aber seltsam genug, obwohl die verschiedensten Dinge besprochen wurden und der Stoff bei so vielen Menschen nicht leicht ausgehen konnte, so wollte doch keine allgemeine Unterhaltung so recht zu Stande kommen; es lag ein gewisser Druck auf den Gemüthern der Anwesenden, und da dies ein Jeder endlich

zu merken schien, so ging man heute früher aus einander als gewöhnlich, was Einigen große Erleichterung gewährte, als sie nun ungestört ihre persönlichen Angelegenheiten in Betrachtung ziehen konnten.

Es war halb elf Uhr, als man sich trennte. Alfred Brunst, der sich am meisten sehnte, allein zu sein, ging rasch mit einem Licht die Treppe hinauf und es war ihm beinahe störend, als Carl Melms unmittelbar hinter ihm eintrat, die Thür schloß, auf einem Stuhle Platz nahm und mit seiner sanften Stimme zu sprechen begann.

»Alfred,« sagte der gute Melms, »ich habe Dir heute Abend wiederholt Winke gegeben, daß ich mit Dir zu sprechen habe, aber Du hast es nicht bemerken wollen.«

»O nicht doch,« erwiderte Brunst zerstreut, »das war nun wohl nicht der Fall. Aber Du mußt mir verzeihen, ich bin heute ein Spielball ganz seltsamer Gedanken, und morgen vielleicht schon sollst Du der Theilnehmer derselben sein, wenn sich die Nothwendigkeit herausstellt, auch Dich in den Strudel meiner Empfindungen zu reißen.«

»Ist es denn etwas so Ernstes und Wichtiges, was Dich beschäftigt, Alfred?« fragte Carl Melms mit seiner sanften Herzlichkeit und Theilnahme. »Dann sag' es mir doch lieber gleich.«

»Nein, Carling, nein, es ist genug, daß Einer von uns Unruhe hat. Habe Geduld. Doch was hast Du da für einen Brief in der Hand?«

»Er ist von dem Steuerbeamten in Crampas, der eine Nachricht sendet, die Du eigentlich veranlaßt hast.«

»Ich? Von dem Steuerbeamten in Crampas? Ich erinnere mich nicht.«

»Denke ein wenig nach, Alfred. Vor einiger Zeit fragtest Du mich, ob ich nicht einen gewissen Halling, den Pächter –«

»Ah!« rief Alfred Brunst mit lebhaft aufblitzenden Augen und ergriff seinen Freund heftig beim Arm.

»Nun, was hast Du denn?« fragte dieser verwundert.

»Sprich!« sagte Alfred Brunst mit halb erzwungener Ruhe und setzte sich mit sichtlicher innerer Spannung auf einen Stuhl.

– »Ob ich also diesen Mann nicht kenne?« fuhr Carl Melms fort. »Ich wußte nichts von ihm, wandte mich aber, um Deinen Wunsch zu erfüllen, an den Steuerbeamten in Crampas und siehe, da schreibt mir derselbe diesen Brief, da er mir keine mündliche Mittheilung machen konnte. Hier ist er, Alfred. Lies ihn und sage mir morgen Deine Meinung darüber.«

Alfred Brunst nahm den Brief und legte ihn uneröffnet auf seinen Nachttisch. Carl Melms wunderte sich über das seltsame Gebahren seines alten Freundes und verließ ihn, nachdem er ihm eine gute Nacht gewünscht.

Kaum aber war er zum Zimmer hinaus, so sprang Alfred Brunst vom Stuhle auf, schritt ein paar Mal rasch durch das Zimmer und ergriff dann den Brief, den er, dicht an das Licht tretend, hastig las. Der Brief lautete:

»Geehrter Herr Melms! Erst heute bin ich im Stande, Ihnen über den sogenannten schwarzen Halling, den

Pächter des Kreidebruchs an der Fahrnitz, Einiges mitzuthemen. Der Mann hat plötzlich die Pachtung aufgegeben und ist wie ein Schatten in der Nacht verschwunden. Gebe es Gott, daß er in dem Bereiche meiner amtlichen Thätigkeit nicht wieder auftaucht, denn wie ich jetzt erst nach seiner Abreise von allen Seiten höre, ist er ein Schmuggler der schlimmsten Gattung, dem man das Aergste zumuthen darf. Einer seiner Arbeiter, der von ihm bitter gekränkt sein will, hat mir diese Mittheilung gemacht und auf mein Befragen hinzugefügt, daß der Halling ein verwegener Mensch sei, der den Behörden auf mancherlei Weise eine Nase zu drehen verstehe. So viel er wisse, sei Halling von Profession ein *Steinzanger* und betreibe einen Steinhandel im Großen nach Dänemark und der ganzen pommer'schen Küste. Das ist Alles, was ich von ihm habe erfahren können, bin aber bereit, ferner zu vigiliren, wenn ich anen damit dienen kann.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Kreuzer.«

Alfred Brunst legte den Brief, sobald er ihn gelesen, auf den Tisch und saß dann lange Zeit unbeweglich auf derselben Stelle. Seine Stirn war wolkenlos, sein Auge klar, aber sein edles Gesicht hatte eine so tiefe Blässe überzogen, wie man sie nur selten bei ihm wahrnehmen konnte.

»Es ist gut,« sagte er nach langem Nachdenken zu sich, «hinter der Sache scheint wirklich etwas Ernstes verborgen zu sein. Dieser Brief stimmt auf seltsame Weise

mit den Aussagen des Malers überein. Nun gut denn, er ist auf Möwenort und ein Steinzanger! Könnte dieser Mann nicht der Dieb sein, der unsern Freund Oehe brandschatzt? Daß er auf Jasmund wohnte, macht mir die lange Pause, in der er hier unthätig war, erklärlich – hm! Ja! Ich sehe schon, was mir zu thun übrig bleibt, aber ehe ich keine Gewißheit habe, ob ich auf dem rechten Wege bin, soll kein Mensch auch nur ein Wort von mir erfahren, selbst Carling nicht. Herrlich wäre es, wenn ich hier mit einem Schlag zwei Fliegen treffen könnte! Wir wollen sehen!«



Drei Menschen waren es auf der Oehe, die selbst in ihren weichen Betten in dieser Nacht keine angenehme Ruhe finden sollten – Gustav Steinau, Heinrich Markholm und Alfred Brunst. Was die beiden Ersteren betrifft, so wissen wir nicht, was für ein Verhalten sie nach langem schlaflosen Umherwälzen sich für den nächsten Tag vorgezeichnet und ob sie endlich am Morgen ihre Ruhe und Zuversicht wiedergefunden hatten; von Alfred Brunst aber müssen wir bekennen, daß er, als er in aller Frühe aus süßem Schlafe erwachte, ruhig und klar über sich selber, wie völlig entschlossen zu seiner nächsten That war, die er jedoch so viel wie möglich geheim halten wollte, um keine Hoffnungen zu erregen, die vielleicht nicht in Erfüllung gingen, da der günstige Erfolg nicht in seinen Händen allein lag.

Als die sechs Männer am nächsten Morgen beim Frühstück zusammentrafen, konnte Jeder, der Augen dafür hatte, an dem Herrn von Grünthal eine auffallend gehobene Stimmung entdecken. Seine Stirn war immer noch bleich, aber klar, sein Auge blickte muthig einen Jeden an und um seine fest geschlossenen Lippen, die sonst von Laune und Heiterkeit übersprudelten, hatte sich ein sinnender Ernst gelagert, der auf einen eben so festen Entschluß wie einen starken Willen deutete, unverweilt zu einer wichtigen That zu schreiten. Beim Frühstück war er schweigsam, als man aber Pfeifen und Cigarren hervorholte, um theils noch ein wenig zu plaudern, theils nach verschiedenen Richtungen sich zu zerstreuen, ging er auf Herrn von der Oehe los, ergriff seine Hand und indem er sie ihm herzlich drückte, sagte er:

»Alter Herr, ich habe eine Bitte.«

Der Angeredete sah den so ernst sprechenden Freund mit fragenden Blicken an; erst jetzt bemerkte er, was die Andern schon längst wahrgenommen hatten. »Du hast eine Bitte?« fragte er etwas verwundert. »Nun, so sprich sie doch aus, damit ich sie Dir gewähren kann.«

»Laß auf der Stelle Deine schnellsten Pferde vor einen leichten Wagen legen und beurlaube mich für den heutigen Tag, ich habe eine kleine Reise zu unternehmen, die keinen Aufschub duldet.«

»Eine Reise? Wohin willst Du denn und was hast Du vor?«

»Laß mich meine Absicht noch eine Weile verschweigen, alter Herr, sie kommt ohnehin zeitig genug an den

Tag; nur so viel will ich Dir sagen, daß diese Reise das Wohl und Weh Eines von uns, wenn nicht sogar Mehrerer betrifft.«

»Dann geh' in Gottes Namen!« rief der alte Oehe und gab sogleich Befehl, daß seine beiden Hengste vor den Jagdwagen gelegt und nach Schaprode übergesetzt werden sollten.

Während dies geschah, näherte sich Carl Melms seinem heute so geheimnißvollen Freunde. »Alfred,« sagte er, seinen Arm vertraulich berührend, »soll ich vielleicht mit Dir fahren?«

Der Gefragte besann sich einen Augenblick. »Nein,« versetzte er dann, »bleibe Du hier auf der Oehe und versieh Deinen Dienst pünktlich. Ich komme bestimmt heute Abend wieder, wenn es auch etwas spät wird. Hoffentlich wird gerade heute nichts Ernstliches vorkommen.«

»Gut. Hast Du den Brief gelesen, den ich Dir gestern Abend gab?«

»Ja, ich habe ihn gelesen und er hat mit zu dem Entschluß zu dieser Reise beigetragen.«

»Was sagst Du dazu? Wahrscheinlich hast Du doch denselben Verdacht geschöpft, den ich nicht länger von mir fern halten kann?«

»Es mag wohl so sein. Aber gedulde Dich bis heute Abend, dann will ich Dir meine ganze Meinung sagen.«

Damit wandte er sich von ihm ab, winkte Heinrich Markholm herbei und stieg mit ihm nach seinem Zimmer in's obere Stockwerk hinauf. Während er sich nun reisefertig machte und der von dem ganzen Auftritt erregte



Maler seine Blicke erwartungsvoll auf die entschlossene Miene seines Wirthes gerichtet hielt, sagte dieser:

»Mein lieber Markholm, ich würde Sie auffordern, an meiner kleinen Unternehmung Theil zu nehmen, da mir Ihre Person einerseits von großen Vortheil sein konnte, allein es geht nicht, denn andererseits möchte gerade Ihre Erscheinung meine Absicht zu leicht verrathen. Bleiben Sie also hier und warten Sie geduldig ab, was ich ausrichte. Ich will nicht läugnen, daß ich auch in Ihrem Interesse meinen Weg antrete, allein das sage ich Ihnen im Voraus: Sie müssen sich unbedingt dem Resultate der Forschung unterwerfen, die ich heute anzustellen gedenke und die sich mit auf Ihr ferneres Schicksal bezieht. Still, erschrecken Sie nicht darüber und noch weniger blicken Sie mich so entmuthigt an. Treffe ich die Personen, die ich suche, so werde ich bald im Klaren über ihre Verhältnisse sein. Finde ich diese Alwine Halling Ihrer werth, dann sollen Sie meine Billigung zur Fortsetzung Ihrer ernstlichen Werbung um sie erhalten, die Sie mir schon angekündigt haben; finde ich aber das Mädchen anders, als Sie sie mir geschildert und scheinen mir ihre Verhältnisse Ihrer Stellung im Leben nicht angemessen, dann, dann – machen Sie einen Strich durch Ihre jugendlichen Hoffnungen und setzen Sie den ernstesten Weg, den Ihr Talent eingeschlagen, auf eine Ihrer Ehre entsprechende Weise fort, Sie werden auch so ein schönes und aner kennenswerthes Ziel erreichen. So viel nur darf ich Ihnen sagen und Sie werden die Gründe, die mich zu dieser Handlungsweise bewegen, wenn nicht jetzt, doch

künftig nach klarer gewordener Einsicht billigen. So, nun bin ich fertig und da fährt der Wagen schon über das Wasser. Leben Sie wohl, ich gehe – und nun kein Wort weiter über die Sache.«

Er schritt rasch aus dem Zimmer und ließ den Maler halb betäubt und in einer unsäglichen Unruhe zurück; und doch, wenn dieser sich nachher den seltsamen Blick des edlen Mannes, mit dem er von ihm geschieden war, in die Erinnerung zurückrief und zu entziffern versuchte, erwachte von Neuem in ihm die kaum je aufgegebene Hoffnung und ein nie so lebhaft empfundener Muth erfüllte seine Brust, daß sein Geschick in der Hand des willenskräftigen Freundes wohl geborgen läge.

Herr von der Oehe, Carl Melms, Gustav Steinau und Willibald Stillfried geleiteten den Scheidenden bis an den Strand. Hier nahmen sie mit herzlichen Worten von ihm Abschied und sahen ihn wohlgemuth über den kleinen Meeresarm setzen und den Jagdwagen besteigen, vor dem die muthigen Hengste schon ungeduldig mit den Hufen scharrtten und auf dessen Vordersitz Fritze Niklas schon seinen Platz eingenommen hatte.

#### ACHTES KAPITEL. AM MÖWENORT.

Die schnelle Fahrt durch die fruchtbaren Felder, auf denen man überall mit vollen Händen bei der Erndte beschäftigt war, der schöne Morgen, der mit sonnigem Glanze bei leicht bewegter Luft über Land und Meer ausgebreitet lag, erfrischten und erheiterten des Reisenden

Gemüth, wie er es kaum so bald erwartet hatte. Sein ernstes Gesicht klärte sich allmählig auf und sein sinnendes Auge leuchtete von Minute zu Minute in hoffnungsvollerem Schimmer. Endlich entwickelte sich auch sein stilles Nachdenken zur lauterer Kundgebung seiner Gefühle und als er kaum eine halbe Stunde von der Oehe entfernt war, sagte er vertrauensvoll zu sich selber:

»Ich hoffe, daß Alles gut werden wird und daß die alten Fäden, die ich so lange in meiner Hand halte, sich mit den neuen, die mir so plötzlich hineingefallen sind, zu einem ganz ersprißlichen Knoten verbinden werden. Ich habe kein hohes, aber ein ernstes Spiel gespielt, denn das Glück meiner Freunde hat mir stets so warm am Herzen gelegen wie mein eigenes. Langsam aber sicher bin ich auf meinem stillen Wege gewandelt, der ehrliche Carling hat von jeher meine Pläne gebilligt und mir auf seine sanft anregende Weise treulich geholfen. Alter Herr, alter Herr! gieb Acht, ich habe Dir eine große Ueberraschung bereitet. Der Schmerz, der so lange auf Deiner Seele gelastet, soll endlich gehoben werden, und wenn das auch nicht ohne Aufregung abgeht, so wirst Du mir doch dankbar dafür sein müssen. Was mir aber der Maler noch obendrein eingebrockt hat, ist ein ganz unverhofftes Gewürz zu der appetitlichen Speise. Aber diese Geschichte ist noch so dunkel, daß ich kaum wage, auf die Lüftung des undurchdringlichen Schleiers so bald zu hoffen. Klar sehe ich noch nicht in dieser Sache, aber es ist möglich, daß sie heute klar wird. Die beste Absicht habe ich dazu und Gott gebe mir das Gelingen. Wie gern

ich die Menschen um mich glücklich sehe, kann ich kaum mit Worten beschreiben; es ist mir eine Wollust, traurige Gesichter aufzuhellen und verödete Herzen in eine Fülle von Wohlsein zu versetzen. Wir wollen nun sehen, wie sich das erreichen läßt. Fahren wir jetzt nach Möwenort. Ich habe das Ding nie gesehen; aber es wird sich schon finden lassen. Ha! und ich habe ja alte Bekannte dort – jene armen Kinder, die mir neulich auf der Schabe begegneten, und ihre Mutter, der sie gewiß von mir erzählt haben. Vorwärts also! Zu ihnen werde ich mich zuerst begeben, das soll mein nächster Anhalt sein. Wenn der saubere Herr Halling sich dort angesiedelt hat, werde ich mit ihrer Hülfe ihn schon zu finden wissen, und mag ich ihn nun treffen oder nicht, ich will mit eigenen Augen einen Blick in seine Familie werfen und mein gutes Auge wird ja seine alte Schärfe und Kraft noch nicht verloren haben. Aber vorsichtig, großer Jung', die Enthüllung des Verborgenen könnte ihre Schwierigkeit haben. Mit Gewalt darf ich nicht vorgehen, aber mit Klugheit, und ein Bischen Schlaueit wird ja wohl auch nicht schaden. Halt da! Da sind wir schon an der Wittower Fähre – Du hast gut gefahren, Alter!«

»Ja,« sagte Fritze Niklas, freudig lachend und seine Elfenbeinzähne weisend, »das macht sich ganz von selber, Herr Brunst. Man spannt die Hengste vor den Wagen und sie laufen wie Teufel, ob sie wollen oder nicht, und so leicht wird ihnen der weiteste Weg nicht zu lang.«

»Nun, was das anbelangt, so werden sie bis heute Abend wohl müde werden, wir haben noch einen weiten Weg vor uns.«

»Wo geht es denn eigentlich hin, Herr?«

»Warte es ruhig ab. Zuerst setzen wir über das Wasser und dann fährst Du nach Wieck, da frühstücken wir erst.«

»Oho! Geht es denn noch weiter?«

»Noch eine gute Meile – doch gedulde Dich. Du wirst es früh genug erfahren.«

Während dieses Gesprächs war die Fähre in Stand gesetzt, den Wagen und die Pferde aufzunehmen, und bei ziemlich ruhigem Wasser ging die Fahrt glücklich und rasch genug von Statten. An der Landungsstelle von Witow bestiegen die Männer wieder den Wagen und im scharfen Trabe ging es nun nach dem größten Dorfe Rügen's, Wieck, das unmittelbar am Strande des Wiecker Boddens liegt und sich schon von Weitem durch die Masten der zahlreichen Schuten und Fahrzeuge bemerklich macht, die im Hafen vor Anker liegen.

Hier nahmen nun die Reisenden ein kräftiges Frühstück ein, denn die frische Morgenluft hatte auf ihren Appetit günstig eingewirkt, und nachdem auch die Pferde ihr Heu verzehrt, stieg man um zehn Uhr wieder auf und fuhr nach Norden weiter, wohin Herr Brunst die Richtung angegeben hatte.

Nachdem man aber das große Dorf hinter sich gelassen, drehte der Kutscher neugierig den Kopf nach dem Herrn im Wagen um. »Wohin soll es nun gehen, Herr?« fragte er, lustig grinsend.

»Immer geradeaus, Fritze Niklas, und laß die Hengste tüchtig auftreten, um elf Uhr muß ich am Möwenort sein.«

»Am Möwenort? O! Aber da kann ich die Pferde nicht einstellen, Herr!«

»Kennst Du die Gegend und giebt es dort kein Wirthshaus?«

»Ich kenne sie sehr gut, aber ein Gasthaus weiß ich nirgends.«

»Wie heißt das nächste Dorf und wie weit liegt es vom Möwenort entfernt?«

»Nonnewitz, Herr; in einer kleinen Viertelstunde geht man bequem zu Fuß bis Möwenort.«

»So fahre mich bis Möwenort und dann kehre in Nonnewitz ein. Da kannst Du meine Rückkehr erwarten und die Pferde pflegen, ich werde etwas lange ausbleiben.«

So war es verabredet und so wurde es ausgeführt. Punkt elf Uhr hielt der Wagen an einer Stelle, an der man den Möwenort dicht vor sich hatte, und nachdem Alfred Brunst von dem Wagen aus Umschau gehalten und die Gegend überblickt, stieg er ab, befahl Fritze Niklas nach Nonnewitz zu fahren und schritt langsam und bedächtig auf eine ärmliche Hütte zu, die er von Weitem ziemlich hart am Rande der See erkundet hatte.

Von der Stelle, wo diese Hütte ihren Platz gefunden, genoß man einen weiten Fernblick über See und Land. Letzteres dehnte sich nach Süden, Osten und Westen in einer weiten unabsehbaren Fläche aus, die trotz ihrer fruchtbaren Felder einen unendlich öden und trostlosen

Anblick gewährte; namentlich um Möwenort herum war diese Fläche kaum von einem hervorragenden Gegenstande unterbrochen, kein Haus, kein Hof, selbst nicht einmal ein Baum erhob sich über die eintönige Ebene und nur in weiterer Ferne rückwärts tauchten am Horizonte einige baum- und buschreiche Ortschaften auf, zwischen denen sich wieder unabsehbare Aecker und einfarbige Felder ausbreiteten.

Einen ähnlichen Anblick gewährte im Norden die unablässig rauschende See. Im weiten unermesslichen Bogen um Wittow herum wogte und brauste ihre blaugrüne Fluth, über deren ungeheuren Rücken bei Tag und Nacht der Wind seine geheimnißvollen Furchen zog, und nirgends ringsum tauchte ein Stückchen Land aus der Tiefe auf. Nur in weiter, weiter Ferne, gegen Nordwesten hin, schien dicht über dem Wasser, fast an die schlangentartige silberne Linie des Horizontes gränzend, eine kleine weiße Wolke zu schweben, aber es war keine Wolke, vielmehr waren es die bleichen Kreidefelsen der dänischen Insel Möen, die gespenstisch über die weite Wasserwüste blickten und der weniger über dem Meere erhobenen Küste des kleinen Rügens feindlich zu drohen schienen.

Ueber dem Ganzen lag freilich in dieser Morgenstunde des schönen Sommertages ein freundlich lächelnder Himmel ausgebreitet, den die strahlende Augustsonne fast durchsichtig erscheinen ließ; wenn dieser Himmel aber von düsteren Wolken bedeckt wurde und die See, schäumend unter dem Einfluß des heulenden Windes, die schwarze Farbe derselben annahm, mußte der

Anblick dieser Umgebung allerdings einen großartigen, aber immerhin trübseligen und Furcht erregenden Eindruck hervorbringen.

Der Möwenort selbst war ein ziemlich weit in die See vorspringender, klippenartig abgestufter Landvorsprung, der steil in die See abstürzte und von einigen Schluchten durchbrochen war, die vielleicht schon vor Jahrhunderten der Regen ausgehöhlt hatte und die man hier Lithen nennt. Am Rande des Möwenortes, rings um die steilen Abhänge herum und in den Schluchten selbst, wuchs ein kurzes Gras, aber weder ein Baum, noch ein laubreiches Gesträuch unterbrach die Eintönigkeit des leblosen Ganzen, dessen Betrachtung schon jetzt in dem Beschauer eine trübe Stimmung hervorrief. Belebt war diese einsame Gegend fast nur von Schaaren unzähliger Möwen, wilder Gänse und Enten, die in den stillen Lüften und über dem murrenden Wasser ihr Wesen trieben, bald einzeln über den blauen Spiegel hinhuschten, bald in ungeheuren Schwärmen sich tummelten und dabei ein heiseres, Mark und Bein durchschauernes Gekreisich ertönen ließen.

Als Alfred Brunst eine Weile diese ganze Scenerie überschaut hatte, heftete sich sein Blick plötzlich auf die weite blaue Wasserfläche davor. Er hatte zwei Segel bemerkt, die von Möwenort seewärts und mehr nach Süden zu trieben und nach denen gleich ihm ein Knabe blickte, der auf der Mitte des Abhanges umherkletterte, jetzt aber die Höhe erklimm, wo der Fremde stand.



»Was sind das für Schiffe dort?« fragte dieser den Jungen, der sich landeinwärts begeben und ohne Gruß an ihm vorübergehen wollte.

»Es sind Yachten, Herr!« lautete die kurze unfreundliche Antwort.

»Sind sie von hier abgesegelt?«

»Ja, Herr!«

»Wem gehören sie?«

Der Bursche warf einen finsternen Blick auf den Fragenden und blieb ihm die Antwort schuldig, indem er hastig weiter gehen wollte.

Alfred Brunst ging ein paar Schritte auf ihn zu, faßte ihn kräftig am Arm und sagte: »Hast Du keine Antwort auf meine Frage?«

Der Knabe sah ihn mit seinen dummen wassergrauen Augen groß an und sagte dann grob: »Nein, ich habe keine Antwort. Mich geht das nichts an und ich weiß, nicht, wem sie gehören.«

»Aha! Das ist doch wenigstens eine Antwort, Schlingel. Kennst Du hier in der Gegend eine arme Frau, die Derling heißt und zwei Kinder hat?«

Der Junge drehte sich mürrisch nach der elenden Hütte um, die unserm Freunde schon früher in die Augen gefallen war, und sagte, mit der Hand darauf deutend: »Die Derling wohnt dort.«

»Gut. So kannst Du gehen!« erwiderte Alfred Brunst und ließ den Arm des Jungen los, der sogleich spornstreichs landeinwärts trabte.

Jetzt wandte sich der Fremde nach der Hütte und lächelte freudig vor sich hin, daß er so leicht den Wohnort der armen Frau aufgefunden hatte. Die Hütte war eine klägliche und selbst für die einfachsten menschlichen Bedürfnisse kaum ausreichende Wohnstätte. Aus Lehmsteinen aufgebaut und mit einem dünnen Strohdach bedeckt, schien sie mehr der Zufluchtsort eines Hirten während der Nacht als eine beständige Wohnung für eine ganze Familie zu sein. Das Dach war halb eingestürzt, halb von den Winden zerrissen; die Lehmwände klafften mehrfach weit aus einander und an Stelle der ehemaligen kleinen Scheiben hingen alte Lumpen, um einigermaßen den scharfen Luftzug abzuhalten, der in dieser Gegend Tag aus Tag ein sich empfindlich spüren ließ.

»Es ist so, wie die Kinder sagten,« sprach Alfred Brunst leise vor sich hin, als er der elenden Hütte näher kam, sie haben mich also nicht belogen. Ihre Mutter muß sehr arm sein, daß sie hier ihr und ihrer Kinder Leben fristet – nun, dagegen läßt sich etwas thun, wir wollen sehen, ob sich auch alles Uebrige verhält, wie sie sagten.«

Mit diesen Worten schritt er gemächlich dem Eingang der Hütte zu; kaum aber hatte er die verfallene Umzäunung betreten, als die beiden Kinder, denen er auf der Schabe begegnet, seiner vom Innern aus ansichtig wurde, ihn scharf in's Auge faßten und dann laut aufschreiend auf die Mutter losstürzten und riefen:

»Mutter, Mutter, da ist der Herr, der uns in seinem Wagen mitgenommen, das viele Geld gegeben und in Altenkirchen gespeist und gekleidet hat!«

Auf diesen Ruf ging in der Hütte ein lebhafter Auftritt vor. Die arme Frau, theils von Freude, theils von Schreck über die unerwartete Ankunft des edlen Fremden ergriffen, ließ Alles, was sie gerade in Händen hielt, zu Boden fallen und, mit den Fingern über das dunkelroth gewordene Gesicht und die Haare streichend, um wenigstens ihre eigene Erscheinung in bester Verfassung zu zeigen, kam sie mit zitternden Knien und zusammengeslagenen Händen aus der Hütte hervor, um den Mann, der ihr so viel Wohlwollen erwiesen, mit eigenen Augen zu schauen.

Sie war eine noch ziemlich junge und leidlich hübsche Frau mit lebhaften Augen, aber eingefallenen Wangen, aus deren Höhlen der Hunger und das Elend in ihrer verständlichen Sprache redeten. Trotz ihrer bitteren Armuth war die wenige Wäsche, die sie an sich trug, reinlich und der Ausdruck ihrer Mienen verrieth einem Menschenkenner, wie der war, der jetzt vor ihr stand, daß sie nicht immer so erbärmlich gewohnt, sondern wohl bessere Tage gesehen habe.

»Ach Gott, Herr,« rief ihm die Frau entgegen und hob ihre Hände gefaltet zu ihm empor – »nun kommen Sie noch selber! O wie soll ich Ihnen danken für das Gute, das Sie mir und meinen Kindern gethan?«

»Still, still,« sagte Alfred Brunst mit mild abwehrender Geberde und ergriff freundlich ihre Hand, die sie durchaus küssen wollte, »kommt hinein in das Haus, da wollen wir weiter sprechen,« und als er nun in dem dunstigen Raume voll Rauch auf einem Schemel saß, der fast das

einzige Bequemlichkeitsgeräth im ganzen Häuschen war, fuhr er fort:

»Ich wollte einmal selbst nach Euren Verhältnissen sehen und mich überzeugen, ob die Lise und der Peter nicht gelogen haben.«

»Ach nein, Herr, meine Kinder lügen nicht, sie sind in Gottesfurcht erzogen.«

»Aber Ihr schickt sie doch zum Betteln Meilenweit aus?«

Die Frau zuckte die Achseln und fing bitterlich an zu weinen.

»Still, still,« fuhr der wohlwollende Mann mit besänftigender Handbewegung fort, »nicht um Vorwürfe zu machen bin ich hierhergekommen, sondern um Euch wo möglich zu helfen. Seid Ihr an dieses Haus gebunden?«

»Nein, Herr, aber es ist das einzige Obdach, das wir besitzen.«

»So, so, und wovon lebt Ihr?«

»Davon, was uns Gott giebt. Fische schenken uns bisweilen die Schiffer dort unten, Almosen geben die Nachbarn und ich selbst stricke Netze und thue was sonst von mir verlangt wird.«

»Habt Ihr Lust zu arbeiten?«

»O ja, wenn ich nur eine passende Stelle finden konnte. Ich verstehe die Gartenarbeit, auch das Vieh kann ich besorgen und manches Andere noch im Hauswesen leisten, wie ich es bei meinen Eltern gethan.«

Das weiche Herz des Fremden war schon von Mitleid tief aufgewühlt und gern hätte er in die Tasche gegriffen

und eine Hand voll Geld auf den kalten Heerd im Zimmer gelegt. Allein er bezwang sich noch.

»Erzählt mir Eure Geschichte!« sagte er kurz.

»Ach Gott, Herr, da ist nicht viel zu erzählen: Ich bin die Tochter eines Schiffers aus Wieck und meine Anverwandten sind alle gestorben. Mein Mann war in seiner Jugend fleißig und ordentlich, aber er gewöhnte sich den Trunk an und gerieth in schlechte Gesellschaft.«

»Was trieb er denn für ein Geschäft?«

»Früher war er ein ehrlicher Schiffer, dann aber lernte er die Steinzanger kennen, die hier in der Nähe immer ihre Niederlassungen hatten, und da war es mit seiner Ehrlichkeit und auch mit seinem Frieden vorbei. Aus Noth vielleicht hat er sich einige Male an fremdem Eigenthum vergriffen und jetzt sitzt er in Bergen im Gefängniß, oder eigentlich liegt er im Hospital, denn er ist todtkrank an der Schwindsucht und soll nur noch wenige Tage zu leben haben. Ich bin einmal bei ihm gewesen, aber er kannte mich schon nicht mehr.«

Alfred Brunst stand da, die Arme unter einander geschlagen und das Kinn auf die Brust gesenkt. Er sann über das traurige Schicksal der Armen nach – plötzlich richtete er sein wohlwollendes Gesicht empor und sein feuriges Auge haftete lebhaft auf der wehmüthig blickenden Frau. »Ich setze voraus,« sagte er, »daß Ihr mir die reine Wahrheit gesagt habt?«

»Gott soll mich strafen, wenn es anders ist, Herr.«

»Nun gut denn! Euer Elend soll ein Ende haben. Nur wartet das Ende Eures Mannes ab, das Gott bald herbeiführen möge, wenn ihm nicht mehr zu helfen ist. Wenn er todt ist, so laßt Alles hier stehen und liegen und wandert nach Grünthal auf Jasmund. Hier habt Ihr eine Karte – auf die werde ich einige Worte schreiben, damit Ihr aufgenommen werdet, wenn ich nicht da sein sollte. – So. In Grünthal sollt Ihr Arbeit und Lise und Peter Unterricht finden. Fleißige und ordentliche Leute kann ich gebrauchen, träge und unredliche halte ich mir nicht.«

Die Frau war so erschüttert, daß sie auf die Kniee fallen wollte, und nur mit Mühe verhinderte es der Fremde, dem schon lange die Augen feucht waren. Nachdem er die Arme dann mit einigen trostreichen Worten er-muthigt und ihr eine Börse mit Geld eingehändigt hatte, sagte er:

»Das waren nun Eure eigenen Angelegenheiten, Frau Derling. Nun gebt einmal Acht, trocknet Euch die Augen und antwortet mir auf meine Fragen, denn ich bin noch aus anderen Gründen zu Euch gekommen.«

Frau Derling trocknete sich mit der Schürze die Augen und stand dann getröstet und dankbar vor dem Manne still, der ihr wie ein rettender Engel vom Himmel gesandt schien. Die Kinder aber, weinend, wenn die Mutter weinte, und heiter, wenn sie wieder heiter war, hockten aufmerksam neben und hinter ihr und sahen mit ihren großen blauen Augen unverwandt den reichen Herrn an, den sie schon an jenem Tage für ein Wunder von Güte und Menschenliebe gehalten hatten.

»Ihr wohnt hier ziemlich abgesondert,« sagte Alfred Brunst, »aber doch giebt es wohl Leute in der Nachbarschaft, die Ihr kennt, wie?«

»Wenige, Herr, und die vorhanden sind, bekümmern sich nicht um Unsereins. Der nächste kleine Hof liegt da unten in der großen Lithe, man kann aber das Haus erst sehen, wenn man dicht an den Rand derselben tritt.«

»Wer wohnt dort?«

»Ein Mann, der selten zu Hause ist und mehr nach auswärts als landwärts Handel treibt.«

Alfred Brunst's Auge blitzte hell auf. »Wie heißt der Mann?« fragte er anscheinend ruhig, aber mit großer innerer Spannung.

»Ich weiß es wirklich nicht gleich, Herr, denn ach! ich bekümmere mich wenig um die Leute, die sich nicht um mich kümmern,« erwiderte die arme Frau mit mehr Betrübniß als stumpfer, durch das viele Leid erzeugter Gleichgültigkeit. »Den früheren Besitzer des Hofes kannte ich wohl, aber den jetzigen, der ihn erst seit einem Jahre gekauft und ausgebaut hat, kann ich Ihnen nicht nennen.«

Hier zupfte Lise die Mutter am Rock und gab ihr einen leisen Wink.

»Was willst Du, Lise?« fragte freundlich der Fremde, der überall seine Augen hatte.

»Ich weiß, wie der Mann heißt, Herr.«

»Nun wie heißt er denn?«

»Stumper, heißt er, ich weiß es gewiß.«

»Stumper!« wiederholte Alfred Brust sinnend. »Nein, das war der Name nicht, den ich suchte. Ist der Mann wohlhabend?«

»Das muß er wohl sein,« sagte die Frau wieder. »Denn sonst hätte er das Haus wohl nicht so hübsch ausbauen können. Und überdieß ist er ein Handelsmann und diese Leute verdienen immer Geld.«

»Womit handelt er denn?«

»Mit allen möglichen Dingen, vorzüglich aber mit Steinen, glaube ich.«

»Mit Steinen?« fragte Alfred Brunst lebhaft und aufmerksam.

»Ja, er bringt sie in großen Booten und Yachten von allen Seiten heran. Dann werden sie unten am Strande ausgeladen, zerschlagen, behauen, wieder eingeladen und zum Verkauf nach den großen Städten gebracht, wo man die Straßen damit pflastert, sagt man.«

»So, so! Die erwirbt er sich wohl durch Steinzangen, he?«

Die Frau zuckte die Achseln, sie wußte es nicht oder wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

»O ja!« rief da plötzlich der muntere Knabe an ihrer Seite, »sie nennen ihn auch den Steinzangerkönig.«

»Ei, ei!« rief Alfred Brunst lächelnd. »Nennt man ihn so? Nun, das ist ein ganz hübscher Titel! Habt Ihr den Mann schon gesehen?«

»O ja,« versetzte die Frau, »aber nur von Weitem und gesprochen habe ich nie mit ihm.«



»Ich aber habe ihn schon oft in der Nähe gesehen,« rief das Mädchen.

»Und ich auch!« fügte der Knabe hinzu.

»So. Wie sieht er denn aus?«

Die Kinder sahen sich zweifelhaft an und wußten nicht, was sie sagen sollten. »Ist er ein hübscher Mann?« fragte Alfred Brunst mit ruhigster Miene weiter.

»Nein, nein!« rief das Mädchen, »er sieht böse aus und hat einen schrecklich großen und schwarzen Bart, aus dem die rothen Lippen *so dick hervorstehen*.«

»O!« dachte unser Freund. »Die Kinder schildern ihn trefflich. – Ist er verheirathet? Wißt Ihr das vielleicht?«

»Das weiß ich auch nicht,« entgegnete die Frau, »ich wenigstens habe seine Frau noch niemals gesehen.«

»Aber ich!« riefen beide Kinder auf einmal.

»Seine Frau ist gestern gekommen,« sagte Lise.

»Und auch seine Tochter!« setzte Peter hinzu.

»Woher wißt Ihr denn das?« fragte die Mutter, verwundert ihre Kinder anblickend. »Davon habt Ihr mir ja noch nichts gesagt.«

»Wir wissen es auch erst seit einer Stunde,« sagte das Mädchen. »Wir gingen nach dem Hause und baten um etwas Speise. Da kamen die Frau und die Tochter an's Fenster und sagten, sie hätten selbst jetzt noch nichts, würden aber heute Abend alles Mögliche bekommen. Wir möchten nur wieder vorsprechen, dann sollten wir haben, was da ist.«

Alfred Brunst stand von seinem Schemel hastig auf. Er hatte für's Erste genug gehört. »Ob wohl der Mann jetzt zu Hause ist?« fragte er noch.

»Nein, der ist vor einigen Stunden mit zwei großen Schiffen abgefahren,« sagte Peter, »und da – dort unten habe ich noch so eben die Segel gesehen. Er holt wieder Steine, sagten die Leute am Strande, als ich dort oben stand, und er wollte auch noch frisches Fleisch mitbringen, wenn es sich gerade machte.«

Alfred Brunst bebte fast vor innerer Aufregung. Schon jetzt hegte er kaum noch einen Zweifel, daß der Kreidearbeiter Wiesel in Dargast dem Maler die Wahrheit gesagt und daß dieser Herr Stumper vielleicht der schwarze Halbling sei, wofür viele Bemerkungen der Kinder sprachen.

»Meine gute Frau,« sagte er herzlich, »ich habe mich nun genügend von Eurer Lage überzeugt und ich bin fest entschlossen, Euch zu helfen. Thut nun, wie ich Euch sagte, und kommet nach Grünthal – es liegt dicht bei Lohme – alles Uebrige wird sich finden. Und Du, Peter, zeigst mir wohl den Weg nach Herrn Stumper's Haus, vielleicht kann auch ich einen Handel mit ihm abschließen, mir fehlen gerade Steine, und die hat er ja, wie ich höre.«

»Ja, die hat er genug,« sagte die Frau.

»Nun seht Ihr! So lebt also wohl, seid nicht zu traurig und vertraut auf mich.«

Er reichte ihr die Hand und die Frau brach dabei vor Dankbarkeit in Thränen aus.

Bald darauf hatte Alfred Brunst die baufällige Hütte verlassen und athmete wieder die reine Seeluft ein. Er

schöpfte tief Luft, als er im Freien war, die Brust war ihm beengt und sein Herz klopfte so stark, als wollte es ihm ankündigen, daß er im Begriff stehe, einen wichtigen Schritt zu thun.

Peter sprang ihm in seiner neuen Jacke munter voran und erreichte bald den äußersten Rand des ziemlich steil abstürzenden Abhanges. Auf einem hügelartigen Vorsprunge blieb er stehen und deutete mit dem Finger nach der Tiefe. Man konnte von hier aus einen Theil der Lithe überblicken und auf einer breiten, durch Menschenhand geebneten Fläche ein leidlich ansehnliches Haus aus festen Strandsteinen aufgemauert, die durch Kalk wohl verkittet waren, stehen sehen. Das Dach war mit Rohr gedeckt. Hinter dem Hause, bis an die Wand der Lithe reichend, war ein kleiner Gemüsegarten angelegt und darin strebten schon einige junge Bäume kräftig empor, da sie durch das davorliegende Gebäude vor den heftigsten Seewinden geschützt wurden. Am Strande in der Tiefe aber lagen ungeheure Haufen Steine aufgeschichtet, die schon gespalten und zur Verschiffung eingerichtet waren.

Als Alfred Brunst diese Steinhaufen gewahrte, lächelte er in seiner alten ironischen Weise. »Es wäre nicht unmöglich,« dachte er, »daß diese Steine von der Oehe stammen. Herr Stumper scheint ein arger Industrieritter zu sein und wirklich so billig wie möglich einzukaufen. Nun, nun, ich werde bald Gewißheit darüber haben! Ich will einen tüchtigen Handel mit ihm abschließen und mich soll er nicht so leicht von der Hand weisen wie den

armen Markholm. Haha! Also das könnte jetzt Dein Aufenthaltsort sein, arme Alwining? O, der Himmel und das Meer liefern hier die einzigen Reize, an die Dein Auge schaut, – aber wo ist Dein schöner Wald geblieben, den die Poesie und die Liebe vergoldeten und verzauberten? Ach, ach, es ist sehr öde und einsam hier und der schwarze Halling, wenn er Dein Vater ist, hat Dir allerdings eine Gegend ausgesucht, in der Dich nur wenige Menschenaugen zu sehen bekommen. Und doch – jetzt bin ich da und ich habe ein gutes Auge – alle Wetter, mein Herz klopft mir so heftig, daß ich jetzt selbst Herrn Markholm damit beschämen könnte, aber so wie ich dies Herz kenne, deutet es mir damit an, daß ich auf der rechten Fährte hin. Vorwärts!«

Er verabschiedete den Knaben, der ihm noch den besten Weg nach dem Hause zeigte und dann wieder nach der armseligen Hütte zurücklief. Alfred Brunst aber recognoscirte von seinem hohen Standpunkte aus das Gehöft und die ganze umliegende Gegend, und da er keinen einzigen Arbeiter weder am Strande noch in der Nähe des Hauses bemerkte, so schloß er ganz richtig, daß Herr Stumper mit seiner ganzen Sippschaft auf eine großartige Unternehmung ausgezogen sei.

Nachdem er seine Handlungsweise rasch überlegt und noch einige Einzelheiten aus Heinrich Markholm's Berichten sich in's Gedächtniß gerufen, schritt er langsam und bedächtig auf dem schmalen Pfade in die Lithe hinab und kam so bald auf der breiten Fläche an, die das sichtlich ganz neue Haus trug. Hier aber begegnete ihm

der erste ernstliche Widerstand in Gestalt zweier tüchtiger Hofhunde, die unangekettet ihm entgegensprangen, ein ungeheures Gebelfer ausstießen und nicht übel Lust zeigten, dem edlen Handelsmann in die Beine zu beißen.

»Der Empfang ist gut!« dachte Alfred Brunst, aber da er aus Erfahrung wußte, wie man in dem mit Hunden reich gesegneten Rügen bei dergleichen Anfällen verfährt, so ließ er sich nicht einschüchtern, sondern rüstete sich vielmehr zum ernstesten Gegengruß. Er nahm ein paar wuchtige Steine vom Boden und warf sie so nachdrücklich auf die Hunde, daß diese heulend davonestoben und sich nicht wieder sehn ließen, da sie die ›kundige‹ Hand des Fremden erkannt haben mochten.

Als die Hunde sich zurückgezogen, trat ringsum eine tiefe Stille ein, die nur von Zeit zu Zeit durch das unwillige Geknurre der wachsamem Köter unterbrochen würde. Niemand war sichtbar, das Haus schien ausgestorben und auch als der Fremde an die verschlossene Hausthür klopfte, zeigte sich in den ersten Minuten kein Mensch.

Endlich nach wiederholtem und stärkerem Pochen öffnete sich ein Fenster des Hauses und ein altes, triefäugiges Weib mit unwirsch um das Gesicht hängenden grauen Haaren und einer rothgewürfelten Mütze streckte ihren Kopf daraus hervor und fragte mit eben nicht allzu gastlicher Stimme:

»Was will der Herr?«

»Ist Herr Stumper zu Hause, meine *liebe* Frau?« fragte der diplomatische Handelsmann mit seiner höflichsten Miene.

»Nein, er ist zur See. Was wollen Sie von ihm?«

»Ich komme in wichtigen Geschäften, auf die er schon lange wartet, und wenn er nicht selbst zu Hause ist, muß ich nothwendig seine Frau sprechen.«

Die an sich schon rothe Nase des alten Weibes wurde noch um einen Grad röther, als es diese mit großer Sicherheit gesprochene Antwort vernahm. »So,« entgegnete sie mit deutlicher Verwunderung, »woher wissen Sie denn, daß Herr Stumper eine Frau hat?«

»O, sie ist ja gestern mit ihrer Tochter gekommen, *gute* Frau. Sie sehen, ich bin ein vertrauter Freund des Hauses, da ich so genau unterrichtet bin.«

»Sie sagen es und es scheint fast so, obgleich ich es nicht weiß und Sie nie hier gesehen habe.«

»Hier nicht, nein. Aber Herr Stumper hält sich ja auch oft wo anders auf, *beste* Frau, das werdet Ihr doch wohl so gut wissen wie ich.«

Jetzt erst nahm die *gute* ja sogar *beste* Frau eine freundlichere Miene an, denn der Herr sprach so sicher, daß er wirklich ein Bekannter von Herrn Stumper sein müßte.

»Ja, ja,« sagte sie, »das weiß ich so gut wie Sie – und da Sie so Vieles wissen, so sage ich Ihnen auch, daß die Frau zu Hause, aber leidend ist und gewiß keinen fremden Besuch annimmt.«

»So muß ich die Tochter sprechen!« sagte Alfred Brunst mit größter Gelassenheit, aber nachdrücklicher Bestimmtheit.

»Oho – die spricht kein Mensch so leicht!«

»Macht dem Dinge ein Ende!« rief der Unterhändler mit erkünstelter Heftigkeit. »Führt mich zu der Frau, und bald, denn ich habe ihr etwas sehr Angenehmes zu sagen.«

Die Alte zog sich vom Fenster zurück, schloß es und ging in's Haus, worin sie so lange blieb, daß Alfred Brunst schon glaubte, sie würde gar nicht wieder zum Vorschein kommen. Endlich aber kam sie doch und sagte mit höflicherer Miene: »Woher kommen Sie, mein Herr, und wie heißen Sie? Frau Stumper will das vorher wissen.«

»Das kann sie nur von mir erfahren, meine gute Frau – öffnen Sie die Thür oder es wird Ihnen leid thun, wenn Herr Stumper wiederkommt.« Die Frau schüttelte den Kopf über die Hartnäckigkeit des Besuchers, schritt brummend zur Thür und öffnete sie.

Alfred Brunst trat rasch und sicher in einen einfachen Flur und von da in ein anständig hergerichtetes Zimmer mit Möbeln von Birkenholz, woraus man auf die guten Verhältnisse der Bewohner schließen konnte, allein Alles ringsum befand sich nicht in der besten Ordnung. Man sah auf den ersten Blick, daß sie erst vor Kurzem hier eingezogen waren und noch nicht Zeit gehabt hatten, an die Ausschmückung des Hauses zu denken, von dessen Fenstern aus man einen unermesslich weiten Blick über die See werfen konnte.

»Warten Sie ein wenig,« sagte das alte Weib, das eine Art Hauscerberus und von Herrn Stumper selbst als Hüter seiner Damen eingesetzt zu sein schien, »Frau Stumper ist in dem anderen Zimmer und wird Sie hinein rufen, wenn sie mit ihrem Anzug fertig ist. Die arme Frau ist ganz krank und vor einer Stunde erst aus dem Bette aufgestanden.«

»Das thut mir leid!« versetzte der Fremde, der unruhig im Zimmer auf- und abzugehen begann.

Die Alte verließ ihn und er war allein. Sein Herz pochte laut, seine flammenden Augen bohrten sich mit Falkenschärfe auf die Thür, hinter der das Geheimniß noch verborgen lag, das zu erforschen er gekommen war und nicht allein für ihn, auch für Andere von so großer Bedeutung sein konnte.

Endlich that sich die Thür langsam auf und eine Frau von mittleren Jahren, aber mit schon vor der Zeit gealterten Zügen, auf denen Leid und Kummer deutlich ausgeprägt lagen, und überdieß mit Augen, in deren Umgebung man unverkennbar die Spuren kurz vorher vergossener Thränen wahrnahm, erschien auf der Schwelle, verbeugte sich mit erwartungsvoller Höflichkeit vor dem Fremden und lud ihn ein, näher zu treten.

Als der Gutsherr von Grünthal mit seiner hohen und Achtung gebietenden Gestalt, dem menschenfreundlichen Gesicht, aus dem ein milder Ernst und trotz seiner inneren Aufregung kraft seiner großen geistigen Selbstbeherrschung eine milde Ruhe ausgebreitet lag, in das zweite Zimmer trat, fühlte sich die leidende Frau auf



den ersten Blick wohlthätig berührt und von jenem er-muthigenden Gefühl ergriffen, welches man gemeinhin mit dem schönen Namen ›Vertrauen‹ bezeichnet.

Alfred Brunst nahm ohne Zaudern den dargebotenen Stuhl an, wobei er jedoch nicht unterließ, einen neugierig forschenden Blick auf die Frau Stumper und ihre ganze Umgebung zu richten.

Sie schien diesen Blick falsch zu deuten und entschuldigte sich, daß es nicht so ganz wohnlich bei ihr aussehe, da sie erst gestern von einer Reise heimgekehrt sei, und so habe sie noch nicht die Zeit gefunden, an den Ausputz des Hauses zu denken.

»Das ist es nicht, Frau Stumper,« sagte Alfred Brunst mit der biedereren Miene und dem herzugewinnenden Ton, der Jedermann bezwang, »was meine Blicke zuerst hier anlockt; es ist vielmehr Ihr eigenes leidendes Gesicht, was mich bedauern läßt, daß ich zu einer Trauernden komme.«

»O, mein Herr,« erwiderte Frau Stumper mit leichtem Erröthen, »ich traure wohl eigentlich nicht, ich fühle mich nur nicht wohl und ich habe Ihnen das auch schon durch jene Frau sagen lassen.«

»Ja wohl, und ich bin dennoch so unbescheiden gewesen, Ihre Ruhe zu stören, nicht wahr? Doch das müssen Sie mir verzeihen, ich *mußte* Sie sprechen und ich hätte sogar Einlaß begehrt, wenn Sie ernstlich krank im Bette gelegen hätten.«

Frau Stumper riß etwas weiter die Augen auf und betrachtete den so gefällig, aber mit ungemeiner Sicherheit redenden Mann mit wachsendem Staunen. »Warum mußten Sie mich denn sprechen?« fragte sie, den Kopf verlegen niedersenkend.

»Davon nachher, für jetzt erst etwas Anderes. Ihr Mann, höre ich, ist nicht zu Hause, – ist das wahr?«

»Ja, das ist wahr, und wenn Sie ihn sprechen wollen, so kann ich Ihnen leider nicht die Zeit angeben, wann er zurückkehrt, denn er ist über See verreist.«

»Das thut mir beinahe leid,« sagte Alfred Brunst scheinbar nachsinnend, »ich hätte ihn wohl gern selbst gesprochen; allein da dies nun einmal nicht geht, muß ich versuchen, mein Geschäft auch mit Ihnen abzuschließen.«

»Ein Geschäft, Herr? Ach, da bedaure ich sehr. In die Geschäfte meines Mannes mische ich mich nie und ich habe davon auch gar keine Kenntniß.«

»Vielleicht doch, meine gute Frau Stumper. Ihr Mann handelt mit Steinen, nicht wahr?«

»Ach Gott, Herr, das ist wohl möglich, ich glaube es fast!« lautete die überaus verlegene Antwort.

»Wie,« fuhr der Fremde fort und erhob seine blitzenden Augen mit eindringlicher Schärfe gegen das erbleichende Gesicht der Frau, »wie, Sie sollten nicht wissen, womit Ihr Mann Geschäfte treibt?«

Frau Stumper wurde immer befangener, griff mit den Händen an ihre Schürze, die sie zusammen und wieder auseinander faltete und sagte: »Ja, das klingt seltsam und

doch ist es so. Mein Mann thut, was er auch thut, allein, ohne Jemanden, am wenigsten mich, um Rath zu fragen.«

Alfred Brunst ließ eine kleine Pause im Gespräch eintreten. Er zweifelte keinen Augenblick mehr, die Person gefunden zu haben, die er suchte. Alles was er über sie von Heinrich Markholm erfahren hatte, stimmte mit ihrer Erscheinung und ihren Worten überein. Nach kurzem Besinnen aber setzte er das Gespräch fort und, rasch von den Geschäften abbrechend, lehnte er sich bequem in seinen Stuhl zurück, heftete die Augen freundlich auf die arme Dulderin und sagte auf herzugewinnende Weise, die das Vertrauen der Zuhörerin von Neuem weckte: »Sie sind also erst gestern hier angekommen?«

»Ja, gestern Abend sogar erst und ich habe kaum so viel Zeit gehabt, um an das in der Wirthschaft Nothwendigste zu denken.«

»Haben Sie auch Ihre Tochter mitgebracht?«

»Wie,« rief die Frau, erschrocken zusammenfahrend, »woher wissen Sie denn, daß ich eine Tochter habe?«

»O, ich weiß nicht nur das, sondern noch viel mehr von Ihnen. Wundern Sie sich darüber noch nicht, meine gute Frau, und um Sie gleich von vornherein von meinem Wissen in Kenntniß zu setzen, so will ich Ihnen sagen, daß ich sogar weiß, wo Sie und Ihre Tochter bis gestern Nacht wohnten.«

Frau Stumper stieß einen leisen Schrei aus und war so bewegt, daß sie sich nicht von ihrem Platze erheben konnte. Ja sie konnte nicht einmal eine Frage thun und

begnügte sich, mit offenem Munde und starren Augen den seltsamen Besucher anzustauen.

»Ja,« fuhr dieser ruhig und freundlich fort, »ich weiß also, wo Sie und Ihre Tochter wohnten, allein Sie nannten sich daselbst nicht Stumper, sondern mit einem andern Namen.«

Jetzt sprang die geängstigte Frau mit krampfhafter Erregung von ihrem Stuhle auf, lief nach dem Fenster, warf einen raschen Blick auf die See, und erst als sie die beiden Schiffe, die am Morgen ausgesegelt, nur als zwei kleine Punkte am Horizonte schweben sah, faßte sie sich wieder, kam mit gefalteten Händen und bittender Miene zu dem Fremden zurück, der sie ruhig beobachtete, und sagte: »O, mein Herr – Sie setzen mich in Schrecken und Angst – reden Sie weiter – was wollen Sie von mir?«

»Seien Sie ruhig, liebe Frau, und setzen Sie sich nieder!« lauteten die leiser gesprochenen Worte des Fremden. »So. Nun denn, da Sie es wissen wollen, so kam ich allerdings eigentlich nicht hierher, um die Ursache zu erforschen, warum Ihr Mann seinen Namen so schnell geändert hat, noch weniger, um mit ihm Handelsgeschäfte zu besprechen, sondern aus einem ganz andern Grunde. Ohne daß Sie es wissen, schweben meine Gedanken schon lange über Ihrem Wohnorte, dem alten besonders, und da mich ein günstiger Zufall auch den neuen rascher als ich glaubte finden ließ, so sage ich Ihnen, daß ich zu Ihnen kam um eines Freundes willen, den ich durch Ihre und Ihrer Tochter Auffindung trösten und beruhigen wollte, oder auch, wenn ich Sie und Ihre Tochter nicht

so fand, wie er mir mitgetheilt, ihn für immer von Ihnen fern zu halten. Ich sage Ihnen das aufrichtig, wie ich immer bin, nun aber seien auch Sie gegen mich aufrichtig und beantworten mir Alles und Jedes, nach ich fragen werde, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es nur zu Ihrem Vortheil und vielleicht zum Glück Ihrer Tochter beitragen wird.«

Schon während Alfred Brunst diese Worte sprach, ging eine völlige Veränderung in dem Wesen der Frau vor. Es durchbrach sie eine Art von Ahnung, daß dieser Fremde ein ihr von Gott gesandter Retter und Helfer sein könne, und diese Ahnung erhob ihr Herz und beruhigte ihre Seele. Dennoch konnte sie den ersten Schreck nicht ganz überwinden und in ihre Freude mischte sich eine unbestimmte Beängstigung über das Ende und Ziel dieses seltsamen Gespräches. Als der Redende nun aber schwieg, nachdem er durch die Erwähnung des Glückes ihrer Tochter ihr Herz von Neuem erschlossen, brach sie in einen Strom von Thränen aus, deren Erguß Alfred Brunst geduldig abwartete.

Als sie aber nach einer Weile getrocknet waren, erhob sie ihr verstörtes Gesicht wieder zu ihm, als erwarte sie, daß er in seiner Rede fortfahren werde. Da er aber hartnäckig schwieg und sie nur mit mitleidigen Blicken betrachtete, sagte sie demüthig: »Ach, mein Herr, ich habe eine recht dringende Bitte an Sie zu richten.«

»Sprechen Sie, ich denke sie Ihnen wohl gewähren zu können.«

»O, so sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich weiß, wen ich in Ihrer Person vor mir habe.«

Alfred Brunst lächelte, er hatte diese Frage schon lange erwartet. »Nun denn,« sagte er, »ich habe keinen Grund, Ihnen meinen Namen zu verschweigen. Ich heiße Brunst und wohne eine halbe Meile von Stubbenkammer entfernt auf Grünthal.«

»O mein Gott,« rief die Frau, hastig von ihrem Sitze wieder aufspringend und zu dem Fremden hinstürzend, »Herr Brunst, Herr Brunst? O dann sind Sie uns ja kein Fremder mehr, dann sind Sie – dann sind Sie –«

Jetzt erhob Alfred Brunst befremdet den Kopf. »Woher kennen Sie mich denn?«

»Ich kenne Sie nicht persönlich, aber Ihr Name war mir schon lange und ungemein vortheilhaft bekannt. Ein Freund von uns nannte Sie den edelsten der Männer und sprach uns Stundenlang von Ihnen, den er liebte wie den zärtlichsten Freund und den er verehrte wie einen gütigen Vater, der seinen Kindern nur den besten Rath ertheilt.«

»So,« sagte Alfred Brunst, auch aufstehend und der Frau vertraulich entgegengetreten, »und wer war dieser Freund von Ihnen?«

»Es war ein Maler, Herr Heinrich Markholm!«

»Der Sie in der Schlucht des Kieler Baches auf Jasmund täglich besuchte?«

»O Gott, Sie wissen ja Alles, Herr Brunst, was soll ich Ihnen denn noch sagen?«

»Noch sehr viel, meine liebe Frau Halling und ich komme sogleich darauf.«

»Nein, nein – erst sagen Sie mir, was Herr Markholm macht, wie es ihm geht und wo er sich gegenwärtig aufhält.«

»Ich komme ja von ihm her – um seineswillen habe ich Sie aufgesucht und er hat mir tausend Grüße aufgetragen, wobei er die feste Zuversicht hegte, Sie würden mir dasselbe Vertrauen erweisen wie ihm, ja, vielleicht noch ein größeres, indem Sie mir ganz offen und ehrlich Ihre ganze Geschichte erzählen und mich tief in Ihre Seele blicken lassen, damit ich im Stande bin, Ihnen und Ihrer Tochter wirklich zu helfen, wie es in meinem Wunsche liegt.«

Frau Halling war wieder auf ihren Stuhl gesunken und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Ihre Brust arbeitete heftig und bittere Seufzer rangen sich aus ihrem Herzen los. Offenbar kämpfte sie einen großen innerlichen Kampf und Alfred Brunst ließ sie gewähren, da er sich das Beste von ihrem stillen Nachdenken versprach. Als es aber etwas lange dauerte, trat er zu ihr heran, zog ihr die Hände vom Gesicht und sagte mit seiner sanftesten Stimme:

»Frau Halling, fassen Sie sich und reden Sie. Sie reden hier nicht vor einem Richter, der den Guten belohnen und den Bösen bestrafen soll, Sie reden vielmehr zu

einem fühlenden Menschen, der sich der unschuldig Unterdrückten annehmen und nach seinen schwachen Kräften Diejenigen glücklich machen will, die es seiner Meinung nach verdienen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen – und wenn Ihr Herz nicht ganz durch jahrelangen Kummer verödet und unempfindlich gemacht ist, werden Sie wissen, was Sie dem Glücke Ihres Kindes schuldig sind.«

Nach einem tiefen Athemzuge, der dem bangen Schweigen folgte, währenddessen ihr Geist vielleicht eine Reihe von zwanzig in Trauer und Leid verlebten Jahren überflog, war Frau Halling zum Reden bereit. Sie setzte sich wieder nieder und Alfred Brunst zog seinen Stuhl dicht an den ihrigen und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung zu.

Diese Erzählung wollen wir hier nicht wiederholen, wir wissen ja schon das Hauptsächlichste davon oder haben es errathen, werden auch Manches später noch genauer erfahren. Indessen wenn Frau Halling ihren Mann in Folge seiner rohen Handlungsweise gegen sie und ihr Kind weder achten noch lieben konnte, ja sogar ihm wegen seiner tausendfältig bewiesenen Schlechtigkeiten innerlich abgeneigt sein – ihn hassen mußte, wie das Gute immer das Böse haßt – so war sie doch immerhin seine Frau und es konnte nicht in ihrer Absicht liegen, ihn mit Vorbedacht in's Verderben zu stürzen. Sie berichtete daher nur das, was sie im Innern erlitten, und daraus ging für den scharf aufmerkenden Zuhörer schon genügend hervor, wie der Mann an seiner Frau gehandelt hatte. Er



erfuhr also, daß Simeon Halling Petronella Gibson wahrscheinlich nur deshalb geheirathet hatte, um durch ihr Vermögen sich zu einem Manne zu machen; an ihrem Glück war ihm vom ersten Augenblick an nichts gelegen gewesen, er hatte sie vielmehr als Spielball seiner Laune betrachtet, sie je nach seinem Vortheil oder Belieben, oder um sich einer äußeren Gefahr zu entziehen, von einem Orte zum andern geschleppt und seinen Verkehr mit Schmugglern und Steinzängern und vielleicht mit noch schlimmerem Gesindel, ohne Unterlaß fortgesetzt. Von den einzelnen Thaten des Mannes hatte die Frau wirklich keine Kunde, sie schloß nur aus seinem Benehmen gegen Frau und Kind auf seine übrige Handlungsweise und schwebte in beständiger Furcht, daß einmal über Nacht das Unglück über ihn und sie zugleich hereinbrechen und dann das arme Kind, die Alwining, mit in den Abgrund reißen werde. Diese Furcht sprach sie auch jetzt aus und vernahm mit innigster Freude und herzlichstem Dankgefühl die Versicherung des Gutsherrn von Grünthal, daß dieselbe unbegründet sei und daß er selbst dafür Sorge tragen werde, daß ihr und Alwining's Geschick von dem ihres Mannes, wie dasselbe auch beschaffen sein möge, nicht mit betroffen werde.

Nachdem Frau Halling nun ihr Herz völlig ausgeschüttet und dazwischen sich wieder ausgeweint hatte, trat eine Pause in der Unterhaltung ein, während welcher Alfred Brunst überlegte, was nun weiter zu thun sei. Endlich glaubte er die beste Wiederanknüpfung gefunden zu haben und sagte:

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Frau Halling; Sie haben sich dadurch selbst bei mir und Andern in das rechte Licht gestellt, indem Sie alle Schatten, die auf Ihnen lasten konnten, weggewischt haben. Vertrauen Sie mir auch ferner und seien Sie versichert, daß Ihr Geschick in meiner Hand keine Gefahr läuft. Nun aber komme ich zu einer anderen Hauptsache meines Besuches – ich meine Ihre Tochter. Wo ist sie?«

»Ach lieber Gott, Herr Brunst, nach einer qualvollen Nacht, die sie mit mir unter Thränen und Seufzen zugebracht, ist sie heute Morgen zur Ruhe gekommen und in ihrem starken Sinne hat sie endlich die Einsicht erlangt, daß es doch für den Augenblick das Beste sei, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nun aber, seitdem Halling zur See gegangen, sitzt sie, und schreibt an Herrn Markholm einen Brief, worin sie ihm alles erzählt, was ihr seit jenem Tage begegnet ist, wo er sie in der Hoffnung verlassen hat, uns am nächsten Morgen wiederzusehen. Diesen Brief hoffte sie durch irgend Jemanden heut oder morgen nach Grünthal senden zu können.«

»Darum braucht sie keine Sorge mehr zu haben; nun ich hier bin, werde ich den Brief und was sie mir sonst aufträgt, selbst bestellen. Aber nun lassen Sie mich Ihre Tochter sehen, Frau Halling, ich bin über die Maaßen begierig, die schöne Freundin meines jungen Freundes kennen zu lernen.«

Frau Halling, der mit dem Besuche des Gutsherrn von Grünthal eine neue Lebenshoffnung ausgegangen war und die sich glücklich fühlte auch Alwining derselben

theilhaftig werden zu lassen, verließ das Zimmer, um ihr zu verkünden, wer der Fremde sei, der sie durchaus zu sprechen verlangt. Unterdeß blieb Alfred Brunst allein, was ihm ganz lieb war, da er genug Gedanken zu verarbeiten hatte, die ihm die ehrliche Frau eingeflößt, deren ganzes Schicksal jetzt schon ziemlich enthüllt vor ihm lag. Für's Erste jedoch beschäftigte er sich schon im Voraus mit Alwining, und je länger die Mutter mit ihr ausblieb, um so größer wurde seine Spannung, sie eintreten zu sehen.

Endlich kam sie. Aber da sollte die Erwartung, die er von ihr gehegt, noch bei Weitem übertroffen werden; denn so schön er sie sich auch nach der Beschreibung des Malers gedacht – eine solche Erscheinung in diesem Hause, unter solchen Verhältnissen zu finden, hatte er auf keine Weise vermuthet. Als er daher die herrliche Gestalt hereintreten sah, deren Augen noch von reichlich vergossenen Thränen getrübt, aber deren Wangen durch die so plötzlich erwachte Hoffnung schon wieder mit der alten Wärme belebt waren, da erfaßte ihn ein so jäher Schreck, daß er, der starke Mann, sich an einem Stuhle, an dem er gerade stand, halten mußte. Das Auge fest auf die eintretende Alwining gerichtet, stand er eine Weile sprachlos vor ihr und seine so ruhige Miene kämpfte sichtbar einen plötzlich erstandenen innerlichen Sturm nieder.

Auf den ersten flüchtigen Blick hin war es ihm klar geworden, wie es gekommen, daß Heinrich Markholm diesem Mädchen seine Liebe zugewandt; denn obgleich er,

als kein leidenschaftlicher Bewunderer des schönen Geschlechts, wie wir wissen, nur wenig von den Reizen desselben angezogen wurde, so fand er dieses junge Wesen doch auffallend schön. Allein nicht die Schönheit brachte ihn so außer Fassung, vielmehr that es die seltsame und bis in's Kleinste sich erstreckende Aehnlichkeit, die sie mit Gustava von Kulpen zeigte. Ja, auch hierin hatte der Maler Recht, diese Aehnlichkeit war nicht nur überraschend, sie war in der That wunderbar. Wenn das ein Zufall, so war es einer der merkwürdigsten seines Lebens, aber an diesen Zufall wollte Alfred Brunst schon jetzt nicht mehr glauben.

In einem seltsamen Zwiespalt seiner Gefühle befangen und von einem neuen Gedankenfluge beinahe wider Willen fortgerissen, stand er, wie gesagt, eine lange Zeit, ohne ein Wort hervorbringen zu können; sein ganzes geistiges Vermögen schien im Auge concentrirt zu sein, mit dem er nicht allein die äußere Erscheinung dieses lieblichen Wesens, sondern auch das Geheimniß, das sie umschloß, durchdringen zu wollen schien.

Endlich aber raffte er sich zusammen, und von der Verwirrung seiner Gedanken sich erholend, trat er ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte:

»Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieser Verwunderung, ja mit diesem Staunen so lange betrachte, ohne Ihnen meine Freude, Sie aufgefunden zu haben, durch Worte auszudrücken. Aber indem ich Sie vor mir sehe, strömen

so viele Erinnerungen durch mein Herz, die ich theilweise unserm gemeinschaftlichen Freunde Heinrich Markholm verdanke, daß ich mich erst sammeln muß, ehe ich dieselben ordnen und bewältigen kann. Doch nun kommen Sie, lassen Sie sich an meiner Seite nieder und plaudern Sie mit mir, der Zufall oder vielleicht auch Gottes Fügung hat mich einmal mit einem Theile Ihres Schicksals bekannt gemacht und ich denke, wir werden in nicht gar langer Zeit eben so gute Freunde werden, wie wir es Beide von Heinrich Markholm sind.«

Diese mit dem ihm eigenthümlichen, Vertrauen gewinnenden Wesen und mit innig bewegter Stimme vorgebrachten Worte riefen in Alwine Halling ein ungemein wohlthätiges Gefühl hervor und ließen sie rasch vergessen, was sie noch so eben gelitten hatte. Ein sonniges Lächeln überflog ihre reinen Züge und vermehrte den Liebreiz, der sie auch in trüben Stunden verklärte. Im Herzen erwärmt und im ahnenden Geiste wunderbar belebt und erfrischt, schaute sie dem Manne in's Auge, der ihr schon von ihrem Freunde als ein so vortrefflicher Mensch geschildert worden, und Alfred Brunst las in dem ihrigen, daß das Vertrauen, um welches er bat, in der That vorhanden war.

»So hat mir also Heinrich Markholm die Wahrheit gesagt,« flüsterte sie fast mit leise bebender Stimme, »als er mir wiederholt den Trost aussprach, daß er in Ihnen einen edlen und hülsfbereiten Freund gewonnen habe! O wie freue ich mich, daß es auch mir vergönnt ist, Sie endlich kennen zu lernen!«

»Die Freude ist gegenseitig,« lautete die Antwort, »und ich wiederhole jetzt selbst, was Heinrich Markholm Ihnen von mir gesagt, das heißt insofern er mich einen hülfsbereiten Freund genannt hat. Ja, ich will Ihnen helfen und Sie können von jetzt an auf mich wie auf einen alten Freund rechnen, der es ehrlich mit Ihnen meint und dessen äußere und innere Mittel Ihnen wie jedem Hülfbedürftigen zu Gebote stehen, so weit sie eben reichen. Doch nun lassen Sie uns einmal von Ihren Angelegenheiten reden und theilen Sie mir vor allen Dingen mit, was Sie zunächst wünschen und von meiner Fürsorge erwarten.«

Alwining besann sich nicht lange. Mit ruhiger Würde, aber auch mit innigem Tone sagte sie: »Herr Brunst, ich habe für jetzt nur einen Wunsch und meine Mutter theilt denselben, denn wir haben schon oft darüber gesprochen und heute Morgen sind wir darin zu einem festen Entschlusse gekommen. Wie die Sachen hier im Hause stehen, haben wir erkannt, dürfte es nicht rathsam sein, daß ich mich noch länger der rauhen Gewalt überlasse, die ein Mann über mich ausübt, der sich meinen Vater nennt. Was er bisher an mir gethan, hat mich belehrt, daß ich ferner nur noch Uebleres zu erwarten habe, und ich glaube nicht, daß mir Jemand den Wunsch verdenken kann, mich so bald wie möglich seiner Einwirkung zu entziehen. Noch heute Morgen hat er mir, als ich ihm die harte Behandlung vor Augen führte, mit der er mich unglücklich macht, mit drohender Geberde erwidert, daß mein Glück in seinen Händen liege und daß

er mir nach seiner Rückkehr beweisen werde, was er für mein Glück erkenne. Ich weiß, was er damit meint und Heinrich Markholm wird Ihnen bereits die schrecklichen Absichten enthüllt haben, die dieser Mann gegen mich auszuführen gedenkt. Wenn Sie mir daher helfen wollen, so weisen Sie mich vor allen Dingen einer Familie zu, unter deren Schutz ich die nächste Zeit verleben kann, bis der allmächtige Gott meinen Freund, dem ich vertraue, in den Stand setzt, für meine fernere Zukunft sorgen zu können.«

Ueber Alfred Brunst's leutseliges Antlitz flog ein Schimmer der Verwunderung, als er das Mädchen so unbefangen, klar und vertrauend ihre Hoffnungen und Wünsche aussprechen hörte. Sein scharfes Auge leuchtete heller auf und seine Rechte faßte abermals die Hand Alwining's. »Mein gutes Kind,« sagte er, »ich bin in meinem Leben oft in der Lage gewesen, der Sorge und dem Weh bedrängter Menschen in manchen Dingen abhelfen zu können, nie aber bisher bin ich so fest entschlossen gewesen, Jemanden mit allen meinen Mitteln beizuspringen, wie Ihnen und Heinrich Markholm. Glücklicher Weise wird dieser Beistand keine großen Anstrengungen und namentlich keinen Aufschub erfordern, die Familie, in der Sie Schutz finden, ist vorhanden, es ist entweder meine eigene oder die meiner Freunde, was im Ganzen Ein, und Dasselbe ist. Allein nicht augenblicklich werde ich Sie mit mir nehmen; eine kurze Zeit, vielleicht nur wenige Tage müssen Sie sich gedulden, da ich bis dahin noch Manches zu bedenken und zu verhandeln habe, was vorher

abgemacht sein muß, bevor ich Sie zu mir nehme. Wie es scheint, werden Sie diese wenigen Tage hier mit Ihrer Mutter in aller Stille verleben und unangefochten bleiben, denn Ihr Vater oder der Mann wenigstens, der sich Ihnen gegenüber bisher diesen Namen gegeben hat, ist auf mehrere Tage abwesend. Diese Tage werde ich nützen, verlassen Sie sich darauf. Das Uebrige werde ich mit Ihrer Mutter besprechen und was wir beschließen, soll Ihnen mitgetheilt werden. Für jetzt verlassen Sie uns und beenden den Brief, den ich Heinrich Markholm von Ihnen überliefern soll. Sagen Sie ihm Alles, was Sie ihm sagen können, um ihn zu beruhigen und zu erfreuen, da er so besorgt um Ihr Schicksal ist; und noch heute Abend wird er aus meiner Hand Ihre eigenen Worte empfangen, die den sanftesten Balsam für alle seine Sorgen enthalten werden.«

Er erhob sich und Alwining verließ das Zimmer, nachdem sie noch einige herzliche Worte des Dankes gesprochen. Kaum aber hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, so nahm Alfred Brunst's Miene einen seltsamen Ausdruck an. Seine Milde verwandelte sich in einen fast feierlichen Ernst, seine bisher so wohlwollend blickenden Augen richteten sich mit einer unwiderstehlichen Schärfe auf das Angesicht der leise weinenden Frau Halling, und mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme sprach er jetzt folgende Worte:

»Nun also, Frau Halling, haben *wir* ein ernstes Wort mit einander zu sprechen. Vorher bat ich Sie, mir die Wahrheit zu sagen, jetzt fordere ich sie von Ihnen. Ja,



ich *fordere* sie,« wiederholte er mit gerunzelter Stirn, was eine seltene Aufregung an dem sonst so ruhigen Manne verrieth, »und Alles, was ich schon lange auf dem Grunde Ihrer Seele sich regen sehe, muß mir jetzt offenbar werden. Beantworten Sie also meine Fragen kurz und bündig und nehmen Sie keine Rücksicht auf Jemanden, den ich hier nicht nennen will, der aber von jetzt an weder über Sie noch über irgend einen anderen meiner Schutzbefohlenen seines schwere Hand ausstrecken soll.«

»O, o! Ich verstehe!« stammelte die Frau unter ihren Thränen hervor, die bei diesen Worten wieder reichlicher zu fließen begonnen hatten.

»Gut denn, antworten Sie mir: »Also das war Ihre Tochter, Frau Halling, die uns so eben verlassen hat?«

Frau Halling brach unter dem Blicke, womit diese Worte gesprochen wurden, und bei dem Klange dieser mächtigen Stimme fast zusammen. Sie schlug beide Hände vor's Gesicht und schluchzte laut.

Alfred Brunst wartete eine Weile, um die Frau sich einigermassen beruhigen zu lassen, dann wiederholte er: »Ich frage, war das Ihre Tochter, Frau Halling? Und nun sprechen Sie, aber ich rufe Ihr Gewissen wach, mir die Wahrheit zu sagen, die jetzt auch den Menschen offenbar werden muß, wie sie Gott schon lange offenbar ist.«

Frau Halling, von ungeheurem Weh gefoltert, schwieg noch immer. Die Furcht vor dem Manne, den der Fremde nicht nennen wollte, herrschte noch immer in ihrem Geiste vor.

»Sprechen Sie!« wiederholte Brunst mit milderer Stimme und freundlicher blickendem Auge, dem so leicht Niemand widerstehen konnte.

»O Gott, ja, ich will sprechen, Herr,« tönte es endlich aus der Brust der gequälten Frau hervor. – »Nein, nein, nein, Alwining ist nicht meine Tochter!«

»Ah, sehen Sie wohl! Das vermuthete ich längst. Nun wollen wir gemüthlich weiter plaudern, da das große Geheimniß des Tages über Ihre Lippen getreten ist. – Wessen Tochter ist sie denn?«

»Das weiß ich nicht, Herr!«

»Wie, das wissen Sie nicht?«

»Nein, denn als mein Mann vor zwanzig Jahren nach Jütland kam, hatte er sie schon bei sich, und vielleicht des schönen Kindes wegen, dessen goldene Locken ihm wie einem Cherub um den Kopf fielen, und das ich vom ersten Augenblick an liebte und zugleich bemitleidete, gab ich den Bewerbungen Halling's nach, ließ mich betören und heirathete ihn.«

»Also Sie liebten ihn nicht um seiner eigenen Person willen?«

Die Frau schwieg und senkte tief erschüttert den Kopf nieder. »Nein,« sagte sie endlich mit kurzem Athem und peinlicher Rückerinnerung, »ich habe ihn eben so wenig geliebt wie er mich; ihn kettete die Habsucht an mich und mich das Mitleid und die Liebe zu dem kleinen Wesen, das er schon damals hart behandelte und halb verhungern ließ, da er nichts besaß, als was er sich durch seiner Hände Arbeit erwarb.«

Alfred Brunst's menschenfreundliches Gesicht erbleichte, als er dies hörte. »Ich danke Ihnen auch für diese Mittheilung,« sagte er, »aber ohne Zweifel wußten Sie damals schon, daß Alwining Halling's Kind nicht sei?«

»Nein, Herr, das wußte ich damals eben so wenig als ich es jetzt sicher weiß, obgleich ich bisweilen und namentlich damals meine Vermuthungen hatte. Er selbst hat nie darüber ein Wort gesprochen, das Kind stets für sein eigenes ausgegeben, aber nie Liebe dazu gehabt, im Gegentheil es von Jugend an mit einer gewissen Schadenfreude rauh behandelt, bisweilen, sogar von seinem Hasse gegen dasselbe gesprochen und diesen Haß auf mannigfache Weise an den Tag gelegt.«

»O, o, er muß ein vollendeter Bösewicht sein, denn wer ein so kleines Kind durch so viele Jahre mit Haß verfolgen kann, ist schlecht; Sie aber haben gerade dadurch, daß Sie aus Mitleid zu diesem Kinde den Mann heiratheten, in meinen Augen eine Großthat verrichtet, die ich Ihnen nicht hoch genug anrechnen kann und die ich Ihnen zu vergelten suchen werde. Wie alt ist Alwining wohl jetzt?«

»Den Tag ihrer Geburt weiß ich nicht, mein Mann hat mir denselben nie, sogar auf meine dringendsten Bitten nicht genannt.«

»Aha! Er wußte ihn selbst nicht, das bestätigt nur unsern Verdacht, daß sie nicht sein Kind ist. Aber, wie für alt halten Sie sie?«

»Als ich sie kennen lernte, war sie etwa drei Jahre alt, wenigstens schätzte ich sie so. Achtzehn Jahre habe ich

Mutterstelle bei ihr vertreten und sie gegen den harten Mann zu schützen gesucht, worin natürlich die Zeit mit einbegriffen ist, während welcher sie bei meinem Schwager in Hadersleben in Pension blieb, und so mag sie etwa jetzt zweiundzwanzig Jahre zählen.«

Alfred Brunst schien im Kopfe zu rechnen, als er dies hörte, wenigstens sprach er einige Minuten nicht und dachte ernstlich über etwas nach.

»Wissen Sie vielleicht oder haben Sie auch nur eine Vermuthung,« fuhr er endlich fort, »an welchem Orte Ihr Mann sich aufgehalten hat, bevor er nach Jütland kam?«

»Ach nein, Herr, nicht die geringste Vermuthung habe ich darüber. Er selbst bewahrte das strengste Stillschweigen über diesen Punkt und ich glaube nicht, daß ein Mensch auf der Welt ist, der es weiß. Daß ihm aber ein gewisses Etwas, wie ein Geheimniß, schwer auf der Seele liegt, habe ich schon vor vielen Jahren errathen, denn wenn er trunken war, was früher noch öfter vorkam als jetzt, drohte er in seiner Wuth mit der Faust nach einer Gegend hin, und sprach von Rache an den vornehmen Leuten, die er üben, und welche er strafen wolle für alles Böse, was sie ihm gethan.«

»Ha, das sagte er?«

»Ja, und im Traume murmelte er oft gräßliche Flüche, die mich schauern machten, wenn ich sie hörte.«

»Nannte er nie einen Namen dabei?«

»Nein, Herr, wenigstens erinnere ich mich dessen nicht.«

»Nun gut denn, Frau Halling. Daß Ihr Mann vielfach in seinem Leben gesündigt hat und wahrscheinlich noch sündigt, ist mir schon lange klar, wie es dies auch Ihnen schon längst sein wird. Wohin das endlich führen kann und muß, werden Sie sich ebenfalls oft genug gesagt haben. Weinen Sie nicht darüber, liebe Frau, Sie wird Niemand deshalb zur Rechenschaft ziehen. Im Gegentheil, ich werde, was auch kommen mag, auf Ihrer Seite stehen und danke Ihnen für die Offenherzigkeit, mit der Sie mir die Einsicht in Ihr Schicksal gestattet haben. Allein das kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich und meine Freunde Ihren Mann, sobald wir ihn auf schlechten Wegen ertappen, gesetzlich belangen werden, und fast habe ich die Vermuthung, daß dies nicht lange mehr ausbleiben wird. Bekümmern Sie sich aber darum nicht, der schwarze Halling hat es nicht um Sie verdient, daß Sie auch nur eine Thräne um ihn vergießen. Denken Sie vielmehr an Ihr eigenes ferneres Wohl und an das Alwining's, deren ich mich von jetzt an wie ihr wirklicher Vater annehmen werde und deren Vereinigung mit ihrem Geliebten mir jetzt ernstlicher denn je am Herzen liegt.«

Die Frau durchrieselte trotz ihres gramgefüllten Herzens ein stiller, geheimnißvoller Freudenschauer, als sie diese letzten Worte hörte. »Ach Gott,« rief sie, »also daraus könnte im Ernste etwas werden?«

»So denke ich in Wahrheit und auch Heinrich Markholm hat in Wahrheit davon zu Alwining und Ihnen gesprochen. Doch nun hören Sie noch Eins und das merken

Sie sich genau. Ich sowohl wie Heinrich Markholm wohnen jetzt auf der Insel Oehe, die etwa vier Meilen von hier bei dem Dorfe Schaprode liegt. Wollen Sie sich das merken?«

»O gewiß, Herr, denn das ist ja wichtig für uns.«

»Gut denn; Niemand aber außer Alwining und Ihnen darf das wissen, es ist für's Erste noch ein Geheimniß, bis ich Sie ermächtige, zu Jedermann davon zu reden. Nach der Oehe nun schreiben Sie oder Alwining, wenn Ihr Mann gegen meine Erwartung zurückkehren und vielleicht noch einmal seinen Aufenthaltsort mit Ihnen wechseln sollte. Indessen wird das wohl kaum geschehen und ehe Ihr Mann auf solchen Gedanken käme, würde ich schon meine Maßregeln ergriffen haben, um es zu verhindern. Ich wiederhole Ihnen, ich würde Alwining gern gleich jetzt mit mir nehmen, wenn ich das für ersprießlich hielte; sollte ich aber einen Boten senden, einen sicheren Boten, den Sie kennen, mit einem Worte, Herrn Markholm selber, so zögern Sie keinen Augenblick und lassen Sie Alwining mit ihm reisen, wohin er sie zu bringen, von mir die Anweisung erhalten wird. Ich hoffe, daß Sie mir so weit vertrauen, um mir auch in diesem Punkte zu willfahren, wie?«

»Ja, ja doch, Herr – aber was wird mein Mann sagen, wenn er dann zurückkommt und Alwining nicht mehr findet?«

Alfred Brunst besann sich eine Weile. »Sollte das geschehen,« sagte er dann, »so sagen Sie ihm, Alwining sei

geflüchtet und habe sich zu Leuten begeben, die sie gegen seine Rohheit in Schutz zu nehmen die Macht und auch den Willen besitzen. Wenn Sie das sagen, so kann er *Ihnen* wenigstens nichts anhaben. Möglich aber ist es, daß ich Sie selbst zu mir berufen lasse, doch das wäre nur dann der Fall, wenn Ihr Mann eine That begangen hätte und dabei ergriffen wäre, die ihn mit den Behörden und den Gesetzen unsers Landes in nahe Berührung bringt. Doch, Sie würden jedenfalls in diesem Falle erfahren, was er begangen hat und wo man ihn festhält, und dann werden Sie von selbst der Gerechtigkeit zu Liebe den Schritt thun, den man von Ihnen verlangen wird.«

»O mein Gott, mein Gott,« rief die arme Frau händeringend, »also so steht es mit Halling?«

»Ja, so steht es mit ihm, ich zweifle keinen Augenblick mehr daran. Doch so weit sind wir leider noch nicht und mancher Berg wird bis dahin noch zu übersteigen sein. – Jetzt aber rufen Sie mir Alwining herein, ich will sie noch einmal sprechen und dann muß ich Abschied nehmen, denn es ist spät geworden und mein Weg ist weit.«

Nach einigen Augenblicken kam Frau Halling mit Alwining wieder herein. Letztere hielt ein großes Buch und einen Brief in der Hand.

»Was haben Sie da für ein Buch?« fragte Alfred Brunst, dem die Form und der Einband desselben bekannt vorkamen.

»Es ist Herrn Markholm's Skizzenbuch,« erwiderte sie, »das er im Häuschen der Kieler Schlucht gelassen hat,

als er es an jenem Morgen so schleunig verlassen mußte. Seitdem habe ich es treulich aufbewahrt und es ist mit meiner Commode gestern hier angekommen. Da Sie zu ihm gehen, so haben Sie wohl die Güte, es ihm mit diesem Briefe und meinen herzlichen Grüßen einzuhändigen?«

»Ja, mein Kind, das werde ich thun,« entgegnete Alfred Brunst mit der Miene und Stimme eines gütigen Vaters. »Und nun verweise ich Sie an Ihre gute Mutter. Sie mag Ihnen Alles mittheilen, was wir gesprochen, und Sie mögen genau nach den Anweisungen handeln, die ich ihr gegeben habe. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder, hier oder an einem anderen Orte, und dann werden keine Thränen mehr Ihre Wangen röthen und Ihr Herz wird nur in Freude und Glück schlagen. Leben Sie wohl! Der Nachmittag ist weit vorgerückt während unsrer langen Gespräche und ich muß mich beeilen, um nach Hause zu kommen. Leben auch Sie wohl, Frau Halling. Bleiben Sie meiner Versprechungen eingedenk! Was auch kommen möge, Ihr Schicksal nehme ich auf mich und wenn ich so etwas einmal versprochen habe, dann halte ich mein Wort. So. Geben Sie mir Beide Ihre Hand! Und nun bleiben Sie hier – ich finde meinen Weg allein nach dem Felde hinauf. Adieu, adieu!«

Die Frauen wollten noch viele dankende Worte sprechen, aber von einem hörbaren Dank war Alfred Brunst kein Freund. Er schnitt alle ihre Ausrufungen kurz dadurch ab, daß er rasch das Zimmer verließ, über den Hof schritt und die Stufen hinaneilte, die auf den Kamm des



abschüssigen Ufers führten. So lange ihn die Augen der Zurückgelassenen noch erreichen konnten, verfolgten sie ihn, als sie ihn aber nicht mehr sahen, sanken sie sich einander in die Arme und weinten laut über das Glück, das sie im Unglück einen Helfer und Retter aus so mancher Noth hatte finden lassen.

## NEUNTES KAPITEL. DAS PORTRAIT DES SCHWARZEN HALLING.

So ruhig Alfred Brunst auch in äußerer Haltung und Miene erschien, als er das Haus am Möwenort verließ, so befand er sich doch innerlich in einer Aufregung, die selbst seine gestählte Willenskraft auf keine Weise zu bewältigen vermochte. Wenn er auch nicht zu den Menschen gehörte, die sich leicht trügerischen Hoffnungen oder wohl gar angenehmen Selbsttäuschungen hingeben, so glaubte er denn doch in diesem Falle zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt zu sein und einer lange nicht empfundenen Freude Eingang in sein Herz gestatten zu dürfen. Er hatte zwar keine bestimmte große Entdeckung gemacht, die ihm eine völlige Erklärung der obschwebenden dunklen Verhältnisse gab, allein eine instinctartige Ahnung sagte ihm, daß diese Reise schließlich von einem unerwarteten Erfolge gekrönt sein werde. Namentlich was Heinrich Markholm betraf, so gestand er sich, daß dieser wenigstens mit den Resultaten derselben zufrieden sein könne, und er freute sich

schon im Stillen der Handlungsweise, die er einschlagen würde, um ihn mit seiner Geliebten zusammenführen und Beide nach Wunsch beglücken zu können. Ueber Alwine Halling's Geschick, ihre Verhältnisse, namentlich was ihre Herkunft betraf, wagte er noch keine bestimmte Entscheidung zu fällen, denn eben hier wollte er keiner leicht möglichen Selbsttäuschung zum Opfer fallen, die seinen Antheil an ihr zwar nicht schwächen konnte, aber doch jedenfalls unbestimmte Hoffnungen erregen mußte, von denen Alfred Brunst, der Mann der Gewißheit, kein sonderlicher Freund war. Daher beschloß er hierüber besonders vor dem alten Herrn noch ein gewisses Geheimhalten zu beobachten, nur Carl Melms, sein Vertrauter in allen persönlichen Angelegenheiten, sollte einen Blick in sein Herz thun, und dessen Rath mit dazu beitragen, der ganzen Verhandlung den möglichst besten Ausgang zu bereiten.

Ein Anderes war es, was den schwarzen Halling betraf. Ueber diesen Menschen glaubte er so ziemlich im Klaren zu sein, und er hielt ihn fast ohne Zweifel für den Dieb, der die Oehe und seinen alten Freund so oft gebrandschatzt hatte. Ihn bei offener That zu ertappen, zu ergreifen und den Gerichten zu überliefern, war daher sein erstes Begehren und darin mußte so schnell wie möglich gehandelt werden, da derselbe wahrscheinlich, wenn er der Dieb der Oehe war, jetzt wieder auf einen Fang nach demselben Ziele ausging. Auch schon deshalb

wollte er ihn ergreifen, damit er nicht wieder nach Möwenort zurückkehre und die Frauen mit seinen Rohheiten verfolge, weshalb er beschloß, falls diese Absicht so bald nicht zu gelingen schien, wenigstens Alwining von Heinrich Markholm abholen und nach der Oehe bringen zu lassen, um hier mit seinen Freunden über ihr ferneres Schicksal zu berathen. Der Grund, warum er sie nicht gleich mit sich genommen, lag nahe und brauchen wir ihn wohl kaum zu erörtern; war sie wirklich das, was er schon jetzt halb und halb vermuthete, so wollte er mit seinem kostbaren Geheimniß erst in dem Augenblick an's Tageslicht treten, wo er durch die Gefangennahme Halling's die Bestätigung und Aufklärung desselben erhalten konnte. Bis dahin beabsichtigte er, sie nicht vor die Augen der Bewohner der Oehe zu bringen, und er versprach sich in seinem wohlwollenden Herzen den besten Erfolg von diesem Verfahren.

Mit solchen Gedanken auf lebhafteste Weise beschäftigt, trat er den kurzen Gang nach Nonnewitz an und hier gab er sogleich Befehl, die Pferde vor den Wagen zu legen, während er selbst unterdeß seinen Hunger befriedigte, der ihn schon lange gepeinigt hatte. Denn es war schon nach fünf Uhr, als er das kleine Dorf erreichte, so lange hatten ihn die Besuche am Möwenort aufgehalten und seit frühem Morgen war kein Bissen über seine Zunge gekommen.

Er aß daher rasch, was man ihm in der dürftigen Dorfschänke vorsetzte, und als er damit fertig war, stieg er ein, um vor Einbruch der Nacht auf der Oehe anzulangen

und die Einleitungen zu dem nächsten Vorhaben noch an diesem Abend treffen zu können.

Allein, bevor er diese Einleitungen beginnen konnte, hatte ihm das Schicksal noch eine neue Aufregung vorbehalten und die theilweise Enthüllung des großen Geheimnisses, die damit für ihn verbunden war, sollte das Maaß der Entdeckungen erst völlig füllen, die er an diesem Tage zu machen so glücklich gewesen.

So rasch die jungen Hengste des alten Herrn auch liefen, Alfred Brunst's Ungeduld liefen sie lange nicht rasch genug. Er trieb wiederholt den Kutscher zur Eile an und so gelangte er bald nach acht Uhr, bei schon dunkelndem Abend, nach Schaprode.

Als der Wagen dicht an den Strand fuhr, um auf die Fähre gebracht zu werden, fand Alfred Brunst den Statthalter Vormäher diesseit des Wassers. Der alte Mann war ein vorsorglicher Diener seines Herrn – und da er wußte, daß die kostbaren Pferde desselben nach einem weiten und schnellen Laufe erhitzt zurückkehrten, so hatte er alle Vorkehrungen getroffen, um ihre Uebersetzung nach der Insel so eilig wie möglich zu bewerkstelligen. So war er denn sehr erfreut, als er das Fuhrwerk ankommen sah, und wenige Minuten später standen die Pferde im heimischen Stalle, wo sie sich von ihrer Anstrengung behaglich ausruhen konnten.

Während nun aber der Kutscher die Pferde am Ufer der Insel Oehe wieder vor den Wagen legte, um ihn in das Gehöft zu bringen, wandelte Alfred Brunst mit dem Statthalter langsam nach dem Herrenhause.

»Was giebt es Neues, Alter,« fragte der Gutsherr von Grünthal, »es ist doch während meiner Abwesenheit nichts vorgefallen?«

»Nicht das Geringste, Herr Brunst, es ist Alles beim Alten geblieben und wir sind auf keine Weise beunruhigt worden.«

»Wer hat denn heute die erste Wache?«

»Ich sollte sie eigentlich haben; aber da ich schon lange keine ganze Nacht geschlafen, so will mich heute der Gensdarm von zehn bis zwölf Uhr ablösen und dann werden Herr Sternberg und die andern Herren den Posten einnehmen.«

»Das ist eigentlich sehr mühselig, Alter, nicht wahr?«

»Ja freilich ist es das, Herr, aber es läßt sich doch eben nicht anders machen. Wenn es nur zu etwas führen wollte, dann möchte man die Mühseligkeit noch gern ertragen.«

»Nun, nun, habt nur Geduld – es wird nicht lange mehr dauern, dann werden die Wachen und wir Andern vielleicht auch bald Arbeit genug bekommen.«

Der alte Statthalter blieb bei diesen Worten stehen und glotzte Herrn Brunst verwunderungsvoll an, da er nicht ganz sicher war, ob der bisweilen so scherzhafte Herr nicht auch diesmal sich einen kleinen Spaß erlaube.

»Nein, nein,« fuhr dieser fort, »ich nehme es ernstlich, Vormäher. Ich bin überzeugt, das Steinzangen geht nächstens wieder los, und vielleicht bleibt auch die andere Spitzbüberei nicht aus, darum müssen wir Alle wohl auf der Huth sein.«

»Bei Gott, Herr,« sagte der alte Mann etwas besorgt, »Sie machen mich ganz stutzig. Also es sollte wirklich noch einmal wieder losgehen? Woher wissen Sie denn das?«

Alfred Brunst lachte. »Das kann Euch einerlei sein, Vormäher, und ich sage es Euch blos, damit Ihr vorsichtig seid, wenn Ihr die Wache habt. Aber – hört einmal, da fällt mir eben ein, als Ihr mir den Brief nach Grünthal brachtet, spracht Ihr geheimnißvolle Dinge aus – wißt Ihr es wohl noch?«

Der Alte verfärbte sich und ein kalter Schauer rieselte ihm jäh den Rücken hinab. »Ja,« sagte er mit einigem Rückhalt, »wohl weiß ich es noch.«

»Nun, Ihr verspracht mir ja auch zu sagen, was Ihr für eine Erscheinung gehabt hattet, aber Ihr habt es bis jetzt nicht gethan und ich habe auch gar nicht wieder daran gedacht. Heute aber fällt es mir wieder ein und ich bin neugierig, jetzt gleich Eure Mittheilung zu vernehmen. Kommt, laßt uns noch ein paar Schritte am Ufer dort herumgehen und dabei könnt Ihr mir Eure Erlebnisse erzählen.«

»Ach nein, Herr,« sagte der Alte, sich verlegen hinter den Ohren kratzend, »was ich damals sagte, hatte wohl seine Richtigkeit, aber jetzt, nachdem so viele Tage verstrichen sind, nichts Aehnliches passirt ist und ich Zeit gehabt habe, über die Erscheinung in jener Nacht nachzudenken, kommt es mir so vor, als hätte ich mich doch wohl geirrt. Es mag wohl sein, Herr, daß ich auch ein

wenig genickt oder gar geträumt habe, müde war ich genug dazu, denn wenn ich mir jetzt Alles so ausmale, was und wie ich es gesehen, kann ich das Ding doch nicht so natürlich finden, als es mir damals erschien.«

»Aber Ihr verspricht es mir doch zu erzählen – wie?«

»Nun ja, das that ich in der ersten Aufregung, aber nun, nun – schäme ich mich fast, Ihnen eine Dummheit zu bekennen, die ich mir am Ende doch bloß in meiner puren Einfalt eingebildet habe.«

»Oho, Alter! Schämt Euch nicht, redet frei von der Leber weg; ich habe in meinem Leben schon manche Dummheit gehört, aus der ich recht hübschen Nutzen gezogen habe, und jene Dummheit, von der *Ihr* sprecht, schien Euch doch neulich ein ganz fürchterliches Geheimniß zu verschleiern.«

»Ja, Herr, so war es auch. Doch ich will es Ihnen erzählen, so gut ich mich noch darauf besinnen kann.«

Dabei nahm er vertraulich den Freund seines Herrn beim Arm, führte ihn etwas abseits auf die abgemähten Felder und flüsterte mit heimlichen Worten, was er in jener schrecklichen Nacht gesehen.

Als er die erste Erscheinung mit der Insel auf seine einfache Weise geschildert, die aber den aufmerksamen Zuhörer hinreichend belehrte, wie heftig sie auf die erregte Einbildungskraft des schlichten Mannes gewirkt, erklärte ihm Alfred Brunst die Ursache und den Zusammenhang dieser Erscheinung und stellte sie ihm als ein seltenes, aber immerhin natürliches Ereigniß dar.

»So, so,« sagte der gutmüthige Alte, der sich bei dieser verständlichen Erklärung wunderbar beruhigt fühlte, »also so hängt es zusammen! Dann habe ich also wirklich gesehen, was ich für ein Wunder, einen Traum oder gar für einen Zauber hielt?«

»Das habt Ihr – und war diese Erscheinung Alles, was Euch ein so schreckliches Geheimniß zu verrathen schienen?« fragte Alfred Brunst weiter.

»O nein doch, Herr, das Schrecklichste kommt ja erst noch. Aber, wie ich diese erste Erscheinung für etwas Unmögliches hielt, so hatte ich nachher auch die zweite für einen Spuk gehalten, den mir Gott weiß Wer vorgemacht, um meine Seele so recht tief zu kränken und mein Herz so zu beängstigen, daß ich drei Tage ordentlich krank war und vor Wehmuth und Trauer um meinen guten Herrn nichts essen und trinken konnte.«

»Wehmuth und Trauer um Euern guten Herrn? Wie soll ich das verstehen, Vormäher?«

»Hören Sie nur zu, Herr Brunst.« Und nun erzählte der Statthalter, wie nach der Erscheinung der Insel Hiddensöe dicht vor ihm plötzlich eins der geisterhaften Schiffe an die Oehe herangesegelt sei und was sich dann begeben habe.

Als er in seiner Erzählung langsam vorschritt, denn ein rasches Sprechen lag nicht in der Art des guten Statthalters, gerieth sein Zuhörer in eine unbeschreibliche Wallung und Gemüthsbewegung. Er blieb plötzlich stehen, seine Füße schienen ihn nicht mehr tragen zu wollen und



wie vom Donner gerührt starrte er sprachlos den verwunderten Statthalter an.

»Vormäher!« rief er endlich, »und das sagt Ihr mir erst jetzt? Mein Gott, fühlt Ihr denn nicht, wie wichtig das für uns Alle ist? Doch fahret fort und verschweigt mir nicht den kleinsten Zug von dem Mann, der Euch in jener Nacht, wie Ihr sagt, erschienen ist.«

Wenige Minuten später wußte er Alles, was der Statthalter berichten konnte. Er war förmlich betäubt davon und eine geraume Zeit hatte er seine ganze Fassung verloren, die ihm erst langsam wiederkam.

»Vormäher!« rief er noch einmal. »Was Ihr mir da sagt, ist nicht allein seltsam, nein, es ist in der That wunderbar und von einer ungeheuren Wichtigkeit. Doch, da Ihr so lange gegen Jedermann geschwiegen habt, so schweigt auch jetzt noch gegen alle Andere – aber sagt mir, habt Ihr Euch das Gesicht jenes – jenes Menschen so fest eingepägt, daß Ihr es wiedererkennen würdet, wenn – wenn –«

»Mein Gott, Herr Brunst, was denken Sie denn! Den Kerl sollte ich nicht wiederertennen – ihn – der –«

»Still, still, hört mich an. Ihr habt meinen Augen eine wunderbare Klarheit gegeben, und wenn Ihr wüßtet, was ich heute erfahren und was seltsamer Weise mit Eurer Erzählung im nahen Zusammenhang steht, so würdet Ihr Euch meine Verwunderung erklären können; aber sagt – würdet Ihr auch wohl in einem Bilde den Mann jener Nacht wiedererkennen, wenn ich es Euch zeigte?«

»Wenn das Bild ähnlich wäre, warum nicht? Aber wie wollten Sie dazu kommen?«

»Genug!« sagte Alfred Brunst fast heftig. »Geht heute Abend, nicht eher zu Bett, als bis ich Euch zu mir habe rufen lassen, ich habe noch mit Euch zu sprechen. Lebt wohl jetzt.«

Nach diesen Worten verließ er den ihm verwundert nachschauenden Statthalter und wandte sich schnell dem Herrenhause zu.

Als er daselbst ankam, hörte er, daß die ganze Gesellschaft im Speisesaale versammelt sei, und so begab er sich denn alsbald dahin. Als er eintrat, erregte seine Erscheinung allgemeine Freude und Aufregung und Alle erhoben sich von ihren Sitzen und kamen ihm fröhlich entgegen, indem sie ihn mit herzlichen Worten begrüßten und sich nach dem Ausfall seiner Reise erkundigten. Aber das Alles dauerte nur wenige Minuten, denn alsbald bemerkte fast ein Jeder eine Art Unruhe und Spannung auf dem Gesicht des alten Freundes, die ihm nicht gewöhnlich war und die er trotz aller ihm zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung nicht ganz daraus verbannen konnte.

So kam es denn, daß einige der Versammelten selbst von einer unbehaglichen Unruhe ergriffen wurden und unablässig ihre Augen forschend auf den Mann gerichtet hielten, der ihnen so theuer war und dessen Stimmung einen so großen Einfluß auf die ihrige auszuüben pflegte.

Nachdem er mit Diesem und Jenem einige Worte ausgetauscht, einzelne Fragen kurz und nur mit allgemeinen Ausdrücken beantwortet hatte, setzte er sich auf den ihm bestimmten Platz bei Tische und das Mahl nahm anscheinend seinen ruhigen Fortgang. Alfred Brunst aber rührte keinen Bissen an und als ihn die Damen zur Theilnahme ermunterten, lehnte er freundlich jede Speise ab, indem er einfach bemerkte: er pflege keinen Appetit zu spüren, wenn er eben vom Wagen steige und einen langen Weg zurückgelegt habe, eine Bemerkung, die seinen alten Freunden etwas gezwungen klang, da sie nur zu gut wußten, wie der Appetit des kräftigen Mannes in gesunden Tagen zur Speisestunde jederzeit beschaffen war.

»Nun,« begann der Hausherr, der heute in bester Laune war, da wieder ein Tag der Ruhe hinter ihm lag, »Du bist ja so still und geheimnißvoll, großer Jung', Du erzählst uns ja gar nichts, was Du gesehen und erlebt hast, wo Du gewesen bist – darf man denn davon noch nichts erfahren?«

»Alter Herr,« erwiderte der Gefragte mit sanfter aber fester Stimme, »iß ruhig Deinen Fisch und dann den Braten und das Uebrige, Du sollst zeitig genug erfahren, wo ich gewesen bin und was ich ausgerichtet habe. Damit Dein herrlicher Appetit aber nicht durch die Erwartung von etwas Geheimnißvollem verkümmert werde, will ich Dir vorläufig sagen, daß ich selbst von meiner Reise überaus befriedigt bin.«

Carl Melms' Auge, das den Freund schon lange im Stillen beobachtet, hing bei diesen Worten wie gebannt an

den Lippen des Sprechenden und flog dann nach seinen Augen empor. Er kannte ihn genau und so wußte er jetzt bestimmt, daß die eben gehörten Worte der Wahrheit entsprächen. Beruhigt, wie es sein sanftes Gemüth so leicht war, griff er zu Gabel und Messer und sagte dabei: »Das ist mir lieb, Alfred. Wir glaubten schon, Dich heute Abend nicht wieder zu sehen; da Du uns aber etwas Gutes bringst, freuen wir uns doppelt, Dich jetzt in unsrer Mitte zu haben.«

»Ich bin etwas neugierig,« nahm da Fräulein von Kulpen mit lächelnder Miene das Wort auf, »wo Sie gewesen sind, Herr Brunst, und wenn Sie nicht in gewissen Fällen ein so schweigsamer Mann wären, würde ich mir die Freiheit nehmen, Sie so lange mit Bitten zu bestürmen, bis Sie diese Neugierde einigermaßen befriedigt hätten.«

Als Alfred Brunst diese Worte hörte und im Stillen die Stimme, die sie sprach, mit einer anderen verglich, die noch in seinen Ohren klang, fuhr es wie ein electrischer Blitz durch sein ganzes Gesicht. Seine Lippen zuckten heftig, als wolle er einen Ausruf von sich geben, den er nur mit Mühe zurückhielt, und seine Augen hafteten mit einer beinahe starren Verwunderung auf dem schönen Antlitz der Redenden, indem er sagte: »Mein liebes Fräulein, legen Sie Ihre edle Neugierde noch ein wenig in Fesseln; es ist nicht immer gut, daß man Alles auf den ersten Wurf hört, was ein Andrer zu sagen weiß, und selbst das Angenehme und Gute mundet uns besser, wenn wir es in kleinen Portionen als in unverdaulicher Fülle genießen.«

Gustava verbeugte sich scherzhaft vor diesen mit ziemlichem Ernst gesprochenen Worten, sie konnte nicht ahnen, warum der Freund des Oheims jeden Zug ihres anmuthigen Gesichts prüfte und dann plötzlich wieder in Gedanken versank, so daß er kaum hörte, was sie dabei sagte, indem sie sich für die empfangene Belehrung bedankte und künftig danach zu handeln versprach.

Bald darauf war das Essen vorüber; das früher allgemeine Gespräch hatte durch Alfred Brunst's Eintritt eine Unterbrechung erfahren und mehrere der vorher am muntersten Plaudernden fühlten das Bedürfniß, jetzt in Schweigen zu verharren und über die ungewöhnliche Stimmung des heute so ernstern Mannes nachzudenken, der fast Allen ein Räthsel zu lösen gegeben hatte. Kaum aber war man vom Tische aufgestanden, so wandte sich Alfred Brunst zur Thür, bat leise die an dem Tische beschäftigte Metke, ihm nach einiger Zeit etwas Speise auf sein Zimmer zu bringen und sagte zu dem alten Herrn: er möge ihm verzeihen, wenn er sich heute Abend früh zurückziehe, er habe einige wichtige Briefe zu schreiben und er wolle dies Geschäft lieber gleich abmachen.

»In Gottes Namen, Alfred,« erwiderte der alte Herr. »Schreibe und schlafe dann, Du wirst müde genug sein. Gute Nacht, mein alter Junge!«

Bevor Alfred Brunst aber das Speisezimmer verließ, hatte er noch Zweien der Anwesenden einige Worte zu sagen und das that er rasch und ohne daß die Andern es bemerkten.

»Carling,« sagte er leise zu Melms, der sich schon an seiner Seite hielt, als erwarte er eine geheime Mittheilung, »ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen. Wenn Du später hinauf gehst, komm nicht in mein Zimmer, sondern erwarte mich in dem Deinigen.«

Carl Melms nickte bejahend, und still, wie er immer und selbst bei den wichtigsten Anlässen war, folgte er den Damen in das Gesellschaftszimmer, wohin sie Herr von der Oehe und Gustav Steinau führten, denen sich Willibald Stillfried schweigend anschloß.

Nur der Maler hatte von Herrn Brunst noch einen bedeutungsvollen Wink erhalten und war deshalb einen Augenblick im Speisezimmer zurückgeblieben. Mit bebenden Lippen stand er jetzt vor ihm und sein Auge durchbohrte fast die nun lächelnden Züge seines ehemaligen Wirthes, als wolle er aus seiner Seele den Erfolg seiner Reise und den Inhalt seiner Mittheilungen lesen.

»Still jetzt – kein Wort hier darüber!« flüsterte Brunst rasch. »Folgen Sie den Anderen einstweilen und schützen Sie bald irgend einen Grund vor, warum Sie sich so früh zurückziehen. Dann aber kommen Sie auf mein Zimmer, ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen.«

Das war Alles, was der arme Maler für den Augenblick erfuhr. Aber er gehorchte auf der Stelle, wenngleich mit krampfhaft zusammengezogenem Herzen, in dem es hämmerte, als wollten die darin eingeschlossenen Gefühle mit Gewalt die Hülle sprengen. Wenige Minuten jedoch nur hielt er es im Gesellschaftszimmer aus und ohne

einen Grund seines Fortgehens anzugeben und nur Gustav Steinau im Stillen eine gute Nacht sagend, schlüpfte er aus der Thür und sprang mit ungeheuren Sätzen die Treppe nach dem Giebelzimmer hinauf, welches Alfred Brunst bewohnte.

Als er daselbst ankam, fand er eben die Magd beschäftigt, einige Speisen auf den Tisch zu stellen und ein Couvert bereit zu legen. Kaum aber hatte sie das Zimmer wieder verlassen, so schritt Alfred Brunst ruhig und gelassen auf den jungen Mann zu, der sprachlos, voll innerer Aufregung ohne Gleichen, einem Verbrecher nicht unähnlich, vor dem ihn stolz anblickenden Freunde stand, als ob er sein Urtheil über Leben oder Tod erwartete.

»Nun, mein lieber Markholm,« begann Letzterer das Gespräch, »nun sind wir allein und Sie zuerst sollen Aufschluß über meine Erlebnisse erhalten, da ich mir denken kann, daß Sie dieselben am sehnlichsten erwarten.«

»Ja, Herr Brunst, ich kann es nicht läugnen,« stammelte der Maler, »ich befinde mich in einer Spannung, die ich Ihnen nicht zu beschreiben vermag.«

»Nun, nun, beruhigen Sie sich. Was Sie betrifft, so habe ich Ihnen nur Angenehmes zu melden. Meine Reise war glücklich, ich habe Frau Halling und ihre Tochter am Möwenort getroffen.«

»O mein Gott, Herr Brunst, wie glücklich macht mich das und wie dankbar bin ich Ihnen! Aber wie haben Sie Alwining gefunden?«

»Still! Davon ein andermal. Für's Erste theile ich Ihnen mit, daß mir das Mädchen gefallen hat, in einem Grade

sogar, wie ich es niebt erwartet hatte. Still, still doch – hören Sie mich ruhig zu Ende. Von nun an bürge ich Ihnen für den Erfolg Ihrer Neigung, die ich vollkommen billige, und ich selbst erbiere mich sogar, dahin zu wirken und nicht eher zu ruhen, als bis Alwining für Sie gewonnen ist.«

»Herr Brunst, Herr Brunst!« wollte der Maler rufen.

»Ruhig, mein junger Freund,« unterbrach ihn der Andere. »So hören Sie mich doch nur zu Ende. Mit diesen Worten nun habe ich für's Erste meine Schuldigkeit gegen Sie erfüllt,« fuhr er fort, »und Sie können heute Nacht Ihren Kopf ruhig auf das Kissen legen. Aber so wichtig meine Reise für Sie war, so weiß ich doch noch etwas Wichtigeres für uns Alle und nur hierauf dürfen Sie in dieser Stunde Ihr Augenmerk richten. Sind Sie vernünftig und ruhig genug, mich weiter anzuhören?«

»O ja doch, Sie haben mich ja überglücklich gemacht – sprechen Sie nur.«

»Gut, damit Sie nun einen sichtbaren Beweis vor Augen haben, daß ich die Wahrheit sprach, so bringe ich Ihnen hier einen Brief von Alwining und Ihr Skizzenbuch, welches Sie im Hause des Kieler Grundes liegen ließen –«

»Ah!« rief der Maler und griff mit namenloser Hast zuerst nach dem Briefe.

»Da haben Sie ihn und nachher sollen Sie ihn auf Ihrem Zimmer in der allergrößten Ruhe lesen, er enthält Alles, was ich Ihnen nur selbst über Ihre Geliebte sagen könnte. Doch nun zu dem Wichtigeren.«



Heinrich Markholm steckte den Brief mit zuckenden Händen in die Brusttasche und warf nur einen kurzen Blick auf das Skizzenbuch, welches auf einem kleinen Tische im Schatten des Zimmers lag. Dann aber richtete er sein Auge forschend auf Alfred Brunst, der jede seiner Bewegungen beobachtete und Gefallen an der freudigen Aufregung des jungen Mannes zu finden schien.

»Ich muß jetzt,« fuhr er fort, »ein Wort mit Ihnen über den Kerl, den Halling, sprechen. Der Mensch ist offenbar ein Schurke, so viel ist klar. Er ist Schmuggler, Steinzanger, Dieb und vielleicht noch etwas Schlimmeres. Er tritt an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen auf; im Kieler Grunde nannte er sich Halling, am Möwenort heißt er Stumper und in Jütland mag er wieder anders heißen, je nachdem er verschiedene Geschäfte treibt und sich dadurch den Nachforschungen der Behörden entziehen will. Was Sie aber zunächst berührt und am meisten befriedigen wird, das ist der Umstand, daß ich die sichere Ueberzeugung erlangt, wofür Sie nur eine Vermuthung hatten, daß Alwining nicht seine Tochter ist.«

Heinrich Markholm stand wie bezaubert vor dem Redenden und starrte ihn mit seinen großen dunklen Augen wie einen pythagorischen Weltweisen an. Sein Herz klopfte stürmisch vor Ueberraschung und kaum kamen einige fast unverständliche Worte über seine bebenden Lippen.

»Sie sagen es?« stammelte er. »O, dann muß es wohl wahr sein! Aber wessen Tochter ist sie denn?«

Alfred Brunst lächelte, beinahe triumphierend. »Ja, wer das wüßte!« sagte er leise und gleichsam lauernd. »Allein wir müssen uns bemühen, es zu ergründen, und dazu können Sie vielleicht mehr als jeder Andere beitragen.«

»Ich? O sprechen Sie – was soll ich thun?«

»Hm!« fuhr Alfred Brunst auf seine feine Weise fort, »Sie nannten sich ja einen Künstler – wollen Sie das einmal beweisen?«

»Daß ich ein Künstler bin?«

»Ja, und daß Sie Talent haben! Wohlan denn, ich will dies Talent heute auf eine Probe stellen. Fühlen Sie sich wohl im Stande, aus der Erinnerung das Portrait Halling's zu entwerfen, gerade wie er damals aussah, als er Sie aus dem kleinen Haus in Jasmund wies, he?«

Ueber Heinrich Markholm's sprechende Züge flog ein Ausdruck freudiger Ungeduld. »O,« rief er frohlockend aus, »es wäre schlimm, wenn ich nicht einmal so viel könnte, und das heißt mein Talent wahrlich nur auf eine geringe Probe stellen.«

»Nun gut, beweisen Sie, was Sie können. Da liegt Ihr Skizzenbuch, da stehen zwei Kerzen auf dem Tische und nun sehen Sie sich und zeichnen Sie das Portrait, aber so ähnlich, wie Sie es nur hervorzubringen im Stande sind.«

»Sogleich!« rief der Maler, voller Entzücken, daß die ihm aufgetragene Arbeit keine schwerere sei. »Erlauben Sie nur, daß ich meine Bleistifte hole.«

»Gehen Sie, aber kommen Sie gleich wieder.«

Er öffnete ihm selber die Thür und Heinrich Markholm schlüpfte hinaus. In drei Minuten war er nebst allem Erforderlichen wieder da und begab sich sofort an die Arbeit. Während er nun mit wahrem Feuereifer das verlangte Portrait entwarf und mit flüchtigen Zügen über das glatte Papier fuhr, ging Alfred Brunst mit untergeschlagenen Armen im Zimmer hin und her, nur bisweilen einen hastigen Blick auf die Arbeit des Malers werfend, die überaus schnell vorschritt. Mittlerweile war ihm der Appetit gekommen und er setzte sich zehn Minuten lang nieder und aß von dem reichlichen Vorrathe, der auf dem Tische stand.

»Zeichnen Sie nicht zu fein,« rief er dazwischen dem Maler zu, der mit großer Vorsicht jetzt die feineren Gesichtslinien zog, »machen Sie es nur so kenntlich wie möglich. Es soll mir zu einem Zwecke dienen, der keine vollendete Künstlerarbeit, vielmehr nur Aehnlichkeit und Erkennbarkeit der Züge im Allgemeinen verlangt.«

»O, ich verstehe schon,« sagte der Maler so leise und langsam, wie die Maler zu sprechen pflegen, wenn sie ihren Geist auf ihre Arbeit richten und doch dabei ihre Unterhaltung nach Außen fortsetzen, »Sie sollen zufrieden sein, nur noch zehn Minuten Geduld.«

»Was – so rasch geht das Ding?«

»Eine Skizze wie diese, die man aus der Erinnerung an einmal Gesehene Züge entwirft, muß rasch angefaßt und vollendet werden. Jeder Zug, jede Linie drückt sich im Fluge aus wie der Gedanke ihn bringt, und ein tüchtiger Maler muß eben so schnell ein solches Gesicht zeichnen

können, als der Beschreiber Zeit gebraucht, die einzelnen Züge und Linien mit Worten zu schildern. So – sehen Sie da – wie gefällt Ihnen der Mensch? Meiner Meinung nach habe ich ihn getroffen, wenigstens steht er mir jetzt, wo ich ihn vor mir sehe, fast greifbar vor der Seele, wie damals, als er mich so höhnisch und grob von seiner Schwelle wies.«

Alfred Brunst stand auf, nahm das Buch in die Hand und trat damit an das Licht. Sein Gesicht war ernst, als er die unheimliche Physiognomie dieses Menschen sah, der ihm und seinen Freunden so viel Ungemach bereitet; aber dann lächelte er wieder freudig über die kunstvolle Arbeit, die er wiederholt mit Bewunderung überflog.

Und in der That ließ Heinrich Markholm's Leistung nichts zu wünschen übrig und wahrscheinlich hatte das Verlangen, das große Resultat zu fördern, seiner Hand Flügel und seinem Geiste Kraft gegeben, die Zeichnung in der kürzesten Zeit zu vollenden. Es war ganz das Gesicht des schwarzen Halling, wie wir es so oft vor uns gesehen. Um den dicken, ungeschlachten Kopf hing wüst und wirr das struppige, schwarze Haar und der mächtige Bart; die bösen, hinterlistigen Augen blickten eben so feindselig wie listig den Beschauer an und das unheimlich drohende Lächeln, der Ausdruck niedrigster Sinnlichkeit und Völlerei um die dick aufgewulsteten Lippen nebst der platten eingedrückten Nase gaben die ganze Gemeinheit der Gesinnung wieder, mit der die Person begabt war, welche das Portrait vorstellte.

»Ha!« rief Alfred Brunst erstaunt und in bewunderndes Anschauen versunken aus, »also so sieht dieser verdammte Kerl aus? Nun, das ist allerdings keine Physiognomie, die viel Gutes verspricht. Haha! Wenn er wirklich so aussieht, und ich zweifle keinen Augenblick daran, so soll uns Ihre Arbeit einen guten Schritt vorwärts bringen. Doch das wollen wir gleich erfahren, die Probe muß versucht werden. Gehen Sie jetzt hinunter, die Herren scheinen noch bei den Damen zu sitzen und Sie können ihnen auch noch eine Stunde Gesellschaft leisten. Bevor Sie das aber thun, suchen Sie den Statthalter auf und schicken ihn mir her, er soll sich das Gesicht hier ebenfalls einmal betrachten. Alles Uebrige sollen Sie morgen erfahren, denn ich habe heute noch Viel zu thun.«

Heinrich Markholm stieg langsam, aber mit einer Wonne im Herzen die Treppe hinab, wie er sie noch nie im Leben empfunden zu haben glaubte. »Dieser Mann ist mir ein Räthsel,« sagte er, »er kann Alles, und weiß es der Himmel, man thut Alles und gehorcht ihm auf Schritt und Tritt, auf den bloßen Wink seines Auges, als ob er die irdische Vorsehung wäre, die über unser Aller Schicksal gebietet. O, o, mein Gott, Alwining ist nicht Halling's Tochter – sie soll mir gehören – mein Weib werden – und das soll ein Mensch ertragen, ohne den Verstand zu verlieren?«

Von seinem Glück fast geblendet, ging er in das Hinterhaus, wo das Hofgesinde seine Wohnungen hatte. Hier war der alte Statthalter bald gefunden und kaum hatte er

Herrn Brunst's Auftrag empfangen, so schickte er sich an, demselben Folge zu leisten.

Als er in das Zimmer zu dem Freunde seines Herrn trat, ging dieser, still vor sich hin lächelnd, langsam auf und ab, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, in denen er das Skizzenbuch des Malers hielt. »Nun,« rief er den ihn fragend anschauenden Mann an, indem er sich hoch emporrichtete, wobei ein freudiges Leuchten sein edles Gesicht überflog, »nun, da seid Ihr ja, Vormäher. Also Ihr habt das Gesicht des Mannes nicht vergessen, der Euch in der Nacht neulich, als Ihr die erste Wache hieltet, erschienen ist?«

»Ei, wie könnt' ich das jemals vergessen, Herr Brunst! Es ist mir ja nicht nur von jener Nacht her in der Erinnerung geblieben – ich habe –«

»Still davon! Ihr würdet ihn auch gewiß wieder erkennen, wenn ich ihn Euch zeigen wollte, wie?«

Der Statthalter blickte sich furchtsam in allen Ecken des Zimmers um, als besorge er, die düstere Gestalt könne irgend wo in seiner Nähe auftauchen und ihn beim Kragen packen.

Alfred Brunst lachte laut. »Fürchtet Euch nicht, Vormäher,« sagte er, »in Person ist er nicht gegenwärtig, aber – seht einmal her – kennt Ihr vielleicht dies Bild hier?«

Damit hielt er dem Alten rasch das Buch hin und drängte ihn den Lichtern auf dem Tische zu.

Der Statthalter erfaßte das Buch, legte es auf den Tisch und bückte sich nieder, um es genau zu betrachten. Kaum aber hatte er nur einen Blick darauf geworfen, so fuhr er

erschrocken zurück und schrie laut auf vor Verwunderung und Schrecken. »Beim Teufel, Herr Brunst,« rief er, »das ist er ja, wie er leibt und lebt –«

»Ha!« sagte Alfred Brunst mit seltsam leuchtendem Auge – »derselbe, der Euch in jener Nacht erschienen?«

»Ja, und nicht nur der, sondern auch der – es ist –«

»Still, Mann,« unterbrach ihn Alfred Brunst, rasch und leiser sprechend. »Nennt seinen Namen hier nicht – also er ist es?«

»Ja, Herr, er ist es, so wahr Gott lebt, ich kenne jeden Zug wieder heraus, nur den Bart hatte er damals noch nicht, als –«

»Schweigt!« rief Alfred Brunst mit stolzem, kühnem Blicke und in einigen raschen Schritten seine innere Bewegung austobend. »Nun, dann wollen wir sehen, was wir weiter vermögen! Halloh, Vormäher! Das ist ein Sieg, den wir schon errungen, bevor wir noch den Menschen haben, und nun ist mir Alles, Alles, Alles klar. – O,« fuhr er halb zu sich selber und halb zum Statthalter sprechend fort, »das ist ein wichtiger Moment in unserm Leben! Wir halten die Schicksalsfäden vieler Menschen in unserer Hand! Das bedenkt wohl, Vormäher, und nun gebt mir Euer heiliges Wort, Mann, daß Ihr, was Ihr jetzt und damals gesehen, vor Jedermann geheim halten wollt, bis ich Euch Erlaubniß gebe zu reden. Wollt Ihr das thun?«

»Ob ich es will, Herr Brunst! Wie können Sie noch so fragen!«

»Nun denn, Vormäher, so sind wir Beide jetzt die einzigen Mitwisser eines großen Geheimnisses. Aber es soll

bald enthüllt werden, vielleicht morgen schon, und Alles, Alles soll an den Tag kommen, was sich im Grunde meiner Seele birgt. Ha, das wird ein siegreicher Tag werden! Ich habe nicht vergebens für das Wohl meiner Freunde gearbeitet – der Lohn ist süß – und das, das macht mich überglücklich, mein alter Freund. O diesen Halling – Halunken tauft' ich ihn lieber – den müssen wir haben und noch diese Nacht will ich mit Melms das Nähere vorläufig verabreden. Jetzt, Vormäher, geht ruhig hinunter und thut, als ob Ihr kein Sterbenswörtchen von dem wüßtet, was vorgeht. Aber gebt Acht, wenn Ihr auf Wache steht, und laßt ihn nicht wieder entschlüpfen, es hängt das ganze Glück Eures guten Herrn und unser Aller davon ab.«

»Ja, ja, Herr, das wollen wir schon besorgen und diesmal soll er mir nicht wieder entwischen.«

»Nein, das soll er wahrhaftig nicht, und will er es – nun, so schießt ihm eine Hand voll Schrot in die Beine, aber – Vormäher, hört es wohl und befolgt es – tödtet ihn um Gottes willen nicht!«

»Das hat gute Wege, Herr Brunst! Solch' Unkraut stirbt nicht auf einen Schuß von ehrlicher Hand! O, der Kerl ist sein Lebtag ein Scheusal gewesen und die ganze Oehe

–«

»Still!« unterbrach ihn nochmals Alfred Brunst mit hoch empor gehobener Hand. »Die ganze Oehe soll es zur rechten Zeit erfahren, was wir wissen, aber keine Maus darf einen Augenblick früher eine Ahnung davon haben. Jetzt geht, Alter, und vergeßt Euer Versprechen nicht!«



ZEHNTES KAPITEL. DER KRIEGSRATH.

Eine halbe Stunde später hatte sich die Gesellschaft im untern Stockwerk getrennt und die einzelnen Mitglieder derselben suchten ihre Zimmer auf. Carl Melms war einer der Ersten, der die Treppe heraufstieg und zwei Minuten nachher trat Alfred Brunst bei ihm ein.

»Guten Abend, Carling,« sagte er in seiner treuherzigen Weise. »Nun sieh da, da bin ich, um ein recht langes und ernstes Gespräch mit Dir zu halten, wie es lange nicht vorgekommen, was in der That ein Glück ist; denn nur bei schweren Veranlassungen vereinigen wir uns in so ernster Berathung und legen unsre Gedanken und Gefühle zusammen, um Beschlüsse zu fassen, die unser oder unsrer Freunde Schicksal günstiger gestalten, als es zur Zeit gerade beschaffen ist.«

Carl Melms hob sein sanftes Gesicht in die Höhe und blickte den ungewöhnlich bedeutsam redenden Freund fest mit seinen treuen, ehrlichen Augen an. »Ich bin bereit,« erwiderte er, »den Rath abzuhalten, und mein bischen Verstand steht Dir völlig zu Gebote; aber Du siehst so bedenklich aus – Du hast mir doch nichts Trübes mitzutheilen?«

Ein Schimmer heitersten Wohlbehagens flog über das ausdrucksvolle Gesicht des edlen Brunst und dieser Schimmer allein schon genügte, Carl Melms zu beruhigen, der in der Miene seiner Freunde zu lesen verstand. »Nein,« fuhr Jener fort, »ich habe Dir nichts Trübes mitzutheilen, im Gegentheil, etwas recht Freudiges, Großes

und beinahe Wunderbares sogar, was Du gewiß nicht erwartest und was auf des alten Herrn Familie den nächsten Bezug hat, wie Du wohl schon errathen hast,

»Ah! Es betrifft wohl den – den jungen Sternberg, nicht wahr?«

»Nein, den betrifft es diesmal nicht, der verfolgt ruhig seinen Weg für sich und ich werde schon dafür Sorge tragen, daß seine Angelegenheit mit der, die ich meine, sich zugleich entwickelt, was eine um so größere Freude oder auch Staunen bereiten wird. Nein, nein, es betrifft etwas ganz Anderes und Du erräthst es gewiß nicht. Wir verdanken diesmal dem Maler eine merkwürdige Aufklärung geheimnißvoller Dinge, er hat im Stillen für Oehe, also auch für uns gewirkt und seltsam genug! hat er nicht die geringste Ahnung davon, was für ein Geheimniß er uns erschlossen hat und nun nächstens zu lösen im Begriff steht. Doch komm, setzen wir uns auf dies kleine Sopha nieder und da will ich Dir die ganze Geschichte erzählen.«

Als sie nun so behaglich neben einander Platz genommen, nahm Alfred Brunst abermals das Wort, während Carl Melms ihm aufmerksam zuhörte. »Nun,« begann er, »Du wirst vor allen Dingen begierig sein, zu erfahren, wohin ich heute meine Reise gerichtet und was ich ausgeführt habe. Doch da muß ich Dir erst einen vollen Einblick in die Herzensgeschichte dieses Malers gewähren. Die Sache verhält sich so.«

Und nun erzählte er, was wir schon wissen, Heinrich Markholm's Liebesroman, den Grund seiner Ankunft auf

der Oehe und was er über den Aufenthalt Halling's am Möwenort hinterbracht.

»Aha!« sagte Carl Melms, »das gehört also mit dem Bericht meines Steueraufsehers zusammen?«

»Nun ja, der Brief dieses Mannes kam gerade zur rechten Zeit, um den Verdacht zu bestätigen, den ich schon aus des Malers Berichten geschöpft hatte.«

»So bist Du also am Möwenort gewesen?«

»Ja, da bin ich gewesen. Was ich aber da entdeckt, erwartest Du sicher nicht.« Und nun erzählte er Wort für Wort, was wir dem Leser in den vorigen Kapiteln mitgetheilt haben.

Carl Melms hatte sich bei dieser Erzählung in das Sopha zurückgelehnt und mit gespanntester Erwartung den Worten des Freundes gelauscht. Als dieser aber seine Erlebnisse am Möwenort berichtet, stand er in starker Bewegung auf und ging einige Male nachdenklich durch das Zimmer.

»Das ist seltsam,« sagte er, »aber ich sehe noch keinen Ausgang aus diesem Labyrinth. Du hast doch wohl nicht auch den Schlüssel zu diesem wunderbaren Räthsel gefunden?«

»Das habe ich doch!« rief Alfred Brunst triumphirend, »und nun kommt erst der Maler so recht in's Spiel. Höre nur weiter – aber setz' Dich, alter Freund, denn nun wird die Geschichte erst interessant.«

So berichtete er denn seine Unterhaltung mit dem Statthalter, dann mit dem Maler und zeigte ihm zuletzt

das Portrait Halling's, welches Carl Melmsung gemein neugierig betrachtete.

»Du kennst dies Gesicht nicht?« fragte Alfred Brunst.

»Nein, Alfred, ich kenne es nicht.«

»Nun, ich auch nicht, aber es giebt einen Menschen auf der Oehe, der es augenblicklich erkannt hat.«

»War es der alte Herr?«

»Gott bewahre, der weiß ja von der ganzen Geschichte noch kein Wort und darf auch nicht eher etwas davon erfahren, als bis wir Alles geordnet und geregelt haben und ihm sagen können: Alter Herr, da hast Du, was wir für Dich insgeheim gethan!«

»Ah! Ja, das ist hübsch. Alfred, Du bist ein wahrer Freund!«

»Nicht mehr als Du – denke an die Geschichte mit – mit –«

»Ich verstehe. Nun, wer denn sonst auf der Oehe kannte das Bild?«

»Kein Anderer als der alte Vormäher. Ich zeigte es ihm und kaum hatte er es gesehen, so lähmte ein furchtbarer Schreck seine Glieder und er stammelte: das ist er, ja, das ist er, ich kenne ihn wieder – nur den Bart hat er damals nicht getragen.«

»Du machst mich sehr neugierig, Alfred – wer war es denn? Ich errathe es noch nicht.«

Alfred Brunst flüsterte seinem Freunde einen Namen und einige Worte in's Ohr und lachte vor heimlichem Entzücken dabei.

»Alfred!« rief Carl Melms erschrocken und sprang athemlos von seinem Sitze auf, die Hand fest gegen das Herz pressend, das seine Krankheit eben durch einen stechenden Schmerz verrathen hatte. »Wäre es möglich! Und dieser Mann wäre der Halling?«

»Es ist nicht allein möglich, er ist es wirklich, Carling. Da hast Du das ganze Geheimniß und nun weißt Du alles Uebrige. Der Verdacht Vormäher's, den er schon vor zwanzig Jahren gehegt, ist bestätigt.«

»Mein Gott, mein Gott!« rief Carl Melms die Hände faltend und gen Himmel erhebend. »So seltsam also sind Deine Fügungen? Und das arme Mädchen – die angebliche Tochter Halling's –?«

Alfred Brunst nickte ruhig mit dem Kopfe. »Ja,« sagte er, »nun hast Du es errathen. So ist es. Und was müssen wir nun zuerst thun, mein alter Junge?«

»O, da ist nur Eins allein nöthig – wir müssen den Halling fassen.«

»Das ist es, Du hast mir aus der Seele gesprochen, und da wir das *Was* gefunden, müssen wir uns jetzt bemühen, auch das *Wie* zu finden. Dazu habe ich Dich aufgesucht und nun laß uns an die Arbeit gehen. Wie gesagt, Oehe darf keine Ahnung von dem ganzen Zusammenhang haben. Er ist ein alter Hitzkopf und würde in seiner Hast die Geschichte am unrechten Ende anfassen. Laß uns also für ihn handeln, wie wir schon oft für ihn gehandelt, und erst wenn wir des Erfolges sicher sind, wenn wir sagen können: hier ist es, Schwarz auf Weiß, die lebendige Person, der Verbrecher, der Dieb, der Räuber, dann, dann

öffnen wir ihm die Augen und sein Herz wird dadurch weich genug werden, auch in einer andern Angelegenheit Gnade für Recht ergehen zu lassen – wie, meinst Du nicht auch?«

»Ich bewundere Dich, Alfred, Du hast einen herrlichen Plan entworfen – aber die Ausführung – die Ausführung?«

»Ja, an die müssen wir jetzt denken. Sieh, wir müssen einen ordentlichen Feldzugsplan machen, um den Halling, koste es was es wolle, in unsre Gewalt zu bringen. Das hat ja schon lange der alte Herr selber gewollt und darum wird er uns um so eher beistimmen, wenn wir ihm unsern Plan fix und fertig vorlegen. Es kommt nur darauf an, daß wir den Kerl bei einem Attentat auf das Eigentum unsers Freundes ertappen, dann, erst dann haben wir reelle Beweise gegen ihn und können ihn den Gerichten überliefern. Es ist mir außerordentlich lieb, daß der Polizeibeamte auf der Insel ist. Durch seine Mitwirkung wird die Ergreifung des Halling eine gesetzliche Handlung und Niemand kann sagen, daß der alte Oehe das Faustrecht geltend gemacht. Um nun unser Vorhaben auszuführen, müssen wir auf das Schleunigste eine Seeexpedition ausrüsten und es so einrichten, daß die angebliche Tochter Halling's zu derselben Zeit hier eintrifft, wo wir ihn selber gefangen auf die Insel bringen. Dazu nun habe ich den Maler bestimmt, denn ich kann mir denken, daß er fliegen wird, seine Taube zu holen, nach der er schmachtet, und daß kein Mensch diese Entführung besser bewerkstelligen wird als er.«

Carl Melms lächelte milde. »Das wird freilich eine sehr leichte Sache für ihn sein, aber den Halling zu fangen, scheint mir mehr Schwierigkeiten zu bieten.«

»Allerdings. Aber auch dazu habe ich schon meinen Plan entworfen. Wir rüsten alle Boote in Schaprode und auf der Oehe aus und bringen sie in See. Von allen Seiten dringen sie auf die Schiffe des Spitzbuben ein, umzingeln sie und nehmen die ganze Mannschaft gefangen. O, denke Dir einmal den alten Oehe bei dieser Affaire! Ich sehe schon sein Feldherrnauge blitzen und höre seine Donnerstimme weit über See schallen. Er wird ein wahrer Schlachtengott sein, nicht wahr?«

Carl Melms lächelte abermals bei der lebhaften Darstellung des leicht beweglichen Freundes, aber nicht lange lächelte er. Plötzlich nahm sein Gesicht einen ernsten Ausdruck an und er sagte in seiner ruhigen Weise:

»Das ist Alles recht hübsch, Alfred, und macht Deiner Erfindungsgabe Ehre. Aber Du scheinst mir mit Deinem Angriffsplan etwas voreilig zu Werke gegangen zu sein.«

»Wie so denn?«

»Sage mir doch, hast Du bestimmte Beweise, daß jener Mann, den Halling meine ich, in Verbindung mit den Steinzangern steht, die seit Jahr und Tag ihr Wesen auf der Oehe treiben?«

Alfred Brunst sah seinen Freund groß an, denn die so bestimmt gestellte Frage, mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt vorgebracht, warf ihn etwas aus seiner siegesgewissen Haltung.

»Greifbare Beweise habe ich allerdings nicht dafür,« sagte er langsam, »aber ziemlich sicher sind die meingen denn doch. Erstens war es ohne Zweifel Halling, der neulich in der Nacht hier landete und irgend etwas im Schilde führte, woran ihn nur das stürmische Wetter und das frühe Erwachen der Leute auf der Insel störte, nicht wahr?«

»Das ist in der That ein Beweis, aber kein allzu starker.«

»Nun, mir genügt er. Alsdann handelt der Halling mit Steinen und ist bekannt als Steinzanger – man nennt ihn sogar den Steinzangerkönig.«

»Das ist mir Alles erklärlich, bester Freund, aber Eins nur macht mir die ganze Geschichte zweifelhaft. Wenn er wirklich der Mann wäre, den der Statthalter in ihm erkannt haben *will*, und wenn er des Verbrechens gegen Oehe schuldig ist, dessen *Du* ihn zeihest – dann erkläre ich mir nicht, wie der Mensch so frech und dumm sein kann, noch jetzt hierherzukommen, Steine zu zangen, Vieh zu stehlen, Feuer anzulegen und so unserm Freunde allen möglichen Schaden anzuthun, wobei er doch ergriffen und aller seiner Schandthaten überführt werden kann.«

»Carling,« erwiderte Alfred Brunst langsam und mit unbeschreiblicher Herzensgüte: »nur Du kannst das nicht erklärlich finden, weil Du zu gut, zu ehrlich bist, an ein solches Verbrechen zu glauben. Gerade die Frechheit, mit



der dieser Mensch abermals die Oehe brandschatzt, beweist mir die Verruchtheit und Unverbesserlichkeit seines Herzens. Er hat einen unbezwinglichen Haß gegen die Oehe'sche Familie gefaßt und der läßt ihm keine Ruhe. Rache will er üben, Rache, und das ist sein einziger Gedanke. Menschen wie er, denken nur an die Sättigung ihrer persönlichen Gelüste und dabei nur an das Gelingen ihrer Pläne, nie an ein Scheitern derselben. Dazu sind sie zu blind, zu wild, zu unbesonnen und zu gewaltthätig. Daß wir seine Verhältnisse kennen, daß wir Alwinning beschützen, daß wir sie ihm jeden Augenblick gegenüber stellen können, davon hat er ja nicht die geringste Ahnung, sie ist seiner Meinung nach am Möwenort und er ist hier. Er kommt bei der Nacht, nimmt fort, was er schnappen kann, und wenn man ihn seinen Diebstahl vollbringen sieht, lacht er sich in's Fäustchen; denn rückt man ihm auf's Leder, so lichtet er seine Anker, spannt seine Segel auf und giebt Fersengeld. Die See ist weit und groß, er segelt gut, er segelt weit und ob er einmal nach Dänemark steuert oder sich eine Woche in allen Ecken und Winden herumtreibt, das ist ihm einerlei, er hat seinen Willen durchgesetzt, hat, die Oehe abermals beraubt und wieder seine Rache gekühlt. Ja, rücken wir ihm enger auf den Leib, so segelt er nach Möwenort, packt die Frauen und alle seine Habe ein und verkriecht sich in irgend einem seiner Schlupfwinkel, um wieder zu warten, bis hier Alles eingeschläfert ist, und dann den Raub von Neuem zu beginnen. Nein, nein, mein guter Carling, Du machst mich keinen Augenblick schwankend – Halling ist

unser Dieb. Heute Morgen ist er mit einer großen Expedition nach Süden gesegelt und diese Nacht, wenn der Wind irgend günstig ist, was er jetzt nicht ist, oder morgen früh wird er uns sichtbar werden, wird Steine zangen oder vielleicht gar die Insel betreten, um Vieh zu stehlen oder eine Scheune in Brand zu stecken, denn dem Kerl traue ich jetzt alles Ueble zu.«

»Du magst Recht haben,« sagte Carl Melms, nachdem er lange hin- und hergesonnen und die Worte des Freundes wohl überlegt hatte. »Und was verschlägt es am Ende, wenn es ein Anderer ist, der uns bestiehlt! Wir rüsten morgen auch eine Expedition aus, gehen gut bemannt in See –«

»Na, endlich also sind wir auf einen Punkt zusammengetroffen, mein alter Junge! Topp, gieb mir die Hand und nun laß uns unsern Kriegsplan beschließen. Heute Nacht –« er horchte dabei nach dem Winde, der draußen die alten Bäume schüttelte und die Wogen der See anschwellen machte – »heute Nacht kommt Keiner an's Land. Im Kanal von Schaprode schlafen die Schiffer an Bord – am Steinort haben wir unsern Posten und von einer andern Seite kann uns keine Gefahr drohen.«

»Nein, und selbst am Steinort kann man bei diesem heftigen Westwind nicht landen. Also bis morgen!«

»Aber steh' früh auf, alter Freund, wir haben nicht zu viel Zeit vor uns. Zuerst wollen wir dem alten Herrn unsern Kriegsplan mundgerecht machen und dann mit den Schiffern darüber berathen, die überdieß ihre Schiffe in Stand setzen müssen; alles das nimmt Zeit fort und der

wilde Jäger wartet nicht auf unsere Vorbereitungen, er jagt, wenn er Lust dazu hat.«

Die Freunde stimmten einander bei, wie immer in wichtigen Dingen, verabredeten noch verschiedene Einzelheiten und schüttelten sich dann die Hände, um gleich darauf die Ruhe zu suchen, die namentlich Alfred Brunst sehr erwünscht fand, da ihn die Reise und die Aufregungen des Tages überaus ermüdet hatten.



Schon lange vor Einbruch der Nacht hatte man im Freien einen übrigens längst erwarteten Wechsel der bisher so schönen Witterung bemerken können. Von Südwesten her waren gewaltige Wolkengebirge heraufgezogen, die ein mehr stoßender als blasender Windstrom schnell über den ganzen Horizont verbreitete. Das blaue Himmelszelt war verschwunden und eine düster graue, undurchdringliche Nebelhülle hatte sich weit und breit über Land und Meer niedergelassen. So waren nicht allein die Sterne hinter Wolken verborgen geblieben, auch der Mond, den man in vollem Glanze zu sehen erwartet, schimmerte nur mit mattgelbem Scheine aus einem Dunstschleier hervor, so daß er der Nacht nur eine sehr mäßige Helligkeit verlieh.

In den ersten Stunden der Nacht gestaltete sich das Wetter noch viel trüber. Der Wind steigerte sich zum Sturm, die lange drohenden Wolken öffneten ihre

Schleusen und gossen eine wahre Regenfluth, mit Hagelkörnern gemischt, herab und die See schleuderte ihre schäumenden Wogen wild über die Dämme der Insel fort.

Erst gegen Morgen nahm die Gewalt des Unwetters nach und nach ab; der Regen hörte auf, der Wind heulte nur noch in abgerissenen Stößen und nur die See konnte es sich nicht versagen, noch einen halben Tag lang ihre Wogenberge donnernd an's Ufer zu wälzen und jene düstere grauschwarze Färbung zu bewahren, die das drohende Ungethüm dem Auge noch unheilvoller erscheinen läßt, als es an und für sich schon ist.

Alfred Brunst wachte in dieser Nacht trotz seiner Müdigkeit mehrere Male auf; seine geistige Erregung war zu groß, als daß sie sich so bald hätte beruhigen können. Jedesmal aber, wenn er in diesem kurzen Wachen den Sturm draußen heulen hörte, legte er sich zufriedenen Sinnes wieder zum Schlafen zurecht, da er sich sagen konnte, daß bei diesem Wetter kein Schiff ungestraft dem Lande nahe kommen dürfte.

Um vier Uhr Morgens, als das Licht des neuen Tages schon sein Zimmer erhellte, wachte er abermals auf und nun konnte er die unthätige Ruhe nicht länger ertragen. Er kleidete sich an, weckte Carl Melms und ging dann in's Freie, um mit eigenen Augen Umschau zu halten und sich vom Stande des Wetters zu überzeugen.

Die Luft war trotz des gefallenen Hagels wieder warm geworden, das düstere Gewölk hatte sich hie und da schon getheilt und ließ einige Streifen blauen Himmels

hindurchblicken, der Wind aber wehte noch immer un-  
gemein stark aus Südwesten und die See ging hoch, so  
daß auch jetzt kein Steinzanger das an Untiefen so rei-  
che Ufer der Oehe bedrohen konnte.

Als Alfred Brunst an die Fuchsgrube kam, fand er den  
alten Statthalter in guter Laune darin vor. Er hatte sich  
so wohl in Pelze gehüllt und obenein ein dichtes Strohdach  
über die Höhlung des Bodens gezogen, daß ihm  
das Unwetter keinen Schaden anthun konnte. Als er den  
Freund seines Herrn nahen sah, kam er aus der Hütte  
hervor und berichtete, daß er sowohl wie der Gensdarm  
und Herr Sternberg, die sich die Wachen in dieser Nacht  
getheilt, nichts Feindseliges bemerkt hätten, »und auch  
jetzt,« fügte er hinzu, »ist kein Schiff ringsum zu sehen,  
Herr Brunst, wovon Sie sich ja selbst überzeugen kön-  
nen.«

»Es ist gut, Alter,« entgegnete ihm Alfred Brunst. »Nun  
geht nach Hause und laßt Euch einen warmen Kaffee ge-  
ben, die Leute sind schon munter. Hoffentlich ist es eine  
der letzten Nächte gewesen, die Ihr so traurig zugebracht  
habt; aber wenn uns der Fang gelingt, den wir vorhaben,  
soll die Belohnung keine geringe sein, verlaßt Euch dar-  
auf.«

»O, o, Herr Brunst, ich verlange keine andere Beloh-  
nung, als daß es mir vergönnt ist, den Kerl – Sie wis-  
sen schon, wen ich meine – noch einmal hier auf dem  
Trockenen zu haben und ihn den Händen der Gerichte  
überliefert zu sehen. Das wäre ein Glück in meinen alten

Tagen, das ich mir wahrhaftig selbst in meiner Jugend nicht habe träumen lassen!«

Alfred Brunst schlug mit ihm den Weg nach dem Herrenhause ein, da jetzt die Sonne aufging und die Arbeiter aus dem Gehöft auf das Feld heraustraten. »Haltet Euch im Hause, Alter,« sagte Herr Brunst zuletzt, »in kurzer Zeit werden wir Euch brauchen und Ihr sollt an der Berathung Theil nehmen, die wir Alle zusammen abhalten wollen.«

Als Alfred Brunst in's Haus trat, kam Carl Melms gerade die Treppe herunter und Beide begaben sich nun in das Schlafzimmer ihres Wirthes, den sie ganz gegen alle Gewohnheit noch im festen Schlafe vorfanden. Sobald er aber die Thür knarren hörte, wachte er auf und blickte, kaum halb munter, verwundert seine Freunde an, die er schon völlig in Tageskleidung vor seinem Bette stehen sah.

»Na,« rief er, sich ein wenig aufrichtend, »was ist denn los, daß Ihr mich weckt, he? Oder habe ich mich verschlafen – wie?«

»Es scheint beinahe so, alter Herr,« nahm der Grünthaler Freund das Wort, »es ist schon halb Fünf, wir sind bereits lange munter, und ich bin sogar schon am Steinort gewesen.«

»Nun? Es giebt doch nichts Neues dort?« fragte der alte Herr, sich wieder zurücklegend und die verschlafenen Augen reibend.

»Neues giebt es alle Tage, und das Neueste ist, daß ein recht hübscher Südweststurm diese Nacht getobt hat.«

Der alte Herr lachte herzlich. »Ich muß gut geschlafen haben,« sagte er dann, »ich habe keine Ahnung davon gehabt.«

»Aber was ist denn darüber zu lachen?« versetzte Alfred Brunst mit ironischem Lächeln. »Du wirst nicht lachen, wenn wir Dir mittheilen werden, was uns heute bevorsteht.«

Herr von der Oehe warf nur einen Blick auf den Redenden, dann auf den schweigend daneben stehenden Melms und glaubte in Beider Augen in der That den geheimnißvollen Ausdruck eines ernstesten Ereignisses zu lesen. »Halloh!« rief er und sprang aus dem Bette. »Ist doch etwas vorgefallen, was Ihr mir zum Frühstück auf-tischen wollt?«

»Allerdings ist etwas vorgefallen, alter Herr, aber erst zieh Dir nur die Strümpfe an, damit Du Dir keinen Schnupfen holst.«

Herr von der Oehe warf sich mit einer Hast in die Kleider, daß er sich zehnmal vergriff und das Unterste zuoberst kehrte, was sogar den ernstesten Melms zum Lachen brachte. »Aber so sagt mir doch, was es giebt?« rief er endlich mit dröhnender Stimme. »Ich verstehe Euch diesmal nicht.«

»Zieh Dich erst fertig an und dann werde ich unsern Kaffee im Dein Vorderzimmer bringen lassen. Wir wollen zusammen frühstücken und dabei sollst Du etwas hören, was Dir gewiß nicht unangenehm sein wird. Hoffentlich lässest Du noch heute die Kriegstrompete erschallen, denn der Feind ist da – wie nennt das doch der Lateiner?

Du bist ja so ein alter Heide, daß Du die Sprache verstehen mußt.«

»Haha!« lachte der alte Herr, halbangekleidet im Zimmer umherspringend: »*Hannibal ante portas!* Also der Feind ist da?«

»Geduld! Erst die Stiefel und den Rock an – und dann wollen wir zur Berathung schreiten, um vielleicht bald darauf zu den Waffen zu greifen.«

Damit gingen die Beiden zur Thür hinaus und überließen den alten Herrn seinen Toiletteangelegenheiten. Schneller als an diesem Morgen hatte sich dieser aber noch nie gewaschen und angekleidet und in nicht zehn Minuten erschien er im Nebenzimmer, wo er die beiden Freunde schon am Kaffeetisch sitzen und ihn erwarten sah.

Während man nun aß und trank, Herr von der Oehe aber vor ungeduldiger Erwartung ungeheure Bissen fast ohne zu kauen verschlang, schwiegen die beiden Anderen noch, sobald aber das erste Bedürfniß des Magens befriedigt, schickte sich Alfred Brunst zur Erzählung an.

»Alter Herr,« sagte er, »ich will Dir jetzt sagen, wo ich gestern gewesen bin. Ich hatte durch den Maler, den Steuerbeamten in Crampas und durch andere Mittheilungen, die mir zufällig in die Hände fielen, gehört, daß ein schlechtes Subject sich an verschiedenen Orten umhertreibt, welches sich hauptsächlich vom Steinzangen ernähren soll und dem man sogar den Namen: ›der Steinzangerkönig‹ gegeben hat.«



»Was sagst Du!« rief Herr von der Oehe mit zornesfunkelnden Augen. »Das wird der Dieb sein, der mich bestiehlt.«

»Das schien mir auch so. Um mich aber genauer zu überzeugen, unternahm ich gestern eine Reise nach dem Orte, wo sich jenes Subject zuletzt aufgehalten haben soll.«

»Und Du hast ihn gefunden?«

»Ihn selbst nicht, aber mit ziemlicher Gewißheit erfahren, daß er der Dieb ist, der Dich schon lange brandschatzt. Er ist gestern mit zwei großen Yachten von Witow nach Süden gesegelt und die Leute am Ort, wo er wohnt, wollten wissen, daß er mit reichlicher Mannschaft zum Steinzangen ausgezogen sei. Nun hat er aber diese Nacht wegen des starken Windes nicht herankommen können, er wird sich also, wenn er wirklich etwas gegen die Oehe im Schilde führt, irgend wo ruhig vor Anker gelegt haben, um günstigeres Wetter abzuwarten. Meinst Du nicht auch?«

»Nun natürlich, das ist ja ganz klar, großer Jung! Aber weiter, Du bist auf der rechten Fährte.«

»Nun siehst Du! Bei dem jetzigen Winde kann er nichts gegen Dich ausrichten, er muß also warten und seine Zeit verlieren. Wir aber dürfen diese Zeit nicht verlieren, sondern müssen uns rüsten, ihn so zu empfangen, daß er an's Wiederkommen nicht denken soll.«

»An's Wiederkommen?« donnerte Herrn von der Oehe's Stimme durch das Zimmer. »Greifen müssen wir ihn,

meine Jungen, greifen – und damit ist die Sache ein für alle Mal abgemacht.«

Alfred Brunst und Carl Melms lachten jetzt über den Eifer des alten Herrn, der schon keine Ruhe mehr zum Sitzen hatte, aber sie theilten ihm nun in aller Eile den Plan mit, den sie für sich entworfen und auf die Mitwirkung der Schaproder Schiffer gegründet hatten. »Bist Du ihrer Hülfe sicher?« fragte Alfred Brunst seinen alten Freund.

»Vollkommen, mein Junge, vollkommen! Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, daß sie mir mit Gut und Blut zur Seite stehen werden, wenn es gilt.«

»Dann verlieren wir keinen Augenblick. Sende auf der Stelle den Statthalter nach Schaprode hinüber und laß die Zuverlässigsten nach der Oehe einladen, um ihnen den Sachverhalt vorzutragen, sie um ihren Beistand zu bitten und dann mit ihnen einen Plan zu verabreden, nach dem wir gemeinsam verfahren wollen.«

Herr von der Oehe fand diesen Vorschlag so angemessen, daß er augenblicklich darauf einging, und fünf Minuten später setzte der Statthalter schon nach Schaprode über, um die Schiffer zu seinem Herrn zu bescheiden, deren Namen ihm dieser auf einen Zettel geschrieben.

Während dieser Zeit aber wurden die Mägde in der Küche mit dem Befehle versehen, ein gewaltiges Frühstück anzurichten, denn es war auf der gastfreien Oehe

Sitte, die benachbarten Schiffer und Fischer stets mit etwas Warmem zu empfangen, wenn sie dem Herrn derselben, noch dazu auf seine Einladung, einen Besuch abstatteten. So begab man sich denn eilig daran, das große Zimmer Herrn von der Oehe's zu dem Empfange der Gäste einzurichten, und in weniger als einer halben Stunde standen lange Tische gedeckt und mit ungeheuren Kaffeetassen, Tellern, Messern und Gabeln beladen da, um einem Dutzend hungriger Mägen auf angemessene Weise Speise und Trank zu bieten.

Unterdessen aber setzten Alfred Brunst und Carl Melms auch die jungen Leute auf der Oehe von dem Vorgehenden in Kenntniß und riefen den Gensdarmen herbei, denn diese Alle sollten an der Berathung Theil nehmen, die den großen Feldzug einleiten mußte. Es verging auch keine weitere halbe Stunde, so traten sie sämmtlich in das Zimmer, um vorläufig von der Angelegenheit im Allgemeinen unterrichtet zu werden, die bald darauf im Einzelnen vorgetragen werden sollte.

Während diese nun unter sich leiser oder lauter sprachen und ihre Meinungen austauschten, kehrte Herr von der Oehe in sein Arbeitszimmer zurück und überdachte sich die Worte, die er an die Versammlung richten wollte, denn daß er heute die Debatten leiten müßte, hatte ihm Alfred Brunst sowohl wie Carl Melms gesagt und er fühlte sich vollkommen dazu aufgelegt, seiner Stellung Ehre zu machen und eine Rede zu halten, die Feuer in die Adern seiner ehemaligen Vasallen gießen sollte.

Es war kaum sechs Uhr vorüber, als der Statthalter von seinem Rundgange heimkehrte und die Meldung überbrachte, die Eingeladenen würden erscheinen, sobald sie sich in Staat geworfen hätten, denn anders als im Sonntagskleide vor den Besitzer der Oehe zu treten, wäre ein Verbrechen gegen die Sitte gewesen, namentlich wenn die Einladung von dem gnädigen Herrn ausgegangen war.

Gegen sieben Uhr sah man denn auch die ersten Schiffer über den kleinen Meeresarm setzen, der die Oehe von ihrem Dorfe trennt, und der alte Tode, der reichste und angesehenste Schiffseigenthümer, führte diesen ersten Zug in Person an. Bald nach ihnen langten auch die Anderen an und als sie sämmtlich am Strande der Insel vereinigt waren, schritten sie langsam und gemessen, wie es ihre Art war, dem Herrenhause zu, unterwegs sich ihre Gedanken mittheilend, was diese frühe Berufung denn eigentlich zu bedeuten haben möge.

Als sie den Hausflur erreicht und hier mit laut dröhnendem Geräusch ihre vom nassen Erdreich beschmutzten Stiefel reinigten, kam ihnen der Herr vom Hause selber entgegen und lud sie freundlich ein, näher zu treten, was sie denn auch langsam Einer nach dem Andern thaten, nach dem Eintritt sich vor den Anwesenden tief verbeugten und dann einen schmunzelnden Blick über die mit herrlichem Damast gedeckten und mit Kaffeetassen so reich verzierten Tische schweifen ließen.

Es waren acht handfeste, kräftige Gestalten mit wettergebräunten Gesichtern, auf denen eben so viel Neugier

und Gutmüthigkeit wie Ergebenheit gegen den reichen Herrn der Insel zu lesen war; sie erschienen in neuen blauen Tuchjacken und weißen Leinenhosen, über die bis zur Hälfte der Schenkel ungeheure Wasserstiefel gezogen waren. Um die weiß und blau gestreiften Hemdkragen trugen sie lose geknüpfte schwarzseidene Tücher und ihre mit rothen Bändern umwundenen Strohhüte hielten sie in der linken Hand, die Rechte schon zum Handschlag bereit haltend, mit dem sie, bei dem Wirthe beginnend, der Reihe nach zu allen Versammelten herumgingen und ihnen die Hände mit einer Herzlichkeit schüttelten, daß die Gelenke krachten.

Nachdem diese erste Begrüßung nach altem Brauch und mit dem gehörigen Nachdruck ausgetauscht, lud der Wirth die Freunde und Nachbarn zum Sitzen ein, und nachdem sie ihre Hüte bei Seite gelegt, setzten sie sich der Reihe nach neben einander, die beiden Aeltesten auf den Sopha, die anderen zu beiden Seiten an den lang zusammengereichten Tischen, worauf dann Herr von der Oehe mit seinen übrigen Gästen folgte. Kaum hatten sie aber Platz genommen, so öffnete sich die Thür und drei wohlgeputzte Mägde, Metke an der Spitze, traten mit glühenden Wangen herein, ungeheure Kannen mit Kaffee und fetter Milch auf den Tisch setzend, denen sie gewaltige Schüsseln mit frischem Backwerk beifügten.

»Wir wollen zuerst einen Imbiß nehmen,« begann Herr von der Oehe mit tönender Stimme, »damit uns die Arbeit nachher nicht träge findet. So greifet denn Alle zu und Jeder mache es sich mundgerecht nach Belieben.«

Unsre drei Künstlerfreunde, die an dem einen Ende des Tisches neben einander saßen, langten nun zwar auch zu, aber ihre Aufmerksamkeit war doch mehr auf die Gäste als das Frühstück gerichtet, was bei den Schiffen gerade umgekehrt der Fall war. Diese Letzteren ließen die gastliche Aufforderung dann auch nicht vergebens gesprochen sein, im Gegentheil, sie machten sich mit einem Eifer über die Kaffeekannen her und bestrichen ihre großen Schnitten feinen Roggenbrodes mit ansehnlichen Stücken frischester Butter, daß man seine Freude an ihrem Appetite haben konnte, der dadurch nicht abgenommen zu haben schien, daß sie schon zu Hause ihr gewöhnliches Frühstück eingenommen hatten. Zehn Minuten lang herrschte ein fast vollkommenes Schweigen in der zahlreichen Versammlung und nur bisweilen ließ sich hier ein Räuspern und dort ein Seufzer des Wohlbehagens unter den Speisenden vernehmen. Wo der Inhalt der eben noch so vollen Kaffeekannen und der überreiche Vorrath der Schüsseln mit Backwerk und Butter blieb, erschien den anwesenden Städtern fast ein Räthsel, und trotzdem die Männer äußerst langsam und bedächtig kauten, verschwand dennoch Alles mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, so daß man daraus hätte schließen mögen, sie beeilten sich nur deshalb so sehr, um desto rascher zu der Mittheilung des Wirthes zu kommen.

Allein dem war nicht so. Als die acht Männer so viel gegessen und getrunken, daß man hätte glauben sollen, sie wären für volle vierundzwanzig Stunden gesättigt, legten sie die Messer nieder und kippten die Ober-tassen um, zum Zeichen, daß sie von dieser Speise genug genossen. Kaum aber hatte Herr von der Oehe dieses symbolische Verfahren bemerkt, so stand er auf und zog die Schelle, worauf die drei Mägde wieder hereinkamen und den Tisch von dem gebrauchten Geschirr säuberten, an dessen Stelle aber sogleich frisches aufstellten. Nach einer kurzen Pause, in der man sich gegenseitig wohlgefällig anblickte, that sich abermals die Thür auf und unter Metke's Vortritt trugen die Mägde eine zahllose Menge Schüsseln mit gesottenen Eiern und Zwiebeln, Schinken, Wurst und anderen kalten Fleischspeisen herein, die kaum auf den geräumigen Tischen Platz fanden. Als die Mägde sich wieder entfernt, rührte kein Mensch eine Gabel an, Alle saßen unbeweglich auf ihren Plätzen, die Hände auf den Knien haltend und nur dann und wann ein freudiges Schnalzen mit der Zunge hören lassend oder begierig die Lippen leckend.

Diese Zeichen deuteten die allgemeine Erwartung der Dinge an, die da kommen sollten, und diese Erwartung sollte auch nicht getäuscht werden, denn alsbald erschienen noch einmal die Mägde und brachten große Flaschen mit altem guten Kornbranntwein und Humpengläser, die ebenfalls noch ihren Platz auf den Tischen finden mußten.

Herr von der Oehe war wieder der Erste, der das Zeichen zum neuen Angriff gab, indem er eine Flasche entkorkte, sein Glas halb voll goß und, es mit langgestrecktem Arm weit über den Tisch haltend rief:

»Wohl bekomm's, meine Freunde! Ich trinke dies Glas auf Eure Gesundheit!«

Kaum war das Wort verklungen und das Glas an den Mund gesetzt, so fuhren alle Hände unter den Tischen hervor und die Flaschen wurden gehoben und senkten ihre Hälse in die Gläser, die wie hungrige Raben ihre Mäuler so weit wie möglich aufsperrten, um den stark duftenden Inhalt zu empfangen. Als dann Jeder der Anwesenden sein ›Wohl bekomm's!‹ und ›Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!‹ gesprochen und ein volles Glas geleert hatte, griffen die Hände wieder zu den Gabeln und, wie sich die Kaffeekannen vorher geleert, ohne daß man eigentlich sah, wie es geschah, so leerten sich auch die Schüsseln, trotzdem dieselben kurz vorher noch übermäßig gefüllt gewesen waren.

Endlich war man auch mit der Beseitigung dieser Speise glücklich zu Stande gekommen und nun glaubten unsere Freunde an den Anfang der Verhandlung gelangt zu sein, allein auch diesmal irrten sie sich. Denn noch einmal wurden die Teller von den herbeigerufenen Mägden abgeräumt und neue an deren Stelle gesetzt, worauf abermals Schüsseln mit feinerem trockenem Backwerk folgten, auf welche die Blicke der Geladenen sich mit steigendem Wohlgefallen richteten. Denn daß heute ein



volles Frühmahl solle gehalten werden, unterlag nun keinem Zweifel mehr, und das bewies denn auch Metke mit ihren Gefährtinnen sogleich dadurch, daß sie ein Dutzend Flaschen mit altem Madeira gefüllt und neue, schlankere Gläser hereinbrachte und vor den freudig aufblitzenden Augen der Gäste aufpflanzte.

Als aber nun das erste Glas des feurigen Weins getrunken und eine Handvoll leckeren Backwerks den Weg alles Fleisches gewandelt war, wobei die Gäste den ersten Tropfen mit schnalzender Zunge gekostet und dann sich beifällig einander zugewandt hatten, da schien endlich die Stunde der Verhandlung gekommen zu sein, denn Herr von der Oehe erhob sich, stellte sich mit lebhaft geröthetem Gesicht vor allen seinen Gästen auf und sprach mit dröhnender Stimme folgende Worte, wobei er bemüht war, die glotzenden Gesichter seiner Gäste aus Schaprode nach der Reihe ermunternd und zugleich forschend anzublicken.

»Meine lieben Freunde und Nachbarn! Sie wissen, wie gern ich Sie in meiner Behausung willkommen heiße, und schon manches Mal, seitdem ich meinem in Gott ruhenden Vater, der mit Euern Vätern auf dem Friedhof dort unter einer Erde begraben liegt, im erbeigenthümlichen Besitz der alten Oehe gefolgt bin, schon manches Mal, sage ich, haben wir hier um einen Tisch gesessen und unsre Angelegenheiten, mochten sie heitere oder trübe Gegenstände betreffen, besprochen und verhandelt. Zwischen uns ist auch noch niemals ein Wort des Streites oder Haders gefallen, und immer haben wir

uns wie Freunde vertragen und geholfen, wo wir nur immer konnten. Nicht wahr?«

Die acht Schiffer blickten sich mit leuchtenden Augen an, nickten einander zu und schlugen dann mit ihren Fäusten auf die Tische, daß die Flaschen und Gläser tanzten, und riefen dabei wie aus einer Kehle: »Ja, das ist wahr, nur weiter, Herr von der Oehe!«

»Heute nun,« fuhr der Redner fort, »habe ich Sie abermals gerufen, um Ihnen eine gewichtige Mittheilung zu machen, ja, heute, meine Freunde und Nachbarn, bedarf ich Ihres Rathes und, so Sie mir nicht widerstreben – sogar Ihrer Hülfe.«

Die Schiffer blickten sich wieder freundlich grinsend an und nickten mit ihren braunen Gesichtern Herrn von der Oehe muthig zu, was so viel heißen sollte als: sie wären bereit zu hören und er sollte nur weiter sprechen.

»Doch was soll ich einen langen Weg mit Worten machen,« fuhr er, kräftig die Stimme erhebend fort, »wo es rasch an das Ziel zu gelangen gilt, ich will es also schnell sagen, damit Ihr mir schnell Euer Ja oder Nein zurufet. Seht, Ihr wißt, daß ich Niemandes Eigenthum jemals berührt habe, weder mit dem Fuß noch mit der Hand, wenn es mir nicht freundlich gestattet war – an meinem Eigenthum aber vergreifen sich seit Jahr und Tag schurkische Hände und schaden mir und meiner Insel – nicht wahr, Ihr wißt schon, was ich meine?«

»Ja, wir wissen es!« lautete die Antwort, von einem donnernden Faustschlag auf den Tisch begleitet.

»Nun gut denn – nicht allein meine Steine haben mir die Räuber genommen, sondern auch meinen schönen braunen Stier haben sie mir vor wenigen Tagen gestohlen und sogar Feuer an meine Roggenmiethe gelegt, was nur die schnelle Hand meines Statthalters da glücklich gelöscht hat.«

»Was!« riefen die Schiffer mit funkelnden Zornesaugen. »Das wissen wir ja noch nicht – den Stier gestohlen und Feuer haben sie anzulegen versucht?«

»So ist es, meine Freunde, und ich habe mit Absicht über dies Attentat geschwiegen, weil ich mich vor Euch schämte, daß dergleichen *mir*, in diesem Jahrhundert, auf meiner alten Beszung geschehen konnte. So ist also mein ganzer Hof und mein ganzes Besitzthum in Gefahr, geplündert und in Asche gelegt zu werden, und das zu dulden – dazu bin ich nicht der Mann und das hätte auch Keiner meiner Vorfahren von irgend einem Feinde geduldet.«

»Nein,« riefen die Männer, »das hätte Keiner Ihrer Vorfahren geduldet und das dulden auch wir nicht, die wir der Oehe so nahe wohnen und von jeher an allen ihren Schicksalen den innigsten Antheil genommen haben.«

»Nun, das freut mich, daß Ihr das sagt. Höret aber weiter. Wiederholt hatte ich mich mit meiner Beschwerde an die Behörden gewandt, aber man hatte meine Klagen für leichte Waare genommen und wenig darauf zu erwidern für gut befunden, noch weniger aber für eine genügende Abhülfe des Unfugs gesorgt. Da ergrimte ich

denn im Herzen und beschloß mir selber zu helfen, indem ich schwur, jeden Dieb, den ich auf meinem Grund und Boden betreffen würde, vor den Kopf zu schießen und so mir selber Recht zu verschaffen. Bevor ich jedoch zum Aeußersten schritt, schrieb ich noch einmal einen verständlichen Brief an die Regierung und der half denn man schickte mir den Mann dort –« hierbei zeigte er auf den Gensdarmen, der wohlgefällig seinen Schnurrbart strich und dann eine achtungsvolle Verbeugung machte – »um mir beizustehen.«

Die Schiffer richteten sämmtlich ihre Augen auf den Gensdarmen, der ganz roth darüber wurde und sich in die Brust warf, dann nickten sie sich wieder mit bedeutungsvollem Winke zu, als begriffen sie nun erst die Anwesenheit des uniformirten Mitgliedes der Versammlung.

»Aber was, meine Freunde und Nachbarn,« fuhr Herr von der Oehe fort, »soll mir *ein* Mann gegen die verwegenen Freibeuter helfen, und wenn er auch einen raselnden Säbel an der Seite und Pistolen in der Tasche trägt? Ich frage Euch. Kann er mit dem Säbel über die See schwimmen und die Schiffe festhalten, die mir meine Steine stehlen, von deren Verbleib meiner Insel Existenz abhängt? Und wie genügt *ein* Mann, wenn *Zehne* mich angreifen und mir Tag und Nacht mit frechster Stirn die Zähne weisen, he? – Seht einmal, da habe ich nun auf meine eigene Hand Nacht für Nacht Wachen ausgestellt und habe mir ein Loch in die Erde gegraben, von wo aus wir die ganze Nacht unsere Augen auf die See gerichtet hielten. Und ich selbst, ich alter Mann, habe mich in dies

Loch gelegt, meine Flinte und Pistolen neben mir, und habe den Dienst für mein Eigenthum gethan, so gut wie meine Freunde hier, die mir Alle redlich Beistand geleistet.«

»O, o!« riefen die Schiffer und schüttelten, ihr Beileid bezeugend, ihre Köpfe. »Warum haben Sie *uns* das nicht schon lange gesagt, Herr von der Oehe, wir wären Alle gekommen wie ein Mann und hätten auch das Unsrige gethan, um Ihr Eigenthum gegen die Uebelthäter zu schützen!« sagte der alte Tode, mit der Faust so heftig auf den Tisch schlagend, daß er in allen Fugen krachte.

»Nicht doch, meine Freunde,« fuhr der alte Herr fort, »ich wußte das wohl, aber ich fühlte mich stark genug gegen meine Feinde, und warum sollte ich noch Andere in mein Ungemach verwickeln, da ich nur um mein eigenes Wohl zu kämpfen hatte! Genug, ich glaubte das Werk allein zu Stande zu bringen und ich habe immer gefunden, daß ein wirklicher Mann, der das Herz auf der rechten Stelle hat und außer Gott Niemand fürchtet, endlich mit allen seinen Feinden fertig wird.«

»Ja, ja!« riefen die Schiffer. »Aber nur weiter, wir kommen nun vielleicht doch noch an die Reihe!«

»Ja, so ist es, doch hört mich erst zu Ende. Von meinen anwesenden Freunden hier hat sich nun mein alter Freund Brunst auf Grünthal, den Ihr ja Alle kennt, am meisten um mich verdient gemacht. Er hat nicht eher in seiner Sorge nachgelassen, als bis er entdeckt –«

»Alter Herr!« unterbrach ihn hier Alfred Brunst, »diese Herren hier haben mir sämmtlich treulich dabei geholfen.«

»Ja doch, ja, ich weiß es wohl und ich bin Allen unaussprechlich dankbar dafür, aber Du hast doch das Letzte gethan und ausgekundschaftet, daß gerade jetzt ein neuer Angriff der Freibeuter bevorsteht und daß er vielleicht schon erfolgt wäre, wenn Wind und Wellen die See nicht unsicher gemacht hätten. Und so ist es, meine Freunde, es sind zwei Yachten von Wittow ausgelaufen, von denen mein Freund Brunst den Verdacht hegt, daß sie ihre Richtung nach der Oehe nehmen wollen, um abermals Steine zu zangen oder Gott weiß was für Schandthaten zu üben. Da wollte ich denn Alles aufbieten, um den Buben zuvorzukommen und so haben wir denn beschlossen, einige Schiffe in See zu schicken, an allen Ecken auf den Freibeuter zu lauern und, wenn er sich der Insel in feindseliger Haltung nähert, über ihn herzufallen, ihn gefangen zu nehmen und vor die Gerichte zu stellen, damit er nicht allein seinen Lohn empfängt, sondern auch alle Uebrigen daran ein Beispiel nehmen und mich ferner in Ruhe lassen. Und nun frage ich Euch: ob Ihr vielleicht aus alter Freundschaft gesonnen seid, mir Beistand zu leisten und den wilden Jäger fangen zu helfen? Zu diesem Ende aber müßtet Ihr mir nicht allein mit Eurer Person zur Seite stehen, sondern auch Eure Schiffe leihen, denn ohne viele und reichlich bemannte Schiffe oder Boote dürften

wir wenig oder gar nichts ausrichten. Nun habe ich gesprochen und jetzt sprecht Ihr, wie es Euch um's Herz ist.«

Der alte Herr, flammend von den ihn tief ergreifenden Gefühlen, setzte sich nach diesen Worten auf seinen Stuhl nieder; dafür aber sprang sogleich der angesehenste Schiffer des Dorfes auf und nachdem er einen raschen Blick auf seine Gefährten geworfen und ihre Meinung ihnen gleichsam an den Augen abgesehen, sprach er mit überlaut tönender Stimme: »Herr von der Oehe! Sie haben gesprochen und nun spreche ich. Bei Gott, so viel ich weiß, und mir hat es mein Großvater und dem wieder sein Großvater seit undenklichen Zeiten erzählt, so viel ich weiß, haben alle Schaproder, Groß und Klein, Alt und Jung, Reich und Arm, von jeher der Oehe und ihren Bewohnern mit Gut und Blut zur Seite gestanden, alle Gefahren in Krieg und Frieden mit ihnen geteilt, Sonnenschein und Regen, Wind und Wellen zugleich ertragen, und ich sehe nicht ein, warum blos unsre Vorfahren so gute Freunde gewesen sein sollen. Sie sind ein Edelmann, und außerdem ein Mann nach unserm Sinn, das heißt ein edler Mann von altem Geschlecht, das alle Achtung verdient, das sich immer um die armen Leute bekümmert und nie auf Andrer und Geringerer Kosten seine vornehme Sippschaft in die erste Linie gestellt hat. Das müssen wir anerkennen und das haben wir unter uns schon oft anerkannt. So hören Sie denn, was meine – und ich denke – auch meiner Kameraden Meinung in dieser Sache ist. Sie sitzen in der Patsche, das ist klar, und wir dürfen

nicht dulden, daß Sie in der Patsche sitzen bleiben. Eine Hand wäscht die andere und eine Liebe ist der andern werth. Heute Dir und morgen mir! pflegt man zu sagen und uns kann der rothe Hahn auch einmal auf das Dach steigen und Ihre Hülfe von großem Werthe sein lassen. So wollen wir denn wie immer und ewig auch diesmal an Ihrer Seite stehen und nicht eher ruhen und rasten, als bis wir den Hund« – hier erschütterte ein furchtbarer Faustschlag den Tisch, so daß selbst die Scheiben in den Fenstern klirrten – »als bis wir den Hund, sage ich, ergriffen haben, der sich an Ihrem Hab' und Gut vergreift. Wohlan denn, ich stehe Ihnen mit meinem Jungen, dem besten Steuermanne auf ganz Rügen, zu Diensten, und nicht er allein und meine Mitschiffer und Kameraden sollen dabei sein, auch meinen neuen Kutter mit Halbdeck stelle ich unter Ihre Befehle und zu Ihrem Dienst und – Gott straf' mich, wenn es nicht wahr ist! – Derjenige unter uns, der nicht das Gleiche thut, ist ein Hundsfott – das sage ich, Peter Tode aus Schaprode, der älteste Schiffer des Orts und auf allen Meeren befahren, die Gott der Herr um das kleine Rügen, unser Vaterland, ausgeschüttet hat! Basta!«

Er setzte sich mit dunkelrothem Gesicht, auf dem Zorn, Theilnahme und Kampfesmuth um die Wette glühten. Kaum aber hatte er seinen Platz eingenommen, so sprang sein Nachbar auf, hielt eine ähnliche donnernde Rede und bot auch seinen Kutter mit Halbdeck an, der zwar nicht so spiegelblank und gelect sei, »wie Vater



Tode's,« sagte er, »der aber segelt wie Einer und selbst einer größeren Yacht zu Leibe zu gehen wagen kann.«

Nach diesem zweiten Redner stand der dritte und so nach einander alle übrigen auf; Jeder bot sein großes oder kleines Fahrzeug, je nachdem er es nun besaß, zur Hülfe an und außerdem alle Hände, über die er verfügen konnte.

Als diese von Herzen kommenden Reden beendet waren, erhob sich Herr von der Oehe noch einmal und dankte mit gerührter Miene für so viele Liebe unter seinen guten und getreuen Nachbarn, worauf er an Alfred Brunst das Wort abtrat, der seine mächtige Gestalt jetzt erhob, mit ruhigem Auge über die ganze Versammlung schaute und dann mit eindringlichem Nachdruck folgende Worte sprach:

»Meine lieben Freunde! Da wir nun so weit gekommen sind und wissen, daß wir auf Eure Hülfe rechnen dürfen, wie wir es gleich von Euch vorausgesetzt, so müssen wir auch weiter kommen und überlegen, wie wir uns am besten aufstellen und durch unzweideutige Signale unter einander verständigen können, da ja der Ueberfall nicht blos bei Tage, sondern auch bei Nacht erfolgen kann. Glücklicher Weise haben wir Vollmond und da der Feind nur bei günstigem Wetter die Insel belästigen kann, so ist sein Vorthail in dieser Beziehung auch der unsrige. Wir sind jetzt Dank Eurer Zusage im Besitz von acht großen und kleinen Booten und die müssen wir nach allen vier Windrichtungen vertheilen und so auslaufen

lassen, daß kein Mensch ringsum, mag er auf dem Wasser oder am Lande sein, eine Ahnung hat, was wir damit im Sinne führen. Mag also Euer Kutter, Tode, auf dem Herr von der Oehe das Commando führt und der Gensdarm sich befindet, hier an der Schaproder Küste hinaufsegeln, etwa nach Seehof hin, und von dort aus sein Augenmerk nach Norden und Süden richten. Ihn mag ein kleineres Boot in mäßiger Entfernung begleiten, damit er Hülfe nahe hat, wenn er sie braucht. Ihr, Clemens, geht mit mir oder meinem Freunde Melms nach Süden, an der Küste von Ummanz entlang; Ihr, Seiler, steuert mit Euerm großen Langboot nach Hiddens-öe hinüber, und Ihr, Mechting, müßt ihn begleiten. Die anderen vertheilen sich sämmtlich an irgend gut gelegene Punkte und halten ihre Augen immer auf die Yachten gerichtet, wenn sie etwa kommen sollten. Alle aber machen sich, wo sie nun sein mögen, etwas zu schaffen, damit der Feind nicht merkt, daß es auf ihn abgesehen sei. Die Einen mögen fischen, die Andern lothen oder thun, als ob sie Steinezangen, noch Andere mögen ruhig ihren Cours steuern. Ueber Hiddens-öe, weder im Norden noch Süden, geht aber kein Boot hinaus, damit es die Oehe nicht aus den Augen verliert. Bei Tage giebt uns Allen ein langer rother Wimpel das Signal zum gemeinsamen Angriff, bei Nacht drei blaue Leuchtkugeln, die wir mitnehmen und für deren Anschaffung ich gesorgt habe. Eure Ferngläser müßt Ihr natürlich zur Hand haben, damit Ihr scharf auslugen und Freund von Feind unterscheiden könnt. Seht Ihr nun die Yachten der Oehe näher kommen, so segelt

scharf oder lavirt, je nachdem es der Wind erlaubt, auf die Oehe los, ohne daß Ihr Euch merken laßt, worauf Ihr Jagd macht. Führt den Feind so lange irre, als es geht und packt ihn nur zur rechten Zeit. Die rechte Zeit ist aber erst dann und keinen Augenblick früher, wenn Ihr seht, daß der Feind auf dem Gebiete der Oehe zangt – bis er das thut, laßt Ihr ihn ungeschoren. Seht Ihr aber von den beiden Kuttern die rothen Wimpel flattern oder bei Nacht die Leuchtkugeln aufsteigen, dann beeilt Euch, dann ist der Feind vor uns und dann stoßt dahin, wo wir selber sein werden. Angreifen, was man so nennt, sollt Ihr ihn nicht, nur umzingeln sollt Ihr die Yachten, denn der Angriff darf allein von Herrn von der Oehe ausgehen, der den Gensdarmen zur Seite hat, und erst wenn der Feind entschlüpfen will, dann laßt alle Eure Segel los und legt Euch ihm in den Weg, entert ihn und schneidet sein Takelwerk entzwei, so daß er nicht entwischen kann. Blut dürft Ihr nicht vergießen und nur Euch zur Wehre setzen, wenn man Euch mit Messern oder Pistolen zu Leibe geht, was ich übrigens nicht glaube. Und nun noch Eins, meine alten Seehunde! Der Mann, auf den ich es am meisten bei der ganzen Unternehmung abgesehen habe und den ich für den Hauptübelthäter halte, darf uns bei Leibe nicht entwischen. Er kann aber nur auf *einer* der beiden Yachten sein. Welche das sein wird, sollt Ihr von dem Boote aus erfahren, auf welchem ich mich selbst befinde, und damit Ihr das wißt, will ich lieber gleich bestimmt sagen, daß ich an Bord von Clemens' Kutter gehen werde. Ich werde nicht ausbleiben, wenn die Zeit da ist, verlaßt

Euch darauf, und kann ich Euch nicht durch das Sprachrohr zurufen, welche Yacht den Uebelthäter beherbergt, so sollt Ihr mich zuerst an Bord derjenigen sehen, die ich für die wichtigste halte. Also gebet Acht. Seid Ihr mit diesem Vorschlage zufrieden, meine Freunde?«

Die Schiffer sahen sich alle grimmig, das heißt glücklich lächelnd an, nickten einander zu und dann sagte der alte Tode: »Sie haben gesprochen wie ein Advocat, Herr Brunst, und Ihre Worte sind so fein abgewogen gewesen und doch so verständlich, als hätte ich sie gedruckt gelesen. Alle Ihre Vorschläge sind gut, nur einen will ich noch hinzufügen, wenn die Herren es mir erlauben.«

»Sprecht!« sagte Herr von der Oehe, den der Redner zumeist angeblickt hatte.

»Wir dürfen nicht alle zu gleicher Zeit aussegeln, damit kein Verdacht entsteht, daß wir eine bestimmte Absicht verfolgen. Die Burschen könnten irgend wo am Lande ihre Kundschafter aufgestellt und eben so gut ihre Signale abgesprochen haben wie wir – meinen Sie nicht?«

»Gewiß,« erwiderte Alfred Brunst. »Ihr habt Recht, und sobald der Wind von der Beschaffenheit ist, daß wir voraussetzen dürfen, der Feind komme dabei heran, oder sobald wir gewisse Botschaft über seinen Verbleib haben, wollen wir ein Boot nach dem andern auslaufen lassen und jedes soll dahin gehen, wohin es beordert ist. Hat noch Jemand etwas zu sagen?«

»Ja, ich!« rief Herr von der Oehe, indem er aufstand. »Unsere Expedition kann mehrere Tage und Nächte dauern, daher verseht Euch mit warmen Kleidern und rechnet auf jede Witterung. Da man aber in so langer Zeit essen und trinken muß, um die Lust und den Muth frisch und kräftig zu erhalten, so werde ich selbst für die Proviantirung Eurer Boote sorgen und sogleich Befehl geben, daß man sich in meinem Hause zur Anschaffung des Nothwendigen anschickt. Ihr sendet dann wohl heute Abend einige Leute herüber, um die Speisen und Getränke abholen und vertheilen zu lassen und nur für Tode's und Clemens' Kutter werde ich allein sorgen, da wir selber am besten wissen, was wir am liebsten speisen. Seid Ihr auch damit zufrieden?«

Die Schiffer kicherten leise, nickten sich verstohlen zu und sprachen dann einstimmig ihren Dank für das zuletzt Gebotene aus.

Nachdem man nun noch den ganzen Feldzugsplan bis in seine kleinsten Einzelheiten besprochen, die Führer für die verschiedenen Fahrzeuge ernannt, einzelne, durch unerwartete äußere Umstände herbeigeführte Abweichungen von dem festgestellten Plan aber dem Ermessen und der Klugheit der Führer anheimgegeben hatte, standen die Schiffer von ihren Plätzen auf, näherten sich ihrem gastfreien Wirthe und dankten ihm mit herzlichen Worten für die glänzende Bewirthung, wobei Jeder die wichtige Bemerkung wiederholte, daß ihm das Frühstück vortrefflich gemundet habe, was sie eigentlich nicht

besonders zu versichern brauchten, da die Thatsache klar genug vor Aller Augen lag.

Nachdem sie nun Herrn von der Oehe noch einmal die herzlichste Versicherung ihrer treuesten Freundschaft und Ergebenheit ausgesprochen und allen Anwesenden der Reihe nach die Hände geschüttelt hatten, verließen sie das Haus und die Insel und begaben sich unverweilt auf ihre Boote, um dieselben mit brennendem Eifer zu der beschlossenen Expedition auszurüsten. So sah man denn bald den ganzen Schaproder Strand mit einer großen Menge seekundiger Arbeiter bedeckt, die Wasserfässer, Segel, Tauwerk, Ruder und Haken nebst vielem Anderen an Bord schafften und Alles zum Auslaufen klar machten. Es war eine Rührigkeit unter die Leute gekommen, als ob es für ihren eigenen Heerd zu fechten gälte, und noch lange vor Abend traf der alte Tode wieder bei Herrn von der Oehe ein, um zu melden, daß Alles bereit sei, um in See zustechen und daß man nur den Befehl dazu erwarte, falls das Wetter sich damit einverstanden erkläre.

Eine nicht minder ungewöhnliche Rührigkeit ging um dieselbe Zeit im Herrenhause auf der Oehe vor, namentlich in der Küche und in den Kellern regten Mägde und Knechte wunderbar eifertig die Hände. Es wurde gebacken und gebraten, Fässer und Körbe mit Flaschen, Brod, Fleisch und allem möglichen Zubehör bepackt, als müsse eine kleine Armee acht Tage lang auf der See verproviantirt werden, und da die vorhandenen Vorräthe kaum ausreichten, indem doch auch für die Zurückbleibenden gesorgt werden mußte, so flogen die Boten nach

allen Seiten, um aus der Ferne das Fehlende herbeizuschaffen.

Den Oberbefehl auf der Insel während der Abwesenheit Herrn von der Oehe's erhielt der getreue Statthalter. Seine Instructionen lauteten dahin, daß er sich ruhig verhalten und nur vom Dornbusch aus die See fleißig beobachten solle. Von hier aus werde er alle Vorgänge auf dem Wasser zeitig genug wahrnehmen können und nur dann solle er mit den zurückgebliebenen Knechten thatkräftig eingreifen, wenn etwa, was Niemand erwartete, während der Ausfahrt der Schiffe ein Theil der feindlichen Partei die Insel auf irgend eine Weise zu berühren oder gar zu brandschatzen wagte. Auf keinen Fall aber sollte er durch unzeitiges Vorgehen gegen den Feind, wenn er in Angesicht der Insel ankerte und seine Vorbereitungen zum Steinzangen trafe, störend in den allgemeinen Gang der Ereignisse greifen, am wenigsten ihn vertreiben und alles Uebrige der Mannschaft der verschiedenen Boote überlassen, die ihre Manöver schon zweckgemäß einleiten würde.

Damit die Damen nun nicht ganz verlassen wären und doch wenigstens einen der Bewohner des Herrenhauses zur Unterhaltung behielten, wurde Willibald Stillfried zum Verbleiben auf der Insel beordert. Er möge vor wie nach seinen stillen Beschäftigungen nachgehen, sagte man ihm, vor allen Dingen die Damen beruhigen, wenn sie etwa Angst empfinden sollten. Gefahr könne denselben auf keine Weise drohen, dafür wurden die Männer

auf den Schiffen schon sorgen. Beliebe es ihm mit seinen Gefährtinnen, Zuschauer des Vorgehenden zu sein, so solle er sich dem Statthalter anschließen, aber sein Auge auf das Gehöft halten und namentlich den zurückbleibenden Fährmann beaufsichtigen, damit der Uebergang nach der Insel auf keine Weise unterbrochen werde.

Wilibald Stillfried fügte sich mit seinem leicht befriedigten Herzen willig in die ihm aufgetragenen Obliegenheiten, obgleich er am liebsten Carl Melms, zu dem er eine so zärtliche Neigung gefaßt, auf der Wasserfahrt begleitet hätte. Den Damen aber verschwieg er auf erhaltene Anweisung noch das ganze Unternehmen, denn diese sollten erst in dem Augenblick Kunde davon erhalten, wo die Herren die Insel verlassen und sich auf ihre Schiffe begeben würden.

Einen ganz anderen Auftrag erhielt Heinrich Markholm von Alfred Brunst. Sobald nämlich von der Insel aus wahrzunehmen sei, daß die Boote sich von ihren verschiedenen Stationspunkten nach der Insel in Bewegung setzten, um die Freibeuter zu umzingeln, solle er die besten Pferde Herrn von der Oehe vor einen Wagen legen lassen, damit nach Möwenort fahren, Alwine Halling in demselben nach Schaprode bringen und sich so lange daselbst im Krüge mit ihr aufhalten, bis ihm Kunde zukomme, daß er sie nach der Oehe übersetzen könne.

»Haben Sie das genau verstanden, Herr Markholm?« fragte Alfred Brunst den jungen Mann, nachdem er ihm zweimal diesen Auftrag wiederholt.



Heinrich Markholm hatte ihn sehr genau verstanden, aber seine innere Bewegung, seine Freude, sein Glück war so groß, daß er nur wenige Worte erwidern konnte. Er war ganz bleich geworden, seine Lippen bebten und seine Hände drückten nur kampfhafte die Hand des biederen Freundes, der ihm liebevoll und glückverheißend in die überfließenden Augen sah.

»Herr Brunst!« rief er, »ob ich Sie verstanden habe? Ist denn das so schwer? Ich denke, Sie haben mir die leichteste und süßeste Arbeit aufgetragen, die je einem Manne zugewiesen ward. Ja, ja, ja, ich will Alwining hierher holen –«

»Nicht hierher!« unterbrach ihn Alfred Brunst mit ernstem und fast würdevollem Wesen. »Vergessen Sie das nicht in Ihrer überströmenden Herzenswonne, nur nach Schaprade und sogar dort sollen Sie sie in einem Zimmer geheim halten und von Niemanden eher sehen lassen, als bis ich oder ein Anderer Sie dazu auffordern wird.«

»Ja, ja, ja, ich begreife Alles, mein wackerer, edler Freund! Nur ich, ich allein werde sie sehen, bei ihr sein – o mein Gott! Wer hätte das so schnell für möglich gehalten!«

»Still, still, mein lieber Markholm,« flüsterte Alfred Brunst mit einer geheimnißvollen und überaus ernsten Miene. »Wir sind Alle noch nicht über den großen Berg, den wir zu ersteigen haben, und wie Gott Wind und Wellen schickt, so kann er auch Mißgeschick senden, das uns unsre Arbeiten vergebens gethan haben läßt. Allein

ich fürchte das diesmal nicht, obgleich ich jeden Augenblick darauf gefaßt bin. Darum seien auch Sie darauf gefaßt und verlieren Sie vor allen Dingen die Besonnenheit nicht, wenn Hindernisse zu überwinden wären, an die wir in unserem frohen Muthe nicht gedacht haben.«

Diese Worte machten den Maler wieder ernst, fast besorgt. »Aber das Eine steht doch fest,« fragte er mit bebender Stimme, »daß Alwining die Meinige wird, wenn ich sie hierher bringe?«

»Das steht fest, mein junger Freund; und wenn sie keinen anderen Vater finden sollte, so erbiere ich mich selbst dazu und Ihnen – Ihnen zunächst bestimme ich die Hand meiner Tochter. Sind Sie damit zufrieden?«

Heinrich Markholm flog in stürmischer Aufwallung seines übersprudelnden Herzens auf den edlen Mann zu und drückte ihn an seine Brust. »Herzlichen, herzlichen Dank, mein theuerster väterlicher Freund!« rief er, indem er vor Freuden fast Thränen vergossen hätte.

»Ruhig, mein Lieber,« entgegnete Alfred Brunst mit seiner alten männlichen Festigkeit. »Man muß das Glück wie das Unglück mit Fassung und Würde ertragen, nur so beweist man allein, daß man ein Mann und den Schlägen des Schicksals gewachsen ist!« –

Als er aber den glücklichen Künstler nach einiger Zeit aus seinem Zimmer entlassen hatte, senkte er still den Kopf auf die Brust und flüsterte wie in dieselbe hinein:

»O, es ist doch ein ganz hübsches Gefühl, Vater zu sein, und eine schöne Tochter einem edlen Manne überliefern zu können. Und wenn diese Alwining mein eigenes Kind

wäre, der Markholm sollte sie heimführen, denn das ist eine reine unverfälschte Natur, wie wir sie jetzt nur selten noch finden. O, o, o! Die Welt wird immer weiter für die anströmende Civilisation, aber das Menschenherz wird immer enger für die sturmartigen Gefühle, die jetzt schon die Jugend bewegen! Doch was verschlägt das mir? Ich habe meinen alten guten Oehe, meinen theuren Melms und nun haben wir auch noch diese drei jungen Freunde gefunden, – das ist ein Reichthum an edlen Herzen, dessen sich nicht viele Sterbliche rühmen können!«

VIERTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER FELDZUG BEGINNT.

So groß das Verlangen Herrn von der Oehe's gewesen war, das so kühn aufgenommene Werk des Tages zu fördern und hinauszusegeln, um den Feind, der ihm so viel Böses gethan, zu ergreifen, und so sehr sich seine Freunde beeifert hatten, ihm dabei treulich zur Seite zu stehen und alle dazu nothwendigen Vorbereitungen mit rascher Hand zu treffen, er wie sie mußten sich in Geduld fügen, ruhig im Hause sitzen und das zunächst Kommende mit Ergebung erwarten, da das böse Wetter, den Wind und die Wellen beherrschend, ihnen ein unerwartetes Hinderniß entgegen schob. Allein sie verloren in der That sehr wenig dabei, denn wie sie nich hinauskonnten, um ihre Lauerposten einzunehmen, so konnte der angreifende Theil nicht herein, um seine Arbeit zu beginnen, da ihm sowohl der Wind völlig entgegen wehte, als auch die Wellen viel heftig rollten, um ihm ein ruhiges Vorankergehen und Steinzangen zu gestatten.

Der Wind war nämlich im Laufe des Tages, den wir auf der Oehe so unruhig anbrechen sahen, aus Süd- nach Nordwesten herumgegangen und wehte nun sehr stark und schien anhalten zu wollen, wie es bei solchem Wechsel in dieser Gegend gewöhnlich der Fall zu sein pflegte. Die erfahrenen Schiffer in Schaprode wußten dies und hatten wiederholt ihre Meinung dahin ausgesprochen, daß vor dem nächsten Morgen an das Auslaufen der Schiffe nicht zu denken sein werde.

Auf Herrn von der Oehe hatte dieser Aufschub sehr übel eingewirkt und neue Zweifel, ob Freund Brunst auch wohl richtige Erkundigungen eingezogen, beunruhigten sein Gemüth unsäglich. Als er etwa zur Mittagszeit diese Unruhe nicht mehr verbergen konnte und seine Befürchtung deshalb gegen Carl Melms aussprach, begab sich dieser zu dem Grünthaler Freunde und theilte ihm des alten Herrn Bedenken und Mißstimmung mit. Sei es nun, daß Alfred Brunst, als er dies hörte, in üble Laune gerieth, oder sei es, daß er selber einige Bedenken über die Richtigkeit seiner Beobachtungen und Erwartungen hegte, genug, er setzte sogleich nach Schaprode über und begab sich zum alten Tode, dem er die Nothwendigkeit einer ernstlichen Recognoscirung vor Augen stellte. Der alte Seemann, der lieber auf dem Wasser als auf dem Lande war, ging sofort auf die vorgebrachte Meinung ein, ließ eins seiner besten Boote in segelfertigen Zustand setzen und stieg dann, von Herrn Brunst und einigen jüngeren Schiffern begleitet, an Bord, um ohne Aufenthalt in See zu stechen, und noch ehe die Bewohner der Oehe es ahnten, schwebte der eben so rüstige wie unternehmende Freund von Grünthal mitten auf dem Wasser zwischen der Oehe und Hiddens-öe.

Als das Boot bei heftig blasendem Nordwester bald das Land hinter sich gelassen hatte und die See-Engen nach Süden und Norden durchforschen konnte, blickten sämtliche Mitfahrende lange genau nach allen Seiten

aus, um die beiden Yachten, die Alfred Brunst wiederzuerkennen glauben durfte, zu erspähen, aber so weit ihre Augen mit Hülfe eines guten Fernglases reichten, nirgends war eine Yacht zu sehen und nur ein großer Dreimaster und zwei Sloopen, die ohne Zweifel von Stralsund kamen, kreuzten mühselig gegen den schweren Wind an, da sie aus dem Stralsunder Fahrwasser, südlich an Hiddens-öe vorbei in die offene See wollten, um nach Dänemark zu gelangen.

Aber dieser flüchtige Ausguck genügte dem vorsichtigen Brunst noch lange nicht. Er ließ das Boot geradezu auf Hiddens-öe lossteuern und hier in einer kleinen Bucht, wo sicherer Ankergrund war, ruhig seinen Anker auswerfen. Er selbst begab sich mit dem alten Tode und einem jungen scharfäugigen Manne auf die Insel, durchschritt ihre schmalste Stelle und hatte so in kurzer Zeit die große Wasserfläche vor Augen, die zwischen Falster, Laaland, Fünen, Schleswig und der Nordküste von Mecklenburg-Schwerin und Neuvorpommern fluthet. Kaum aber hatten die drei Männer ihre Augen auf die schaubedeckte, wildwogende Wasserwüste gerichtet, so riefen sie alle Drei wie mit einer Stimme aus: »Da sind sie, wenigstens zwei Yachten sind es gewiß!«

Alfred Brunst riß das Fernrohr aus einander und schaute aufmerksam hindurch. Kaum aber hatte er damit die Schiffe in Sicht bekommen, so sagte er in seiner gewöhnlichen ruhigen Art lächelnd:

»Es sind dieselben Yachten, die ich gestern von Wit-tow absegeln sah, und ich will wetten, sie kreuzen nur

darum hier draußen auf und ab, um sich nicht eher in unserm Wasser blicken zu lassen, als bis sie an die Arbeit gehen können. Sobald der Wind umspringt und die Wellen fallen, werden wir sie den Gellen umsegeln und den Gellenstrom heraufsteuern sehen.«

»Na das ist gewiß!« jauchzte der alte Tode. »Wenn es die Spitzbuben sind, die Sie meinen, so können sie jetzt nichts Besseres thun, als sich hier gedulden und ein Bißchen im Spritzwasser spazieren fahren – aber halt da – geben Sie mir 'mal den Tubus her, das eine Ding da kommt mir verwettert bekannt vor.«

Er sah scharf durch das Glas; nach drei Minuten aber hatte er genug gesehen und ließ es wieder vom Auge sinken. »Ich will nicht Tode heißen,« sagte er, »wenn ich das Ding nicht schon habe vor der Oehe liegen und Steine zangen sehen. Wann es war, weiß ich nicht mehr gewiß, aber in diesem Frühjahr war es ohne allen Zweifel. Wenn mein Sohn hier wäre, würden wir es gleich wissen, der kam damals wüthend zu mir in's Zimmer gelaufen und schrie: Vattung, es ist eine Schande, daß man der Wirthschaft keinen Einhalt thut. Da liegt eine große Yacht mit drei Booten und sie nehmen Herrn von der Oehe Steine nach Herzenslust weg!«

»Genug, genug!« rief Alfred Brunst heiter. »Ich traue auch Eurem Auge, Tode, nun aber haben wir genug gesehen und wollen wieder nach Hause fahren, um die gute Mähr zu verkünden.« –

So geschah es und nach einer kaum vierstündigen Abwesenheit segelte das Boot wieder glücklich in den Schaproder Hafen ein, um Allen mitzutheilen, daß die feindlichen Schiffe da seien und daß man sie erwarten könne, sobald der Wind sich gelegt haben werde.

Niemand war in glücklicherer Stimmung von diesem kleinen Ausfluge heimgekehrt als Alfred Brunst. Er sprudelte von Laune, fast von Muthwillen, und neckte Jedermann, der ihm in den Weg kam. Er begab sich zunächst zu Herrn von der Oehe und beruhigte ihn wegen seiner Zweifel, indem er ihm den besten Erfolg von dem Unternehmen verhiess, wenn er nur Geduld haben wolle.

Während der Abwesenheit des Gutsherrn von Grünthal war die Geschäftigkeit und Rührigkeit auf Schaprode eben so wenig wie auf der Oehe auch nur einen Augenblick unterbrochen worden: wie die Schiffer auf ihren Booten arbeiteten, so rüsteten sich auch die Herren auf der Oehe zu ihrem Unternehmen, das keinem von ihnen gefahrvoll, obgleich Allen sehr ernst erschien. Alle Diejenigen, die mit zur See gehen sollten, hatten sich schon frühzeitig in ihre wasserdichten Kleider geworfen und so liefen sie jetzt im Hause umher, bald Dies und bald Jenes ordnend, was zu der allgemeinen oder besonderen Ausrüstung gehörte. Am meisten jedoch hielten sie sich im Freien auf; man konnte zu jeder Zeit Einen oder den Andern am Dornbusch stehen und nach dem Meere ausschauen sehen, aber auch den Himmel prüften sie und



Freude war auf allen Gesichtern wahrzunehmen, als gegen Mittag die trüben Nebel, die den Horizont verdeckten, fielen, die schwarzgrauen Wolken sich lichteten und zwischen ihnen hie und da der azurblaue Himmel hervorbrach, was mehr als jede andre sichtbare Erscheinung für gute Vorbedeutung nahenden besseren Wetters gilt.

Wer sich aber am meisten über die plötzliche Unruhe in und außer dem Hause und auf den Gesichtern der Männer wunderte, das waren die Damen im Herrenhause auf der Oehe. Hatte schon der frühe und lange Besuch der Schiffer aus Schaprode ihre Neugier erregt, so setzten die endlosen Vorbereitungen in Küche und Keller sie fast in Erstaunen, und damit stimmte so seltsam das ungewöhnliche Benehmen der Männer überein, die heute gar kein Auge für sie zu haben schienen und in ihrer rastlosen Geschäftigkeit kaum einen kurzen Gruß für sie übrig hatten. Fräulein von Bassenitz sowohl wie Gustava von Kulpen konnten diese Unruhe und Neugier nur bis Mittag für sich allein tragen, dann berathschlagten sie rasch mit einander und beschlossen, auch ihrerseits auf Kundenschaft auszugehen und die Beschäftigungen der Männer in der Nähe zu betrachten.

Allein auch hierin sollten sie nicht sehr glücklich sein. Wohl sahen sie die Männer am Strande stehen und durch die Gläser eifrig nach dem Meere ausschauen, wohl erfuhren sie von den Mägden, daß sie alle Hände voll zu thun hätten, aber wozu das Alles dienen sollte, konnte oder wollte ihnen Niemand verrathen. Herr von der Oehe sogar, der sonst ein so aufmerksamer und galanter

Wirth war, bekümmerte sich heute nicht im Geringsten um sie, er sah sie kaum, wenn sie ihm unvermuthet in den Weg liefen, und noch weniger hatte er für ihre neugierigen und verwunderten Blicke Augen, oder Ohren für eine Frage, die der Einen oder Andern dann und wann von den Lippen schlüpfte.

Endlich konnten die Damen diesen unklaren Zustand nicht länger ertragen und ihre Begierde, zu wissen, was vorgehe, ließ sich keinen Zügel mehr anlegen. »Laß mich nur machen,« sagte Gustava zu der älteren Freundin, »ich werde Dir bald sagen können, was diesen Aufruhr hervorbringt. Ich kenne ein Mittel, bald hinter die Wahrheit zu kommen, und ich bitte Dich nur, mich nicht zu stören, wenn ich einen von diesen unruhigen Herren in mein Zimmer genöthigt haben werde.«

»Wen willst Du denn rufen lassen?« fragte die Klosterdame von Bergen mit lebhafter Spannung.

»Denjenigen, welcher mir die aufrichtigste Mittheilung machen wird.«

»Und wer ist das?«

»Derjenige, dem ich am meisten von Allen traue, der das ehrlichste Auge und doch vielleicht das unruhigste Gemüth hat, wie ich zu bemerken glaube.«

Bald nach dieser flüchtigen Unterredung erhielt eine Magd und der alte Statthalter, der ihr gerade begegnete, von Fräulein von Kulpen den Auftrag, Herrn Sternberg, wenn sie ihn irgend wo sähen, in ihr Zimmer zu senden, und mit diesem Auftrage hatte also die schöne Gustava ihr Urtheil über unsern Freund gesprochen, indem sie ihn

für Denjenigen erkannt, dem sie am meisten vertrauen konnte und der ihr die aufrichtigste Mittheilung machen würde.

Der Statthalter, der der Nichte seines Herrn schon seit ihrer Kindheit mit großer Wärme ergeben war, nahm sich den erhaltenen Auftrag zu Herzen und ging geraden Weges nach dem Dornbusch, wo Gustav Steinau mit seinem Freunde, dem Maler, Carl Melms und dem alten Herrn einen gemeinschaftlichen Ausguch hielten.

»Herr Sternberg,« flüsterte er, indem er ihn am Aermel zupfte, »ich habe Ihnen etwas zu bestellen.«

»Was giebt's?« fragte Gustav Steinau, rasch bei Seite tretend.

»Ei, die schöne Dame im Hause, die Gustava, will ein Wörtchen mit Ihnen kosen, sie erwartet Sie drinnen – gehen Sie doch, es lohnt sich wohl schon der Mühe, mit ihr ein Weilchen zu plaudern.«

Gustav Steinau überlief ein leichter Freudenschauer und sein Antlitz leuchtete vor innerem Behagen auf. Ohne den Zurückbleibenden ein Wort zu sagen, ging er nach dem Hause zurück, klopfte an Gustava's Thür und trat gleich darauf ein, nachdem er den freundlichen Ruf, näher zu treten, von den holden Lippen der Dame seines Herzens vernommen hatte.

Seitdem die alten und jungen Freunde auf der Oeche versammelt waren, hatte Gustav Steinau nicht oft

das Glück jener ersten Tage wieder genossen, mit Gustava von Kulpen allein und ungestört zu sein. Die traulichen Spaziergänge jener Zeit, die ernsten Unterhaltungen, die sie dabei gepflogen, ihre gegenseitigen Mittheilungen über Poesie, Kunst und alles sonst, was ein junges und künstlerisch strebsames Gemüth in Bewegung setzt, hatten schnell einer allgemeineren Unterhaltung weichen müssen, und seitdem sogar Alfred Brunst mit seinem heiteren Humor die Gesellschaft in regsamere Stimmung versetzt und mit seinem Alles überfliegenden, Alles durchdringenden Blick auch dies süße Verhältniß, wenn nicht gestört, doch wenigstens zu einem gezwungeneren gestaltet hatte, war Gustav Steinau oft in Gedanken versenkt gewesen und der ehemalige Frohsinn, der ihn im geselligen Verkehr mit seinen Freunden so überaus belebt, war nach und nach einer ernsten, trübseligen Stimmung gewichen, die weder ihm noch Anderen wohlthat. Eine wie große Befriedigung er daher empfand, als ihm der Statthalter so unerwartet jene Einladung überbrachte, braucht nicht gesagt zu werden; er war ohne Zögern aufgebrochen und nun stand er mit stärkerem Herzklopfen, als er lange empfunden, dem lieblichen Mädchen gegenüber, das ihn zu sprechen verlangt hatte.

Gustava von Kulpen war nicht ohne Verlegenheit, als sie den jungen Mann jetzt vor sich stehen sah, in dessen Inneres, das in ihrer eigenen Seele sein Spiegelbild fand, sie so manchen Blick geworfen, und sie hörte kaum seine Entschuldigung, daß er es wage, in der Schiffertracht vor ihr zu erscheinen, zumal sie fand, daß sie ihm sehr

gut kleidete, obwohl sie für seine feinen Gliedmaßen so wenig geeignet schien. Aber Gustava's Verlegenheit hatte heute noch einen anderen Grund, sie entsprang aus der doppelten Neugierde, einmal zu erfahren, was auf der Oehe vorgehe, und sodann, ob wohl Herr Sternberg geneigt sein werde, ihren Bitten zu willfahren und ihr das Geheimniß des Tages anzuvertrauen. Doch als sie nun das edle Antlitz des ihr so befreundeten Mannes dicht vor sich sah, als sie einmal nach langer Zeit wieder mit ihm allein war, da faßte sie sich rasch, und die freundlich fragenden Blicke Gustav's mit eben so freundlichen erwidern, sagte sie fast herzlich:

»Verzeihen Sie, Herr Sternberg, daß ich Sie von Ihren Geschäften abrufe und in mein stilles Zimmer bescheide, wo nur Unthätigkeit und Friede herrschen, während Sie draußen einer so nothwendigen Thätigkeit zu liegen scheinen; aber ich dachte, Sie hätten vielleicht einige Minuten auch jetzt für mich übrig, da Sie mir früher wohl so manche Stunde schenkten.«

»Mein Fräulein,« erwiderte Gustav rasch und mit flammend aufsteigender Röthe, »nicht ich bin daran schuld, daß die schönen Stunden, deren Sie eben so freundlich gedenken, jetzt so sparsam wiederkehren; allein ich hoffe, daß die Zeit der Unruhe, in der wir jetzt verharren, vorübergehen, und daß mir dann gestattet sein wird, in Ihrer Gesellschaft nachzuholen, was ich leider sehr gegen meinen Wunsch jetzt verabsäumen muß.«

»Das hoffe ich auch – ich meine,« verbesserte sich Gustava, ebenfalls erröthend, »ich hoffe, daß die Unruhe,

die jetzt auf der sonst so stillen Oehe überhandgenommen, recht bald vorübergehen werde; aber gerade diese Unruhe, die ich mir nicht erklären kann, hat mich veranlaßt, Sie hierher zu bescheiden, und ich bitte Sie nun recht dringend, mir zu sagen, um was es sich eigentlich handelt, was vorgeht und warum sich die Herren in einer so seltsamen Aufregung befinden?«

»Aufregung?« wiederholte Gustav Steinau langsam, indem er sich besann, wie er dieser schlau eingeleiteten directen Frage ausweichen solle, da auch ihm ein völliges Schweigen über die beschlossene Unternehmung auferlegt war.

»Ja wohl, Aufregung – Sie wollen das doch nicht läugnen?« fuhr Gustava fort. »Sehen Sie nur die Herren alle an, wie sie gänzlich wie auf einen Schlag verändert sind. Mein sonst so liebevoller Onkel hat gar keinen Blick mehr für mich; er ißt und trinkt kaum, läuft den ganzen Tag am Strande herum, hält vor den Schiffen aus Schaprade große Reden und sein Gesicht flammt in einer Gluth, als ob er in einen heiligen Krieg ziehen und sich ein mächtiges Reich erobern wollte. Carl Melms, der immer so sanfte, ruhige Mann, geht sinnend auf und ab, als wolle er sein Testament machen; Herr Brunst, der Spottvogel, hat allen Humor verloren, er sieht mich, Sie, Herrn Markholm so seltsam durchbohrend an, als habe er uns Allen ein furchtbares Geheimniß zu verbergen. Und was soll ich nun gar von Ihrem getreuen Maler sagen? Als er herkam, sah er so traurig, verfallen und hoffnungslos

aus, und nun reibt er sich mit einem Male vor Vergnügen die Hände, strahlt von einer unbekanntem inneren Wonne, als hätte er eine unverhoffte große Erbschaft gemacht. Am meisten ist sich noch Herr Stillfried gleich geblieben; er geht leise singend hinter Herrn Melms her, wie ein neues Hündchen auf den Spuren seines Herrn, wie auch früher schon, und nur bisweilen lächelt er trübseelig, als wolle er damit sagen, daß es ihm im Ganzen auf der Lenz doch besser gefalle als hier. Was hat das also Alles zu bedeuten, darf ich das von Ihnen erfahren?«

Gustav Steinau lächelte in seiner ganzen ehemaligen Sorglosigkeit. »Sie sind eine sehr aufmerksame Beobachterin alles Vorgehenden gewesen,« sagte er lebhaft, »das muß ich sagen. Aber Sie haben eine Person in Ihrer Schilderung vergessen – haben Sie denn auch an mir eine so gewaltige Veränderung bemerkt?«

»O, Sie!« wollte Gustava scherzhaft rufen, aber wider Willen überkam sie ein ungewöhnlicher Ernst, und ohne es selbst zu wissen, schlug sie die Augen nieder und ließ eine noch viel größere Verlegenheit blicken als im Anfange des Gesprächs.

»Nun ich – was ist mit mir?« fragte Gustav Steinau mit leiser, herzwinnender Stimme.

»Sie haben sich auch verändert,« sagte Gustava rasch und entschieden. »Sie sind nicht mehr der alte, harmlose, seelenruhige Künstler. Ein rastloser Trieb scheint in Ihrem Innern Platz gegriffen zu haben, Sie streben nach einem mir vielleicht unbekanntem Ziele, aber Sie strengen sich dabei so an, daß man die Mühe merkt, die es

Ihnen verursacht, und dabei sind Sie so schweigsam geworden, daß man kaum noch weiß, wie der Ton Ihrer Stimme klingt.«

Gustav Steinau hob bei diesen so sanft und freundlich gesprochenen Worten, daß der darin liegende Vorwurf nur überaus milde erschien, seinen edlen Kopf in die Höhe, richtete sein glänzendes Auge fest auf Gustava und sagte mit fast wehmüthigem Ernste: »Fräulein von Kulpen, wenn ich wirklich so verändert bin, wie Sie sagen, so habe ich, glauben Sie mir, vielleicht den triftigsten Grund dazu.«

»Wirklich?« fragte Gustava mit ähnlichem Ernste, indem ihre unschuldige Seele rasch Partei für den jungen Mann ergriff, der zu leiden schien. »O, dann verzeihen Sie meine Neugierde. Lassen Sie uns also nicht von Ihnen sprechen, sondern sagen Sie mir, was meinen Onkel und die andern Herren in solche Unruhe setzt.«

»Auch das darf ich Ihnen nicht sagen, mein Fräulein.«

»Wie?« rief Gustava erstaunt, »Sie dürfen das nicht? Ist denn die Sache wirklich so wichtig oder bedenklich?«

»Wichtig ist sie überaus, ja; ob bedenklich – das glaube ich kaum.«

»Herr Sternberg,« sagte Gustava mit bittendem Tone und einem unwiderstehlichen Blicke, »ich habe Fräulein von Bassenitz versprochen, von Ihnen die Wahrheit zu erfahren, weil – weil ich der Meinung war, daß wir – ich meine Sie und mich – die wir schon ein anderes, ebenfalls so ernstes Bündniß geschlossen, wobei Sie mir auch



Ihr Vertrauen schenken, – daß wir auch diesmal kein Geheimniß vor einander zu haben brauchen.«

Sie schwieg und suchte in Gustav Steinau's Augen zu lesen, die sich aber gesenkt und also ihrem Anblick entzogen hatten, vielleicht, weil er fürchtete, daß die blauen Sterne, die so forschend auf ihn gerichtet waren, ihm zu rasch sein Geheimniß entlocken möchten. Plötzlich fuhr er in die Höhe und sagte: »Wollen Sie mir Ihr Wort geben, daß weder Sie noch Fräulein von Bassenitz das verathen, was ich Ihnen anvertraue?«

»Ich gebe mein Wort, ja, hier haben Sie meine Hand darauf.«

Gustav ergriff die hingehaltene schöne weiße Hand und hielt sie einen Augenblick in der seinen fest; als er sie aber wieder los ließ, seufzte er leise und sagte wie zu sich selber: »Wenn ich gewußt hätte, daß ich hier der Verräther meiner Freunde werden sollte, wäre ich vielleicht, so gern ich kam, doch nicht gekommen –«

Gustava sah ihn lächelnd an, schwieg aber.

»Nun aber, da ich einmal da bin,« fuhr er lebhafter fort, »und Sie mich an ein so schönes Bündniß erinnern, das wir in einer glücklichen Stunde geschlossen, will ich Ihnen nichts verschweigen. So hören Sie denn.« Und nun erzählte er, was wir im vorhergehenden und diesem Kapitel selber gelesen haben.

»Ah!« rief Gustava, als er fertig war, mit aufblitzender Freude, »also Sie wollen Alle fort, zur See? Schade, daß ich kein Mann bin, ich ginge gern mit Ihnen. Und nun,

da ich das weiß, bin ich noch einmal so ruhig, und ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen – ach!«

Sie unterbrach sich plötzlich und wandte das Auge nach dem Fenster, an dem eben Alfred Brunst vorüberging, nachdem er von Hiddens-öe zurückgekehrt war. Er hatte einen Blick durch das Glas geworfen und Fräulein von Kulpen und Gustav Steinau mit glühenden Gesichtern vor einander stehen sehen. Schon wollte er rasch vorübergehen, allein er besann sich, trat dicht an das Fenster heran und sah nun schalkhaft lächelnd in das Zimmer.

Gustava öffnete einen Flügel und lud ihn ein, näher zu treten.

»Ich danke,« sagte er kurz und einen schelmisch ironischen Blick auf die beiden jungen Leute werfend, »ich habe keine Zeit und noch viel zu thun. Aber da ist ja Herr Sternberg, den suchte ich eben – haben Sie auch für mich einen Augenblick übrig, junger Dichter?«

Gustav Steinau antwortete nicht, verbeugte sich bloß vor der Dame und ging dann zu Herrn Brunst hinaus, beinahe ein unwilliges Gefühl empfindend, daß er auf so unerwartete Weise in seiner angenehmen Unterhaltung gestört worden sei.

Alfred Brunst erwartete ihn draußen und ging einige Schritte abseits mit ihm über den Hof hin.

»Ich bin auf Hiddens-öe gewesen,« sagte er ruhig, »und habe die Yachten hinter der Insel kreuzen sehen; es ist kein Zweifel, es sind die Steinzangerschiffe. Der Wind

scheint auch gelinder zu werden und so können wir vielleicht schon gegen Abend auslaufen. Das soll eine hübsche Jagd werden. Nun, Herr Sternberg,« fuhr der Redende mit leiserer Stimme aber scharf blitzendem Auge fort, das sich nicht mehr von dem jungen Manne abwandte und immer tiefer in seine Seele dringen zu wollen schien, »Sie werden also mit dem alten Herrn auf dem Kutter Todes diese Jagd mitmachen. Nun wohl, benutzen Sie die Zeit – unterhalten Sie den alten Herrn auf recht interessante Weise – und verlieren Sie um Gotteswillen den richtigen Moment nicht aus dem Auge, denn jetzt ist die günstigste Zeit für Sie gekommen, nun können Sie ausrichten, was Sie schon längst haben ausrichten wollen – was machen Sie denn für ein seltsames Gesicht – verstehen Sie mich nicht?«

Gustav Steinau zeigte allerdings ein seltsames Gesicht. Er war bleich wie der Tod geworden, seine Augen hatten sich verschleiert, seine Lippen bebten und mit geöffnetem Munde hing er an den feinen Lippen des edlen Mannes, der nie so ernst und bedeutsam ausgesehen, wie in diesem Augenblick.

»Verstehen Sie mich nicht?« fragte Alfred Brunst noch einmal.

»Nein,« stammelte Gustav Steinau, »ich verstehe Sie nicht!«

»Also nicht!« sagte Jener, für sich im Stillen lächelnd. »Also wirklich nicht! Nun denn, junger Mann, dann lassen Sie es bleiben. Aber dennoch kann ich nicht unterlassen, Ihnen zu sagen: ich gratulire! Und warum thue ich

das? Weil ich weiß, daß Ihre Angelegenheiten gut stehen – hier und da – ich weiß es und habe es vor wenigen Augenblicken wieder bemerkt. Nun aber staunen Sie nicht länger; ich bin gerade jetzt glücklich, daß die verwünschte Sache hier endlich ein Ende nimmt, und da möchte ich Andere auch glücklich sehen. Das ist einmal meine Neigung so. Nun denken Sie also über sich selber nach, wenn Sie mit mir nicht offener reden wollen; wenn Sie aber nicht selbst bald Anstalt treffen, daß auch Ihre Sache ein Ende nimmt, dann komme ich dazwischen. Aber ich sage Ihnen gleich, ich fasse sie am richtigen Ende an; von dem langen Zaudern und Hinhalten bin ich kein Freund – also vorwärts! Auf der See plaudert es sich eben so gut wie auf dem Lande – doch jetzt leben Sie wohl! Da kommt der alte Herr und dem werde ich auch meine günstige Nachricht mittheilen.«

Er lächelte noch einmal auf seine feine Weise, nickte Gustav Steinau herzlich zu und schritt dann Herrn von der Oehe entgegen, der eben vom Dornbusch zurückkehrte. Gustav Steinau aber blieb hinter dem Abgehenden stehen, wie betäubt, halb niedergeworfen, halb aufgerichtet, denn was er so eben vernommen, wenn er seinen Ohren trauen durfte, die, ihm noch summten, war ihm so seltsam, so wunderbar erschienen, daß er zu träumen glaubte. »O dieser Mann,« sagte er zu sich – »ja, Heinrich hat Recht – dieser Mann scheint hier wirklich eine Art Vorsehung zu spielen! Woher weiß er – woher vermuthet er – ha! und am Fenster hat er gelauscht – doch das wäre nicht das Unangenehmste, wenn er – o

mein Gott, mir schwirrt es im Kopfe und ich kann zu keinem klaren Gedanken kommen – wann, o wann wird die Stunde meiner Erlösung schlagen, wann werde ich ruhig, zufrieden, glücklich sein können wie ein Kind – o, ich bin es ja noch nie im Leben gewesen und doch habe ich eine so unendliche Sehnsucht danach.«

Mit diesem Gedanken kehrte er in das Haus zurück, um sich zum Mittagessen anzukleiden, zu dessen Beginn jetzt alle Aussicht vorhanden war, da man damit nur bis zu Herrn Brunst's Rückkehr gewartet hatte.

---

Endlich war es Abend geworden und man hatte noch immer nicht daran denken können, die Boote zu beman-  
nen und auslaufen zu lassen. Zwar stürmte der Wind nicht mehr in der vorigen Heftigkeit, aber er wehte noch immer zu stark aus Nord-Westen, als daß man hätte annehmen dürfen, die Yachten würden es wagen, um die Südspitze von Hiddens-öe herum zu steuern und auf die Oehe los zu segeln.

Zu der gewöhnlichen Stunde versammelten sich daher die Bewohner des Herrenhauses auf der Oehe im Speisezimmer, um ihr Nachtmahl einzunehmen und dabei der Ungeduld Meister zu werden, die sie beinahe alle mehr oder minder verzehrte. Von Zeit zu Zeit aber verließ Einer oder der Andere den Tisch, um draußen nach dem Wetter und dem Stande der Dinge Umschau zu halten.

Allein Keiner kam mit einer Miene zurück, die etwas Neues verkündete, und nur gegen zehn Uhr flüsterte Alfred Brunst, der eben am Strande gewesen, dem Wirthe zu, daß der Wind allmählig nachzulassen und die Wellen ihm nicht mehr so hoch zu gehen schienen.

Darüber ward denn der alte Herr ungemein vergnügt und in der Freude seines Herzens ließ er eine große Bowle Punsch brauen, um die Freunde so lange wie möglich an den Tisch zu fesseln, damit ihnen ja nicht der rechte Moment entginge, wo die Handlung beginnen könne.

Die Damen, die sich in der Regel bald nach zehn Uhr in ihre Zimmer zurückzogen, zeigten heute nur sehr geringe Lust dazu, vielmehr schien sie die Gesellschaft mehr denn je zu fesseln, und so blieben sie, dem Onkel zum Trotz, der schon lange auf ihren Abgang gerechnet hatte. Allein da er sah, daß alle seine Wünsche und Anspielungen in dieser Beziehung nichts fruchteten, machte er gute Miene zum bösen Spiel und zuletzt wurde er sogar so munter und redselig, daß er, seinem Vorsatz entgegen, einen Theil seines Vorhabens den Damen enthüllte, ihnen mittheilte, daß die Männer eine Seefahrt unternehmen müßten, die einige Tage dauern könne, und daß sie sich nicht ängstigen möchten, wenn sie auch des Nachts in dem einsamen Gehöft ziemlich allein blieben. »Wenn Ihr neugierig seid, was vorgeht,« schloß er seine Mittheilung, »so könnt Ihr morgen früh, nachdem wir absegelt sind, an den Strand gehen und Euch das Ereigniß mit ansehen; Herr Stillfried wird sich freuen, Euer Führer

zu sein, wozu er bereits meine Instructionen empfangen hat.«

Gustava von Kulpen hob scheinbar verwundert ihr rosiges Gesicht gegen den Onkel auf. »Also geheime Instructionen hast Du erlassen, lieber Onkel?« sagte sie lachend. »Giebt es denn etwas so Ernstes?«

»Was Männer thun, ist immer ernsthaft, mein Kind; nun aber, da ich Euch Alles gesagt, was ich selber weiß, dünkte ich, ginget Ihr zu Bett, denn Ihr werdet gewiß müde sein.«

»Nicht im Geringsten lieber Onkel, und wir bitten Dich sogar, Euch, noch ein Stündchen Gesellschaft leisten zu dürfen. Es ist bisweilen gut, wenn man länger als gewöhnlich aufbleibt, denn ohne unsre heutige Ausdauer zum Beispiel würden wir nichts von Eurem Unternehmen erfahren und dadurch nur eine unruhige Nacht gehabt haben, wie auch der Tag schon unruhig genug gewesen ist.«

Der alte Herr ergab sich; der lebenswürdigen Bittstellerin konnte man so leicht nichts abschlagen, und diese hatte, abgesehen von der gepflogenen Unterhaltung, ihre besondere Freude daran, die Mienen der verschiedenen Männer zu beobachten, deren bedeutsamen Ernst und die eigentliche Veranlassung dazu sie trotz aller Aufmerksamkeit doch nicht hinreichend ergründen konnte.

Carl Melms saß in seiner gewöhnlichen schweigsamen Weise und nur stets dem Redenden einen mehr oder minder billigenden Blick zuwerfend, da; an seinen Mienen hing Willibald Stillfried mit unablässiger Hingebung, wie

man es seit langer Zeit bei ihm zu beobachten wiederholt Gelegenheit gehabt.

Einen ganz anderen Anblick boten Alfred Brunst, Heinrich Markholm, und Gustav Steinau dar. Der Maler war überglücklich, das verrieth sich bei ihm weniger durch vieles und lautes Reden, als vielmehr durch ein stilles und nachdenkliches Sinnen, welches mit einem gleichsam inneren Lächeln abwechselte, wobei seine Augen einen Glanz ausstrahlten, als wollten sie Alles um ihn her vergolden. Er schien dabei die Minuten zu zählen und die Stunden zu berechnen, die ihn noch von seinem erwarteten Glücke fern hielten, und wenn er ja ein Bedauern empfand, so war es das, daß die Zeit unter manchen Verhältnissen weit langsamer verlief, als die Sehnsucht des menschlichen Herzens es verlangte. Gustav Steinau dagegen war gesprächiger als am ganzen Tage vorher und auch seine Miene verrieth eine geheime Zufriedenheit und Behaglichkeit, wie denn auch seine Augen mit leuchtender Innigkeit bald auf Gustava, bald auf Herrn von der Oehe hafteten, immer aber wieder mit staunender Verwunderung und Aufschluß begehend nach Alfred Brunst's Antlitz zurückkehrten, der mit verschlossener Miene da saß, nur bisweilen ein verstohlenes Lächeln um seine Lippen zucken ließ und bald dem Maler, bald Gustav Steinau einen ermuthigenden Blick zuwarf, wenn er sein Glas mit dem ihrigen zusammenstieß.

So war es beinahe Mitternacht geworden, als Metke hereinkam und dem Hausherrn einige Worte in's Ohr flüsterete.



»O, laß ihn herein,« rief Dieser, sobald er sie verstanden, »der Alte wird uns willkommen sein.«

Gleich darauf that sich die Thür weit auf und die vier-schrötige Gestalt des alten Schiffers Tode, vollständig zur Seefahrt aufgetakelt, schritt über die Schwelle. Als er die ganze Gesellschaft noch bei einander fand, nahm er seinen Hut in die rechte Hand, ging auf Herrn von der Oehe zu und sagte mit höflicher, aber bestimmter Miene:

»Nun, Herr von der Oehe, wird es bald Zeit sein, daß der Tanz losgeht. Der Wind will schlafen gehen und ich dünkte, in einer Stunde könnten die Boote, die nach Süden steuern sollen und den weitesten Weg haben, ihre Ankertaue lösen, wenn die Herren nichts dagegen haben, he?«

»Nach Süden?« wiederholte Herr von der Oehe und Aller Augen richteten sich dabei auf Carl Melms, der das Hauptboot, welches in dieser Richtung abging, befehligen sollte.

Carl Melms erhob sich sogleich und knöpfte seinen Rock zu, als wolle er sich schon fertig machen. Aber da sprang Alfred Brunst auf, trat auf ihn zu und sagte mit seiner an's Herz dringenden Stimme, wie er sie nur hören ließ, wenn er zu dem sanften Freunde sprach:

»Carling! Willst Du wirklich in das kleine Boot steigen und ziehst Du es nicht vor, zu mir auf den Kutter zu kommen, der nach Hiddens-öe bestimmt ist? Ich dünkte, Du thätest es; er hat eine hübsche Kajüte und Du kannst liegen, sitzen und dabei schlafen, wie es Dir beliebt.«

»Oho, Herr Brunst,« nahm der alte Tode das Wort, »das kann er in dem Langboote auch. Es ist groß genug dazu und ich habe schon für Herrn Melms eine Leinwandkoje aufrichten und mit Betten auspolstern lassen – wenn die Herren nichts dagegen haben.«

»Nein,« sagte Carl Melms, an seinen Freund sich wendend und dem Schiffer freundlich zunickend, »ich fahre in dem Langboot lieber als im Kutter und Einer von uns muß auf die Boote im Süden ein wachsames Auge richten. Es bleibt daher bei unsrer Verabredung. Also in einer Stunde meint Ihr, Tode?«

»Ja, Herr, so meine ich.«

»Nun, Ihr sollt nicht auf mich warten und ich will mich lieber gleich fertig machen.«

»Es hat keine Eile, Herr; ich werde Sie abrufen, wenn die Leute auf dem Platze sind.«

»Gut denn! Nun aber nehmt erst eine Herzstärkung, Alter, ehe Ihr geht,« sagte Herr von der Oehe und reichte dem Schiffer ein bis an den Rand gefülltes Glas mit dampfendem Punsche hin.

Er leerte es auf einen Zug, nickte dann dankend und stellte es wieder auf den Tisch.

Bald nach seinem Abgange empfahlen sich auch die Damen, nachdem sie von Allen Abschied genommen und dem bevorstehenden Unternehmen den besten Erfolg gewünscht hatten.

Während dies geschah, hatte Carl Melms sich vom Tisch zurückgezogen, war auf sein Zimmer gegangen, um

sich reisefertig zu machen, und hatte darauf auf dem Sopha Platz genommen, wo er alsbald einschlief, denn dem Schlaf gebot er zu jeder Zeit, er konnte ihn rufen, wenn er seiner benöthigt war.

In einer guten Stunde aber kam Tode wieder und meldete, daß es nun Zeit sei. Der Mond schein prächtig, es wehe ein herrlicher Segelwind, aber von einer Yacht sei noch keine Rede.

Man ging aus Carl Melms' Zimmer und weckte ihn. Er war auf der Stelle munter, nahm Hut und Fernglas, steckte seine Pistolen ein und so trat er unten in's Speisezimmer, wo die Anderen immer noch in munterer Unterhaltung beisammen saßen.

Carl Melms ging der Reihe nach herum und drückte Allen herzlich die Hand. Es lag in seinem Auge bei dieser einfachen Handlung ein eigenthümlicher Ausdruck von Rührung und Weichheit, als würde es ihm schwer, von dem traulichen Hause zu scheiden, aber dennoch beharrte er auf seinem Vorsatze, obgleich Alfred Brunst noch einmal versuchte, ihn von demselben abzubringen.

»Ich gehe,« sagte er fest, »und in wenigen Stunden werdet Ihr auch gehen. Ich habe eine Stunde geschlafen und fühle mich außerordentlich gestärkt. Nun wohl-an denn, ich will wünschen, daß ich Euch den Wolf in's Garn treibe und der Erste bin, der seine Raketen steigen oder einen rothen Wimpel flattern läßt. Habt also Acht auf mein Langboot, ich werde schon dafür sorgen, daß meine Jungen ihre Augen offen halten.«

»Trinkst Du noch ein Glas, Carling?« fragte Herr von der Oehe.

»Nein, alter Herr, ich habe genug; Tode wird es für mich thun. Und nun lebt wohl! Wenn wir uns wiedersehen, werden wir Freude haben! Adieu!«

Als er mit Tode und Willibald Stillfried, der ihn bis zum Strande begleitete, das Zimmer verlassen hatte, trat eine seltsame Stille darin ein. Es fiel Allen wie ein Stein auf's Herz, daß das längst ersehnte ernste Unternehmen, was doch kein Einziger von ihnen für gefährlich hielt, nun wirklich beginnen sollte. Alfred Brunst starrte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin, dann lächelte er hoffnungsvoll und: »nun wollen wir zu Bette gehen, bis auch wir geweckt werden!« rufend, stand er auf, drückte Allen die Hand und zog sich in sein Zimmer zurück, was die Uebrigen gleichfalls thaten, da Tode versprochen hatte, jedem Einzelnen das Zeichen zum Aufbruch zu geben, wenn seine Zeit gekommen wäre. –

Gegen fünf Uhr war er auch schon wieder am Hause, warf einen Stein gegen Alfred Brunst's Fenster und als dieser aufstand und fragte, was es gäbe, sagte er: »Herr Brunst, vier andere Boote sind auch schon nach verschiedenen Richtungen abgegangen. Der Tag ist heiter angebrochen und der Wind legt sich immer mehr. Nun können die Yachten bald kommen und es ist besser, daß Sie eher nach Hiddens-öe auslaufen als die Kerle ihre Nase in unser Fahrwasser stecken.«

»Also es ist für mich Zeit, Tode?«

»Ja, es ist Zeit, Herr!«

»Gut, ich komme.«

Er nahm die Sachen auf, die er zu gebrauchen glaubte, und folgte dem Schiffer nach dem Kutter, der sogleich seine Ufertaue löste und rasch aus dem Kanale hinausstach, seinen Cours in gerader Linie nach Hiddens-öe nehmend.

Nach einiger Zeit segelten auch die zwei letzten kleineren Boote ab, und als Herr von der Oehe und Gustav Steinau vollständig gerüstet und von Heinrich Markholm begleitet, nach dem Steinort gingen, um sich noch einmal umzuschauen, bevor sie selbst ihren Kutter betraten, sah man sämmtliche Boote schon weit in verschiedenen Richtungen treiben und anscheinend ihren alltäglichen Beschäftigungen nachgehen, wie es jeder Führer für rathsam hielt, um die etwaige Aufmerksamkeit der Fremden von ihrem eigentlichen Vorhaben abzuleiten.

Nach sieben Uhr Morgens betrat der alte Tode zum letzten Mal die Insel und fand die zurückgebliebenen Herren im Zimmer beim Kaffee sitzen. »Nun, Herr von der Oehe,« rief er in munterster Laune, »jetzt hat endlich auch *unsere* Stunde geschlagen. Sind Sie fertig?«

»Ja, ich bin fertig, Tode, und wir Alle sind es. Rufen Sie doch den Gensdarmen –«

»O, der ist schon an Bord und sein Spieß auch!«

»Nun, so trinken Sie eine Tasse Kaffee und dann wollen wir gehen.«

Als bald verließ Herr von der Oehe das Haus, wobei der Statthalter ihn noch bis zum Strande begleitete und seine letzten Befehle empfing. Heinrich Markholm und Willibald Stillfried aber gingen vor der Thür auf und ab

und erwarteten Gustav Steinau, der noch irgend etwas aus dem oberen Stockwerke zu holen hatte. Als er eben herunterkam und den Drücker der Hausthür schon in der Hand hielt, öffnete sich das Damenzimmer und Gustava von Kulpen streckte ihren blonden Kopf aus der Thürspalte.

»Herr Sternberg,« sagte sie, »nur um einen Augenblick bitte ich noch.«

Gustav Steinau trat rasch in das Zimmer und verbeugte sich, überaus glücklich gestimmt, vor der schönen Dame, die im Morgengewande noch viel reizender aussah als im steifen Staatskleide.

»Mein Onkel hat es so eilig,« sagte sie, »daß er uns vor seinem Abgange nicht einmal einen Morgengruß geboten, obgleich wir heute schon früh aufgestanden waren; ich bitte Sie daher, ihm unsere Grüße zu überbringen und den Wunsch hinzuzufügen, daß sein Vorhaben vom besten Gelingen gekrönt sein möge. Letzteres wünsche ich auch Ihnen: kehren Sie bald, gesund und froh mit dem Diebe der Oehe zurück!«

Gustav Steinau lächelte hoffnungsvoll und erwiderte auf diese freundlichen Wünsche einige dankende Worte.

»Auch hoffe ich,« fügte Gustava mit halb neckischem, halb ernstlichem Lächeln hinzu, »daß, wenn diese höchst wichtige Unternehmung vorüber ist, Ihre Zeit uns wieder etwas mehr gehören wird. Sie haben gewiß über das neue Bündniß mit Ihren Freunden gegen den Feind ganz das alte vergessen, welches Sie mit mir vorher geschlossen hatten –«

»O nein, mein Fräulein,« erwiderte Gustav Steinau rasch, indem ihm plötzlich ein kühner Gedanke durch den Kopf schoß, »ich habe dies schöne Bündniß nicht vergessen, das mich stets an eine so glückliche Stunde erinnert; ich habe sogar sofort danach gehandelt, und diese Haltung hat Frucht getragen. Heute Morgen schon habe ich einen Brief von dem Freunde empfangen, an den ich schrieb, und in demselben mancherlei Aufklärung über den Neffen des Herrn von der Oehe, Ihren Vetter, erhalten.«

Gustava's Wangen bedeckten sich mit einer warmen aus dem Herzen strömenden Röthe, die auch ihrem Auge eine außerordentliche Lebhaftigkeit verlieh. »O, wie leid thut es mir,« sagte sie, »daß Sie gezwungen sind, mit zu Schiffe zu gehen. – Nur ein Wort sagen Sie,« fügte sie rascher sprechend hinzu, da sie bemerkte, daß der junge Mann wiederholt nach dem Fenster blickte, als wolle er dadurch seine Eile andeuten, »nur ein Wort: bringt der Brief Gutes oder Schlimmes über den armen Vetter?«

Gustav Steinau lächelte auf eine fast schelmische Weise, was gar nicht in seiner Art lag. »Ich glaube,« erwiderte er, »oder vielmehr ich hoffe, daß Sie zufrieden sein werden; ich bin es wenigstens vollständig. Der junge Mann ist nicht allein gefunden, sondern er hat sich auch außerordentlich liebenswürdige und einflußreiche Freunde erworben, so daß schon daraus hervorgeht, daß er unmöglich so schlecht sein kann, wie Sie dachten.«

»O, ich habe das nie so recht gedacht. Aber Sie erfreuen mich ungemein mit Ihrer angenehmen Nachricht und

ich danke Ihnen im Voraus für Ihre Bemühungen. Kommen Sie bald wieder, damit ich meine Neugierde nicht zu lange zu zügeln brauche.«

Gustav Steinau verbeugte sich noch einmal und war dabei im Zweifel, ob er der befreundeten Dame die Hand zum Abschiede reichen dürfe oder nicht, wozu er selbst die größte Neigung verspürte; da kam sie ihm aber schon zuvor und indem sie ihm die ihrige darbot, sagte sie hold erröthend: »Mit Gott, zu Wasser und zu Lande – und nun grüßen Sie meinen Onkel!« –

Gustav Steinau trat etwas erhitzt aus dem Damenzimmer in's Freie, denn das letzte Gespräch, so kurz es gewesen, hatte sein Herz in lebhaftere Wallung versetzt. Die Freunde waren ihm schon weit nach dem Strande vorausgeeilt, daher lief er, um sie einzuholen, und so war ja die Röthe seiner Wangen dem lustigen Heinrich erklärt, der schon lange gemuthmaßt und sogar scherzhaft gegen Willibald geäußert hatte, daß Gustav weniger irgend einen vergessenen Gegenstand holen als einen zärtlichen Abschied von irgend einer menschlichen Seele nehmen zu müssen scheine.

Kurze Zeit, nachdem die drei Freunde zusammengetroffen, war man am Strande bei der Fährstelle angekommen, hatte einen kurzen Abschied von einander genommen und Herr von der Oehe war mit seinem Begleiter über das Wasser gesetzt, worauf Beide den Kutter des alten Tode bestiegen, der sogleich seine Segel entfaltete und bei halbem Nordwestwind rasch durch die noch immer heftig bewegte See nach Hiddens-öe hinüberhielt.



So lange die beiden zurückgebliebenen Freunde noch die Abreisenden an Bord erkennen konnten, standen sie am Strande und blickten ihnen, gute Verrichtung wünschend, nach; als aber die Ferne ihnen den Anblick derselben entzog, wandten sie sich langsam nach dem Herrenhause zurück, um auch an ihre Obliegenheiten und Pflichten daselbst zu denken.

Aber nicht sie allein, auch die übrigen auf der Insel Zurückgebliebenen fanden es daselbst sehr einsam, als sie an ihre gewöhnlichen Geschäfte gingen, mochten diese nun sein, welcher Art sie wollten. Jedermann war gewohnt, daß die Augen, wenn nicht Vieler, doch Einzelner auf ihrer Hände Arbeit oder ihr Thun und Lassen gerichtet waren, und nun erschien Niemand, der wenigstens durch einen freundlichen Blick seine Theilnahme verrathen hätte. Am meisten empfand dies, da Heinrich Markholm zu sehr in seine Gedanken über das ihm zunächst bevorstehende Glück, Alwining wiederzusehen, vertieft war, gleich am frühen Morgen unser stiller Willibald, so daß er, wenigstens so lange die Damen unsichtbar blieben, auf sich allein angewiesen blieb. So ging er denn, nachdem er eine Weile gearbeitet, nach dem Dornbusch hinaus, wo er sich zum Statthalter gesellte, der dort auf der Lauer stand und mit einem kleinen Fernglase die ungeheure Wasserfläche bestrich, die vor seinen Augen lag.

Als Willibald in seine Nähe kam, begrüßte ihn der alte Mann freundlich und sagte: »Nun, Herr Stillfried, sind wir also die einzige Besatzung der Insel. Ich denke, wir werden unsere Aufgabe mit Ehren lösen können,

das Schwerste haben doch die Herren auf den Booten da draußen zu thun. Sehen Sie 'mal da hinüber, da segelt jetzt unser gnädiger Herr just um die Ecke von Seehof herum und da werden die Schiffer wohl in irgend einem Winkel vor Anker gehen, um die Oehe von ihrem hohen Bord aus im Auge zu behalten. Na! sie können ein hübsch Weilchen warten, bis die Steinzanger kommen, und hoffentlich werden sie Unterhaltung oder Geduld genug haben, um sich die Langeweile zu vertreiben.«

»Sie glauben also, daß die Freibeuter sich sobald noch nicht blicken lassen werden?«

»Ei nein doch, sie können nur nicht, sonst wären sie vielleicht schon lange hier. Aber die Wellen sind ihnen noch zu mächtig, da können sie nicht ruhig vor Anker liegen und die großen Steine heben, die sie da vorn, zweihundert Schritte vom Lande, holen möchten. Auch ist der Wind noch immer nicht ruhig genug und vielleicht erst gegen Abend oder gar morgen früh dürften wir die Gesellschaft herein luggern sehen.«

»Wo sind denn die anderen Boote von der Oehe geblieben?«

»O, da sind sie alle, wie junge Seehunde über die ganze Wasserfläche zerstreut. Sehen Sie da drüben vor den Häusern auf Hiddens-öe – das ist Clemens' großer Kutter mit Herrn Brunst. Er ankert auch schon und die Herren sind meiner Meinung nach viel zu früh abgefahren. Und da drüben, ganz links weg, dicht vor dem Sandsleck – das ist Herr Melms mit seinem Langboot und da und

dort sehe ich auch zwei kleine Segel, die zu unsrer Flotte gehören.«

Willibald suchte ein Boot nach dem andern von den bezeichneten auf, aber er konnte sie nicht so leicht finden wie das geübte Auge des Inselbewohners. Nachdem er sich aber dennoch eine Weile vergebens damit bemüht hatte, glaubte der alte Vormäher ihm eine gewisse Ermüdung anzumerken und sagte in seiner gemüthlichen Weise: »Na, ein andermal sehen Sie mehr, heute haben Sie Ihre Augen genug angestrengt. Gehen Sie jetzt getrost in's Haus und zu Herrn Markholm, der da unten an der Fähre tiefsinnig auf- und abschreitet, ich werde schon aufpassen und sobald etwas Neues passirt, Sie Beide rufen.«

Willibald befolgte den Rath; Heinrich Markholm aber, dem er eine Parthie Schach vorschlug, hatte keine Lust, in einem Zimmer zu sitzen, und trieb sich lieber, mit seiner nächsten Zukunft beschäftigt, im Freien herum.

Auf diese Weise verflog der Morgen Allen nicht gerade überaus rasch und es ging gegen Mittag und die Damen hatten so eben Willibald Stillfried zu sich bescheiden lassen, als der Statthalter athemlos herbeigelaufen kam und schon in seinen aufgeregten Gesichtszügen die Kunde eines neuen Ereignisses herantrug.

»Meine Herrschaften,« rief er schon von Weitem, »o kommen Sie schnell! Die Yachten der Steinzanger sind da, so wahr Gott lebt, und Herr Brunst hat also doch Recht gehabt! Sie haben auf der Westküste von Ummanz

Anker geworfen und warten da ganz geduldig ruhiges Wasser ab.«

Beide Damen, von Willibald begleitet – wo Heinrich Markholm war, wußte Niemand im Hause – folgten dem voraneilenden Statthalter flüchtig nach dem Dornbusch. Die Sonne stand hell am blauen Himmel und beleuchtete mit ihrem freundlichsten Glanze die grünen Vorsprünge der niedrigen Küste von Ummanz, so daß man ziemlich deutlich selbst kleinere Gegenstände in so weiter Entfernung unterscheiden konnte. Dicht an der Küste nun, die der Statthalter bezeichnet, sah man zwei große Fahrzeuge, mit ihren Masten und reichlichem Takelwerk hoch über das Land wegragen. Die Segel hatten sie sämtlich geborgen, ein Beweis, daß sie ihren Rastort nicht auf kurze Zeit gewählt, und nun lagen sie ganz gemüthlich, wie zwei unschuldige Kauffahrer da, die blos auf günstigeren Wind warten, um ihren Pflichtcours fortzusetzen. Vielleicht auch beobachteten sie von dort auf die Oehe und die von derselben ausgegangenen Boote, deren gemeinschaftlichen Zweck und feindliche Absicht sie aber unmöglich ergründen konnten, da dieselben nach allen Richtungen auseinander gegangen waren und in keinem näheren Zusammenhange zu stehen schienen.

Das war nun Alles, was man vom Dornbusch aus wahrnehmen konnte, was den Damen eigentlich sehr wenig erschien, den Statthalter aber schon überaus befriedigte, der steif und fest behauptete, es seien die Steinzanger und nun werde die eingefädelt Geschichte bald losgehen.

Nachdem die Damen und Willibald eine halbe Stunde lang nach den Schiffen ausgeschaut und weiter nichts Neues hatten geschehen sehen, kehrten sie nach Hause zurück, um ihr Mittagsbrod einzunehmen, wobei auch Heinrich Markholm erschien, der aber sehr wortkarg blieb und mit Eile aß, als treibe ihn eine unaufhaltsame innere Hast. Daß dies auch der Fall war und daß den guten Maler eine sehr wichtige Ueberlegung beschäftigte, wird uns das nächste Kapitel lehren. Für jetzt bemerken wir nur, daß er sich nach Tische eiligst den Damen empfahl und sein Zimmer aufsuchte, um das Unternehmen, zu dem er von Alfred Brunst beordert war, noch einmal mit dem Gedanken in Einklang zu bringen, der ihn unaufhörlich seit dem Augenblicke beschäftigte, wo er die bei Ummanz ankernden Schiffe erblickt hatte.

Den ganzen Nachmittag über stand dagegen der Statthalter auf seinem Posten hinter dem Dornbusch und von Zeit zu Zeit besuchten ihn auch die anderen Inselbewohner. Während nun aber Alle ihre ganze Aufmerksamkeit auf die beiden Yachten richteten, die unbeweglich auf ihrem Ankerplatze liegen blieben, entging ihnen ein anderes Ereigniß, das sie gewiß ungleich mehr in Anspruch genommen haben würde, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten. Gegen Abend nämlich, als der Wind noch mehr schwieg und die Wellen allmählig kleiner wurden, hatte sich von einem Fischerhause an der der Oehe gerade gegenüber liegenden Küste von Ummanz ein flaches

kleines Segelboot losgelöst und, von zwei Männern geleitet, seine Fahrt längs der Nordküste von Ummanz fortgesetzt, sich so dicht am jenseitigen Ufer haltend, als die Untiefen des seichten Wassers es gestatteten. Da die Aufmerksamkeit des Statthalters aber weniger auf die ganze Ummanzer Küste als allein auf die Yachten gerichtet blieb, so war ihm dieses Boot entgangen, das im schnellsten Fluge, wie eine Möwe über das Wasser gleitend, gerade aus auf die Oehe lossegelte, wo die Scheunen des Herrenhofes lagen. Von Niemanden beachtet, hatte es beim Einbruch des Abends die Oehe erreicht und, an der Südostspitze hinter dichtem Weidengebüsch sich verbergend, war ein Mann an's Land gestiegen, der vorsichtig durch das Gestrüpp in der Richtung nach den Scheunen schlich und, da er keines Menschen ansichtig ward, der ihn in seinem geheimen Thun gestört hätte, ungehindert den Posten auf der Insel einnahm, den er sich zu seinen geheimnißvollen Zwecken auserkoren hatte.

#### ZWEITES KAPITEL. ALWINING'S HAND WIRD VERSAGT.

Wir haben schon angedeutet, daß der Maler seit dem Abgang der Boote von der Oehe in ein träumerisches Nachdenken versunken war und sich dabei fern von den Uebrigen hielt. Dazu mochte er allerdings wohl einigen Grund haben. Wie wir wissen, hatte er von seinem Beschützer Alfred Brunst den Auftrag erhalten, nach Möwenort abzufahren und Alwine Halling herbeizuholen, sobald er sehen würde, daß die Schaproder Boote sich in Bewegung setzten und der Oehe wieder näherten,

um daselbst die Steinzanger gefangen zu nehmen. Dieser Auftrag sollte natürlich pünktlich von ihm ausgeführt werden und seine ganze Seele schwoll vor Sehnsucht nach dem Augenblick, wo er zur That schreiten und dann in wenigen Stunden seine Geliebte sehen würde, die ihm so unerwartet entrissen worden war. Allein je öfter er dieses Glück in seiner Phantasie heraufbeschwor und je tiefer er sich in die Einzelheiten der Ausführung seines Vorhabens versenkte, um so zweifelhafter wurde er, ob der ihm ertheilte Auftrag auch in der erwarteten und Alfred Brunst's Absichten entsprechenden Weise ausgeführt werden könne. Wenn nun die Steinzanger erst in der Nacht sich gegen die Oehe in Bewegung setzten und die Boote von Schaprode ihnen folgten, wie sollte er Kenntniß davon erhalten und wie in einer so ungünstigen Stunde das ihm unbekannte Haus am Möwenort auffinden, in welchem Frau Halling mit Alwining augenblicklich wohnte? Sollte er, um seine Beobachtungen mit Erfolg fortzusetzen, die ganze Nacht im Freien zubringen und dann, wenn die Ergreifung der Diebe schnell gelang, Alfred Brunst auf seine Rückkehr vergeblich warten lassen? Denn auf alle Fälle brauchte er mindestens sechs Stunden zur Hin- und Rückfahrt, den Aufenthalt ungerechnet, der ihm auch in dem Hause bei den Frauen selbst begegnen konnte. War es daher nicht auf alle Fälle gerathener, schon früher nach Nonnewitz zu fahren, das am Strande gelegene einsame Haus in aller Gemüthlichkeit aufzusuchen und lange vor Einbruch der Nacht mit Alwining nach Schaprode zurückzukehren, wo sie sich ja

doch so lange im Krüge aufhalten sollte, bis sie gerufen werden würde?

Hatten diese Ueberlegungen den unruhigen Maler schon am Morgen des erwähnten Tages völlig in Anspruch genommen, so sollten sie ihn noch heftiger bedrängen, als der Statthalter auch ihm die Schiffe der Freibeuter an der Ummanzer Küste vor Anker liegend zeigte. Von jetzt an konnte der Wind jeden Augenblick sich legen und das eingeleitete Werk seinen Anfang nehmen und er war dann noch weit von der Erfüllung des Auftrages entfernt, nach dem sein Herz sich so unablässig sehnte. Der ganze Plan, den Alfred Brunst vor Augen hatte, konnte durch sein zu langes Ausbleiben, wenn nicht scheitern, doch sicherlich hinausgerückt werden und wer trug dann die Schuld davon? Nein, das sollte, das durfte nicht geschehen; lieber wollte er selbst etwas voreilig zu Werke gehen und den Auftrag früher ausführen, als ihm von dem umsichtigen Herrn von Grünthal angerathen war.

Als Heinrich Markholm erst so weit in seinen Ueberlegungen gekommen war, gab es keinen Halt mehr für ihn. Er rüstete sich daher so schnell wie möglich zur Abreise, ging zu den Damen und theilte ihnen hastig mit, daß nun auch für ihn die Stunde des Handelns geschlagen habe und daß er sie auf einige Zeit verlassen müsse.

Weder die Damen noch Willibald Stillfried waren über diese Mittheilung besonders erstaunt; sie wußten ja Alle bereits, daß der Maler einen Auftrag für seine eigene Person erhalten hatte, und so erfolgte nicht der geringste Widerspruch gegen sein Vorhaben. Heinrich Markholm



verabschiedete sich daher schnell von den Anwesenden und ging ohne Säumen zu Fritze Niklas, dem Kutscher, den er in seiner Kammer – es war ein Sonntag – schlafend fand.

»Fritze Niklas,« sagte er, »wie ich weiß, haben Sie schon den Befehl erhalten, mit mir eine kleine Reise anzutreten; spannen Sie also schnell an, die Stunde unserer Abfahrt ist gekommen. Sobald Sie fertig sind, fahren Sie vor den Krug in Schaprode, dort werde ich einsteigen und dann soll es rasch vorwärts gehen.«

»Ja, Herr, gleich – aber wohin denn?«

»Dahin, wohin Sie neulich Herrn Brunst gefahren haben.«

»Oho! Nach Nonnewitz?«

»So heißt der Ort, ja!«

»Das ist weit, Herr. Na, dann werde ich nur für gutes Futter sorgen, damit die Hengste tüchtig laufen – und ich soll ja wohl die neue Chaise nehmen, nicht wahr?«

»Ja, wenigstens einen halb bedeckten Wagen.«

Fritze Niklas machte sich bald an die Arbeit und in weniger als einer halben Stunde setzte er Pferde und Chaise auf der Fähre über den Meeresarm und fuhr vor den angedeuteten Krug, wohin ihm Heinrich Markholm schon vorangegangen war.

Dieser stand bereits vor der Thür und erwartete den Wagen. Er hatte bei dem ihm bekannten Wirth das beste Zimmer des Hauses in Beschlag genommen, ein gutes Abendessen bestellt und einen Gast angekündigt, der eigentlich auf der Oehe wohnen, aber die erste Nacht in

Schaprode zubringen solle, aus Gründen, die ihm Herr von der Oehe später selber angeben werde, falls er es nöthig finde.

»O, das kann er halten wie er will,« hatte der freundliche Wirth erwidert. »Wenn Herr von der Oehe durch Sie mir einen Gast ankündigen läßt, wer es auch sei, so ist es meine Pflicht, ihn wohl aufzunehmen. Und das werde ich nach Kräften thun.«

»Sehr gut, mein lieber Herr Wirth. Aber Herr von der Oehe wünscht auch, daß Niemand erfahren soll, bevor der Gast kommt, daß Sie einen solchen erwarten. Es soll Jemanden damit eine Ueberraschung bereitet werden, Sie dürften also gut thun, über meinen Auftrag zu schweigen.«

»Versteht sich, und es wird sich auch Niemand darum bekümmern, ich stehe Ihnen dafür. So neugierig sind hier die Leute nicht.«

Jetzt erst glaubte Heinrich Markholm seine Schuldigkeit vollständig erfüllt zu haben, und er stieg mit freudigem Herzen in den Wagen, ohne Ahnung, daß der Entschluß, den er jetzt auszuführen im Begriff stand, unter den obwaltenden, ihm natürlich unbekanntem Umständen einer der gescheidtesten war, den er in seinem Leben gefaßt und auf eigene Hand zu verwirklichen sich unterfangen hatte.

Es ging gegen Abend. Heinrich Markholm war nach einer raschen Fahrt schon längst in Nonnewitz angelangt und hatte sehr bald das Haus am Möwenort, worin der Steinhandel betrieben wurde, aufgefunden, als die Bewohner der Oehe, ohne im Geringsten zu ahnen, was ihnen vorstand, noch in aller Ruhe eine Stunde nach der andern verschwinden sahen. Der Statthalter, den ab und zu ein Knecht auf seinem Posten besuchte, hielt sich noch immer am Dornbusch auf und beobachtete unausgesetzt die Yachten, die sich nicht von der Stelle rührten. Die Boote, die er zum Theil mit bloßen Augen hatte erreichen können, so lange die Sonne hoch am Himmel stand, waren ihm in den Abendnebeln entrückt, die sich vor Aufgang des Mondes über die See breiteten, und zuletzt sogar hatte er die Mastspitze des großen Kutters aus dem Gesicht verloren, an dessen Bord sich sein Herr befand.

»Es wird wieder etwas kühl werden,« sagte sich der alte Statthalter, »und es wäre mir gar nicht unlieb, wenn dieses ewige Wachen recht bald ein Ende nähme. Hoffentlich bin ich heute zum letzten Mal hier und morgen haben wir den Kerl gegriffen, den der Teufel wie ein Rabenei in unsre stille Wirthschaft gelegt hat. Nun, die Herren werden es ihm eintränken, was stehlen und rauben heißt und ich, na, ich werde es ihm in's Gesicht sagen, was er für ein erbärmlicher Schurke ist. Aber mein Gott, was ist denn das da – warum laufen und rufen sie denn so sehr?«

Er hatte sich bei diesen Worten nach dem Gehöft herum gedreht und in der Ferne zwei ihm entgegenlaufende

Menschen wahrgenommen, von denen der eine aus Leibeskräften seinen Namen rief. Er schritt ihm schleunigst entgegen und bald hatte er Willibald Stillfried erkannt, der Fräulein von Kulpen und ihrer Cousine vorausgeeilt war, um ihm ein neues, sehr seltsames Ereigniß zu verkünden. Als der alte Vormäher hörte, was geschehen war, sperrte er Mund und Augen auf, denn er konnte anfänglich nicht glauben, was man ihm in größter Eile berichtete.

Hören wir nun, was diesen drei Personen am entgegengesetzten Ende der Insel begegnet war.

Als es gegen Abend ging, hatten die Damen den Aufenthalt in dem stillen Hause etwas langweilig gefunden und des guten Willibald's Unterhaltungen waren nicht im Stande gewesen, sie noch länger im Zimmer zu fesseln. Fräulein von Kulpen hatte daher einen Spaziergang in Vorschlag gebracht und sowohl ihre Gefährtin wie der Musicus setzten sich eiligst dazu in Stand.

Man war zuerst in den Garten gegangen, um von den vorhandenen Früchten irgend welche zu naschen, und von dort aus hatte man sich durch das kleine Gehölz gearbeitet, welches hinter dem Garten lag und bis an den Seearm reichte, der die Oehe von dem Schaproder Ufer trennt. Als man das Wasser erreicht, schlug Gustava einen Rundgang um die Insel vor und um einmal eine Abwechselung zu genießen, hatte sie den Weg nach den Weiden gewählt, von wo aus man, hinter den Scheunen über eine Wiese schreitend, wieder an den südlichen

Strand gelangte, der am Dornbusche endigte und sich dann in nordwestlicher Richtung nach dem Steinort zog.

Fräulein von Bassenitz hatte sich mit dem Musicus in ein Gespräch über die besten Opern der Welt eingelassen und ging in ihrem gewöhnlichen, überaus gemächlichen Schritte langsam unter den Weiden dahin. Gustava, die dies Kapitel schon so oft verhandeln gehört, daß es ihr ziemlich geläufig war und, vielleicht um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, die durch Gustav Steinau's Mittheilung, bevor er schied, einen neuen Anreiz erhalten, schritt rascher den beiden Andern voran, hie und da sich blickend, um eine Feldblume zu pflücken, wie es die Gewohnheit junger Damen ist, wenn sie über den Anger wandeln und die holden Pflanzen sich gleichsam bittend um ihre Füße schmiegen sehen.

So war sie fast bis an die letzte Weide gekommen, während ihre Begleiter noch weit zurück waren, und eben hatte sie das kleine Weidengebüsch erreicht, welches hier an einem vorspringenden Haken der Insel wuchert, als sie ein ungewohntes Geräusch in demselben zu vernehmen glaubte. An keine Gefahr denkend und in ihrem muthigen Sinn einer solchen Störung immer gern auf den Grund gehend, schritt sie dicht auf das Gebüsch zu und, vielleicht glaubend, daß ein Raubvogel dort seine Beute verzehre, schlug sie mit den Händen die Zweige auseinander, um einen Blick unter das üppige Laub zu werfen.

Aber da sollte sie eine unerwartete Ueberraschung erfahren. Kaum hatte sie mit den Händen die Weidenruthen gefaßt und aus einander gebogen, so tauchte ein

Mann aus dem Gebüsch auf, dessen wildes Gesicht und unheimlich funkelnde Augen, die dicht vor den ihrigen blitzten, ihr einen fast tödtlichen Schreck einflößten. Sie wollte schreien, aber sie vermochte es nicht, sie konnte sich nicht einmal bewegen oder den Kopf nach den Zurückgebliebenen wenden, so ganz und gar hatten sie ihre Kräfte verlassen und so überwältigt war sie von dem Anblick, der sich ihr bot.

Allein auch der Mann mit dem dunklen bärtigen Gesicht, der so plötzlich vor ihr stand, schien von dem Anblick, der ihm selbst zu Theil ward, überrascht, wenn nicht gar eben so erschrocken wie sie. Als er in das schöne Antlitz sah, welches ihm hier so unerwartet begegnete, hob er sich kerzengerade in die Höhe, bog den Kopf hintenüber und starrte mit einer Art schweigenden Entsetzens in die bleichen Züge, die unverwandt an den seinen hingen.

Einmal schien es, als ob seine Lippen sich bewegen und einen Namen aussprechen wollten, aber sie brachten nur einen unverständlichen gurgelnden Ton hervor; dann aber raffte er sich zusammen, drückte seinen Hut fest auf den Kopf und sprang, ohne sich länger aufzuhalten, tiefer in das Gebüsch hinein, erreichte den Strand, watete in's Wasser und kletterte in ein Boot, welches hier, vor jedem Späherblicke geborgen, erst vor wenigen Minuten angelegt hatte.

Nun erst kam Gustava mit ihrer Fassung auch die Sprache wieder. Sie lief den beiden Nachfolgenden entgegen

und erzählte mit lebhafter Angstgeberde, was ihr so eben begegnet war.

Willibald, von einem nie gefühlten Muthe gehoben, stürzte sich sogleich in das Gebüsch, als er aber eben den Strand erreichte, gewahrte er das Boot, in welchem zwei Männer saßen und mit kräftigen Ruderschlägen vom Lande abhielten, worauf sie die Segelschnur lösten und, vom frischen Winde begünstigt, rasch in südwestlicher Richtung nach Ummanz steuerten.

So geschah es, daß der Statthalter die drei Spaziergänger in hastigem Laufe nach dem Dornbusch kommen sah, wo sie ihn zu finden vermutheten, und ihm nun den Vorfall in aller Kürze erzählten.

Wie gesagt, der alte Statthalter sperrte Mund und Augen auf und schien erst gar nicht glauben zu wollen, was man ihm berichtete. Endlich aber faßte er sich und auf Willibald's Andeutung nach der See blickend, sah er das Boot selbst noch, kurz bevor es in dem dichten aufsteigenden Abendnebel verschwand.

»Und wie sah der Kerl aus?« fragte der Statthalter Fräulein von Kulpen.

Diese beschrieb das Gesicht ziemlich genau, was den Alten aber wieder so aus der Fassung brachte, daß er erst gar nicht zu Worten kommen konnte. »Also Sie haben *Ihn* gesehen, gnädiges Fräulein?« sagte er endlich, nachdem seine Lippen eine Weile vergeblich ein Wort zu bilden versucht hatten. »Und er ist noch immer da, der Halunke?«

»Wer denn? Wer ist es denn? Wer kann es wohl sein?« fragten die Damen und Willibald laut durch einander.

Der Statthalter hatte einen Augenblick der Ueberlegung, der ihm zur rechten Zeit kam. Er legte den Finger an die Nase, gab sich ein überaus wichtiges Ansehen und sagte dann, höchst bedächtig und vorsichtig im Kreise umherschauend:

»Wer das ist und wer es sein kann, meine Damen? Ja, wer sollte das sagen können, wenn er ihn nicht gesehen hat? Und ich habe ihn doch nicht gesehen! Aber wissen Sie, ich denke mir wenigstens, daß er einer der Steinzanger gewesen ist, dessen Yachten dort drüben liegen, und nun können Sie sich darauf verlassen, daß wir ihn nächstens hier dicht vor der Oehe haben werden, denn Herr Brunst hat ganz Recht gehabt, daß er diese Segel für die der Teufelskerle hielt.«

»Ich glaube es nun weniger, daß sie nächstens hierherkommen,« nahm Willibald das Wort; »sie haben sich entdeckt gesehen und werden nun wohl so bald wie möglich das Weite suchen.«

Der Statthalter lachte in seiner derben Weise laut auf. »Das Weite suchen?« rief er. »Diese Kerle und Spitzbuben? O, dann kennen Sie unsre Steinzanger sehr schlecht. Kommen sie doch am hellen lichten Tage, wo jeder Christenmensch sie sehen kann; aber sie wissen wohl, daß man ihnen auf dem Wasser nichts anhaben kann, und nur wenn sie wüßten, was wir wissen, daß acht schöne, tüchtig bemannte Boote da draußen auf sie lauern, erst



dann würden sie das Weite suchen und vielleicht für's Erste nicht wiederkommen. Nein, nein, geben Sie Acht. Sobald der Wind schlafen geht, sind sie da, ob es nun Nacht oder Tag ist, und wenn die Herren da draußen nur halb so gut aufpassen und ihre Pläne ausführen, wie sie sie geschmiedet, so werden Sie morgen das Vergnügen haben, den Burschen noch einmal auf der Oehe zu sehen, der Sie so erschreckt hat, doch in Banden und Ketten, will ich hoffen, sonst wünsche ich ihn lieber tausend Meilen weit von hier weg.«



Wenn auch den Damen auf der Oehe und Willibald Stillfried einstweilen verborgen blieb, wer der verdächtige Mann gewesen, der Fräulein von Kulpen in solchen Schrecken versetzt – wir haben keinen Grund, dem Leser zu verschweigen, wer er war, was er zu thun versucht, und wie und warum die Erscheinung Gustava's so heftig auf ihn eingewirkt hatte. Der schwarze Halling war in der That mit seinen beiden Yachten und einem Dutzend Helfershelfern gekommen, um den schon lange beschlossenen großen Raub an dem Eigenthum des Besitzers der Oehe auszuführen. Er wäre schon längst näher an die Insel herangerückt, wenn ihn das unruhige Wasser nicht davon zurückgehalten hätte, und jetzt lag er, ohne Ahnung, welche Vorkehrungen zu seinem Empfang getroffen, ruhig an der Ummanzer Küste vor Anker, auf günstigen Wind und Wellenschlag wartend und sich

dabei die Miene eines unschuldigen Handelsmanns gebend, der leider Gottes an einer unvortheilhaften Stelle liegen bleiben muß, weil ihm der Wind nicht den richtigen Cours einzuhalten gestattet.

Welche Gründe den unternehmenden Speculanten zur besonderen Brandschatzung des Oehe'schen Besitzthums bewogen, bleibe einstweilen noch dahingestellt, der Verlauf unsrer Erzählung wird den Schleier auch von diesem Geheimniß lüften; es genüge, zu bemerken, daß der unheimliche Groll, der Halling gegen die Bewohner der Insel und namentlich gegen den Herrn derselben verzehrte, mit der Zeit so gewachsen war, daß er ihn nicht länger in sich verbergen konnte, daß er ihn nach Außen hin ausschütten mußte, und so ging er, an keine äußere Gefahr, keinen Widerstand denkend, nur seinem blinden Hasse folgend, an das Werk, das er lange Jahre im Herzen getragen und nun endlich zu Ende zu bringen entschlossen war.

Daß Herr von der Oehe sich auch diesmal seinem Angriff nicht mit offener Gewalt widersetzen würde, glaubte er aus dessen früherem Verhalten schließen zu dürfen, und einem thätlichen Widerstand, wie er ihn von dem einzelnen Manne vielleicht erwarten konnte, hoffte er hinlänglich gewachsen zu sein. Höchstens könnte er seinen Schiffen und seinen Segeln, dachte er, einige Kugeln zuschicken, eines solchen Verfahrens hielt er den stolzen Edelmann für fähig, aber was verschlagen dem frechen Räuber ein paar Kugeln, die höchstens ein Loch in seine Leinwand rissen, wenn er nur die schönen Steine

aus dem Grunde des Wassers und vom Strande holte und dadurch, wie er sehr wohl wußte, der Insel selber einen empfindlichen Abbruch that.

Eben so geringen Respect, wie vor Herrn von der Oehe und seinen Knechten, hatte der schwarze Halling auch vor den Gesetzen. Ihm war nur zu wohl bekannt, wie schwach seit langen Jahren die Behörden gegen die Steinzanger aufgetreten waren, und von dem ernstesten Versuch des Besitzers der Insel, diese Behörden gegen den frechen Diebstahl aufzuregen, besaß er eben so wenig Kunde wie davon, daß man bereits angefangen, Herrn von der Oehe's energischen Vorstellungen Gehör zu schenken, indem man ihm in der Person des Gensdarmen aus Gingst eine amtliche Hülfe gesendet hatte.

So glaubte Halling auch in Betreff seines diesmaligen Angriffs ganz ohne Sorge bleiben zu können und er rückte mit einem Eifer und einer Macht in's Feld, wie er sie gegen den alten Edelmann bisher noch nie aufzubieten im Stande gewesen.

Allein es war dem kühnen Freibeuter nicht blos um den leichten Erwerb jener Steine zu thun, er glaubte das Recht zu haben, den Besitzer der abgelegenen Insel noch auf andere Weise für früher gegen ihn begangene Thaten zu züchtigen, und so hatte er es schon oft mit Erfolg versucht, demselben zu schaden, wobei Herr von der Oehe es nur äußeren unberechenbaren Zufällen zu danken hatte, daß ihm nicht größerer Nachtheil als bisher daraus erwachsen war.

So standen die Sachen, als Halling mit seinen Yachten die Ummanzer Küste anlief, und er wartete in der That nur auf den günstigen Augenblick, um sein wohlberechnetes Bubenstück ausführen zu können. Allein da er ganz gegen seinen Wunsch vielleicht viele Stunden zur Unthätigkeit verurtheilt war, so wollte er die Zeit nicht ganz ungenützt verstreichen lassen und einmal persönlich sich nach der Oehe begeben, um die Verhältnisse daselbst zu prüfen und, falls die Gelegenheit günstig wäre, noch einmal an den wohlgefüllten Scheunen eine Brandstiftung zu versuchen.

Der Tag, den er zu diesem Unternehmen gewählt, versprach demselben ziemlich förderlich zu sein. Es war, wie schon gesagt, zufällig ein Sonntag, und an diesem Tage, wußte er, pflegten die meisten Knechte und Mägde der Insel das Festland von Rügen zu besuchen, um sich in irgend einer Schänke oder bei ihren Bekannten einen guten Tag zu machen. Ueberdieß wählte er die Abendzeit zu seiner Kundschaftsfahrt, und wenn er in seinem Vorhaben durch die unerwartete Anwesenheit eines Knechtes oder einer Magd gestört werden sollte, wollte er warten, bis die Nacht einbrach, um unter ihrem Schutze sein Verbrechen ausführen und ungesehen wieder nach den Yachten zurückkehren zu können, mit denen er dann bald darauf sein zweites Werk am Steinort zu beginnen gedachte.

Zu diesem Behufe begab er sich mit einem Spießgesellen, dessen er sicher zu sein glaubte, von seiner Ankerstelle zu Lande nach der Nordküste von Ummanz, von

wo er die Oehe überwachen und leicht in einem geliebten Boote dahin übersetzen konnte. Das Commando über die Yachten während seiner Abwesenheit hatte er seinem Steuermann Janssen übergeben, einem ehemaligen, aus der dänischen Marine ausgestoßenen Matrosen, der ganz seiner würdig war, schon seit Jahren mit ihm gemeinschaftliche Unternehmungen zu See und Land betrieb und in der letzten Zeit, wie wir bereits auf Jasmund erfahren haben, die größte Mühe aufwendete, sich noch auf eine innigere Weise mit Halling zu verbinden, da er Alwining für dessen wirkliche Tochter hielt. In welcher Beziehung Halling selbst zur Oehe stand, wußte dieser Steuermann nicht und bekümmerte sich auch wenig darum; ihm kam es nur auf einen möglichst großen Verdienst an und so lange Halling redlich mit ihm theilte, war es ihm gleich, zu welcher Unthat er ihm seine Hülfe lieh.

In den letzten Tagen jedoch war der Steuermann in Bezug auf seine Herzenswünsche etwas dringender als früher geworden und hatte sogar einige Drohungen fallen lassen, falls Halling seinen Versprechungen nicht baldigst nachkommen werde. Halling liebte dergleichen Drohungen von thatkräftigen und entschlossenen Männern nicht und so hatte er ihm die Hand seiner Tochter verheißen, sobald der bei der Oehe eingeleitete Strauß glücklich ausgefochten sei. Hierauf war Janssen willig eingegangen und wartete nun mit Ungeduld auf den Eintritt des günstigen Wetters, um die Hebung der Steine vor der Oehe beginnen zu können, ganz ohne Ahnung, daß durch

den Ausflug, den Halling am Sonntag Nachmittag nach der Insel unternahm, sein heißes Verlangen nach der Hand des schönen Mädchens viel eher befriedigt werden sollte, als er den Umständen nach in diesem Augenblick hoffen konnte.

Wie Halling nun nach der Oehe kam, wissen wir und eben so, wie er dort gerade an einer Stelle, die sonst so wenig von den Bewohnern der Insel betreten wurde, Fräulein von Kulpen begegnete. Die Wirkung aber, die der Anblick dieser Dame auf ihn hervorbrachte, kennen wir noch nicht, und darum müssen wir zu dem Augenblick zurückkehren, wo diese von beiden Seiten unerwartete Begegnung stattfand.

Wäre dem schwarzen Halling ein anderer Mensch in jenem Weidengebüsch entgegengetreten, so würde er sich äußerst wenig darum bekümmert haben, denn auf dergleichen Hindernisse war ein Mensch wie er jederzeit gefaßt. Ja, wäre ihm Herr von der Oehe selber in den Weg gerathen, er hätte vielleicht gestutzt und dann, falls er ihn erkannt, vielleicht zu seinem Messer gegriffen, um mit einem kräftigen Stoße seinem wüthenden Hasse für ewige Zeiten Genüge zu thun. Die Begegnung mit Gustava aber brachte ihn dergestalt außer Fassung, daß er seinen Kopf verlor und an nichts als an eiligste Flucht dachte.

Denn dieses schöne Gesicht, das ihn so verwundert, ernst und stolz angeschaut, erinnerte ihn nicht nur, sondern versetzte ihn augenblicklich im Geiste an die Seite Alwining's, die ihn auch schon oft so stolz, gebieterisch und widerstrebend angeblickt hatte. Im ersten Augenblick glaubte er sie selber vor sich zu sehen und der Name, der unwillkürlich auf seine Lippe drang, war Alwining's Name. Denn eine solche unverkennbare, schlagende Aehnlichkeit, wie die zwischen den beiden Mädchen, war ihm noch nie vorgekommen und gerade in dieser Aehnlichkeit schien ihm eine Gefahr für seine Entdeckung und Entlarvung zu lauern, die zehnfach größer und ernstlicher war als alle Gefahren, die er in seinem ganzen abenteuernden Leben bestanden hatte.

Darum also floh er, aber auch darum faßte er einen Entschluß, den er augenblicklich ausführte, sobald er zienlich spät auf seiner Yacht eintraf und an Bord Alles in bester Ordnung fand.

Kaum hatte er das Deck seines Schiffes betreten, so gab er Janssen durch einen Pfiff mit einer Pfeife das Zeichen, daß er ihn sprechen wolle. Der Commandeur der Petronella gehorchte und wenige Minuten später legte seine Jolle am Fallreep des Simeon an. Als er nun aber bald darauf in Halling's Kajüte trat, war er verwundert, den sonst so lauten und unruhigen Mann ungemein still auf einer Bank sitzend zu finden, mit einem Gesicht, als wäre ihm ein unheildrohendes Gespenst erschienen.

»Guten Abend, Halling,« begann Janssen das Gespräch; »nun, schon zurück und Alles in Ordnung befunden – nichts ausgerichtet?«

Halling stierte dem Redenden eine Weile sprachlos in's Gesicht, dann nahm seine verstörte Miene allmähig den gewöhnlichen Ausdruck gemeiner List an, der ihm so natürlich war, und er versetzte, obwohl mit einiger Mühe: »Ja, Janssen, ich bin wieder da; ich habe Alles in Ordnung gefunden und denke recht bald – recht viel auszurichten.«

»Nun, das freut mich; aber was giebt es denn Neues, denn darum habt Ihr mich doch gewiß nicht hergerufen?«

»Neues – hm! Neues nun wohl eben nicht, aber ich habe unterwegs einen Gedanken gehabt, der mich wurmt, Janssen.«

»Das sehe ich – was ist es denn?«

»Es betrifft meine Tochter, Janssen.«

»Hoho!« rief dieser, den schon wieder das Mißtrauen befiel, Halling wolle ihm abermals einen Aufschub seiner Verbindung ankündigen, dem er sich diesmal offen zu widersetzen geneigt war. »Was ist, es denn mit ihr?« fragte er grimmig lauernd.

»Als ich so eben über das Wasser glitt,« fuhr Halling mit einer erzwungenen treuherzigen Miene fort, »fiel mir mit einem Male das Mädchen ein. Sie ist in den letzten Tagen sehr widerspenstig gewesen und hat mir sogar gedroht, sie wolle mein Haus verlassen.«



»Was!« rief der wilde Janssen, in Zorn auflodernd, »das habt Ihr mir nicht früher gesagt?«

»Ach, Mann, daran habe ich sehr wenig gedacht, denn Unsereins hat mehr zu thun, als an das Gewäsch einer dummen Dirne zu denken. Es ist mir nur unterwegs eingefallen, sage ich, und daß ich es ehrlich mit Euch meine, seht Ihr ja daraus, daß ich es Euch jetzt sage.«

»Aber warum sagt Ihr mir das jetzt, wenn nicht, um mir eine neue Sorge zu erwecken?«

»Nein, gerade das Gegentheil habe ich im Sinne. Ich habe es mir überlegt und gefunden, daß es am Ende besser wäre, Ihr ginget in meiner Abwesenheit in mein Haus, nähmet die Alwining mit Euch und segeltet mit ihr nach Jütland hinüber, wo wir unsere Mühle haben. Da sucht sie kein Mensch, von da entläuft sie Euch nicht und am wenigsten weiß sie da der Grünschnabel zu finden, der ihr, wie ich Euch sagte, im Kieler Grunde den Hof gemacht, weshalb ich sie auch bei Nacht und Nebel nach Möwenort brachte.«

Des Steuermanns wildes Auge blitzte unheimlich vor Lust und Freude auf, als er dies hörte, aber immer noch traute er seinem Genossen nicht recht und vermuthete irgend eine Hinterlist in dem vernommenen Vorschlage.

»Wollt Ihr mir das Versprechen schriftlich gehen,« sagte er plötzlich mit grinsender Miene, »daß ich die Alwining mit Eurer Erlaubniß heirathen kann, wenn ich sie mir selber vom Möwenort abhole?«

Halling besann sich keinen Augenblick. »Ja,« sagte er, einen tiefen Seufzer ausstoßend, »das will ich.«

Jetzt frohlockte Janssen und er glaubte nun an Hal-ling's Aufrichtigkeit. Rasch zog er aus dem Wandschrank in der Kajüte ein Schreibzeug und ein Blatt Papier hervor und schob es, ohne ein Wort weiter zu verlieren, seinem Meister und nun baldigen Schwiegervater hin.

Dieser war nie ein großer Schreibkünstler gewesen und hatte sich erst in späteren Jahren mit der Erlernung der ihm so nothwendigen Kunst beschäftigt. Er schrieb daher auch jetzt nur äußerst langsam seine Einwilligung nieder, setzte seinen Namen darunter und händigte dann das Papier dem Steuermanne ein.

Dieser las es bedächtig, lachte dann überlaut und reichte dem Spießgesellen die Hand.

Fünf Minuten später war er an Bord der Petronella, ließ die Anker lichten und segelte bei günstigem Nord-westwinde südwärts, um unterhalb Hiddens-öe die offene See zu gelangen, da er hier im großen Wasser besser gegen den conträren Wind ankreuzen konnte, als im engeren Fahrwasser zwischen den vielen Inselküsten.

Carl Melms und seine Gefährten auf den verschiedenen Booten, die südlich und westlich von den Yachten lagen, sahen im hellen Mondschein sehr wohl die eine Yacht an ihrem Ankerplatze vorüber den Gellenstrom hinaussteuern, aber dagegen konnten sie nichts haben, da dieselbe ja vielleicht gar kein Attentat auf die Oehe beabsichtigt hatte. Mit um so größerer Wachsamkeit aber richteten sie ihre Blicke auf das zurückgebliebene Schiff, und da auch sie die allmälige Abnahme des Windes spürten, konnten sie sich mit um so gewisserer Hoffnung der

Aussicht hingeben, daß sie, wenn das bei Ummanz vor Anker liegende Schiff wirklich die Freibeuterei an der Oehe bezweckte, nicht lange mehr auf den Beginn der ersehnten Handlung zu warten haben würden.

### DRITTES KAPITEL. AM BORD DES TODE'SCHEN KUTTERS.

Begeben wir uns nun selbst an Bord des Kutters, der Herrn von der Oehe, Gustav Steinau und den Polizeibeamten beherbergte, und sehen wir von ihm auf die nun auf der See sich entwickelnden Vorgänge mit an, die in dem Schicksal so vieler uns lieb gewordenen Personen eine so wichtige Entscheidung herbeiführen sollten.

Der Name ›Kutter‹ war für das erwähnte Fahrzeug nur ein Ehrenname; im Grunde war es nichts als ein sehr großes Boot mit Halbdeck und der Takelage eines Kutters, wie man es in jenen Gegenden zur Küstenschiffahrt, zum Transport von Handelsgütern und zum Postdienst nach den umliegenden größeren Städten noch jetzt benutzt. Es war fast ganz neu, scharf und fest gebaut und mit einer reichlichen Menge Segelwerk versehen, so daß es sich vorzüglich eignete, sehr dicht beim Winde zu liegen. An seinem Mast befand sich ein großes Gieksegel, über welchem an einer kleinen Stange noch ein Topsegel angebracht war, dessen Raa gegen ihr eines Ende hin am Mast hing. Vorn am starken Buge trug es eine Stagfock und einen Klüver. Der ganze Schiffskörper war ziemlich

lang, lag hinten mit dem Spiegel tief im Wasser und hatte vorn statt der Galjon einen gerade aufsteigenden Vorsteven, welcher die Fluth rasch wie ein Delphin durchschnitt. Unter dem kleinen Deck am Hintertheil lag eine ziemlich geräumige Kajüte, rings mit einer Art breiter Kanapees umgeben, die in sehr einladende Betten verwandelt werden konnten und zwischen denen in der Mitte ein Tisch stand, dessen Füße fest in den Boden eingefügt waren. Allerdings war dieser kleine Raum, der etwa zwölf Menschen bequem beherbergen konnte, mehr zum Sitzen und Liegen als zum Stehen eingerichtet, denn schon kleine Leute stießen, wenn sie aufrecht standen, mit dem Kopf beinahe an die Deckbalken. Auch am Vordertheil befand sich ein, aber viel kleinerer Kajütenraum für die Schiffsmannschaft, der ganze zwischen beiden liegende Hauptraum dagegen war unbedeckt und diente zur Aufnahme der Frachtgüter; nur rings an der obersten Wandung des Schiffs lief eine zwei Fuß breite Laufplanke herum, an welcher das Tauwerk und die Wanten befestigt waren, die nach dem Maste hinaufstiegen.

Bei der Abfahrt von Schapode hatten Herr von der Oehe und Gustav Steinau das Deck über der Hinterkajüte eingenommen, auf dem auch der Steuermann seinen Platz hatte, der bei dieser Expedition kein Anderer als der alte Tode selber war; auf dem Vorderdeck dagegen und bei einem jungen Maaten, der die Klüver und Focksegel dirigierte, hielt sich der Gensdarm auf, der jedoch, um nicht etwa zu früh aus der Ferne erkannt zu werden, über seine Uniform einen weiten Schifferkittel gezogen hatte

und statt seiner Dienstmütze einen alten Lederhut trug. Die übrige Bemannung bestand diesmal aus sechs jungen und rüstigen Schiffern, die vor Jubel überflossen, Theil an dem Streifzuge nehmen zu dürfen, der ihrer Abenteuerlust eine so reiche Ausbeute versprach.

Proviand war in genügender Fülle und in verschiedenartigster Auswahl an Bord, dafür hatte nicht allein Herr von der Oehe, sondern auch der alte Tode gesorgt, der, als wohlhabender Mann einem Vergnügen, wie das bevorstehende war, schon ein kleines Opfer bringen konnte.

Da der Wind bei der Abfahrt aber auf der See noch ziemlich heftig blies, der Kutter tief auf einer Seite lag und die Spritzwellen unsanft über das kleine Deck spülten, sobald man in's offene Wasser hinausgerückt war, so begaben sich Herr von der Oehe und Gustav Steinau bald in die Kajüte hinab, wo sie sich, in den ersten Stunden, der Unterhaltung über die bevorstehende Unternehmung hingaben, die ja reichlichen Stoff, namentlich für den alten Herrn bot, der, voll übersprudelnden Muthes, heiterer denn je war und vor Ungeduld brannte, an den Feind zu kommen, der ihm nun nicht mehr entgehen zu können schien.

Als sie bei der ersten Kreuzung, die sie beinahe bis Hiddens-öe hinüberführte, ziemlich weit in See hinausgekommen waren, sahen sie weiter südlich dicht am Strande von Hiddens-öe Clemens' Kutter mit Alfred Brunst ruhig auf- und ablaviren, bis derselbe seine Anker

auswarf und ein Boot an's Land schickte, als ob seine Bemannung daselbst Geschäfte zu verrichten hätte. Von den kleineren Booten sahen sie ebenfalls einige ganz tief im Süden segeln und der alte Tode war ganz glücklich darüber, als er wahrnahm, wie genau der von Herrn Brunst entworfene Plan von seinen Jungen, wie er die Schaproduer Schiffer nannte, befolgt wurde.

Bald nach Tische aber sollte die Bemannung des Kutters eine neue Freude erleben, denn man sah ganz deutlich die beiden feindlichen Yachten den Gellenstrom heraufkreuzen und schließlich am Ummanzer Ufer vor Anker gehen. Der alte Tode schwur darauf, daß es die am vergangenen Tage von Hiddens-öe aus gesehenen Schiffe wären, und vermaß sich hoch und theuer, er allein wolle sie beide nach einander entern, wenn sie nur Stand hielten, denn mit zehn Mann an Bord, wie er sie diesmal habe, lasse sich eine artige Seeschlacht liefern.

Der alte Herr von der Oehe lachte mit dem ganzen Gesicht, als er diese Rede vernahm, ging trotz des Spritzwassers wiederholt nach der Steuerbank hinauf und durchforschte mit seinem Tubus jeden Winkel des Landes und der See, worauf er jedesmal noch heiterer wieder zu seinem Gefährten in die Kajüte hinabstieg, der ganz im Gegensatz von ihm an diesem Tage ungemein wortkarg war und, wie es fast schien, dem ganzen Unternehmen mit keinem zu großen Entzücken entgegensah, wenigstens legte ihm Herr von der Oehe sein stilles Gebahren auf die Weise aus, da er nicht begreifen konnte,

welche Sorge den sonst so heiteren Mann augenblicklich heimsuchen könne.

Gegen Mittag endlich hatte der Kutter nach langem Hin- und Herkreuzen die Stelle bei Seehof erreicht, wo man ihn vor Anker legen wollte, und da der Wind ziemlich stetig blieb und die Yachten am späteren Nachmittag durchaus keine Miene machten, ihren Ankerplatz vor Ummanz zu verlassen, was man auch auf dem Kutter für eine ganz vergebliche Mühe hielt, so ließen sich Herr von der Oehe und Gustav Steinau an's Land setzen, um einen kleinen Spaziergang anzutreten, wobei sie jedoch stets beflissen waren, die Mastspitze des Kutters im Auge zu behalten, der ihnen durch Aufhissung eines blauen Wimpels ein Signal geben sollte, wenn etwa ein neues Ereigniß von Süden her sich zutragen sollte.

Jenseit der kleinen Landzunge, an deren Südspitze Seehof liegt, war Gustav Steinau noch nie vorher gewesen, und als er jetzt am Strande der Rassower Bucht stand und sein Auge nordwärts richtete, hatte er einen herrlichen Anblick vor sich, den die hell strahlende Sonne, mit ihrem schimmernden Lichte, und der blaue Himmel, der sich wolkenlos über See und Land wölbte, noch reizender machte.

Dicht vor sich hatten die Männer den seltsamen Streifen flachen Landes, die Buge, welcher sich von Wittow aus wie das Ende eines dünnen flatternden Schleiers weit herab in die See erstreckt; darüber hinaus wogte die unendliche See mit ihren noch immer schäumenden Wasserbergen. Am Ende der Buge begann die Nordküste von

Wittow sich langsam zu heben und nach Möwenort anzu-  
steigen, wohin nun Freund Heinrich Markholm bald sich  
auf den Weg machen sollte, wie er Gustav Steinau selber  
vertraut, ohne ihn jedoch den eigentlichen Zweck seines  
geheimen Auftrags ahnen zu lassen.

Den schönsten Anblick aber bot ohne Zweifel der ge-  
waltige Felsen von Hiddens-öe dar, der seinen schroffen  
Scheitel kühn und stolz über die Wogen erhob und sei-  
nen Dornbusch den Fluthen der Ostsee zeigte, als wolle  
er sie damit warnen, seinem klippenreichen Grunde zu  
nahe zu kommen.

Dunkelblau schimmerten die Umrisse dieser Bergkup-  
pen herüber und im grünen Waldesdunkel tauchte der  
Hof Kloster mit dem Dorfe Grieben aus, ein idyllisches  
Bild darbietend, wie es kaum ein schöneres auf der gan-  
zen Insel Rügen giebt.

Nachdem die beiden Männer sich genügende Bewe-  
gung gemacht und ihre Augen an der schönen Scenerie  
gesättigt hatten, schlugen sie gegen Abend ihren Weg  
langsam nach dem Kutter ein, den sie ruhig auf seinem  
Ankerplatze liegend fanden, da die Wellen der See, von  
der Landzunge gebrochen, hier viel sanfter als an ande-  
ren Stellen wogten.

Da der Abend ziemlich warm zu bleiben versprach und  
der Kutter im Schutz der Küste lag, auch der volle Mond  
ein neues entzückendes Schauspiel verhieß, so schlug  
Herr von der Oehe vor, das Abendbrod auf dem Deck ein-  
zunehmen, wozu er den alten Tode, dessen Sohn und den  
Gensdarmen einlud.



War der Abend schon schön und einladend gewesen, so versprach die Nacht noch viel schöner und einladender zu werden, und wenigstens der erste Theil derselben blieb nicht hinter der Erwartung zurück, die man von ihr hegen konnte. Der Mond war in seiner vollen Pracht am Himmel emporgestiegen, vergoldete nun die tanzenden Wellen und ihren glitzernden Schaum und ließ die fernen blaugrauen Landstrecken, auf die sich eine halbdurchsichtige Nebelschicht gesenkt, in magischer Beleuchtung erscheinen. Der Wind, fast ganz nach Westen herumgegangen, wühlte nicht mehr die Wogen auf, sondern schien mit ihnen zu spielen und sie zur nächtlichen Ruhe mehr und mehr einzuladen. Das Wasser brauste und toste nicht mehr, nur ein lebhaftes Rauschen ließ sich noch in der Ferne vernehmen und dabei war die Luft so erträglich frisch, daß man mit Hülfe eines warmen Rockes behaglich im Freien sitzen und die sich darbietenden Genüsse mit Wohlbehagen einschlürfen konnte.

Während Herr von der Oehe und seine Gäste mit Appetit speisten und tranken, dabei die vorliegenden Verhältnisse mit steigender Lebhaftigkeit besprachen, gab sich Gustav Steinau ganz und gar den Strömungen seiner übervollen Seele hin. Von Jugend auf zur poetischen Gestaltung der vor seinen Augen auf- und abfluthenden reellen Ereignisse geneigt, überließ er sich auch in diesen Stunden seiner verwaltenden Neigung und war bald so tief in die geheime Arbeit seiner Seele versenkt, daß er kaum wahrnahm, was in seiner nächsten Nähe verhandelt wurde. Wenn die Seele des Menschen aber einmal

erst sich in die Wirrnisse des menschlichen Lebens verloren hat, reißt sie sich nicht so bald wieder von ihnen los; immer stiefer verstricken sie die Räthsel des Daseins, immer weiter thut sich das geheimnißvolle Meer der Ahnungen und halbbewußter Gefühle auf und zuletzt, wenn sie die erstrebte Klarheit nicht erreichen kann oder das magische Dunkel, das sie umgiebt, durch kein Licht erhellen sieht, erfaßt sie eine stille Traurigkeit, die sich durch brütendes Schweigen und melancholische Mienen verräth und die Blicke der sie umgehenden Menschen staunend auf denselben haften läßt.

Gustav Steinau war so ganz und gar in die geheime Betrachtung seiner seltsamen Lage und der Verhältnisse, die ihn in die gegenwärtige Stunde geführt, versunken, daß er nicht bemerkte, wie ihn Herr von der Oehe immer aufmerksamer betrachtete und zuletzt sogar den Kopf schüttelte, da er nicht begreifen konnte, warum dieser junge Mann so trübe und schweigsam dasaß, wo ihm selbst doch so viel Grund zur Heiterkeit vorzuliegen schien. Er hätte ihm sicher auch seine Meinung darüber mitgetheilt, wenn die anderen Männer nicht gegenwärtig gewesen wären und ihn zuletzt eine Müdigkeit überrascht hätte, deren sich zu erwehren er kaum im Stande war.

Als er endlich wiederholt zu gähnen anfing, legte sich der alte Tode in's Mittel. »Herr von der Oehe,« sagte er, »ich glaube, es ist Zeit, daß Sie schlafen gehen. Es ist lange elf Uhr vorbei und Sie haben also beinahe fünf Stunden Zeit, den Kopf auf das Kissen zu legen. Machen Sie, daß Sie in die Kajüte kommen, ich habe längst Alles

in Bereitschaft setzen lassen. Sie haben schon die vorige Nacht durchwacht und bedürfen der Ruhe. Ich und mein Sohn, wir werden in der Wache abwechseln und Sie können versichert sein, daß uns kein Signal entgehen soll, was man uns von irgend einer Seite her geben könnte. Gegen Morgen, wenn Alles ruhig bleibt, wecke ich Sie und dann werden wir ja sehen, welche neue Melodie uns Wind und Wellen aufspielen.«

»Ihr habt Recht, Alter,« erwiderte Herr von der Oehe. »Kommen Sie, Sternberg, Sie scheinen auch schon halb zu träumen.«

Beide stiegen nun in die Kajüte hinab, wo man die von der Oehe mitgenommenen Betten über die ledernen Polster ausgebreitet hatte. Eine Laterne brannte auf dem Tische und der enge Raum sah in seiner jetzigen Verfassung so gemüthlich und einladend aus, wie er überhaupt aussehen konnte. Ohne noch viele Worte zu machen und bloß seinen Rock abwerfend, legte sich Herr von der Oehe nieder und Gustav Steinau folgte ihm so rasch dabei nach, daß er fast zugleich mit ihm in einen erquickenden Schlaf sank, da auch er leidlich ermüdet war.

Sie mochten etwa vier Stunden ohne Störung geschlafen haben, als Herr von der Oehe Lärm über seinem Kopfe zu hören glaubte. Er stand leise auf, warf seinen Rock über und stieg die kleine Leitertreppe nach dem Deck der Kajüte hinauf.

Eben brachen die ersten Lichtstrahlen am östlichen Horizont hervor und schossen in rosigen Garben weit über das Land und die See hin. Es war kühl und frisch

und Herr von der Oehe schauerte wiederholt unlustig zusammen. Eben wollte er genauer auch nach den anderen Seiten hin den Stand des Wetters beobachten, als der alte Tode an ihn herantrat und leise sagte:

»Ah, da sind Sie schon früher auf den Beinen, als ich dachte. Guten Morgen, Herr von der Oehe! Ich wollte Sie noch ruhig eine Stunde schlafen lassen, es schläft sich gar süß da unten in der Koje, nicht wahr?«

»O ja, Tode, und ich fühle mich ganz erfrischt. Aber wie steht es mit dem Feinde – er ist doch noch da?«

»Ohne Zweifel, Herr, der brennt uns sobald nicht durch, er ist zu verbissen auf Ihre Oehe. Neues ist nichts in der Nacht passirt und Niemand hat irgend ein Signal bemerkt. Ich denke aber, die Geschichte wird bald losgehen – sehen Sie nur, wie schwach der Wind bläst und wie ruhig das Wasser geworden ist. Wenn das noch eine Stunde dauert, haben wir Regen, da hinten kommt schon eine ganze Hand voll nasser Wolken herauf.«

Herr von der Oehe folgte dem andeutenden Finger des Schiffers und fand dessen Aussage bestätigt. Wie gewöhnlich schien auch diesmal der schwächer gewordene Westwind Regen bringen zu wollen, und kleine graue, durch dunklere Streifen zusammenhängende Wölkchen flatterten schon thränenschwer über das weite Himmelsgewölbe hin.

Als sie Beide so standen und die Ferne mit ihren Augen zu durchdringen suchten, gesellte sich auch Gustav Steinau zu ihnen und nachdem man sich begrüßt, faßte

man den Entschluß, in der unterdeß gelüfteten und aufgeräumten Kajüte auf der Maschine den Kaffee zu kochen und das erste Frühstück einzunehmen.

»Warten Sie noch einen Augenblick,« sagte der alte Tode, der einen vortrefflichen Wirth machte, »ich will nur sehen, ob die Koje auch wieder in Ordnung ist.«

»Haben Sie gut geschlafen, lieber Sternberg?« fragte der alte Herr vertraulich den jungen Mann, als sie auf der Laufplanke hinter einander her nach dem Bug des Fahrzeugs gingen, um sich ein wenig Bewegung zu machen.

»Vortrefflich, Herr von der Oehe, und ich fühle mich zu jedem Unternehmen aufgelegt.«

»Na, dazu ist auch die Zeit da und so gefallen Sie mir besser als gestern Abend, wo Sie so überaus trübselig waren.«

Gustav Steinau senkte den Kopf und schritt langsam hinter dem alten Herrn her, der so lange auf und ab lief, bis der alte Tode wieder heraufkam und verkündete, daß unten Alles im Staat sei.

In diesem Augenblick fing es an zu tröpfeln. »Nur keinen Nebel!« sagte Tode, sein Auge gegen den Himmel erhebend. »Aber nein, das haben wir nicht zu befürchten, es sind nur leichte Wölkchen, die wird die Sonne schon vertreiben, sobald sie höher steigt. Nun – gehen Sie nur hinab; noch ein oder zwei Stündchen, denke ich, haben wir vor uns, dann ist Steinzargers bestes Wasser, ruhig und klar, dann kann er die Dingerchen hübsch rund auf dem Meeresgrunde liegen sehen.«

Herr von der Oehe stieg mit Gustav Steinau in die Kajüte hinab und trank rasch seinen Kaffee, der bald genug bereitet war. Er fröstelte sichtbar und da er, nachdem er sein Frühstück verzehrt, bedauerte, daß er seinen Pelz nicht mitgenommen, sagte Gustav Steinau:

»Trinken Sie ein Glas Portwein, Herr von der Oehe, der wärmt am schnellsten.«

»So früh schon Wein trinken – ich, der ich fast nie welchen trinke?«

»Eben darum, weil Sie nicht daran gewöhnt sind, wirkt er, was er wirken soll, und ich sehe den Grund nicht ein, warum man nicht mitten in der Nacht sogar Wein trinken soll, wenn man ein Bedürfniß danach hat. Arznei nimmt man auch zu jeder Zeit und heute ist Ihnen der Wein Arznei.«

»Sie haben Recht, mein junger Freund, und um so mehr, da Sie vielleicht selber der Arznei bedürftig sind. Sehen Sie, wie ein alter Kerl, wie ich einer bin, noch von einem so jungen Mann Unterricht empfangen muß. Doch ich lerne von Jedem gern, und wenn mir ein Kind etwas Gutes beibringen könnte, ich würde es nie von der Hand weisen. Da – nun haben wir Portwein und ganz vortrefflichen sogar. Carl Melms, der gute Kerl, hat mir zu meinem letzten Geburtstag eine halbe Pinte davon geschenkt. Und da sind auch Gläser. So, nun öffnen Sie die Flasche und füllen Sie die Dinger, ich will einmal auf Ihren Rath schon am frühen Morgen über die Stränge

schlagen. Gut, daß der große Jung' nicht hier ist, Sie würden gleich hören, daß er den alten Gottlieb für einen angehenden Trunkenbold erklärte.«

Der alte Herr war, wie wir sehen, heute Morgen in eben so redseliger Stimmung wie am vergangenen Tage und dieselbe sollte noch sehr bald um ein Bedeutendes gesteigert werden. Der Wein schmeckte ihm vortrefflich und da er ihm zugleich den inneren Frost minderte, so trank er, vielleicht ohne es zu wissen, rasch einige Gläser hinter einander.

In demselben Grade aber, wie er nun von Augenblick zu Augenblick munterer wurde, schien Gustav Steinau, wie am Abend vorher, in die entgegengesetzte Stimmung zu gerathen. Er saß unbeweglich auf seinem Polster, dem alten Herrn gegenüber, hörte ihm schweigend zu und sah dabei bleich und angegriffen aus, als ob er leidend wäre. Wie Herr von der Oehe ihn schon am Abend aufmerksam beobachtet, so prüfte er auch jetzt das trübe Gesicht seines Gefährten und endlich sagte er:

»Herr Sternberg, was soll das heißen? Sie sind sonst immer ein so lebhafter Geselle gewesen und nun senken Sie den Kopf wie eine Lilie, deren Wurzel das Wasser ausgeht. Heda, junger Mann, haben Sie vielleicht Furcht?«

»Vor Was und vor Wem, Herr von der Oehe?« fragte der Andere mit kühn aufblitzendem Auge, wobei ihm das Herz mit einem Male mächtig zu schlagen anfang.

»Vor den Freiheutern da drüben.«

»Nein, vor denen habe ich nicht die geringste Furcht, ich habe weder gestern noch heute kaum an sie gedacht.«

»Woran haben Sie denn gedacht, wenn ich fragen darf? Sie müssen mir das nicht übel nehmen, aber Sie sehen schon seit einigen Tagen so zerschlagen aus, daß man Sie entweder für krank oder furchtsam halten könnte.«

»Ich bin keins von Beiden, aber mir geht Vieles im Kopfe herum,« versetzte Gustav Steinau langsam und mit nachdrücklicher Betonung.

»O, was kann *Ihnen* im Kopfe herumgehen, mein Freund? Sie sind jung, kräftig, gesund, arbeitslustig – was kann ein Mensch in Ihren Jahren mehr verlangen?«

»Und doch verlange ich mehr, Herr von der Oehe!«

»Darf ich wissen, was?«

»Aufrichtig gesagt, ich fühle mich, seitdem ich bei Ihnen auf der Oehe bin, außerordentlich glücklich, viel glücklicher, als ich es früher für möglich gehalten –«

»O, das freut mich. Nun? Weiter!«

»Aber ich bin ein Mensch, der nie umhin kann, an das Unglück zu denken, wenn er im Glück sitzt, und das macht mich vielleicht traurig, mindestens aber nachdenklich.«

»Welches Unglück meinen Sie denn?«

»Das, welches ich früher kennengelernt und mich vielleicht wieder in der Heimat erwartet. Denn mein Aufenthalt auf Rügen kann nicht mehr lange dauern; die Zeit, die ich frei hatte, ist bald abgelaufen, und wenn ich nun nach Hause zurückkehre, finde ich vielleicht wieder den ganzen Jammer in meiner Familie vor, dem ich hier so glücklich entronnen war.«



Herr von der Oehe machte große Augen, als er dies hörte und sah seinen Gast mit einer deutlich hervortretenden Theilnahme an.

»Familienjammer?« sagte er mit seltsam bewegter Stimme. »Haben Sie den auch schon kennen gelernt?«

»O, und wie bitter und schwer ist er auf mein Haupt gefallen!«

»Aber davon haben Sie mir ja noch gar nichts gesagt. Was ist denn das für ein Jammer? O, sehen Sie, ich bin ein alter neugieriger Mann – erzählen Sie – ich habe Ihnen ja auch schon meine Familienverhältnisse aufgedeckt, nun erzählen Sie die Ihrigen, dann sind wir einander nichts schuldig geblieben.«

Ueber Gustav Steinau's bleiche Wangen flog ein rosiger Schimmer. Er erhob sein kluges und doch so sanftes Auge und indem er es fest auf seinen Wirth richtete, sagte er: »Sie werden sich wundern, Herr von der Oehe, unser Beider Geschick hat manche Aehnlichkeit mit einander, wenigstens haben Sie mir Dinge erzählt, die mich lebhaft an meine eigenen Erlebnisse erinnern mußten.«

»Nun, da bin ich doch sehr neugierig!« rief Herr von der Oehe laut und goß sich noch ein Glas Wein ein, das er, fast ohne es zu wissen, bald zur Hälfte leerte.

»Soll ich von Anfang an beginnen?«

»So weit es mich interessiren kann.«

»Gut, aber ich will Ihnen nur die Hauptzüge angeben, Sie werden sich doch darin zurecht finden können. So hören Sie denn. Meine Familie stammt aus Preußen. Mein Vater hatte das Gut einer adelsstolzen, alten und reichen

Familie gepachtet und dabei Gelegenheit gefunden, sich in eine Tochter derselben ernstlich zu verlieben.«

»Hm!« sagte der alte Herr, verwundert aufblickend. »Das fängt ja erbaulich an. Aber gut, ich bin ein Freund von verständlicher Kürze.«

»Natürlich widersetzte sich die altadlige Familie der Neigung der jungen Leute, die nämlich gegenseitig war, und gegen den Liebhaber der Dame, meinen künftigen Vater, mochte man allerdings einigen Argwohn in Bezug auf die Ehrlichkeit seiner Absichten hegen, da Grund dazu vorhanden war.«

»O ja, gewiß! Ich meine, das kann man sich denken!« rief der alte Herr schmunzelnd. »Aber was war das für ein Grund?«

»Mein Vater war, ich muß es leider selbst sagen, schon in seiner Jugend ein leichtsinniger Mensch, der keinen rechten Begriff vom Werth des Geldes hatte und es nie so genau nahm, woher das Geld, das er zu einem angenehmen Leben gebrauchte, in seine Hände kam.«

»Ah! Das wird interessant. Dergleichen kenne ich. Nun weiter – rasch – ich brenne vor Ungeduld.«

»Trotz der Abneigung und des Widerspruchs der übrigen Familienglieder nun gegen meinen Vater und trotz mancher zwischen ihnen gesponnenen Fehde, die viele Bitterkeiten auf beiden Seiten zurückließen, setzte mein Vater seinen Willen durch und heirathete die Tochter der reichen und adligen Familie, was leider der Anfang zu seinem eigenen und dem Unglück aller Derjenigen war, die von ihm seinen Namen erbten.«

»Wie so? Der Reichtum und der Adel der Familie der Frau hat ihm doch kein Unheil gebracht?«

»Der Adel der Frau nicht, wohl aber ihr Vermögen. Denn kaum hatte mein Vater es in Händen, so verminderte es sich von Jahr zu Jahr; die Arbeit hatte für ihn ihre Reize verloren und die Genüsse der Welt zogen ihn unaufhaltsam in ihre gefährlichen Strudel hinein. Ob mein Vater schon damals noch im Stande war, seine und seiner Frau Verhältnisse richtig zu beurtheilen, weiß ich nicht, so viel ist aber gewiß, daß er, je leerer seine Börse ward, um so eifriger darauf bedacht war, sie, koste es was es wolle, wieder zu füllen. Und so kam es, daß er nicht allein mit dem Vermögen seiner Frau, ganz gegen deren Wissen und Willen, auch das ihrer Familie verthat, worüber er leider, durch eigenthümliche Umstände begünstigt, ziemlich freie Disposition erhalten hatte. Mit einem Worte, er wirthschnftete nach allen Seiten hin sehr schlecht und war nicht im Stande, die Folgen zu bedenken, die nothwendig aus diesem Verfahren entspringen mußten.«

Gustav Steinau's Kopf hatte sich, als er diese ihn selbst so tief demüthigende Anklage gegen seinen Vater aussprach, gesenkt und seine Augen vermieden es, seinen Zuhörer anzuschauen. Dieser dagegen hatte aufmerksam seinen Kopf erhoben und betrachtete mit weitgeöffneten Augen den jungen Mann, der sich nicht scheute, die Wahrheit selbst auf Kosten des guten Rufes seines Vaters auszusprechen.

»Was Sie da sagen, ist seltsam,« sagte der alte Herr. »Es ist, als ob ich die Geschichte meiner eigenen Familie hörte.«

»Ja wohl, das habe ich mir auch damals gesagt, als ich Ihre Erzählung vernahm, doch ist sie es von dem entgegengesetzten Standpunkt aus betrachtet. Die Ihrige haben Sie, wie Sie sie mir wenigstens vortragen, mit subjectiven Augen angesehen, die meinige müssen Sie objectiv auffassen, das ist der einzige Unterschied zwischen beiden.«

»Ja, ja doch – objectiv – ich verstehe! Aber nun weiter, ich werde immer begieriger, das Ende zu erfahren.«

Gustav Steinau seufzte, bevor er weiter sprach, aber er nahm sich zusammen und fuhr mit ruhiger Milde fort: »Meine Mutter hatte einen Bruder, der bei den allgemeinen Familienverlusten stark betheilig war und es war also erklärlich, daß zwischen diesem und meinem Vater eine bittere Feindschaft herrschte und allmählig eine Kluft entstand, die nichts auf der Welt, nicht einmal die Liebe meiner Mutter zu Beiden auszufüllen vermochte. Ganz gegen die Erwartung ihres Bruders hielt sie zu ihrem Manne und das halte ich zum Theil – ich sage zum Theil für gerechtfertigt, wenigstens für leicht erklärlich, da sie ihren Mann mit einer Leidenschaft liebte, wie man es leider oft bei Frauen findet, die ihre Männer nicht achten können und daher nach dem einzigen Bande, das sie vereigen kann, greifen, eben nach ihrer blinden Liebe.«

»O, o, wie wahr sprechen Sie da, mein junger Freund! Ja, ja, das habe ich auch erfahren. Doch – fahren Sie fort.«

»Der Bruder meiner Mutter nun,« fuhr Gustav Steinau ruhig und besonnen fort, »machte meinem Vater den Prozeß –«

»Ah! Das habe ich nicht gethan, das ist ein Unterschied!« unterbrach ihn Herr von der Oehe hochaufathmend.

»Hören Sie nur – er machte ihm den Prozeß, sage ich, nicht was man im gewöhnlichen Leben darunter versteht, nicht den gerichtlichen Prozeß, sondern – den moralischen, das heißt, er ließ ihn sinken, er strich ihn aus seinem Herzen, ja aus seiner Familie, und verurtheilte ihn und alle seine Angehörigen ohne jede Appellation – und unter diesem harten Richterspruch sehen Sie mich noch heute leiden.«

Der alte Herr athmete wieder schwer und fing nun auch an, sein Haupt sinken zu lassen.

»Wollen Sie noch mehr hören, Herr von der Oehe?« fragte Gustav Steinau sanft.

»Ja, ja doch – sprechen Sie nur!«

»Nun wohl! Meine Mutter gerieth in große Dürftigkeit. Ich wuchs heran und sie konnte mir keine Erziehung zu Theil werden lassen, wie sie sie mir wohl von Herzen gegönnt hätte, denn sie liebte mich zärtlich und wollte aus mir einen redlicheren Mann machen, als ihr Gatte es gewesen war. Dazu gehörten Mittel. Da sie dieselben nicht besaß und auch von ihren Verwandten

nicht mehr erlangen konnte, wandte sie sich an Fremde und hier fand sie glücklicher Weise Herzen, die warm und voll für das Wohl der Menschheit schlugen und auch mit den Menschen in mir Erbarmen hatten.«

Herr von der Oehe erhob wieder seinen Kopf und sah den ruhig weiter Sprechenden fragend an.

»Nun ja,« fuhr dieser fort, »ohne diese wohlthätigen Menschenfreunde wäre es um meine Zukunft, meine Bildung, mein ganzes geistiges Wohl geschehen gewesen, und Alles in Allem genommen, war ich doch nur ein unschuldig Opfer des Zwistes einer Familie, des Unverständes eines leichtsinnigen Vaters und der blinden Zärtlichkeit eines allzu sehr liebenden Weibes. War ich das nicht, Herr von der Oehe?«

»Ja, das waren Sie, wie mir scheint –«

»Wenn man die Verhältnisse objectiv betrachtet!« setzte Gustav Steinau ernst hinzu. »Doch, was soll ich nun noch erzählen,« fuhr er mit leuchtenden Augen fort und sein bleiches Gesicht fest auf das fast eben so bleiche Antlitz seines Zithörers heftend – »alles Uebrige mögen Sie sich selber sagen.«

»O, nicht doch – sind Sie denn schon fertig?«

»So ziemlich, ja. Meine Mutter starb und ich stand auf der Welt allein. Ich hatte nun keine Eltern, keine Verwandten mehr. Mein Vater hatte schon lange meine Mutter verlassen und in einem fernen Welttheil sein ruhmloses Ende gefunden; meine Verwandten hatten sich von mir losgesagt, denn ich war ja der Sohn meines Vaters – nicht wahr, Herr von der Oehe?«

»Ja, ja doch! Aber das ist ja höchst seltsam –«

»Gewiß ist es das.«

»Nein, ich meine diese Aehnlichkeit in unsern Verhältnissen –«

»Ach ja, leider! Und nicht wahr, wenn Ihr Neffe in meiner Lage gewesen wäre und Sie hätten dieselbe gekannt, Sie würden Ihre Hand nicht von ihm abgezogen, ihn nicht ganz aus Ihrem Herzen verbannt haben, wie?«

Herr von der Oehe schwankte sichtbar, was er sagen sollte.

»Würden Sie ihm nicht verziehen haben,« fuhr Gustav Steinau mit erhobener Stimme fort, »daß er der Sohn eines Mannes war, der für sein eigenes Blut so unverantwortlich gehandelt, während er doch selbst nichts dafür konnte, daß jener sein eigenes und seiner Verwandten Erbtheil verschleudert hatte?«

»Ja, ja, das würde ich gethan haben,« rief Herr von der Oehe mit plötzlich hocherröthendem Antlitz und blitzenden Augen – »aber – was ist denn da oben los – he!«

In diesem Augenblicke trat die breite Gestalt des alten Tode in die Kajütenthür und zwar mit so großer Eile, daß er fast von der Treppe des Verdecks herunterzufallen schien.

»Herr von der Oehe, Herr von der Oehe!« rief er. »Geschwind, geschwind, der Tanz geht los! Auf Clemens' Kutter haben sie den rothen Wimpel aufgezogen – da – da – da, sehen Sie nur! Mein Junge hat es zuerst entdeckt! Und von da unten im Süden her kreuzen die Schaproder Jungen auch schon mit vollen Segeln heran. Die dummen

Kerle auf der Yacht da – es ist nur noch eine vorhanden – gehen richtig in die Mausefalle nach dem Steinorte bei der Oehe! O wenn sie wüßten, was für eine Heerde Katzen sie erwartet!«

Herr von der Oehe war mit Gustav Steinau rasch auf das Verdeck geklettert und stand nun, von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, athemlos neben dem Steuer, das Herz noch laut schlagend von dem eben Gehörten und doch das Auge gespannt auf das Vorliegende haltend, wie ein Falke, der sich auf seine Beute stürzen will.

»Heben Sie die Anker, Tode!« rief er mit donnernder Stimme – »so und die Segel herunter, alle herunter – und Sie, junger Mann,« wandte er sich an Gustav Steinau, der bleich wie ein Bild von Stein neben ihm stand und mit Verwunderung sich von seinen inneren Gedanken loszulösen bemühte, um seine Aufmerksamkeit auf äußere Dinge zu richten, »und Sie, junger Mann, sparen Sie das Ende Ihrer Geschichte auf heute Abend auf, wenn wir zu Hause sind – jetzt aber, jetzt gehen wir in's Treffen! Ha! Endlich hat die Stunde geschlagen, wo ich den Dieben zeigen will, wer ich bin und an Wem sie sich zu vergreifen gewagt. Halloh! So! Das Ding segelt gut und wir haben glücklicher Weise noch einen recht hübschen Wind!«

#### VIERTES KAPITEL. DER ANGRIFF.

Es war Morgens kurz nach sechs Uhr, als der Kutter seinen Ankerplatz bei Seehof verließ und den Cours nach



Süden gerade auf die Westküste der Oehe zu einschlug. Wie der Tag schon trübe angebrochen, so war er auch bis jetzt geblieben, nur der leichte Regen hatte wieder aufgehört, obgleich graues Gewölk den ganzen Himmel bezog und so bei dem herrschenden Winde kein besseres Wetter in Aussicht kommen ließ. Die Nebel aber, die am frühen Morgen die Fernen verschleiert, waren ganz gesunken und Alles lag rings umher klar, so weit die Augen der nach allen Richtungen ausschauenden Menschen reichten. Was den Wind anbetraf, so war er fast flau zu nennen, jedoch immer noch stark genug, um den leichten Kutter schnell vorwärts zu treiben, der bei günstigstem Seitenwinde, wobei er am besten segelte, alle Leinwand entrollt hatte und wie ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln über die graue Fluth strich, um wo möglich zuerst die feindliche Yacht zu erreichen, wozu auch alle Aussicht vorhanden war.

Der Kutter des Schiffers Clemens, an dessen Bord Alfred Brunst war, und der, der Oehe zunächst gelegen, wahrscheinlich das erste Signal gegeben, daß sich die Yacht von Ummanz nach der Oehe bewege, hatte zwar nicht einen so weiten Weg als jener zurückzulegen, allein er war kein so guter Segler und lag auch vor dem Winde und so konnte man mit ihm ziemlich zu gleicher Zeit an dem verabredeten Ziele anzulangen hoffen.

Die anderen Boote dagegen, die theils südlich von der feindlichen Yacht und gleichfalls am Ummanzer Ufer, theils im Gellenstrom und an der Südküste von Hiddensöe gelegen hatten, waren allerdings noch weit zurück,

allein sie segelten ebenfalls mit halbem Winde und hatten daher so viel Leinwand beigesetzt, als die kleinen Fahrzeuge tragen konnten. So kamen auch sie schnell genug heran und als der Kutter von Seehof aus ungefähr in drei Viertelstunden den halben Weg bis zur Oehe zurückgelegt hatte, konnte seine Bemannung die befreundeten Boote von allen Seiten auf ein einziges Ziel losschießen sehen, indem sie pünktlich die Weisung befolgten, die ihnen am Tage vorher gegeben worden war.

Während dieser drei Viertelstunden hatten sich Herr von der Oehe, Gustav Steinau und der Gensdarm zum Angriff gerüstet. Letzterer hatte seinen Platz in der Kajüte eingenommen, um sich nicht eher blicken zu lassen, als bis die rechte Zeit gekommen wäre, wozu ihm Herr von der Oehe als Commandant nach Verabredung das Zeichen geben wollte. Dieser selbst hatte seinen alten Säbel umgeschnallt und hielt die Doppelflinte in der Hand, während Gustav Steinau mit zwei Pistolen bewaffnet war, wovon er jedoch keinen Gebrauch machen zu müssen hoffte, zumal der Gensdarm ihm bei Seite versichert hatte, daß die Steinzanger sich auf keinen Kampf einlassen, vielmehr entweder das Weite suchen oder sich gefangen geben würden, je nachdem die Boote zu rechter Zeit von allen Seiten zusammentrafen oder nicht.

Herr von der Oehe stand kerzengerade, mit weit geöffneten, fast hervorspringenden Augen und gespannter Miene auf dem Hinterdeck. Nur bisweilen und dann nur, wenn er sich bückte, konnte er die Yacht vor der Oehe sehen, da ihm die Segel des eigenen Fahrzeugs die volle

Aussicht benahmen, was auch ganz mit des alten Tode Wunsch übereinstimmte, da man so von der Yacht her auch nicht die starke Bemannung des Kutters wahrnehmen konnte.

Als man nun so weit herangekommen war, daß man ziemlich genau beobachten konnte, was auf der Yacht vorging, fiel Allen die Ruhe auf, die an Bord derselben herrschte. Das Schiff lag fest an zwei Ankern, von denen einer am Bug und der andere am Spiegel niedergelassen war. Die Segel waren theils beschlagen, theils hingen sie schlaff an ihren Tauen, deren Schoten man gelockert hatte, damit sie der Wind nicht aufblase, und so ruhte das Schiff in völligster Stille, nur leise von den kleinen Wellen auf- und abgetragen, was die Arbeit am Bord um so leichter machte.

Diese Arbeit nun schien in vollem Gange zu sein. Mit Hülfe des Tubus hatte Herr von der Oehe sechs bis acht Leute an Bord gezählt, die theils an den Winden auf Deck beschäftigt waren, theils in einem Boote saßen und die Steinzange dirigirten, die bereits seit einiger Zeit ihre Thätigkeit begonnen. Und so ämsig waren die Diebe beschäftigt, daß sie die in ihrem Rücken heransiegelnden Fahrzeuge gar nicht bemerkten. Die Yacht selbst lag mit ihrer Steuerbordseite parallel mit dem Strande der Insel, etwa dreihundert Schritte vom Steinort entfernt, den Bug dem Schaproder Ufer und den Spiegel Ummanz zukehrend. Nur bisweilen schien ihre Bemannung einen schelmisch spöttischen Blick nach der Oehe hinüberzuwerfen, der sie die Gesichter zudrehte und wo der Statthalter mit

einigen andern Personen stand, die Arbeit der Diebe und das allmälige Herannahen der Schaproder Boote verfolgend, voll der gespanntesten Erwartung, was sich ereignen würde, sobald Kutter und Boote in Anrufsweite gelangt wären.

»Nur Geduld, Herr von der Oehe,« sagte der alte Tode, der ruhig auf der Steuerbank saß und den Helmstock des Ruders mit fester Hand hielt, »nur Geduld! Noch sind wir lange nicht nahe genug heran und wir dürfen nicht zu früh Lärm schlagen. Die Kerle merken gar nicht, daß wir kommen, und wenn sie es merken, so scheeren sie sich den Teufel darum. Das sind verwetternete Bursche, die auf Ihr friedliebendes Herz vertrauen und ihr Handwerk schon oft mit Erfolg müssen betrieben haben.«

»Ihr mögt in Allem Recht haben, Tode,« erwiderte der Angeredete mit vor Aufregung bebender Stimme, »aber was mein friedliebendes Herz anbelangt, so mögen sie sich heute sehr stark verrechnet haben. Ich nehme alle gefangen, wie sie da sind; den Rädelsführer lasse ich nach der Oehe bringen, um ihn zuerst zu verhören, und die Andern sperren wir in die Kajüte der Yacht ein, bis die Behörden weiter über sie bestimmen.«

»Ja, aber erst müssen wir sie haben, Herr,« versetzte der alte Tode lächelnd. »Es ist nicht so leicht, eine so große Yacht zu kapern, wenn sie von einem Dutzend handfester Menschen vertheidigt wird.«

»Oho! Ihr glaubt doch nicht, daß ich sie fürchten werde? Gott steh' mir bei! Das wäre das erste Mal, daß solch Gefühl kennen lernte. Nichts da, nichts da, wir greifen sie

an und damit sie nicht fliehen können, schneiden Zwei von Euch, sobald wir an Bord sind, ihre Segeltaue ab.«

»Ja, Herr, das versteht sich von selber, das werde ich schon mit meinen Leuten besorgen – wenn wir erst an Bord sind. Aber wenn sie jetzt zum Beispiel den Braten röchen, der ihnen gleich vorgesetzt werden soll, so wäre es immer noch Zeit, ihre Anker zu heben, die Segel zu halsen und auf und davon zu gehen.«

»Na, das wird ja hoffentlich nicht geschehen, wir kommen ja rasch näher heran und sie sehen uns immer noch nicht. Ha, da kommt auch Brunst in nähere Sicht – ho! Er sieht uns – schwenkt er nicht seine Mütze?«

Der alte Herr hielt seinen Tubus vor's Auge, aber seine Aufregung war so groß, daß ihm die Hände zitterten und er das Glas nicht mehr gebrauchen konnte. Er schob es daher zusammen und steckte es in die Jagdtasche, die er auch heute auf dem kriegerischen Ausfluge trug. Als dies aber geschehen, riß er die Mütze ab und ließ sein graues Haar im Winde flattern. Brunst schwenkte wirklich die Mütze und nahm das Zeichen des Freundes wahr, verhielt sich aber mit seiner Mannschaft eben so still, wie unser Kutter, was auch sehr weislich und der Lage der Dinge vollkommen entsprechend war.

Der alte Tode theilte seine Aufmerksamkeit zwischen seinen Segeln, dem zweiten Kutter und der feindlichen Yacht. Von dem Einen blickte er auf's Andere, und wie er, so thaten auch alle Uebrigen.

»Herr,« sagte er plötzlich, »wir kommen dem Piraten immer näher und in zehn Minuten werden wir ihn anrufen können. Was soll dann aber geschehen, wie?«

»Das laßt meine Sorge sein, Tode, ich werde schon thun was nöthig ist. Sie fischen auf meinem Gebiet und mithin gehören sie mir!«

»Ja, ja doch; aber wohin soll ich den Kutter legen, wenn wir heran sind?«

»Nun, natürlich Bord an Bord. Ihr nehmt die Backbordseite und Brunst nimmt die Steuerbordseite, so haben wir ihn zwischen uns und dann entern wir ihn, schneiden zuerst seine Taue durch und greifen die Kerle einzeln auf wie Forellen im Bache.«

»Gut, gut, Herr, ich will es so machen, es scheint mir das Beste zu sein. Aber die Boote vom Süden her kommen sehr langsam heran, wir werden die Arbeit gethan haben, wenn sie unser Weißes im Auge sehen.«

»Um so besser, dann gebührt uns allein die Ehre. Wir brauchen sie nicht und sind stark genug. Nicht wahr, Herr Sternberg?«

»Ich meine es auch,« sagte dieser gelassen und jetzt auch so muthig d'rein blickend wie sein Wirth, an dessen Seite er sich hielt, um auf jede seiner Bewegungen zu achten und, wenn es etwa zum Kampfe ginge, ihm auch seinen kräftigen Arm zu leihen.

»Heda, Tode!« rief der alte Herr nach einer kurzen Pause, während welcher er scharf nach den verschiedenen Fahrzeugen geblickt hatte. »Gebt doch den Booten da

hinten ein Signal, sich zu beeilen, sie bleiben mir doch ein wenig zu weit zurück.«

»Oho, Herr, sie brauchen kein Signal. Sehen Sie da, sie strecken schon ihre Riemen wie lange Beine heraus und ziehen aus Leibeskräften, um vorwärts zu kommen, sie merken ihre Schwäche. Aber wir sind doch eine Viertelstunde eher heran, ich wette darauf – ich kenne ja meinen guten Kutter!«

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten war man endlich auf Anrufweite an die Yacht herangekommen. Die Männer darin arbeiteten noch immer ohne aufzublicken und man konnte jetzt schon die einzelnen Gestalten wahrnehmen und sehen, wie heftig sie an einem Taue zogen, um einen großen Stein mittelst des Hebels, der nach der Seite der Oehe hin über Bord hing, auf Deck zu bringen.

Endlich aber war man so nahe an die Yacht herangesegelt, daß nur noch etwa hundert Fuß Wasser zwischen ihr und dem Kutter lagen. Herr von der Oehe bog sich vom Verdeck nach der Kajüte hinab und rief den Gensdarmen in die Thür derselben.

»Sie bleiben unten,« sagte er zu ihm, »bis ich Sie rufe oder bis Sie merken, daß es Noth thut, eher kommen Sie also nicht zum Vorschein – verstanden?«

Der Gensdarm streckte seinen Kopf aus der Thür und nickte, indem er auf seinen Säbel wies, den er schon entblößt mit triumphirenden Miene in der Hand hielt.

Dann warf Herr von der Oehe einen ermuthigenden Blick auf den alten Tode und, seine Flinte erhebend und

sie auf das Hauptsegel der Yacht richtend, schrie er: »Jetzt ist es Zeit, Tode! Nun wendet!«

Der Schuß krachte und zu gleicher Zeit ertönte das laut gerufene Commandowort des alten Schiffers: »Ree!« worauf zwei Matrosen das kleine Raasegel umbraßten, die Schoten des Hauptsegels überholten und den Ring nun, der sie hielt, auf seiner eisernen Stange mit lautem Gerassel entlang fahren ließen, ein Manöver, durch welches, da zugleich das Steuer leewärts gewendet ward, der Kutter beilegte und so parallel mit der Yacht zu liegen kam, an die er nun kraft der vorhandenen Strömung langsam herantrieb.

Erst dieser Schuß und das weithin gehörte Ree! machte die Bemannung der Yacht auf die Herankommenden aufmerksam. Einige der Männer ließen sofort das Tau fahren, welches den Hebel bewegte, und drehten sich verwundert nach der Gegend um, woher die unerwartete Störung kam und der Schuß krachte. Als sie nun aber des Kutters ansichtig wurden und zugleich ihr großes Segel zerfetzt sahen, malte sich eine maaßlose Bestürzung auf ihren Gesichtern und, nicht wissend, was sie zuerst thun sollten, richteten sie ihre Blicke auf einen Mann, der hart an den Regelungen des Steuerbords stand und das Aufwinden des Steines geleitet hatte.

Dieser Mann war kein Anderer als der schwarze Halling. Als er die Augen erhob und das feindliche Schiff so dicht vor sich sah, war es, als ob sein finsternes Gesicht von einer dunklen Röthe des Unwillens und Schreckens aufschwölle, aber sehr bald hatte er sich wieder gefaßt,



ergriff eine schwere Spiere, die auf dem Decke lag, und trat hart an die Regelung der Backbordseite der Yacht, wodurch er zum ersten Male Auge in Auge dem Herrn von der Oehe gegenüber kam, der seine Flinte rasch wieder geladen hatte und nun hoch auf dem kleinen Deck des Kutters stand, um seine mächtige Stimme von Neuem erschallen zu lassen.

»Halloh!« donnerte er hinüber. »Die Segel gestrichen, Ihr da, und um Gnade gebeten, wie es sich für Räuber von Eurer Sorte geziemt!«

»Was giebt's denn?« fragte Halling trotzig zurück. »Was geht Euch denn mein Thun hier an? Auf meinem Schiffe befehle ich, Herr, und wenn ich Euch sonst womit dienen kann, so sprecht Eure Wünsche auf eine bescheidenere Art aus.«

»Was thut Ihr da?« rief Herr von der Oehe wiederum, indem er seine Flinte schwenkte und mit glühendem Auge den Mann fast durchbohrte, der ihm so frech geantwortet hatte.

»Was ich thue?« lautete die eben so freche Erwiderung. »Was keinen Menschen was angeht, oder Ihr müßt Euch denn einbilden, mir etwas zu befehlen zu haben.«

»Heran mit dem Steuer, Tode, ganz heran,« schrie Herr von der Oehe wild und kampfeslustig. »Der Kerl giebt sich ein Ansehen, als ob er der Herrgott der See wäre. – Halloh, Brunst! Vorwärts meine Freunde, schließt einen Kreis um die Yacht, wir haben sie! Hurrah!«

Als die Diebe die Sache ernst werden und auch den zweiten Kutter rasch näher kommen sahen, sank einigen von ihnen sichtbar der Muth. Sie zogen sich nach den Endpunkten der Yacht zurück und vielleicht auf einen geheimen Befehl ihres Führers begannen sie die Anker zu heben, um sich eiligst aus dem Staube zu machen. Aber Herr von der Oehe hatte ihr Thun mit scharfem Auge beobachtet.

»Ihr da vorn und hinten,« schrie er mit seiner durch den Zorn noch markiger klingenden Stimme, »legt mir keine Hand an die Ankertaue, sonst schieße ich Euch nieder wie Hunde!« Und zugleich legte er noch einmal seine Flinte an und schoß einen Lauf ab, dessen Kugel abermals ein Segel zerriß.

Dieser ernsthafte Angriff däuchte dem Führer der Yacht etwas zu arg. Er schäumte vor Wuth und mit seiner Spiere gegen den kühnen Schützen drohend, schrie er: »Heda, Ihr alter Narr da! Kraft welcher Gewalt greift Ihr mich an?«

»Ich bin hier auf meinem Grund und Boden und bin Herr auf diesem Stück See. Oder glaubt Ihr, ich habe Lust, mich Jahr aus, Jahr ein von Euch ungestraft bestehlen zu lassen? – So, Tode, immer heran – gleich haben wir ihr Bord gefaßt.«

Noch ehe aber die beiden Schiffe, von welchen die Yacht den Kutter um mindestens zwei Fuß überragte, mit einem etwas unsanften Stoße an einander prallten, trat eine andere Person auf die Bühne. Der Gensdarm konnte seinen Muth nicht länger zurückhalten und da er sich viel

von seiner Erscheinung versprach, zeigte er seine mächtige Gestalt in voller Uniform und mit gezogenem Säbel auf der Laufplanke des Kutters, die er rasch erklettert hatte.

Als Halling den Mann des Gesetzes erblickte, der ohne Zweifel hier im Amte war, verging ihm fast der Muth, allein sein Trotz war zu groß und sein Haß gegen Herrn von der Oehe, den er nun erkannte, zu tief gewurzelt, um sich so leicht für überwunden zu erklären.

»Halloh! rief der Gensdarm. »Streckt das Gewehr, Freund, Ihr seht, ich bin auch da!«

»Mögt Ihr Alle da sein, zum Teufel, ich bin auch noch da!« kreischte Halling. »Hebt die Anker, Kerle, oder ich schmeiße Euch über Bord!«

In diesem Augenblicke stießen die Schiffe hart an einander, und während am Vorder- und Hintertheil Tode's Schiffer auf die Yacht kletterten und mit scharfen Messern die wichtigsten Taue zerschnitten, erstieg Herr von der Oehe, gefolgt von Gustav Steinau und dem Beamten, den Bord der Yacht, wobei er in seinem Ansprung so heftig war, daß er fast Brust an Brust mit Halling zu stehen kam und denselben gegen den Mast des Schiffes warf.

»Donner und Wetter!« brüllte der schwarze Halling wüthend, »also Ihr wollt Ernst machen? Hoho, Herr von der Oehe, Sie verfluchter Tyrann, dann – nehmen Sie erst das da!«

Und in gewaltigem Hiebe ausholend, schlug er mit der schweren Spiere auf seinen Hauptfeind los und er hätte ihn sicher zu Boden geschmettert, wenn nicht Gustav Steinau in demselben Augenblick seinen Arm zurückgerissen und ihn von hinten mit mächtigen Armen umschlungen hätte. Zu gleicher Zeit stieß auch Clemens' Kutter an die Yacht und Alfred Brunst sprang mit zornrothem Antlitz an Bord, ohne Zögern auf Halling zustürzend, der mit Gustav Steinau ringend so eben mit diesem zugleich zu Boden fiel.

Aber dieser Kampf konnte nun nicht mehr lange dauern. Auch der Gensdarm war herangesprungen und während die anderen Schiffer die Steinzanger mit leichter Mühe überwältigten, warfen sich Herr von der Oehe, Alfred Brunst und der Gensdarm auf Halling, der wüthend um sich schlug, und banden ihm nach kurzer Gegenwehr die Arme auf den Rücken, wobei sie zum Ueberfluß noch ein leichtes Tau eng um seinen ganzen Leib schnürten. Aber auch da noch setzte der wilde Mensch seine Verteidigung fort. Schon auf dem Rücken am Boden liegend stieß er mit den Füßen um sich und warf zuletzt noch den Gensdarmen über den Haufen, der ihm mit dem Säbel den Kopf gespalten hätte, wenn ihn Alfred Brunst nicht davon zurückgehalten.

»Laßt ihn heil!« rief er, indem er einen neuen Strick ergriff und sich mit Gustav Steinau auf den Liegenden warf, um auch seine Beine zusammenzubinden, und als dies mit einiger Mühe geschehen war, lag der Räuber machtlos da und schleuderte nur heimtückische Blicke

wild um sich her, indem er schreckliche mit Drohungen untermischte Flüche ausstieß.

»Guten Morgen, alter Herr!« rief da Alfred Brunst herzlich und drückte dem wackeren Freunde die Hand. »Nun, bedanke Dich vor allen Dingen bei Dem da, denn wäre Herr Sternberg nicht so schnell bei der Hand gewesen, so hättest Du eine hübsche Beule mit nach Hause gebracht. So,« sagte er dann nachdem er auch diesem die Hand geschüttelt, zu dem am Boden liegenden Spitzbuben, »so, mein guter Mann, wie heißt Ihr und wer seid Ihr?«

Der bisher so wild tobende Halling schwieg plötzlich, als er das bedeutsame und selbst im höchsten Ernst ironisch lächelnde Gesicht des großen Mannes wahrte, den er in seinem Leben nicht gesehen zu haben sich erinnerte und dessen gewaltigen Einfluß auf sein und seiner Familie Geschick er noch weniger ahnen konnte. Mit stieren Augen schaute er ihn indeß nur flüchtig an und warf dann einen finster grollenden Blick auf Herrn von der Oehe, der sich trunken vor Freude rings im Kreise umblickte und dem Gensdarmen seine Aufträge in Betreff der unter Deck gebrachten Gefangenen gab.

»Heda, Tode!« rief er dann. »Nun laß die Anker der Yacht heben und nehmt sie in's Schlepptau des Kutters. So, rasch, meine Jungen, faßt tüchtig an. Sobald Ihr fertig seid, geht es nach Schaprade und dann wollen wir ein ernstliches Wort mit dem Burschen da sprechen.«

Den kundigen Händen und den starken Armen der Mannschaft der beiden Kutter gelang es sehr bald, die Yacht flott zu machen und mittelst eines Taues an dem

einen der Kutter zu befestigen. Alsdann wurden beide Fahrzeuge wieder in den Wind gebracht, der noch immer ziemlich frisch wehte, und in einer Viertelstunde liefen sie mit ihrer Beute vor Schaprode an, wo fast die ganze Dorfbewohnerschaft am Ufer versammelt stand, um die heimkehrenden Sieger zu beglückwünschen und willkommen zu heißen.

Hier vor Schaprode erhielt der Gensdarm den Befehl, die Yacht und die daran eingesperrten Gefangenen mit einigen sich freiwillig dazu anbietenden Schiffen zu bewachen, den schwarzen Halling aber trug man in die Fähre, setzte mit ihm nach der Oehe über und schleppte ihn in den Strandkathen, wo man ihn noch fester band und auf ein Bund Stroh in die Stube des Fährmanns legte, der nebst dem Statthalter und einigen anderen Knechten ihn zu bewachen versprach.

Am Strande der Insel waren die zurückgebliebenen Bewohner derselben ebenfalls den Heimkehrenden entgegengekommen und unter den Uebrigen stand Heinrich Markholm, jedem Einzelnen glückwünschend die Hand drückend, aber mit leuchtenden Augen vor Allen Alfred Brunst suchend.

»Was!« rief dieser freudig aus, als er den jungen Mann mit einer so glücklichen Miene vor sich sah, »sind Sie schon da und ist Alles in Ordnung?«

»Ja, ja, mein theurer Herr Brunst, es ist Alles in Ordnung!«

»Und das Mädchen?« flüsterte er leiser.

»O, sie ist drüben im Krüge, mit Thränen im Auge, aber mit Wonne im Herzen!«

»Nun, nur Geduld, mein Freund! Bald sollen die Thränen getrocknet und Wonne überall sein – den Halling haben wir ja – hat er Sie gesehen?«

»Nein, ich mochte ihm nicht begegnen, wenigstens jetzt noch nicht.«

»Das ist mir lieb; bleiben Sie fern von ihm, bis wir Alle zu ihm gehen und das Verhör beginnen. Ich habe dem Kerl einige Fragen vorzulegen, die ihn ergötzen werden.«

»Soll ich Alwining jetzt gleich holen? Die Damen sind schon sichtbar im Hause, glaube ich.«

»Um Gotteswillen jetzt noch nicht, der alte Herr ist noch voller Schlachtfeuer und sein Herz noch keinen sanfteren Gefühlen zugänglich; warten Sie also, bis ich Ihnen das Zeichen gebe – aber was ist denn das da am Strande – wen bringen sie denn da – ha! Mein Gott! Wo ist denn Melms, an den habe ich ja gar nicht gedacht!«

Alfred Brunst, von Heinrich Markholm gefolgt, während Herr von der Oehe mit Gustav Steinau langsam nach dem Herrenhause ging, wandte sich nach dem Strande, wo eben die Fähre mit einigen Männern übersetzte, die einen ohnmächtigen Menschen im Arme hielten. Als Alfred Brunst nur einen Blick auf diesen Menschen geworfen hatte, erbleichte er und in vollem Laufe an die Fährstelle stürzend, rief er: »He, Carling – mein Gott – was ist denn mit ihm geschehen?«

Um das nun zu Berichtende anschaulicher zu machen, müssen wir um eine halbe Stunde in den Ereignissen dieses Morgens zurückgehen und uns zu den kleinen Booten wenden, die von Süden her an der Expedition Theil genommen hatten. Trotz aller Mühe, die sie sich gaben, um zu rechter Zeit vor der Oehe einzutreffen, waren sie doch viel weiter zurückgeblieben, als man nach der Berechnung Alfred Brunst erwartet, und Herrn von der Oehe's Angriff war so stürmisch gewesen, daß er gar keine Rücksicht auf die Unterstützung seiner Freunde genommen hatte.

Als nun die Kutter schon zu beiden Seiten der Yacht lagen und fast den Sieg errungen hatten, was man von den Booten aus deutlich wahrnehmen konnte, kamen diese allmählig heran und das erste, welches mit in die Thätigkeit der Freunde eingriff, war das, auf welchem sich Carl Melms selber befand.

Das Boot, welches zur Yacht gehörte und das Erfassen der Steine mit der Zange geleitet, hatte sich weislich von der Yacht entfernt, als der Angriff begann, und da die beiden Männer darin den Sieg der angreifenden Partei voraus sahen, zogen sie es vor, lieber auf eigene Hand die Flucht zu versuchen, als sich ebenfalls gefangen nehmen zu lassen. Sie griffen daher flugs zu den Rudern und zogen sie aus Leibeskräften an, indem sie dabei die nördliche Richtung wählten, woher Tode's Kutter gekommen und wo jetzt kein feindliches Boot mehr zu fürchten war.



Kaum sah Carl Melms die Fliehenden und erkannte ihre Absicht, so stieg in ihm der Verdacht auf, einer derselben möge der Hauptthäter sein und es könne ihm gelingen sich der Gefangenschaft auf diese Weise zu entziehen. Deshalb ließ er sein Boot von der Richtung nach der Oehe abweichen und verfolgte die Fliehenden, wodurch sich eine Art Jagd entspann, die von beiden Seiten mit großem Eifer begonnen und fortgesetzt wurde.

Aber so verzweifelte Anstrengungen die beiden Diebe machten, mit Hülfe ihrer Ruder das kleine Boot aus dem Bereiche des Feindes zu treiben, so kam es an Schnelligkeit doch bei Weitem nicht dem guten Segler gleich, der hinter ihm her war, zumal Carl Melms noch durch Auslegung von vier mächtigen Riemen den Flug seines Langbootes fast um das Doppelte beschleunigt hatte. So kamen die Schaproder Schiffer den Entrinnenden in kurzer Zeit näher und näher und Carl Melms selber empfand so viel Vergnügen bei dieser Jagd und hielt es für so leicht, der Flüchtlinge habhaft zu werden, daß er den Hauptsturm auf die Yacht ganz außer Acht ließ und auch seinerseits eine Trophäe zu erringen alle Mühe aufwandte.

Als er daher dicht bei dem fliehenden Boote war, erhob er sich von seinem Sitze und rief den mit Macht rudern den Männern zu, zu halten und sich nicht unnöthig in Schweiß zu setzen. »Ich fasse Euch doch,« rief er mit seiner klaren und ruhigen Stimme laut genug, um deutlich verstanden zu werden, wobei er seine energischen Blicke drohend auf das Boot richtete, »also haltet, Ihr Leute!«

Aber die Männer hielten nicht an, sie ruderten vielmehr um so eifriger weiter und weiter. Als Carl Melms diesen unnützen Widerstand sah, der eben so viel Trotz als bösen Willen bekundete, gerieth sein Blut in Wallung und seine blauen, sonst so sanften Augen sprühten ein Feuer aus, wie man es nur selten in ihnen sah.

»Vorwärts!« rief er seinen Ruderern zu, die kaum getrieben zu werden brauchten, da sie eine Ehre darin erblickten, die Diebe zu greifen. »Noch fünf Minuten und wir haben sie!«

Und er hatte Recht. In fünf Minuten lagen die beiden Boote Bord an Bord und die beiden Männer hielten athemlos mit ihrer Arbeit inne, da schon sechs starke Hände ihr Boot unbeweglich an das Schaproder Fahrzeug fesselten.

Carl Melms stand immer noch aufrecht vor seiner Bank und indem er sich niederbeugte und ebenfalls eine Hand auf den Bootsrand legen wollte, sagte er ruhig und im Tone eines zur Zeit fast zu sanften Vorwurfs: »Ihr seid recht thöricht, Männer. Ihr seht, daß wir viel schneller und stärker sind als Ihr und doch gebt Ihr Euch Mühe, uns zu entrinnen. Das geht nun einmal nicht und so müßt Ihr Euch fügen. So. Jetzt zieht Eure Ruder ein und kommt in unser Boot, wir bringen Euch unversehrt zu den Andern an's Land und da wird sich zeigen, wer von Euch der Schuldigste ist.«

Bei diesen Worten faßte er den einen Ruderer am Arm und mit seiner großen Kraft hob er ihn, der nicht vom Platze weichen wollte, schon von der Bank empor, als der

Andere, der ein wilder Geselle aus der Schule Halling's war, mit leidenschaftlicher Geberde schrie: »Fassen Sie keinen von uns an, oder Sie sind des Todes!«

»Des Todes?« rief Carl Melms, vor Entrüstung und Zorn erbleichend. »Wollt Ihr auch morden? He? Nun dann, Ihr Schurken, will ich eine andere Sprache mit Euch reden – auf der Stelle kommt in mein Boot oder ich kentere Euch, daß Ihr Seewasser schluckt!«

Als er bei diesen Worten den gefaßten Feind scharf an sich zog, stieß der Andere mit seinem Ruder das kleine Boot von dem großen mit einem gewaltigen Ruck ab und bevor noch beide weit von einander entfernt waren, versetzte er damit dem stehenden Melms einen so heftigen Schlag vor die Brust, daß dieser den Arm des Steinzangers fahren ließ, zurücktaumelte und bei dem zugleich ausweichenden Boote das Gleichgewicht verlor und über Bord in's Wasser fiel.

Alles das war das Werk eines Augenblicks gewesen. Während die Männer im feindlichen Boote, nachdem sie sich auf diese Weise von ihrem ersten Angreifer losgemacht, schnell wieder zu den Riemen griffen und weiter ruderten, nun aber statt von Carl Melms, von den anderen kleinen Schaproder Fahrzeugen verfolgt wurden, waren zwei Schiffer aus dem ersten über Bord gesprungen, um den sinkenden Mann emporzuheben, der mit einem lauten Weheschrei in's Wasser gefallen war. Nur mit großer Mühe gelang ihnen dies menschenfreundliche Werk, denn Carl Melms war ein schwerer Mann, und da er überdieß von dem erhaltenen Schlage betäubt und

hülflös war, so mußten sie ihn allein so lange über Wasser halten, bis das Boot die Segel beigesetzt und zu ihrer Hülfe herangekommen war.

Als dies erst geschehen, war die Bergung des Verletzten bald vollbracht; man hatte ihn in's Boot gehoben und auf die Betten gelegt, die der alte Tode so vorsorglich für ihn unter einem Leinwandzelte ausgebreitet. Carl Melms schien ohnmächtig, aber er holte noch von Zeit zu Zeit Athem und seine Kleidung war mit Blut bedeckt, das er aus dem Munde ausgeworfen zu haben schien, denn der heftige Stoß des Ruders hatte ihn mitten auf die Brust getroffen, die ohnehin schon an zu heftigem Blutandrang litt.

So rasch wie möglich segelten nun die Bootsleute mit dem Kranken nach der Oehe zurück, wo, wie wir sahen, Alfred Brunst und Heinrich Markholm den schwer Verletzten empfangen und in wenigen Minuten die näheren Umstände des neuen Unheils erfuhren. Da lag er nun, ohne fast ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, in den Armen seines Freundes, der so entsetzt war, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte und, von vier kräftigen Männern unterstützt, den Besinnungslosen nur so schnell wie möglich nach dem Herrenhause trug, wo man ihn auf sein Zimmer brachte, um ihm alsbald alle mögliche Sorgfalt angedeihen zu lassen. Hier nun, nachdem man ihn rasch entkleidet und in ein erwärmtes Bett gelegt, kam er allmählig wieder zu sich, aber noch immer warf er Blut aus und war so schwach, daß er kein Wort sprechen konnte. Alfred Brunst, den nur der erste Anblick

des für todt gehaltenen Freundes betäubt, hatte jetzt alle seine Ruhe wieder erlangt und vor allen Dingen einen reitenden Boten nach Gingst gesandt, um den dort wohnenden Arzt nach der Oehe rufen zu lassen. Dann hatte er sich an das Bett Carling's niedergelegt, seine Hand ergriffen und mit treuem Auge jede seiner Bewegungen bewacht, um daraus auf seine Wünsche zu schließen, die er ihm augenblicklich mit fast weiblicher Sorgfalt zu erfüllen bemüht war.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE DREI ALTEN FREUNDE.

Der so glücklich errungene Sieg über die Freibeuter, die den alten Herrn seit Jahren bestohlen und deren Ergreifung er so lange ersehnt, hatte im Herrenhause zur Oehe nicht die erwartete Frucht getragen; statt der Freude war Sorge und Trauer darin eingekehrt und die Erfüllung aller der schönen Hoffnungen, die Alfred Brunst an das Gelingen der Unternehmung geknüpft, war stundenlang hinausgeschoben und versprach jetzt kaum noch die Hälfte des Glücks herbeizuführen, welches er an diesem Morgen mit so reicher Hand auszustreuen so lange im Stillen gearbeitet hatte.

Die Damen saßen verstört in ihren Zimmern und hörten von Gustav Steinau wiederholt alle die Vorgänge erzählen, deren Zeuge er seit dem vorigen Morgen gewesen war; Heinrich Markholm lief unruhig bald hier bald dort herum, voller Sehnsucht den Augenblick erwartend, wo ihn Alfred Brunst rufen und Alwine Halling herbeizuholen beauftragen würde, aber doch innerlich sehr betrübt,

daß gerade den guten Melms ein so ernster Vorfall betroffen hatte.

Die größte Trauer und der herbste Schmerz aber war in Carl Melms' Zimmer zu finden, wo Herr von der Oehe und Alfred Brunst am Bette ihres alten Freundes saßen, denen sich Willibald Stillfried aus zärtlichster Anhänglichkeit zugesellt hatte.

Die Mittagsstunde war eben vorüber, aber die drei Männer im Krankenzimmer hatten sich nicht in den Speisesaal begeben, denn sie waren zu betrübt, um an die Befriedigung ihres Appetites zu denken. Es war ein zweifenstriges und ziemlich geräumiges Gemach mit einem kleinen Sopha, einem Schrank, einem runden Tische und mehreren altmodisch gepolsterten Stühlen. Das Bett, worin der Kranke lag, hatte man von der Wand ab und vor ein Fenster gerückt, da er Verlangen danach gezeigt, in's Freie zu sehen, den Wolkenzug zu beobachten und durch das Fenster nach Schaprode hinüberzublicken, wie er ja immer die größte Freude an der Betrachtung der äußern Naturscheinungen empfunden.

Aber das Wetter war leider von keiner Beschaffenheit, die erheiternd auf das Gemüth eines Kranken hätte wirken können. Der ganze Himmel war mit düstrem Gewölk überspannt, der wieder stärker gewordene Wind trieb es in wilder Flucht vorbei und die Luft war mit einem weißlichen Nebel verdichtet, der sich seit einer Stunde schon in leisem Sprühregen niedersenkte.

In dem Krankenzimmer selbst herrschte eine fast peinliche Stille. Nichts bewegte sich darin, nichts hörte man,

als das Athmen der vier Menschen, die dicht bei einander saßen und sich gegenseitig nur durch Blicke ihre Gefühle kundthaten. Vor einer halben Stunde war der Arzt wieder fortgegangen, nachdem er Carl Melms zur Ader gelassen und verschiedene Anordnungen getroffen hatte, die auf der Stelle ausgeführt worden waren. Der Kranke fühlte sich danach außerordentlich erleichtert und bemühte sich, durch freundliche Blicke den Freunden seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben und sie zu lauterer Aeußerungen aufzumuntern. Aber es dauerte geraume Zeit, ehe der Schmerz, der ihre Brust zerriß, zu Worten gelangte, und sie saßen stumm und betrübt auf derselben Stelle, die sie nun schon stundenlang eingenommen hatten.

An der rechten Seite des Kranken saß der alte Herr, eine Hand desselben mit seinen beiden fest umschlossen haltend. Sein Gesicht war bleich und abgespannt, die Aufregung, die es in den Frühstunden dieses Tages belebt und fast verjüngt hatte, war ganz daraus verschwunden und hatte einer weichen Rührung Platz gemacht, die nur in bedeutsamen Momenten den Eingang zu seinen festen Zügen fand. Sein graues Haar hing halb verworren über seine breite Stirn, deren Falten zu einer tiefen Rinne über der Nasenwurzel zusammengezogen waren, und in seinen ehrlichen Augen schimmerte es von einem seltenen Naß, als ob sein männlicher Geist nur mit Mühe die Zähne zurückhielt, die sein menschlich schlagendes Herz weinte.

Ihm gegenüber, an der andern Seite des Bettes, ebenfalls die Hand Carl Melms' haltend, saß Alfred Brunst,

die hohe Gestalt halb gegen den Freund hin gebeugt, als wäre sie von einem unwiderstehlichen Schlage getroffen und neige sich vornüber von der unerträglichen Wucht desselben. Auch sein Gesicht war bleich und in allen Zügen lag ein unendlicher Schmerz, der vergeblich im eigenen Innern Trost suchte und nun nach Außen flatterte, um auch da ohne den erwünschten Beistand zu bleiben. Seine Blicke hingen fest an den schönen sanften Augen seines lieben, guten alten Freundes und es war, als ob er durch sie hindurch in seine Seele schauen wolle, um sie zu fragen, ob es denn wohl möglich sei, daß ihre Verbindung hier auf Erden einmal ein Ende nehmen könne.

Am Fußende des Bettes dagegen, den Kopf halb auf die Brust geneigt, saß in fast gebrochener Haltung Willibald Stillfried, das geistreiche feine, von zärtlicher Liebe aufgehellte und doch von zahllosen Thränen verdunkelte Gesicht unbeweglich auf das Antlitz des Kranken gerichtet, das auch ihm von Zeit zu Zeit freundlich zuwinkte und ihm wie den Andern damit Muth einsprechen zu wollen schien.

So saßen sie schon lange, lange, ohne die tiefe, unheimliche Stille anders als hie und da durch einen Seufzer zu unterbrechen, der unwillkürlich der Brust der liebenden Männer entstieg. Plötzlich machte der Kranke eine Bewegung mit den Armen, drückte fühlbar die beiden Hände der alten Freunde und wandte dann den Kopf langsam von dem einen zum andern hin.



»O,« sagte er mit schwacher Stimme, »mir ist jetzt recht leicht zu Muthe, die Brust ist frei von dem schmerzhaften Druck und ich athme ohne alle Beschwerde.«

»Gott sei Dank!« rief Herr von der Oehe, indem auch er erleichtert aufathmete. »Ich fühlte mit Dir den Krampf und es war mir bis jetzt, als müßte ich immer wieder von Neuem den Schlag aushalten, den der Kerl – Gott verzeihe es ihm, ich kann es nicht – auf Deine Brust gerichtet hat.«

»O, o, spricht doch nicht mehr davon, meine Freunde,« bat Carl Melms, »das ist ja nun vorüber und nicht mehr zu ändern; wir haben ja auch an viele andere Dinge zu denken.«

»Ja, ach ja,« seufzte Alfred Brunst, »das haben wir, aber – ich liege immer noch mit mir in Hader, daß ich gestattet, daß Du auf das kleine Boot gingst. Wärst Du bei mir gewesen, Dir wäre wahrhaftig kein Uebel begegnet.«

Carl Melms schüttelte sanft den Kopf und sah mit einem unaussprechlich liebevollen Lächeln den edlen Freund an. »Nein,« sagte er, »vielleicht wäre es mir nicht begegnet, aber einem Anderen, und da will ich es doch lieber selbst ertragen. Es war übrigens mein ausdrücklicher Wunsch, auf dem Langboote zu fahren, Ihr wißt es ja, und warum griff ich nach dem Mann, der mir nichts zu Leide gethan, ich hätte das Boot auch auf andere Weise gefangen nehmen können.«

»Ach!« seufzte der alte Oehe, »das ist Alles nichts, und die Schuld an dem Unfall liegt auf einer ganz anderen Seite. Ich, ich selbst trage sie, denn hätte ich Euch nicht

gerufen und meinen Streit allein ausgefochten, dann wärest Du auch nicht zu Schaden gekommen und wir Alle hätten nicht den Jammer davon!«

Carl Melms drückte ihm noch einmal sanft die Hand und schüttelte dann leise den Kopf. »O, meine Freunde,« sagte er warm, »ich bitte Euch nur um Eins: klaget nicht und messet nicht einem Andern eine Schuld bei, die ich allein auf mich nehmen muß, wenn nicht die Vorsehung, der Zufall – wie Ihr wollt – mir die Prüfung geschickt hat. Alles Reden und Klagen darüber hilft nun zu nichts, es ist einmal geschehen, und Dich, Alfred, erinnere ich an die so oft gepredigte Lebensphilosophie, die Du jetzt an Dir selbst üben magst: sich in die Nothwendigkeit der Dinge und die Unvermeidlichkeit der Umstände zu fügen. Ich will es Euch sagen und Ihr mögt mir glauben: der Schlag und das Seewasser schaden mir nichts, auch ohne sie wäre ich über kurz oder lang krank geworden, denn ich fühle mich schon lange leidend – und hier im Herzen sitzt mir das unheimliche Uebel.«

»Wie,« riefen beide Freunde in einem Athem aus, »und das hast Du uns nie gesagt?«

»Nein, und ich schwieg mit Absicht. Warum sollte ich Euch betrüben, Eure heiteren Stunden verbittern? Es war genug, wenn Einer litt und dieser Eine wollte ich sein, wenn es einer von uns sein mußte.«

Alfred Brunst und Gottlieb von der Oehe sahen sich bedenklich und doch, von der Selbstverläugnung des Kranken gerührt, lächelnd an. Carl Melms hatte die Richtung

ihrer Augen verfolgt und den Blick wahrgenommen, womit sie sich ihre heimliche Angst und Besorgniß eingestanden. »Freunde,« fuhr er fort, »sprecht nicht mit so traurigen Blicken, sie bekümmern mich. Und auch Sie, Willibald, seien Sie heiterer – ich sehe einmal nicht gern die Trauer auf dem Gesichte derer, die ich liebe, und am wenigsten, wenn ich selbst diese Trauer hervorgerufen. O, meine Lieben, Ihr glaubt nicht, wie wohl ich mich bei Euch in diesem Augenblick befinde und seht – mir ist wirklich nicht mehr so beklommen zu Muthe – o blicket doch auf, es giebt um uns her so vielen Anlaß zum Glück und zur Heiterkeit, daß ich Euch bitte, einmal an etwas Anderes als an mich zu denken.«

Bei diesen Worten, da der alte Oehe die Augen gerade gesenkt hatte, als wolle er dies Glück in sich selbst suchen, da er es außer sich nicht finden könne, gab der Kranke Alfred Brunst einen raschen heimlichen Wink.

Alfred Brunst verstand diesen Wink, faßte sich schnell und richtete dann sein leuchtendes Auge auf den alten Herrn. »Ja, alter Herr,« sagte er, »wenn Carling sich wieder leichter fühlt und da er sich noch besser fühlen wird, wenn er uns voller Freude sieht, so sehe ich keinen Grund ein, warum wir uns dieser Freude nicht hingeben sollen. Er hat in der That Recht, wir haben wohl manchen Anlaß heiter zu sein, denn der Schlag, den wir auf Deinen Feind geführt, ist geglückt, und nachdem er Dich und Deine Macht kennen gelernt, wird er Dich niemals wieder heimsuchen.«

Der alte Herr hob den Kopf triumphirend in die Höhe und sein Auge funkelte, wie es auf der See gefunktelt, da er an Bord der feindlichen Yacht sprang. Er wollte eben etwas erwidern, als Carl Melms noch einmal seine Stimme erhob und sagte: »Wißt, Ihr was? Ihr könnt mir einen Gefallen thun.«

»Nun was denn?« fragten die Augen der beiden alten Freunde mit einem einzigen Blick.

»Ihr habt nun lange genug bei mir gesessen, Leid und Sorge getragen und müßt ganz schwach sein, da Ihr noch nichts genossen habt. So geht denn eine Stunde hinunter und esset und stärket Euch; und wenn Ihr gesättigt seid und ein wenig frische Luft geschöpft habt, so kommt wieder herauf und dann wollen wir weiter mit einander reden. Sie, Willibald, gehen auch mit den Herren hinunter, ich will eine halbe Stunde zu schlafen versuchen und danach werde ich mich noch wohler befinden.«

»Wirst Du auch nichts bedürfen, wenn wir fort sind?« fragte Alfred Brunst, schon vom Stuhle aufstehend, um den Wunsch des Kranken zu erfüllen.

»Jetzt nichts, Alfred; aber ich verlange, daß Ihr höchstens eine Stunde fortbleibt, dann – dann – Du weißt – haben wir heute noch *Viel* zu thun!«

Die drei Freunde entfernten sich, wobei sie so leise auftraten, daß man sie kaum gehen hörte. Sie stiegen in das Speisezimmer hinab, aßen was man ihnen vorsetzte, ohne es zu schmecken, und kehrten dann wieder eben

so leise in das Krankenzimmer zurück, wo, bevor sie ihre Plätze wieder einnahmen, Carl Melms Alfred Brunst einen Wink gab und ihn an seine Seite beschied.

»Alfred,« flüsterte er, »ich dünkte, es wäre Zeit, an unser großes und lange bedachtes Werk zu gehen. Meinst Du nicht auch?«

Alfred Brunst lächelte freudig. »Bist Du denn aber auch kräftig genug,« sagte er leise, sich zu ihm niederbeugend, »den Auftritt zu ertragen? Es wird nicht ohne große Aufregung abgehen.«

»O, ich bin stark genug, um Theilnehmer Eurer Freude zu sein und gerade jetzt, nachdem ich eine halbe Stunde geruht, fühle ich mich aufgelegt dazu. Mach' schnell, den alten Herrn müssen wir etwas aufrichten, er hat sich einen Freudentag versprochen und bis jetzt hat er nur Kummer davon gehabt.«

Alfred Brunst lächelte schmerzlich über die Herzensgüte des kranken Freundes und zog dann Willibald Stillfried bei Seite, um ihm einige Worte in's Ohr zu flüstern, worauf dieser mit dem Kopfe nickte und das Zimmer verließ. Bald darauf nahmen die beiden alten Freunde die Plätze an dem kleinen Sopha ein und sobald sie saßen, richtete Carl Melms einen fragenden Blick auf Alfred Brunst, den dieser mit einer bejahenden Neigung des Kopfes beantwortete. Carl Melms' bleiches Gesicht heiterte sich dabei sichtbar auf und als nun Alfred Brunst zu sprechen begann, ließen seine Augen sogar einen strahlenden Glanz erkennen, der mehr als Alles seine innere Befriedigung verrieth.

»Eigentlich,« hob Jener an, sich an Herrn von der Oehe wendend, »ist uns der Fang dieses Spitzbuben, den wir nachher noch verhören müssen, doch recht leicht geglückt und, den Unfall mit Carling abgerechnet, ist Alles so gut von Statten gegangen, wie wir es kaum erwarten konnten.«

Herr von der Oehe blickte erfreut auf und nickte dann beistimmend mit dem Kopfe, den er in die Hand gelegt hatte, während er seinen Arm auf die Sophalehne stützte.

»Aber es hätte dem alten Herrn doch schlimm er gehen können, wenn der gute Sternberg ihm nicht die Spire des Freibeuters vom Halse gehalten hätte,« sagte Carl Melms mit merklichem Nachdruck.

»Gewiß,« rief Alfred Brunst, »es konnte ihm an's Leben gehen. Der junge Mann hat sich wacker gehalten und für die Gastfreundschaft, die wir ihm erwiesen, dankbar gezeigt. Hast Du ihm denn schon *Deinen* Dank für seine Hülfe im rechten Augenblick ausgesprochen, alter Herr?«

Der alte Herr blieb stumm, ja sein Kopf senkte sich sogar noch tiefer auf die Brust. Die Erinnerung an Sternberg hatte ihn wie mit einem Zauberschlage in die frühe Morgenstunde dieses Tages zurückversetzt und ihm die Erzählung vergegenwärtigt, die der junge Mann noch heute Abend vervollständigen sollte. »Ich habe ihn noch gar nicht gesehen, seitdem wir landeten,« sagte er endlich, während die beiden Freunde ihn scharf beobachteten, »aber ich werde ihn nicht vergessen und denke noch heute Abend meine Abrechnung mit ihm zu halten.«

»Insgeheim, alter Herr?« fragte Alfred Brunst mit einem Schimmer seines alten heiteren Lächelns.

»Warum insgeheim? Was ich mit ihm zu verhandeln habe, kann die ganze Welt hören.«

»Also auch wir? Nicht wahr, alter Herr?«

»Wie fragt Ihr so sonderbar! Wo mag der junge Mann nur stecken?«

»Er wird mit den Damen zu schaffen haben,« versetzte Alfred Brunst lächelnd, »die wir Andern heute ganz außer Acht gelassen.«

In diesem Augenblick klopfte Jemand leise an die Thür und auf Alfred Brunst's Hereinruf trat Gustav Steinau schüchtern und vorsichtig ein, als wolle er den Kranken nicht in seiner Ruhe stören.

Herr von der Oehe stand vom Sopha auf, wie auch Alfred Brunst, und Beide schritten dem Ankommenden freundlich und mit ausgestreckten Händen entgegen.

»Darf ich Sie stören?« fragte Gustav Steinau, indem er Einem nach dem Andern die Hand reichte. »O, wie sehr bedaure ich Ihren Unfall, Herr Melms – wie befinden Sie sich?«

»Ich danke Ihnen, Herr Sternberg,« erwiderte der Gefragte mit matter Stimme, aber herzlichem Ausdruck. Es geht wie es gehen kann, aber Sie stören mich nicht und ich freue mich mit meinen Freunden, Sie zu sehen – wir sprachen eben von Ihnen. Setzen Sie sich.«

Gustav Steinau aber blieb mitten im Zimmer, nicht weit vom Krankenbette stehen und sah mit einiger Verwunderung in die Augen der ihn mit seltsamer Aufmerksamkeit betrachtenden Männer. Namentlich auf Alfred Brunst's wiederbelebtem Antlitz lag eine Art Triumph, wie er ihn nur in glücklichen Stunden nach gelungenem schweren Werke blicken ließ, und er schien mit seinen scharfen Augen bis in die tiefste Seele des jungen Mannes dringen zu wollen.

»Herr Sternberg,« sagte da Herr von der Oehe, »Sie kommen uns wie gerufen. Das Unglück mit Melms hat mich ganz aus der Fassung gebracht, sonst hätte ich Sie schon aufgesucht.«

»Haben Sie mir etwas so Wichtiges zu sagen, Herr von der Oehe?«

»O ja! Ich dünkte doch. Haben Sie schon den Strauß vergessen, den wir heute Morgen bestanden?«

»Ach nein, weder den Strauß noch das, was ihm voranging, habe ich vergessen.«

»Nun, da geht es Ihnen wie mir,« rief der alte Herr mit herzlichem Tone. »Wohlan denn, Sie haben mir heute eine Wohlthat erwiesen, junger Mann, die ich Ihnen so leicht nicht vergelten kann.«

»Was für eine Wohlthat, Herr von der Oehe?«

»Wie? Haben Sie mir nicht das Leben gerettet oder wenigstens mich vor dem heftigen Schlage des wüthenden Menschen bewahrt?«



Gustav Steinau versuchte zu lächeln, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Eine wehmüthige Rührung verbreitete sich über sein edles Gesicht und er schüttelte nur sanft und abwehrend den Kopf. »Das Leben gerettet, Herr von der Oehe? Das ist wohl zu viel gesagt. Ich that nur, was ich thun mußte, und jeder Andere hätte dasselbe gethan, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre.«

Bei diesen Worten hatte er sich ganz zu seinem Wirthe herumgedreht und den beiden Andern fast den Rücken gewandt. »Soll ich?« fragte Alfred Brunst den Kranken, sich rasch zu ihm niederbeugend.

Carl Melms nickte zustimmend, während ein matter Schimmer freudiger Röthe über seine bleichen Wangen zog.

Als Gustav Steinau sich nun wieder umwandte, sah er Alfred Brunst mit strahlender Stirn und leuchtenden Augen mitten im Zimmer stehen; er hatte sich zu seiner ganzen Höhe aufgerichtet und hielt das Auge fest auf den alten Herrn gespannt, dessen Antwort er nur zu erwarten schien.

»Ob Jeder dasselbe gethan, Herr Sternberg,« sagte dieser, »steht noch dahin. Brunst und Melms, ja, die hätten es freilich gethan, und nun haben Sie, sich durch Ihren Dienst die Anwartschaft nicht allein auf meine innigste Freundschaft, sondern auch auf meinen herzlichsten Dank erworben und wenn ich wüßte, womit ich Ihnen dienen könnte, ich würde den ersten Augenblick dazu für den passendsten erachten.«

»Herr von der Oehe!« rief Gustav Steinau mit beklommenem Athem, während seine Brust wogte und sein Gesicht sich stark entfärbte, »Herr von der Oehe, versprechen Sie nicht zu viel! Sie rufen sonst vielleicht Hoffnungen in mir wach, die sich nicht so leicht erfüllen ließen, wenn ich den Muth hätte, sie vor Ihnen in Gegenwart dieser Zeugen auszusprechen.«

»Aha,« dachte Herr von der Oehe, »er denkt also wirklich an meine Nichte!«

»Alter Herr!« rief Brunst lebhaft dazwischen. »Du schweigst? Soll Herr Sternberg schon seinen Muth schwinden fühlen, noch ehe er seine Hoffnungen vor Dir enthüllt hat?«

»O nein, ich schweige nicht,« sagte der alte Herr gedehnt, »Herr Sternberg mag sprechen – ich bin bereit, ihm zu dienen, und was ein Oehe einmal gesagt hat, das nimmt er nie wieder zurück.«

»Nehmen Sie ihn beim Wort!« rief Alfred Brunst, noch lebhafter werdend und seine Augen sprühten vor innerer Bewegung, die er nur mit Mühe in Schranken hielt.

»Nun denn,« sagte Gustav Steinau, die Hand auf die Stirn pressend, die ihn vor innerer Aufregung zu schmerzen anfang, »nun denn, Herr von der Oehe, so bitte ich Sie zuerst um Verzeihung –«

Er konnte nicht weiter sprechen, die Stimme bebte ihm zu stark und seine Brust hob sich mächtig, als wollten sie die zurückgehaltenen Gefühle seines Herzens sprengen.

»Um Verzeihung bitten Sie?« fragte Herr von der Oehe verwundert. »Was haben Sie denn Unrechtes gegen mich begangen?«

Gustav Steinau zitterte, wie von einem inneren Krampfe ergriffen. Er richtete seine Augen langsam auf Carl Melms und dann auf Alfred Brunst, der ihm ermuthigend zunickte, als stände er mit ihm in geheimem Einverständniß, was doch durchaus nicht der Fall war.

»Reden Sie!« rief da Alfred Brunst mit mächtig schallender Stimme. »Herr von der Oehe hört Sie und der rechte Augenblick ist gekommen!«

»Welcher Augenblick?« fragte Gottlieb von der Oehe mit mehr und mehr wachsendem Staunen.

»Ach, meine Herren,« sagte Gustav Steinau schwer athmend – »verzeihen Sie mir Alle, und Sie, Herr von der Oehe, vergeben Sie mir insbesondere, daß ich, der ich so lange Ihre Gastfreundschaft genoß, Sie so bitter getäuscht!«

»Getäuscht? Sie mich? Aber so reden Sie doch –«

»O, es wird mir sehr schwer werden zu reden, Sie sehen es wohl! Ja, ich habe Sie getäuscht, denn ich bin unter einem – einem fremden Namen zu Ihnen gekommen und habe mir nach Ihrem eigenen Geständniß Ihre Freundschaft erworben, die Sie mir vielleicht vorenthalten hätten, wenn Sie mich besser gekannt –«

»Was sagen Sie da!« fuhr der alte Herr polternd auf. »Wie heißen Sie denn, wenn Sie nicht Sternberg heißen?«

Gustav Steinau schwieg einen Augenblick, wie um sich zu sammeln oder frischen Muth zu schöpfen; aber ehe er dann noch das rechte Wort gefunden, um jene Frage zu beantworten, kam ihm Alfred Brunst zu Hülfe, der mit erhobener Rechten und funkelndem Auge näher an ihn herantrat und sagte: »Nun, Sie besinnen sich noch? Haben Sie Ihren rechten Namen vergessen? O, alter Herr, dann muß ich ihn Dir wohl nennen – hebe also Dein Auge auf und siehe ihn Dir an – es ist Gustav Steinau, der vor Dir steht, Gustav Steinau, Dein Neffe, den Du verbannt, verwiesen, aus Deinem Herzen verbannt und verwiesen hast und der doch den Weg in dasselbe gefunden hat, ohne daß Du eine Ahnung davon hattest.«

Selten oder nie hatten wohl Worte einen so mächtigen Eindruck auf den alten Edelmann hervorgebracht, wie diese. Sprachlos vor Staunen, ja vor Schreck, stand er mit weit aufgerissenen Augen da, umklammerte den Tisch, um sich daran fest zu halten, und richtete seine fragenden Blicke bald auf Melms, bald auf Alfred Brunst, bald auf den jungen Mann, den er wider alles Erwarten für den Neffen erkennen mußte, dessen Schicksal er auf ewig von dem seinen getrennt zu haben geglaubt. Aber während er so dastand, hatten sich Alfred Brunst's Hände auf die Schultern Gustav Steinau's gelegt und ihn sanft gegen den alten Herrn drängend, sagte er:

»Da hast Du ihn, alter Herr, er ist Dein und ich denke, er hat sich bewährt wie ein ächter Abkömmling Deines Geschlechts, obgleich er einen Namen führt, der Dir bisher nicht angenehm geklungen hat.«

»O mein Gott!« stammelte der alte Herr, bis in's Tiefste erhebend – »erklärt mir das – erklärt es, damit ich mich fasse, mich besinne!«

»Mein Onkel,« sagte Gustav Steinau näher tretend und Herrn von der Oehe's kaum widerstrebende Rechte fassend: »ich habe Ihnen heute Morgen meine eigene Geschichte erzählt und heute Abend sollte ich Ihnen auf Ihren Wunsch das Ende derselben mittheilen. Dieser Abend ist nun Dank der Hülfe dieser ehrenwerthen Männer früher hereingebrochen, aber es ist für mich kein Abend, sondern ein neuer Lebensmorgen, da ich hoffe, daß Sie bald eine andere Idee von mir gewinnen werden, wenn Sie den Gang meines Schicksals und meine Handlungen aus meinem eigenen Munde kennen lernen. Es ist freilich wahr, mein Vater hat sich schwer gegen Sie vergangen, aber es ist auch eben so wahr, meine arme Mutter und ich – wir haben schwer dafür büßen müssen. Wie und womit, das hoffe ich Ihnen noch klar genug auseinander setzen zu können. Die Erklärung aber, die Sie verlangen, ist bald gegeben. Meine Freunde, Markholm und Stillfried, verabredeten eine Reise nach Rügen und forderten mich auf, sie zu begleiten. Ich sträubte mich, da ich Ihnen zu begegnen fürchtete, dem ich nicht begegnen durfte. Aber Jene überzeugten mich, daß diese Reise vielleicht heilsame Folgen für mich haben könnte, und ich folgte ihnen unter einem fremden Namen, um Sie nicht gleich von vornherein durch ein Vorurtheil von mir zurückzuschrecken, wenn – ich Ihnen etwa begegnen sollte. Der

Entschluß war gut – ich traf Sie durch einen sonderbaren Zufall, oder, was ich viel lieber glaube, durch Gottes unbegreifliche Fügung, in Putbus – das Uebrige wissen Sie, denn Sie haben mich selbst, ohne mich zu kennen, in Ihr Haus gerufen, wo ich jetzt stehe und noch einmal um Verzeihung bitte, daß ich der Sohn eines Mannes bin, der sich schwer gegen Sie und Ihre Familie verging, aber ich selbst – Gott allein weiß es – bin unschuldig daran!«

Der alte Oehe stand wie geknickt vor dem jungen Manne. Er war ganz bleich geworden und seltsame Gefühle regten sich in seiner stolzen Brust. Aber wenn er auch noch mit sich kämpfte, die Worte zu finden, in denen er die Verzeihung aussprechen wollte, die sich bereits von seinem Herzen losgerungen, so kam auch ihm wieder Alfred Brunst zu Hülfe, der mit seiner menschenfreundlichen Herzensmilde zu ihm herantrat und mit unwiderstehlich bittendem Tone sagte:

»Alter! Du hörst es und ich weiß, was Du dabei fühlst! Du fühlst Dank gegen Deinen Schöpfer, daß er Dir noch ein Glied Deiner Familie aufbewahrt hat, das edel, gut und brav ist, wie Ihr es Alle von jeher waret. Nun dürfen auch wir wieder den Namen Gustav Steinau vor Dir nennen, was uns so lange versagt war, und wenn Du noch zögerst, den Neffen an Dein Herz zu drücken, oder nicht weißt, wie man es macht, wenn man recht glücklich ist, so will ich es Dir zeigen. Sieh da: komm her, Gustav Steinau, des alten Oehe Neffe ist auch mein und unser Aller Neffe! Hier ist ein Herz, das keine ewige Feindschaft

kennt, und der da, Carling Melms – der ehrlichste Kerl von der Welt sagt Dir Dasselbe durch meinen Mund.«

Bei diesen Worten schloß er ihn innig an die Brust und führte ihn zu Melms, der seine Arme ebenfalls mit zärtlicher Wärme um seinen Hals legte. Dann aber wandten sie sich zu dem alten Herrn, der leise weinend auf dem Sopha saß und zu dem Gustav Steinau sich niederbeugte und seine Stirn küßte. Da war der letzte Rest des namenlosen Grolles bezwungen in dem alten Herrn. Er sprang von seinem Platze auf, ergriff die Hände seines Neffen, sah ihm tief in die ehrlichen Augen und sagte: »Was Brunst und Melms – die bravsten Männer der Welt – thun, kann auch der alte Oehe thun, ohne sich das Geringste dabei zu vergeben. Ja, ja, Dein Vater hat übel an mir gehandelt, mir die schönsten Jahre meines Lebens verbittert, aber ich vergebe es ihm – um Deiner Mutter und um Deinetwillen und nun – nun ist unser Bund für's ganze Leben besiegelt.«

Uebergehen wir die nächsten Minuten. Sie waren zu schön, zu herrlich, um mit kalten Worten beschrieben werden zu können. Als aber die vier Menschen sich endlich wieder beruhigt hatten, erhob sich Gustav Steinau abermals, trat auf Melms und Brunst zu und sagte:

»Meine Herren und nun auch meine Freunde, wie Sie es schon so lange meinem braven Onkel waren! Ihnen danke ich zunächst, daß dieser für mich so kostbare Augenblick so rasch in's Leben trat – aber ich habe eine Frage an Sie zu richten, die ich mir vor allen Dingen zu beantworten bitte, um das Dunkel zu lichten, welches selbst

noch vor meinen eigenen Augen auf verschiedenen Epochen meines Lebens ruht.«

Als Alfred Brunst diese Worte hörte, wechselte er mit Carl Melms wieder einen raschen Blick des Einverständnisses, dann aber trat er dicht an Gustav Steinau heran und sagte mit der Ruhe, die ihm immer zu Gebote stand, sobald es sich um wichtige Dinge handelte: »Sprechen Sie, mein junger Freund; es ist heute der Tag, an dem viele Dunkelheiten gelichtet und Fragen beantwortet werden müssen, die nur zu lange schon verhüllt und ungelöst geblieben sind.«

»Gut, Herr Brunst; so frage ich denn: woher wußten Sie meinen Namen und woher kannten Sie mich, da ich Sie weder je gesehen, noch von Ihnen gehört habe, bevor ich so glücklich war, Sie in Putbus zu treffen?«

»O mein Freund, das sollen Sie gleich erfahren. Ich kannte Sie schon, als wir Ihnen nach dem Vilm folgten, um die schöne Musik anzuhören, womit Sie das Herz meines Freundes Melms gewonnen. Zwar nannten Sie sich damals Paul Sternberg und so waren Sie in dem Fremdenbuche des Wirths verzeichnet, aber die Namen Ihrer Freunde und Ihr Stand verriethen mir, daß Sie Gustav Steinau waren.«

»Sie sagen das und ich glaube es Ihnen; aber wie konnten Sie aus dem Namen meiner Freunde und aus unserm Stand auf meinen Namen schließen – *das* ist mir ein Räthsel.«



»Und hier ist die Lösung dazu!« rief Alfred Brunst triumphierend und zog rasch einen Brief aus seiner Brusttasche. »Da,« fuhr er fort, »sehen Sie hier – haben Sie diesen Brief etwa nicht geschrieben?«

Gustav Steinau ergriff den Brief, entfaltete ihn und erkannte zu seinem größten Staunen jenes Schreiben, welches er vierzehn Tage vor seiner Reise nach Rügen, an jenem Abend, wo wir ihn in seinem Stübchen kennen lernten, verfaßt und worin er seinem Jugendfreunde den Abriß seines Lebens gegeben und ihm seine beiden Freunde Markholm und Stillfried genannt und geschildert hatte.

»Ja,« sagte er mit ungemeiner Rührung im Tone der Stimme wie im Ausdruck der Miene, »den Brief habe ich geschrieben, ich erkenne ihn – aber wie gelangte er in Ihre Hand?«

»Sie sandten ihn an Ihren Jugendfreund, der Prediger in \*\*\* ist. Dieser Prediger muß, so viel ich wenigstens aus seinem Verfahren entnehmen kann, Ihre Bekenntnisse anfangs nicht mit günstigen Augen aufgenommen haben, denn in einem Schreiben an seinen alten Vater spricht er sich darüber eben nicht mit großem Wohlgefallen aus. Nach genauerer Ueberlegung aber beschloß er dennoch Ihrem Wunsche in so weit zu genügen, als er Ihren Brief seinem Vater übersandte, mit der beigefügten Weisung, seinen Inhalt zu durchlaufen und dann nach Gutdünken zu handeln. Der alte Pfarrer nun, blind und gelähmt, aber mit einem wärmeren und menschenfreundlicheren Herzen als sein Sohn begabt, ließ sich den Brief von einem Vertrauten vorlesen und hatte sodann

nichts Eiligeres zu thun, als ihn mir nebst dem Schreiben seines Sohnes nach Grünthal zu senden, trotzdem unser Verkehr über diesen Punkt seit Jahren abgebrochen war. Diese Schreiben kamen nun am Tage vor meiner Abreise nach Putbus in meine Hände und da ich Carling von der Lenz abholte, so zeigte ich ihm dieselben, damit auch ihm die Kenntniß Ihrer gegenwärtigen Verhältnisse nicht vorenthalten bliebe. Als wir nun in Putbus eintrafen und dort die Namen Markholm und Stillfried in dem Fremdenbuche lasen, war es ein Leichtes, in dem dritten Begleiter dieser Beiden Sie zu erkennen, also Ihr Incognito zu durchschauen, und so wußten wir von Anfang an ziemlich bestimmt, wen wir in der Person Paul Sternberg's vor uns hatten. Hier haben Sie alle Aufklärung, die ich Ihnen über dieses Geheimniß geben kann.«

Gustav Steinau hörte diese Aufklärung mit nachdenklicher Miene und hochschlagendem Herzen an. »Nun,« sagte er endlich, einen verwunderungsvollen Blick auf die beiden Freunde werfend, die hierbei einige Unruhe nicht verbergen konnten, »nein, diese Aufklärung genügt mir noch nicht ganz, denn sie verschweigt gerade den Hauptpunkt, um den sich hier Alles dreht.«

Alfred Brunst's Lippen zitterten und sein Auge richtete sich verlegen und fragend auf Carl Melms, der die Augen niedergeschlagen hatte und dessen bleiche Wangen von einer auffallenden Röthe zu flammen begannen. »Welchen Hauptpunkt meinen Sie?« fragte Alfred Brunst zögernd und in seltsamer Bewegung unruhig hin und her

blickend, um dem gespannten Gesichtsausdruck des immer mehr staunenden alten Herrn zu entgehen.

»Ich meine, wie kam es, daß der alte blinde Prediger in \*\*\* gerade an Sie diesen Brief sandte, denn welchen Antheil nahmen Sie an meinem Geschick, daß Sie davon unterrichtet werden mußten?«

Alfred Brunst seufzte und ließ sich wie erschöpft auf einen Stuhl nieder. »O Carling,« rief er, sich nach diesem hinwendend, – »heute kommt Alles an den Tag, in der That! Nun, wir haben ja nichts Schlimmes gethan – soll ich es sagen?«

»Sag' es!« flüsterte Carl Melms wie verschämt und schlug gegen den alten Herrn, gleichsam um Verzeihung bittend, die sanften blauen Augen auf.

»Nun denn, da Carling es will, so will ich es auch. So erfahren Sie denn, Gustav Steinau, Carl Melms und ich – wir waren es, die in früheren Jahren durch jenen alten Geistlichen Ihre Mutter unterstützten –«

Er konnte nicht weiter reden. Gustav Steinau sprang auf ihn zu und umschlang ihn mit den Armen.

»Schweigen Sie,« rief er, in Thränen ausbrechend, »ich will sagen, was Ihnen hier auszusprechen so schwer zu werden scheint. Sie, Sie Beide waren die edlen Wohltäter, die nicht allein meine Mutter unterstützten, sondern auch für meine Erziehung sorgten und denen ich also meine Bildung, mein geistiges Wohl, mein ganzes vergangenes und gegenwärtiges Glück verdanke!«

Alfred Brunst, als wäre er auf einem Vergehen ertappt, wandte die Augen von Gustav Steinau ab und reichte

Carl Melms die Hand. »Carling,« sagte er tief bewegt, »habe ich nicht stets gesagt: eine gute That trägt immer ihre Frucht? Man muß nur geduldig sein. Nun, hier – hier haben wir sie. Du, Du allein bewogest mich dazu, den Samen damals auszustreuen, der jetzt aufgegangen ist –«

»Nein, nein,« rief Carl Melms abwehrend, »ich rieth nur dazu, wie immer, und Du handeltest, wie immer – so steht die Sache, meine Freunde!«

Jetzt aber mischte sich Herr von der Oehe in die unbeschreiblich rührende Scene. Mit bleichem Gesicht und bebenden Lippen ging er auf die beiden Freunde zu. »Carling,« sagte er ernst und mit unbeschreiblicher Würde, »und Du, Alfred, jetzt habt Ihr nicht mehr mit Dem da, jetzt habt Ihr es mit mir zu thun. So frage ich denn: wie kam es, daß Ihr Euch in meine Angelegenheiten mischtet, daß Ihr meiner Schwester ein Almosen gabt, welches ich ihr verweigerte, ihr verweigern mußte – sagt es, o sagt es mir, denn ich begreife es noch nicht ganz.«

»Alter Herr,« sprach Alfred Brunst mit weicher Stimme, indem er seine kräftige Hand auf die Schulter des alten Mannes legte und ihm mit herzlicher Rührung in die blitzenden Augen schaute: »Das ist sehr einfach. Erinner dich jenes Tages, als der laute Klagebrief Deiner verstorbenen Schwester auf der Oehe eintraf. Wir waren damals gerade bei Dir zum Besuch und Du theiltest uns den Inhalt des Briefes mit. Und als Du uns um unsre Meinung fragtest, riethen wir Dir, noch einmal Gnade für Recht ergehen und die armen Angehörigen Deines ehemaligen Vormundes, der Dir so übel mitgespielt, nicht

sinken zu lassen. Du aber – verzeih, daß ich es sage – hattest bereits einen Entschluß gefaßt und wolltest von Gnade nichts mehr wissen; Dein Herz war zu tief gekränkt und allerdings erlaubten Dir auch Deine geringen Mittel keine fernere Unterstützung der Schwester und ihres unmündigen Sohnes. Da traten nun Carling und ich zusammen und hinter Deinem Rücken thaten wir, was von Dir gefordert war: wir unterstützten mit unsern reicheren Mitteln Deine Verwandten, wohl wissend, daß Dein Herz, das immer viel weicher und großmüthiger schlug, als Du es zugestehen wolltest, mit unsrer Handlungsweise übereinstimmen würde, und wir thaten es gern, denn was wir für die Deinigen thaten, thaten wir für Dich – und Dich liebten wir ja!«

»Carling! Alfred!« rief der alte Herr, laut aufschluchzend, und warf sich in ihre Arme. »O, das habt Ihr gethan? Für mich? So ganz im Stillen? Doch ja, ja, ja, ich weiß es ja schon lange, wessen Ihr fähig seid, denn ich kenne Euch ja!«

Es verging eine lange Zeit, bis die drei alten Freunde der Rührung Herr wurden, die sie ergriffen hatte. Ein Blick, ein Händedruck hatte Alles zwischen ihnen ausgesprochen, was auf ihrer Seele lag, und nun war es an Gustav Steinau, auch seinen Dank den beiden Freunden seines Oheims auszusprechen. Als er aber damit beginnen wollte, fiel ihm Alfred Brunst beinahe heftig in die Rede, indem er sagte:

»Still, junger Mensch, das sagt man uns nicht in's Gesicht. Wir lieben es nicht, uns beschämen zu lassen, und

beschämend ist es für ein menschlich schlagendes Herz, Dank dafür zu empfangen, was man zu guter Stunde ohne sich ein Opfer aufzuerlegen für einen Mitmenschen gethan hat. Also kein Wort mehr darüber! Genießen Sie Ihr Leben jetzt im Kreise der Ihrigen, denn daß Ihr alter Onkel nun einen Erben gefunden, den er sich so lange ersehnt, das sehen Sie ja an seinem Gesicht, das nie seine Freude so laut ausgesprochen hat wie heute. Nun aber, meine Freunde, bleibt uns noch etwas Anderes zu thun übrig und vielleicht, alter Herr, belohnt sich Dein guter Vorsatz: von jetzt an Deinen Neffen zu lieben, wie er es verdient – noch auf eine angenehmere Weise, als Du es denkst.«

»Was meinst Du damit?« fragte der alte Herr, der in Alfred Brunst's Auge schon wieder einen strahlenden, neue Freude verheißenden Glanz aufblitzen sah.

»Still, still doch, alter Herr. Warte es in Geduld ab. Wir sind also fertig mit der *einen* Angelegenheit, nicht wahr?«

»Noch nicht ganz,« nahm Gustav Steinau das Wort. »Ich habe noch eine Bitte, meine Freunde. Weder meine Freunde, Markholm und Stillfried, sollen wissen, was in dieser Stunde hier vorgegangen, noch die Damen, bis ich es beiden Parteien auf geeignete Weise kundgethan. Versprechen Sie mir das?«

Alfred Brunst lachte. »Ja, ja, wir versprechen es,« sagte er, »und ich merke den Grund dieser Bitte.«

»Gut denn, mögen Sie ihn errathen haben, aber schweigen Sie nur. Und nun noch Eins. Sobald mein Onkel diesen Brief gelesen hat, woraus er erkennen mag,

daß ich kein so arger Landesverräther gewesen hin, als man ihm zur Zeit in's Ohr geflüstert, so geben Sie ihn mir zurück. Er hat mir schon einmal wider mein Wissen einen ungeheuren Dienst geleistet und vielleicht kann er mir noch einen ähnlichen leisten.«

»Ah!« rief Alfred Brunst triumphirend, »es ist, wie ich dachte. Nun ja, nehmen Sie ihn, wenn der alte Herr ihn gelesen hat, aber für's Erste folgen Sie mir mit ihm nach dem Käthnerhause am Strande – wir wollen den Mann verhören, den wir heute Morgen gefangen haben. Es ist die höchste Zeit dazu.«

In diesem Augenblick klopfte Jemand draußen an die Thür.

»Wer ist da?« fragte Herr von der Oehe, die Thür ein wenig öffnend.

Es war Metke. »Gnädiger Herr,« sagte sie, »der Gensdarm ist unten und möchte Sie sprechen.«

»Wir kommen!« entgegnete er, und nachdem Alle Carl Melms die Hand gedrückt und ihm versprochen hatten, ihm nachher das Resultat des Verhörs mitzutheilen, begaben sie sich in das Wohnzimmer hinab, wo sie den Polizeibeamten auf einem Stuhle sitzend und ihrer schon wartend fanden.

## SECHSTES KAPITEL. DAS VERHÖR UND WAS DARAUF FOLGT.

Sobald der Gensdarm die Herren eintreten sah, stand er auf und stellte sich in militairischer Haltung vor sie hin. »Guten Tag, meine Herren,« sagte er. »Ich komme so

eben von den auf der Yacht Gefangenen und bin gleichsam als diplomatischer Vermittler von ihnen an Sie abgesandt. Die armen Leute dauern mich eigentlich und ich glaube, auch Sie werden Mitleid mit ihnen fühlen. Ich habe alle zu Protocoll genommen und einstimmig haben sie ihr Unrecht eingestanden und um Gnade gebeten, da sie arme Teufel sind und nicht auf eigene Hand Steine zangten. Der Kerl, den Sie, Herr von der Oehe, auf der Insel gefangen halten und den jene Leute bald Stumper, bald Halling nennen, geben sie insgesamt für den Rädelsführer und Hauptthäter an. Von ihm sind sie zu dem Vergehen verführt und gleichsam gedungen worden, und da sie arm und elend sind, so haben sie den Verdienst mitnehmen wollen. Uebrigens kenne ich ihre Namen und ihren Wohnort und wenn sie vierundzwanzig Stunden in dem engen Loche der Cajüte gesessen haben, dachte ich, könnte man sie laufen lassen. Nur den Burschen, den Halling, und den Racker, der den Schlag auf Herrn Melms geführt, werde ich mit nach Bergen nehmen, dort mögen sie ihre Verurtheilung erwarten, die gewiß nicht lange ausbleiben wird.«

Herr von der Oehe und Alfred Brunst beriethen sich eine Weile, dann sprachen sie ihren Entschluß aus, außer den beiden Hauptthätern alle Gefangenen laufen zu lassen.

»Das ist recht so, meine Herren,« sagte der Gensdarm. »Sie werden nicht wieder kommen, glauben Sie mir, denn wer so handfest empfangen wird, wie diese Leute hier, der hat keine Lust, einen so falschen Griff noch einmal



zu versuchen. Aber ich dächte, wir nähmen nun einmal den Kerl im Käthnerhause vor, er soll sehr trotzig sein, wie ich gehört habe, und jede Auskunft verweigern.«

»Er wird schon sprechen,« bemerkte Alfred Brunst. »Ich bitte nur, mir allein die Verhandlung zu überlassen und kein Wort dazwischen zu reden.«

Er faßte darauf Herrn von der Oehe unter den Arm und während er, von Gustav Steinau und dem Gensdarm gefolgt, dem Käthnerhause zuschritt, sagte er: »Nun, alter Herr, noch ein unangenehmer Augenblick und dann vielleicht wieder eine recht große Freude!«

»Was meinst Du damit? Hast Du mir noch nicht genug Freude bereitet?«

»Geduld – ah! Da kommt ja der Maler – um Entschuldigung, dem muß ich erst noch ein paar Worte sagen.«

Er ließ den Arm seines Freundes los und schritt auf den Maler zu, der eben vom Krüge in Schaprode herkam, wo er einen kurzen Besuch abgestattet hatte, um der schönen Alwining die Zeit nicht zu lang werden zu lassen. »Markholm,« sagte er, ihn bei Seite führend, »nun wird es Zeit! Wir sind eben auf dem Wege zum Verhöre des edlen Vaters Ihrer Geliebten, und wenn das vorbei ist, muß ich Letztere im Herrenhause haben. Gehen Sie also nach dem Krüge und bereiten Sie sie auf eine wichtige Stunde vor. Dann führen Sie sie dort hinunter an's Ufer, dem Garten gegenüber, nehmen ein Boot, fahren mit ihr über das Wasser und bringen sie durch das Hinterhaus in Herrn von der Oehe's Schreibzimmer. Dort lassen Sie sie und kommen zu uns herüber, die wir uns bei den Damen

aufhalten werden. Das Uebrige wird sich finden. Verstanden?«

»Vollkommen, Herr Brunst, es soll auf der Stelle Alles besorgt werden.«

Nach diesem kurzen Gespräch schritt Alfred Brunst rasch dem Käthnerhause zu, vor dessen Thür schon die Uebrigen auf ihn warteten, und bald darauf trat man in das kleine Gemach ein, das vorläufig zum Gefängniß diente, sonst aber zur Wohnung des alten Fährmanns gehörte. Die wenigen Möbel, die früher darin standen, hatte man zum Theil herausgeräumt, dafür ein Strohlager um den großen Ofen aufgeschüttet und die Fenster mit Brettern verstellt, um den Gefangenen ganz von der Außenwelt abzuschließen. Dieser selbst lag in behaglichster Stellung auf dem Stroh. Nur seine Füße waren noch zusammengebunden, Arme und Hände hatte er frei und eben damit ein wohlschmeckendes Mahl eingenommen, wonach er großes Begehrt gehabt. Bei ihm waren der Statthalter und zwei Knechte; Ersterer erwartete mit ungemein erregter Miene und voller Spannung das Erscheinen seines Herrn und als er ihn in Begleitung der Uebrigen kommen sah, brach er in den frohlockenden Ruf aus:

»Ah, jetzt geht es los, mein Freund Spitzbube, jetzt wird Dich ein Anderer fragen als ich, und Du wirst wohl oder übel das Maul aufthun müssen, das Du mir so hartnäckig verschlossen hast.«

Als Herr von der Oehe, Alfred Brunst, Gustav Steinau und der Gensdarm eintraten, hob der schwarze Halling

trotzig sein widerwärtiges Gesicht gegen sie auf, schüttelte sich die langen verworrenen Haare aus der Stirn und blickte die Herren einen nach dem andern prüfend an, als wollte er aus ihren Gesichtszügen auf ihre persönliche Gesinnung schließen. Aber er konnte aus keiner der Mienen derselben recht klug werden. Herr von der Oehe zwar sah am unwilligsten aus, der junge Mann blos neugierig, während Alfred Brunst sogar ein scherzhaftes Lächeln zeigte, was Alles zusammengenommen durchaus kein strenges Gericht vermuthen ließ. Den Gensdarm hielt er für Nebensache, den beachtete er kaum und wenn einer der Anwesenden ihm geradezu Pein verursachte, so war es der Statthalter, dessen Anblick er auf jede Weise zu vermeiden suchte und dem er, wenn das nicht ging, einen Blick voll Haß und Wuth zukommen ließ.

Als die Herren im Halbkreise sich vor ihm aufgestellt, der Gensdarm aber mit einem Bogen Papier an einem Tische Platz genommen hatte, eröffnete Alfred Brunst das Verhör damit, daß er dem Gefangenen ganz gemüthlich einen guten Tag bot, was diesen wahrhaft in Verlegenheit zu setzen schien, obgleich er kein Wort darauf erwiderte.

»Nun, nun,« fuhr Alfred Brunst mit lächelnder Miene fort, »Du bist wohl stumm geworden, mein Freund? Vorher auf der See hast Du doch so laut gebrüllt, daß wir es eine ganze Kabellänge weit hörten. Doch, wir wollen sehen, ob wir Dich wieder sprechen machen können. Für's Erste sage mir nun einmal Deinen Namen, das heißt, ich

meine den, den Du von Geburt an führst, nicht diejenigen, die Du Dir in späterer Zeit nach Belieben zugelegt hast.«

Auch auf diese deutlich gesprochenen Worte antwortete der Gefangene keine Sylbe, jedoch fuhr ein Blitz der Verwunderung über sein Gesicht und seine falschen Augen glotzten neugierig den Fragenden an.

»Aha,« sagte dieser, »Du hast also wirklich die Sprache verloren. Wahrscheinlich vor Schreck, daß Du, als halbe Wasserratte, so schnell auf das Trockene kamst. Nun, ich hätte wohl Mittel, Dich zum Sprechen zu bringen, allein ich will das für's Erste noch Deinem eigenen Ermessen überlassen. Jedoch werde ich Dir zu Hülfe kommen und sehen, ob ich mich in Dir irre oder nicht. Sag' also einmal – kennst Du den Kreidebruch an der Fahrnitz auf Jasmund?«

Der Gefangene stutzte sichtbar, als er so unerwartet diese Frage vernahm, und blickte unruhig um sich her, als suche er Jemanden, dem er die Enthüllung seines Geheimnisses zuschreiben könne.

»Aha,« fuhr Herr Brunst fort, »das macht Eindruck auf Dich, ich sehe es wohl. Nun also, da Du den Kreidebruch kennst – so übersetze ich mir nämlich Deinen Blick – so wirst Du auch wohl den ehemaligen Pächter desselben kennen. Hieß der Mann nicht Halling – he?«

Der Gefangene schwieg noch immer, aber noch viel größeres Staunen, dem jetzt schon deutlich einige Besorgniß beigemischt war, machte sich auf seinen häßlichen Zügen bemerkbar.

»Du scheinst ihn also zu kennen,« fuhr Alfred Brunst fort. »Nun, dann sag' mal, wer versieht denn jetzt in Deiner Abwesenheit die Geschäfte und wo hast Du denn von dort aus Dein Haupt hingelegt?«

Bei dieser Frage fuhr ein Blitz der Freude über des Gefangenen Gesicht, den man sich etwa so deuten konnte: »Ha! Er weiß nicht, wo ich jetzt wohne, das ist noch ein großes Glück!«

Alfred Brunst, der viel schlauer war als der Gefangene, deutete sich wenigstens den Blick auf diese Weise und beschloß, den trotzigen Kerl einstweilen noch in dem Wahn dieses Glückes zu belassen. »Nun,« fuhr er fort, »Du willst uns das Alles nicht sagen, so muß ich wohl eine zartere Saite Deines Herzens berühren. So sag' uns denn – wo hast Du Deine Frau gelassen?«

Hier spielte ein Schimmer der Verachtung um die dicken Lippen des Gefangenen und er sagte zum ersten Mal laut und verständlich: »Ich habe gar keine Frau.«

»Nicht?« sagte der Verhörende. »O, wenn das wahr wäre, würde die Verläugnete sehr zufrieden sein. Es ist in der That kein besonderes Glück, Deine Frau zu sein. Aber wo ist denn Deine Tochter?«

»Meine Tochter? Hm! – Nun,« fuhr er mit höhnischem Grinsen fort, »da Ihr doch Alles wißt, so will ich auch *das* Euch sagen, zumal Ihr so neugierig seid. Meine Tochter ist augenblicklich in Dänemark.«

Alfred Brunst lachte beinahe laut. »So,« sagte er, »also in Dänemark? Aber seit wann denn?«

»Seit heute Mittag, wenn mein Steuermann meinen Wink befolgt hat.«

»Das wird er ohne Zweifel gethan haben, denn ein guter Herr hat gewöhnlich sehr getreue Diener. Aber weißt Du, mein Lieber, daß Deine Lügen mich zu langweilen anfangen und daß ich es satt habe, mit Dir durch die Blume zu sprechen? Doch, vielleicht bist Du jetzt gesprächiger, da das Eis einmal zwischen uns gebrochen ist. Also besinne Dich und mache der Sache ein Ende. Halling hießest Du im Kreidebruch auf der Fahrnitz, wie nennst Du Dich jetzt, und vor allen Dingen, wie nanntest Du Dich, ehe Du Steinzanger, Pächter, Schmuggler und Spitzbube warst? Du siehst, ich kenne so ziemlich die verschiedenen Handwerke, die Du nach einander betrieben, und vielleicht hast Du noch einige andere gelernt, die ich nicht kenne, aber jedenfalls heute noch erfahren will.«

»Ja, ja, Herr,« platzte da mit einem Male der Statthalter heraus, der sich schon lange nur noch mit Mühe schweigsam verhalten hatte, »wenn der Kerl nicht weiß, wie er früher geheißen hat und überhaupt nicht von seiner Vergangenheit sprechen will, so halte ich die Zeit gekommen, in welcher ein Anderer sprechen muß, und das will ich mit des lieben Gottes Hülfe sein. Und nun, Herr Brunst, erfahren Sie denn, daß dies derselbe Kerl ist, der in jener Nacht hier an der Badehütte gelandet ist, als ich die Erscheinung hatte, die Sie mir erklärt haben.«

»Was ist das für eine Erscheinung gewesen und welche Nacht meint er?« fragte Herr von der Oehe seinen Freund mit wachsender Spannung.

»Mein lieber Freund,« erwidert dieser, »laß Vormäher jetzt fortfahren in seiner Enthüllung; ich werde Dir später erklären, was Dir jetzt noch dunkel ist. Nun redet weiter, Vormäher.«

»Ja, Herr Brunst, und ich habe mich überzeugt, es ist auch derselbe Mann, für den ich ihn gleich vom ersten Augenblick gehalten habe. Ich kann es beweisen.«

»Beweise es!« rief Alfred Brunst mit freudigem Ausblick und weithin tönender Stimme.

»Heda, mein guter Freund!« rief der Statthalter, sich mit hocherröthetem Gesicht an den Gefangenen wendend, Jetzt ist die Untersuchung an uns Beide gekommen. Sieh mich einmal recht scharf an mit Deinen spitzbübischen Augen, kennst Du mich, den Statthalter der Insel Oehe, nicht noch von früherer Zeit her?«

Des Gefangenen Gesicht schien sich in eine Wolke zu hüllen, so trübe, ängstlich und beklommen wurde es; aber er erhob weder seinen Kopf gegen den Statthalter, noch antwortete er mit einer Sylbe auf seine Frage.

»Haha! Du sprichst nicht,« fuhr Jener fort – »nun, so will ich denn sprechen. Ja, mein lieber, gnädiger Herr, und Sie, Herr Brunst, so hören Sie es denn: dieser Bursche ist kein Anderer als der Sohn Ihres ehemaligen Leib-eigenen, der in diesem Hause wohnte, Fährmann war und ›der Strandkerk‹ hieß – *der* da aber ist der ›wilde Strandkerk‹, der eines Tages verschwand und mit ihm das kleine, schöne Kind mit den goldenen Haaren, Ulrike von Kulpen, Ihre Nichte, Herr von der Oehe!«

Herr von der Oehe fuhr, wie von einem unsichtbaren Schläge getroffen, bei diesen Worten zurück. Sein Gesicht bedeckte sich mit einer fahlen Blässe und seine Lippen bebten, wie wenn ein inneres krampfhaftes Weh sein Herz zerrisse. »Vormäher!« rief er mit zitternder Stimme und stockendem Athem. »Was sagst Du? Du irrst Dich! Deine Beweise sind vielleicht nicht stichhaltig!«

»Oho, Herr, sie sind es doch und Sie selber sollen entscheiden, ob sie es sind. – Heda, Strandkerl, sieh mich einmal an – hast Du dies Haus nicht ehemals bewohnt und ist dies nicht dasselbe Zimmer, in welchem Du die freche Hand an Deinen Herrn, diesen Herrn von der Oehe hier, legtest, an ihn, der Dich immer so milde behandelt hatte trotz Deiner Unzucht und Deines widerspenstigen Wesens, trotz Deiner Faulheit und Nachlässigkeit in allen Dingen?«

Der Gefangene regte sich nicht. Nur seine dicken Lippen bebten vor ohnmächtiger Wuth und seine Augen funkelten in unheimlichem Glanze. Hätte er ein Messer in Händen gehabt, er hätte es gewiß dem ehrlichen Statthalter, der ihm kühn in's Antlitz sah, in die Brust gestoßen.

»Sehen Sie,« fuhr der Statthalter mit erhobener Stimme und leuchtenden Augen fort, »dieser Mann kam mir im ersten Augenblick, als ich ihn wiedersah, als kein Fremder vor, obschon er sich sehr verändert hat, und deshalb hat ihn auch Herr von der Oehe nicht erkannt. Als ich ihn vor zwanzig Jahren oft in der Nähe sah, war er noch jung, hatte keinen solchen starken Bart, aber sein



Vater sah ungefähr so aus, wie er jetzt aussieht, und hatte eben so dicke Lippen, einen so tückischen Blick und eine so eingedrückte Nase. Aber das Alles ist noch lange nicht der rechte Beweis. Hier, der wilde Strandkerl war so gut wie ich das Kind von Leibeigenen der Oehe und erst als er zehn Jahre alt war, wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, er hat sie also gar nicht zu fühlen gehabt. Wir Leibeigenen nun hatten schon als Kinder die Sitte, uns ein Zeichen unserer Zugehörigkeit in den Arm zu graben, wir thaten es alle und freuten uns wie zu einem Festtage, wenn es geschah. Da sehen Sie« – er streifte dabei den Rockärmel seines linken Armes auf – »da sehen Sie, da ist das rothe Herz und in der Mitte steht mit blauen Buchstaben auf der weißen Haut: J. Vormäher. Geb. a. d. Oehe 17\*\*. Und ein solches Zeichen muß auch *der* da auf seinem linken Arme haben, wenn er der ist, den ich meine.«

Als er dies gesprochen, sah er sich frohlockend im Kreise um und blieb zuletzt mit triumphirendem Lächeln auf dem Gefangenen haften, der wie gebrochen dasaß, fast auf seinem Stroh zusammensank und vergeblich sich mit seiner alten frechen Keckheit zu waffnen suchte.

»Streif' den Aermel auf, Kerl, damit ich den Herren das Zeichen zeige!« schrie der Statthalter.

Da der Gefangene aber keine Miene machte, das Gebot zu erfüllen, so traten der Gensdarm, Alfred Brunst und Gustav Steinau näher an ihn heran, hielten ihm die Arme fest und nun streifte der Statthalter den Aermel und das

Hemde ohne Mühe auf und man sah das erwähnte Zeichen, in dem deutlich die Buchstaben P. Strandkerl. Geb a. d. Oehe 17\*\* zu lesen waren.

»Nun, Herr, was sagen Sie nun?« rief der Statthalter frohlockend.

Herr von der Oehe war starr und sprachlos auf einen Stuhl gesunken. Er vermochte kein Wort hervorzubringen. Alfred Brunst aber, der schon lange auf diese Scene vorbereitet gewesen, hatte seine Fassung beisammen, er trat auf den Entlarvten zu und sagte:

»Strandkerl! Du siehst, daß Du entlarvt bist. Nun bekenne! Der Statthalter wird Dir noch *eine* Frage vorlegen, die wichtigste von allen, und wenn Du die zu unsrer Zufriedenheit beantwortest, soll Deine Strafe so viel wie möglich gemildert werden.«

»Was kann er mich jetzt noch fragen!« schrie der Strandkerl spöttisch. »Er scheint mehr zu wissen, als ich selber weiß, und er ist von jeher ein Lügner gewesen.«

»Beschimpfe mich soviel Du willst,« sagte der Statthalter ruhig; »ich verzeihe es Dir, Deine Lage ist übel; aber Du hast Dich selber hineingeritten. Jetzt paß' auf. An dem Tage, als Du hier verschwandest, verschwand auch die Nichte unsers Herrn, die kleine schöne Ulrike von Kulpen, die hier am Wasser spielte. Wo hast Du dies Kind gelassen?«

»Ich?« schrie der Bösewicht frech auf. »Wie soll ich das wissen? Nein, ich weiß nichts davon.«

»Sachte, mein Freund. Du hast das Kind genommen, wir wissen es.«

»Um Gotteswillen!« schrie Herr von der Oehe auf, mit beiden Händen in seine grauen Haare fassend – »woher wißt Ihr das? Ist es denn möglich?«

»Es ist nicht allein möglich, es ist gewiß, gnädiger Herr!« rief der Statthalter fast wild. – »Wo, Du Spitzbube, hast Du das Kind gelassen, das Du gestohlen hast?«

»Ich habe es nicht gestohlen!« sagte der Strandkerl in überlegend ruhigem, aber verbissenem Tone.

»Aber man hat es in Deinen Händen gesehen!«

»Wer hat es in meinen Händen gesehen?«

»Ich!« rief Alfred Brunst, sich stolz in seiner ganzen Höhe aufrichtend und einen durchbohrenden Blick auf den schwarzen Halling werfend – »ich habe es in Deinem eigenen Hause in der Kieler Schlucht gesehen!«

Die Art und Weise, wie dieser zu rechter Zeit und ganz unerwartet zum Vorschein kommende Ausspruch auf den Verbrecher wirkte, war blitzähnlich. Er sank zusammen, ächzte laut und fuhr sich mit bei den Händen wild in die struppigen Haare.

»Ha!« rief er mit einem Male, als wäre ihm plötzlich ein guter Gedanke beigefallen, »wenn Sie ein Mädchen bei mir gesehen haben, wie können Sie wissen, daß es dasselbe ist, was hier verloren gegangen ist?«

»Gott hat es gezeichnet, wie Du Dich selbst!« sagte Alfred Brunst hoheitsvoll. »Kein Mensch kann es von seiner Schwester unterscheiden, wenn man Beide neben einander stellt.«

Der Gefangene brach wieder zusammen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick, wie das Gesicht der Zwillingsschwester selber auf ihn gewirkt und er wußte in der That nicht, was er darauf erwidern sollte.

»Jetzt bekenne,« fuhr, gegen Halling gewendet, der Statthalter fort, dessen hartes gefurchtes Antlitz wie von einem sonnigen Strahle leuchtete – »Du hast das Kind also gestohlen?«

»Nein, das habe ich nicht,« rief der Strandkerl mit lauernder Vorsichtigkeit. »Ich habe es nur aus dem Wasser gezogen, in das es gefallen war, und Ihr solltet mich also eher loben als tadeln.«

Jetzt aber konnte sich der alte Oehe nicht länger halten, der bis dahin mit haarscharfer Aufmerksamkeit und doch ihm beinahe das Herz zerreißen den Empfindungen der Verhandlung schweigend zugehört hatte. »Schurke,« rief er. »Also das hast Du wirklich gethan? Und Du wußtest doch, daß seine Mutter, daß ich, daß wir Alle jammernd im Hause saßen, als wir das Kind vermißten! Sag' jetzt – wo hast Du das Kind?«

Ein dämonisches Lächeln verzerrte hier die häßlichen Züge des ehemaligen Leibeigenen. Rache, Haß und unzählige andre böse Leidenschaften spiegelten sich zum Greifen deutlich darin ab und indem er einen stechenden Blick auf den alten Edelmann warf und sich dabei über den Schmerz freute, den er auf dem biedereren Antlitz desselben wahrnahm, sagte er höhnisch: »Wo ich sie habe? Ich sagte es ja schon – sie ist in Dänemark und in guten Händen obenein, längst an meinen Steuermann

verheirathet, einen braven, ehrlichen Kerl, so brav und ehrlich wie ich. Haha! Freut Euch das nicht – schmeckt das nicht süß, alter, stolzer Tyrann, he? Ja, nun schüttele Dich vor Ingrim, nun raufe Dir die grauen Haare – ha! es freut mich, daß es Dich endlich in Deinem ahnenstolzen Herzen zwickt. He, weißt Du es noch, hier, in dieser Stube schlugst Du mich vor zwanzig Jahren, als ich Dir nicht länger dienen wollte; aber dieser Schlag ist Dir theuer zu stehen gekommen. Die Rache, die ich Dir hier gelobt, die habe ich an Dir gekühlt, und den Haß, den ich Dir geschworen, den habe ich Dir bewahrt. Ja, Ihr vornehmen Herren, das war eine glückliche Zeit für Euch, als wir noch Eure Leibeigenen waren und Ihr uns schlagen konntet wie Hunde und mit Füßen treten wie Ratten. Nun gut, ich hatte auch einmal die Lust, eine Leibeigene zu haben, und dazu hatte ich mir Deine Nichte, Dein eigenes stolzes Fleisch und Blut gewählt, und als ich ihrer satt war, habe ich sie zu der wackeren Frau eines Mannes von meinem Schläge gemacht –«

»Still!« rief hier Alfred Brunst mit donnernder Stimme. »Du sprichst Lügen und Unsinn in einem Athem, gemeiner Kerl! Nirgends auf Rügen sind die Leibeigenen besser und milder behandelt worden als auf der Oehe und von diesem Herrn hier. Doch das weiß alle Welt und ich brauche es hier nicht zu wiederholen. Aber auch das Andere lügst Du, Erbärmlicher, und hielte ich es der Mühe werth, ich könnte es Dir beweisen auf der Stelle. Aber was Du hier gesprochen, wird schwer auf Dein Haupt fallen; Deine blinde Leidenschaft trägt nur dazu bei, Dein Schicksal

zu verschlimmern, und der Strick kommt Dir immer enger an den Hals.«

»Ebenfalls gelogen, Sie da!« rief der Strandkerl hohnlachend, »und sparen Sie sich die schönen Worte und setzen Sie nicht vergeblich die weise Miene auf. Für so etwas habe ich wenig oder gar keinen Respect. Denken Sie, kluger Herr, daß ich nicht weiß, daß Sie nicht meine Richter sind? Halten Sie mich für so dumm? He? Sie sind nur meine Ankläger und die können viel abgeschmacktes Zeug vorbringen. Denkt Ihr, ich werde dem wirklichen Richter sagen, was ich Euch sage, damit er ein Recht hat, mich zu verurtheilen? Oho, fehl geschossen, mein weiser Herr! Mein Richter an dem Orte, wohin Ihr mich bringt, soll mir einmal beweisen, was Ihr mir in die Schuhe schiebt – hier aber kühle ich bloß meine Rache und dämpfe den heißen Haß, der mir im Herzen sitzt, tief, tief und niemals erlöschen wird –«

Die Stimme versagte ihm, so sehr hatte er sich überschrien. »Alter Herr,« sagte Alfred Brunst, mit Widerwillen von dem schäumenden Menschen sich abwendend, »komm und laß den Kerl zu seinem eigenen Vergnügen rasen. Dir wenigstens will ich beweisen, daß er gelogen hat und daß Deine kleine Ulrike nicht die Frau eines Steuermanns geworden ist.«

Herr von der Oehe athmete tief auf und folgte wie betäubt und halb gebrochen dem voran schreitenden Freunde, der ihm draußen von der einen Seite den Arm bot, während Gustav Steinau ihn von der andern unterstützte. Er war stumm, als er so langsam dahinschritt;

es war für einen Tag zu Viel, was über ihn hereinbrach, und, so stark er war, er unterlag beinahe der Last der ihn erdrückenden Gefühle.

»Meine Herren,« sagte der Gensdarm vor der Thür der Hütte, »ich denke, wir haben genug gehört von dem Burschen. Soll ich ihn nun nach Bergen transportiren?«

»Nein,« erwiderte Alfred Brunst nach einigem Besinnen. »Lassen Sie ihn noch bis morgen hier, wir könnten ihm noch einige Fragen vorzulegen haben, deren Beantwortung für Herrn von der Oehe wichtig ist. Morgen mit dem Frühsten soll er Ihnen gehören, so lange bewachen Sie ihn gut auf der Insel. – Jetzt komm, alter Freund!«



Die Damen im Herrenhause hatten Herrn von der Oehe seit dem Abend, bevor er an Bord des Kutters gegangen, nicht gesprochen und ihn sogar an dem gegenwärtigen Tage, nachdem er mit dem gefangenen Steinzanzerkönig zurückgekehrt, nur flüchtig und immer nur auf einige Augenblicke gesehen; nie aber hatte er Zeit gehabt, ihnen eine längere Aufmerksamkeit zu schenken, höchstens ihnen einen Gruß zugewinkt und ihre fragenden Blicke mit einem freundlichen Winke auf eine spätere Zeit vertröstet. Um so mehr waren sie daher erfreut, als sie ihn nun mit Alfred Brunst und Gustav Steinau bei sich eintreten sahen, um nun endlich von ihm selbst die so sehr begehrten Aufklärungen über seine Unternehmung und das ihnen noch unbekanntes Resultat des

eben beendeten Verhörs zu vernehmen. Sie empfingen ihn daher mit den lebhaftesten Aeußerungen ihrer Gefühle, aber wie sehr erstaunten sie und wie schnell verwandelte sich ihre Freude in ein ängstliches Schweigen, als sie bei genauerer Betrachtung die schlaffe Haltung des alten Herrn und den unerklärlichen Ausdruck innerer Erschöpfung auf seinem Gesicht wahrnahmen, während doch Alfred Brunst und sein Begleiter ein eben so unerklärliches Frohlocken in Miene und Haltung verriethen.

»Theuerster Onkel,« rief Gustava von Kulpen, ihre Arme um den väterlichen Freund schlingend, »was ist Dir geschehen? O sprich! Wir erwarteten Dich mit so vieler Freude und nun sieht Dein Gesicht so traurig aus!«

»Nicht traurig, nicht traurig, meine Lieben!« sagte lebhaft der alte Herr. »Aber seht, ich bin müde, ich bin erschöpft – o mein Gott, was war das für ein Tag!« Und während er sich dabei in einen Sessel fallen ließ, rief er mit bittender Stimme: »O Alfred, sage Du ihnen, was sie nun endlich erfahren müssen – ich kann nicht zusammenhängend sprechen, ich bin wie gerädert, mir schwirren die Gedanken, als hätte ich einen Kreisel im Kopfe, und die Worte fehlen mir, da ich vielleicht zu viel mit einem Male auf dem Herzen habe.«

Die beiden Damen stellten sich an der Seite des Oheims auf, Alfred Brunst aber bat sie, sich ebenfalls zu setzen, da er ihnen eine lange Geschichte zu erzählen habe, und so thaten sie es denn, mit erwartungsvoller Spannung den Worten lauschend, die er jetzt an sie richten würde. So erzählte er ihnen denn die Ereignisse auf



dem Wasser, die sie schon zum Theil von Gustav Steinau erfahren, die Gefangennehmung des Anführers der Steinzanger und endlich den unglücklichen Vorfall mit Carl Melms, den sie bereits von ganzem Herzen bedauert hatten.

»Aber das Alles wissen wir ja schon!« rief die lebhafteste Gustava aus.

»Ich weiß es wohl, meine Damen, es ist auch nur die Einleitung zu dem Folgenden und was ich Ihnen nun berichten werde, wird Ihnen vollständig neu sein.« Und so wiederholte er das Verhör des Gefangenen und erklärte, wie sich aus demselben unzweifelhaft ergeben habe, daß Halling der ehemalige Leibeigene der Insel Oehe, Namens Strandkerl, sei, der vor zwanzig Jahren, nachdem er wegen schlechten Betragens eine wohlverdiente Züchtigung empfangen, davongelaufen sei und von dem man seit dieser Zeit nichts wieder erfahren habe. Beide Damen kannten diese traurige Begebenheit hinreichend, da man früher oft genug davon gesprochen hatte, und äußerten ihr Erstaunen über den jetzigen seltsamen Vorfall.

»Ja,« fuhr Alfred Brunst lächelnd fort, »das ist aber noch lange nicht Alles, meine Damen, und das Beste kommt erst noch.«

»Was kann denn nun noch kommen?« riefen die Damen, überaus neugierig, da sie des Erzählenden Miene jetzt eine ausdrucksvolle Spannung annehmen sahen.

»Sie werden erfahren haben, Fräulein Gustava,« fuhr Alfred Brunst ruhig fort, »daß Sie eine Zwillingsschwester hatten und daß dieselbe an eben jenem Tage, wie man glaubte, verunglückte.«

»Ja, ja – und sie ward ein Vierteljahr später gefunden,« rief Fräulein von Bassenitz, »und liegt auf dem Kirchhof zu Schaprode begraben.«

»Nein, dort liegt sie nicht begraben, meine Damen, der gefundene Leichnam war nicht der Ihrer Schwester, Gustava, denn – erstaunen Sie, aber freuen Sie sich noch mehr – denn Ihre Schwester lebt!«

Gustava stieß einen lauten Schrei aus. »Meine Schwester lebt?« rief sie, die Hände faltend und auf Alfred Brunst losstürzend.

»Mach schnell!« rief Herr von der Oehe, »und laß sie und uns Alle nicht so lange in Unruhe!«

»Ja, sie lebt,« fuhr Alfred Brunst fort, »und jener böse Mensch hatte sie gestohlen, mit sich fortgeführt und bis zu dem heutigen Tage in seiner Gewalt gehabt.«

Die Damen schluchzten laut, ohne im Mindesten im Stande zu sein, ein Wort zu sprechen, als höchstens einige Ausrufungen hören zu lassen, wie sie unter solchen Umständen so natürlich sind.

»Beweise es uns,« rief Herr von der Oehe, »daß Du die Wahrheit sprichst, und ich will Dich und Denjenigen segnen, der mir dazu verholpen hat.«

»So segne Den da!« rief Alfred Brunst und deutete auf Heinrich Markholm, der so eben leise in das Zimmer trat,

um Jenem zu melden, daß er den ihm vorher gegebenen Auftrag pünktlich erfüllt habe.

Alle starrten den Maler an, dessen glühendes Gesicht von einem unerklärlichen geheimnißvollen Glücke strahlte. »Ja,« fuhr Alfred Brunst mit erhobener Stimme fort, »von Dem wollte ich eben sprechen, denn er ist es, der Ulrike von Kulpen unter dem Namen Alwine Halling aufgefunden hat. Und nun, Markholm, erzählen Sie selbst die Geschichte, wie Sie, Ihre Alwining am Kieler Ufer in Jasmund gefunden haben, heute ist nun einmal der Tag der Enthüllungen und Sie müssen auch Ihr gebührendes Theil dazu beitragen.«

Heinrich Markholm ließ sich nicht lange bitten, er erzählte rasch und kurz seine Bekanntschaft mit Halling's Familie, sodann wie er Neigung zu dem schönen Mädchen gewonnen, wie sie ihm ihr Vertrauen geschenkt, und endlich, wie er die Hoffnung gehabt, ihre Hand zu erringen, wenn sein väterlicher Freund Alfred Brunst seinen Beifall dazu zu erkennen gebe.

»O,« unterbrach ihn Alfred Brunst lebhaft, »*meinen* Beifall habe ich Ihnen schon lange ausgesprochen, aber darauf kommt jetzt nichts mehr an. Die wahren Verwandten Alwining's sind endlich gefunden und von denen müssen Sie sich nun die Hand Ihrer Geliebten erbitten.«

Jetzt starrte Heinrich Markholm den Redenden und die Uebrigen mit maaßlosem Erstaunen an.

»Nun ja,« fuhr Alfred Brunst fort, »Sie wollten ja immer wissen, wer Alwining's Vater sei, und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie es erfahren sollen. Die Eltern des

Mädchens kann ich Ihnen freilich nicht mehr vorführen, die sind zu Gott heimgegangen, aber die Schwester wenigstens ist da und der Oheim auch – und hier in diesen beiden Personen stelle ich Ihnen dieselben vor.«

»Herr von der Oehe!« rief Heinrich Markholm, beide Hände zusammenschlagend, weiter aber konnte er kein Wort hervorbringen.

»Und nun, alter Herr,« wandte sich Alfred Brunst an diesen, »ist es an Dir, diesem jungen Manne Deinen Dank auszusprechen. Daß er Ulrike von Kulpen fand, ist ein Zufall oder eine unbegreifliche Fügung der Vorsehung; daß er sie lieben lernte, nun, das ist etwas ganz Natürliches, daß er aber so ehrlich war, mir diese Liebe zu bekennen, während er das gefundene Mädchen noch für die Tochter eines armen Pächters hielt, und mir sogar seinen festen Entschluß aussprach, sie zu heirathen – das ist etwas, was ich an ihm bewundere, und deshalb gerade habe ich mich zu seinem Beschützer aufgeworfen, als welcher ich nun vor Dir stehe und Dich bitte, ihm zu erlauben, Dir Deine aufgefundene Nichte vorzuführen, damit er sie aus Deiner Hand wieder empfangen und selber so glücklich sei, wie er uns Alle gemacht hat.«

»Wie,« rief der alte Herr, in halbem Taumel von seinem Stuhle aufspringend – »ist sie denn hier, hat er sie denn so nahe?«

»O, wo, – wo ist sie?« rief nun auch Gustava von Kulpen – »wo ist meine Schwester – o mein Gott, welcher ein wunderbarer Tag!«

»Heinrich Markholm,« sagte Alfred Brunst ernst und mit einer fast gebieterischen Ruhe, die Alle mit seltsamer Rührung ergriff, »gehen Sie und erfüllen Sie die schöne Aufgabe, die Ihnen im Schooße dieser Familie zugefallen ist: ihr ein Kind wiederzugeben, das sie seit zwanzig Jahren als verloren betrauerte; gehen Sie und holen Sie Ihre Alwining, um sie als Ulrike von Kulpen aus den Händen ihrer Verwandten wieder zu empfangen.«

Heinrich Markholm verließ, ohne auch nur einen Augenblick zu säumen, das Zimmer und wenige Minuten später trat er, Alwining an der Hand führend, wieder ein. Schön, wie sie immer war, trat sie jetzt vor die Augen ihrer Verwandten, ahnungslos, was ihr bevorstand, denn auch ihr war noch nicht mitgetheilt worden, was sie erwartete. Als sie aber die Versammelten auf sich zustürzen sah, ihre stürmischen Umarmungen fühlte und die seltsamen Ausrufungen vernahm, die um sie her laut wurden, da fiel der Schleier auch von ihren Augen und sie erfuhr das Geheimniß, das sich nun auf einmal vor Aller Augen löste. Aus einem Arm sank sie in den andern, von einem Herzen flog sie zu dem andern und eine lange Zeit verging, ehe zusammenhängende Worte gesprochen wurden und das nothwendig zu Erklärende durch die Eröffnungen der einzelnen Theilnehmer an das Tageslicht kam. O, sie hatten sich nie gesehen, die jetzt nach so langer Trennung wieder bei einander waren, wenigstens war die Erinnerung an ihr einstiges Zusammensein ganz geschwunden, als aber namentlich die Schwestern die schönen Augen auf einander richteten, die sprechende Aehnlichkeit

ihrer Gesichtszüge wahrnahmen, da glaubten sie an ihre nahe Verwandtschaft, da wußten sie, daß ihre Herzen schon früher bei einander gelegen, und ihr Glück und ihr Entzücken darüber war gränzenlos.

Doch, wer fühlte sich stark genug dazu, ein solches Wiedersehen und Wiederfinden auf's Genaueste mit allen kleinen Einzelheiten zu beschreiben? Wir verwahren uns gegen die Annahme, auch nur den Versuch dazu wagen zu wollen. Lassen wir die Glücklichen also allein, die Phantasie Dessen, der ein Herz hat, das Menschliche und Göttliche in solchen Begegnungen zu entdecken, nachzufühlen, mitzuempfinden, wird hinreichen, ihm die Aufklärungen zu gehen, denen wir uns selbst entziehen, da wir uns ihnen bei Weitem nicht gewachsen dünken.

Erst nach mehreren Stunden treten wir wieder zu den Glücklichen ein. Der Abend war bereits auf den ereignißreichen Tag herabgesunken und wir finden die Familienmitglieder und Freunde bei einander versammelt, nachdem sie hinreichend Zeit gehabt, ihre Verhältnisse durchzusprechen und sich in ihre wunderbare Wiedervereinigung zu finden. Man saß bei der Abendtafel, an der diesmal nur sechs Personen Theil nahmen, indem Fräulein von Bassenitz und Willibald Stillfried im Krankenzimmer Carl Melms Gesellschaft leisteten, was in der Regel von jetzt an zwei der Anwesenden abwechselnd thaten. Ulrike saß zwischen ihrer Schwester und ihrem Oheim, diesem gegenüber Alfred Brunst mit Gustav Steinau auf der einen und Heinrich Markholm auf der andern Seite, so

daß jede der beiden Damen *den* jungen Mann vor sich hatte, der ihr die wärmste Verehrung erwies.

Man war natürlich sehr heiter an diesem ersten Abend und Ulrike bestritt zumeist die Kosten der Unterhaltung, indem sie von ihrem früheren Leben erzählte, ihres angenehmen Aufenthalts in Hadersleben gedachte und dann auf ihre arme Pflegemutter zu sprechen kam, der sie im Allgemeinen und Einzelnen das größte Lob spendete.

»Die arme Frau!« sagte mitleidig Heinrich Markholm, »was muß sie durch das lange Zusammenleben mit diesem elenden Menschen gelitten haben! Glücklicher Weise ließ er sie viel allein und so lange Alwining bei ihr war, fühlte sie wenig oder gar nicht, wie drückend eigentlich ihre Lage sei.«

»Was fangen wir nun mit ihr an,« fragte Herr von der Oehe, »wenn ihr Mann verurtheilt und in ein Gefängniß gebracht wird?«

»Natürlich nehmen wir sie zu uns,« erwiderte Alfred Brunst, »und bewirken dann eine gerichtliche Trennung zwischen den beiden Leuten.«

»Künftig wird sie bei uns wohnen,« sagte Heinrich Markholm, »nicht wahr, Alwining, darin bist Du mit mir einverstanden?«

Alwining nickte glücklich lächelnd dem Geliebten zu und reichte ihm die Hand über den Tisch hin.

Der Stillste in der Gesellschaft war Gustav Steinau, und nicht ohne einen gewissen Neid blickte er auf den glücklichen Maler hin, der von Laune und Uebermuth schwoll und diesmal sogar seinen Meister, den Herrn von

Grünthal, darin übertraf. Gustav Steinau hatte noch keine Zeit gefunden, mit Gustava über seine eigenen Verhältnisse zu reden; er wollte nicht im Sturmschritt vorwärts dringen, sondern mit ruhiger Ueberlegung die Perle erobern, die er auch für sich zu erringen voll Hoffnung war. Nach Tische aber, als man in getrennten Gruppen im Zimmer umher stand und sich von einzelnen Vorkommnissen des Tages unterhielt, wagte er es, zu Gustava in eine Fensternische zu treten und flüsternd in traulicher Weise zu sagen: »O, welch' glücklicher Tag war das heute, nicht wahr?«

»Ja,« erwiderte sie mit leuchtenden Augen, »ich weiß nicht, ob ich mich mehr über mein eigenes oder das Glück meines Onkels freuen soll. Er ist ganz aus den Fugen gerathen und kann sich noch immer nicht darin finden, daß er mit einem Male eine Nichte mehr auf der Welt hat. Vielleicht aber gelingt es uns, ihn noch glücklicher zu machen, indem wir ihn mit seinem Neffen ausöhnen. Meinen Sie wohl, daß uns das gelingen wird?«

Gustav Steinau lächelte heimlich und nur mit Mühe bekämpfte er den tumultuarischen Schlag seines Herzens, das wie ein übervoller Strom seine Wellen mächtig über seine Ufer treiben wollte.

»Ich meine wohl,« gab er leise zur Antwort, »daß es uns gelingen wird; wenigstens lauten die Nachrichten, die, ich über den jungen Mann erhalten habe, günstig genug und Sie können sich morgen selbst davon überzeugen, wenn Sie die Güte haben wollen, den Brief zu lesen,



den ich empfang und von dem ich Ihnen heute Morgen sprach.«

»Können Sie ihn mir nicht schon heute geben? Ich will ihn mit auf mein Zimmer nehmen und mit seiner Lesung den schönen Tag beschließen.«

»Nein, mein gnädiges Fräulein, erst morgen früh sollen Sie ihn lesen. Ich möchte mir nicht die Freude versagen, gegenwärtig zu sein, wenn Sie das Schicksal Ihres armen Verwandten vernehmen, der mir so unschuldig an allen über ihn ergangenen Mißgeschicken zu sein scheint, wie Alwining es war, da sie in die Hände des schwarzen Halbling gerieth.«

»Was sagen Sie da! Wäre es möglich!«

»Es ist gewiß, und Herr Brunst, der den Brief auch schon gelesen, stimmt völlig mit mir überein und giebt sich der besten Hoffnung hin, daß Gustav Steinau nicht allein die Gunst seines Oheims, sondern auch die Ihrige zu erwerben wissen wird.«

»O – meine! Die hat er schon immer gehabt! Ein Frauenherz ist in dieser Beziehung immer leichter zu besiegen als ein Männerherz –«

»Für Ihren Oheim stehe ich ein, wenn Sie für sich einstehen wollen!« sagte Gustav Steinau, wider Wissen und Willen erröthend.

»Wenn Sie *Ihrer* Sache so sicher sind,« scherzte Gustava, –«ich bin der meinigen vollständig sicher.«

»Das wollen wir sehen!« rief Gustav lauter als er vorher gesprochen, so daß seine Worte von den Andern gehört

wurden und Alfred Brunst herbeizogen, der lächelnd zu den Beiden trat und fragte: »Was wollen Sie sehen?«

»Herr Sternberg,« nahm Gustava das Wort auf, »ist *seiner* Sache gewiß und ich bin der *meinigen* gewiß, nun wollen wir sehen, wer von uns Beiden sich irrt.«

Alfred Brunst richtete seine klugen Augen auf die blühenden Gesichter der beiden jungen Leute und er verstand augenblicklich, wovon die Rede war, wenigstens dachte er es sich und traf dabei den rechten Punkt, auch wenn er etwas Anderes im Sinne hatte, als wovon die Rede war: »Das weiß ich schon jetzt,« sagte er in seiner alten scherzhaften Weise. »Diesmal muß ich auf Herrn Sternberg's Seite treten und Sie, liebe Gustava, haben sich nie in einem größeren Irrthum befunden als eben jetzt.«

»O, Sie wissen ja gar nicht, wovon wir *sprechen*,« erwiderte Gustava lachend und schlug ihm neckisch auf die Hand, die er ihr hinhielt.

»Und Sie wissen selbst nicht, was Sie *denken*,« versetzte er.

»Wollen wir wetten, daß Sie Unrecht haben, Onkel Brunst?«

»Ja – hier ist meine Hand. Schlagen Sie durch, Sternberg, so! Aber worauf wetten wir?«

»Uebertragen Sie mir Ihren Gewinn,« sagte Gustav Steinau, »und dann werde ich Fräulein von Kulpen morgen den Gegenstand der Wette nennen.«

»Ja, wenn Gustava damit einverstanden ist.«

»Ich bin es,« sagte diese lachend, »ohne zu wissen, worauf ich wette – so gewiß bin ich, die Wette zu gewinnen.«

»Das ist jeder Wettende, ich also auch. Aber nein, ich will gleich wissen, woran ich bin, und will obenein meinen Gewinnst für mich behalten. Wir wetten also, und wenn ich gewinne und zwar dadurch, daß Sie eingestehen, sich nie in einem größern Irrthum befunden zu haben als vorher, so verlange ich von Ihnen, daß Sie –«

»Nun was, so reden Sie doch –«

»Daß Sie Ihre Hochzeit auf Grünthal feiern.«

Gustava und Gustav Steinau lachten beide laut auf und in vollem Lachen versprach Erstere, die Wette auf diese Weise zu zahlen, falls sie sie verliere, was gar nicht möglich sei.

»So denken Sie,« sagte Alfred Brunst schließlich, »aber was bei Ihnen unmöglich ist, ist zum Beispiel bei Herrn Sternberg vielleicht möglich.«

Gustav Steinau warf ihm einen bittenden Blick zu und der lustige Herr schwieg. Bald darauf stellte sich bei Herrn von der Oehe eine sichtbare Abspannung ein und auch die anderen Männer fühlten sich mehr oder weniger ermüdet, da man nun schon seit mehreren Nächten nicht ordentlich geschlafen und stets in großer Aufregung gelebt hatte. So wünschte man sich denn eine gute Nacht und trennte sich bald nach zehn Uhr, um eine so süße Nacht zuzubringen, wie so viele Menschen in so verschiedener Gemüthsstimmung sie selten auf der Oehe zugebracht, denn auch Carl Melms schlief sanft und

ungestört ein. Die süßeste aber von Allen hatte Ulrike von Kulpen, die mit der wiedergefundenen Schwester ein Zimmer theilte und zum ersten Mal in ihrem Leben des beneidenswerthen Gefühls sich bewußt wurde, eine trauliche Heimat zu haben und wirklich unter den Ihrigen zu sein; und dafür dankte sie inbrünstig Gott, der ihr in Heinrich Markholm einen Retter, in Alfred Brunst einen Freund, in dem alten Herrn einen Oheim geschenkt hatte und ihr nun eine Zukunft versprach, wie sie sie in der bitteren Vergangenheit sich nie hatte träumen lassen.

SIEBENTES KAPITEL. AUS DEM BÜNDNISSE WIRD EIN  
BUND.

Alle Bewohner des Herrenhauses auf der Oehe schlieffen fest, wie es nach so mühseligen und aufregenden Tagen nicht anders zu erwarten war; auch der Kranke lag ohne Unterbrechung in jenem süßen Schlummer, der alle Leiden und Schmerzen dieser Erde vergessen macht. Gegen Morgen jedoch trat bei einem Theile der auf der Ostseite des Hauses Schlafenden eine unerwartete und peinliche Störung ein. Gustav Steinau und Heinrich Markholm, die in einem Zimmer schlieffen, wurden fast zu gleicher Zeit durch ein lautes Geräusch erweckt. Beide glaubten ein starkes Hundegebell zu hören, das in der Nähe der Scheunen begann und sich bis nach dem Kanale hinter dem Garten hinzog. Da dasselbe aber nach einiger Zeit wieder verstummte, beruhigten sie sich und nur Heinrich Markholm, dem sein plötzliches Glück in's Gedächtniß kam, vermochte nicht wieder einzuschlafen.

Eine halbe Stunde etwa mochte nach jenem Gebell verflossen sein, als er durch ein neues Geräusch auf ungewöhnliche äußere Vorgänge aufmerksam gemacht wurde. Man schlug kräftig an Herrn von der Oehe's Fensterladen und sprach nach einer Weile heftig und rasch in das von Innen geöffnete Fenster hinein.

Heinrich Markholm lauschte mit angehaltenem Athem und da er einige Worte wie ›Flucht‹, ›Ausreißer‹ und dergleichen mehr zu verstehen glaubte, so sprang er rasch aus dem Bette, kleidete sich im Fluge an und eilte die Treppe hinunter, um nähere Erkundigungen über das neueste Ereigniß einzuziehen.

Eben begann das erste Morgengrauen die Zimmer zu lichten, deren Läden man schon geöffnet hatte, und im Freien herrschte bereits jene Dämmerung, die die Umrisse selbst kleinerer Gegenstände in der Ferne ziemlich deutlich erkennen läßt.

Als Heinrich Markholm von oben herab in den unteren Hausflur trat, fand er schon Alles in Bewegung. Der Gensdarm und der Statthalter waren die Lärmmacher gewesen, hatten Herrn von der Oehe, Alfred Brunst und sämtliche Dienstboten geweckt und umstanden nun Ersteren, der mit eilfertigen Händen seine Toilette vervollständigte.

»Was giebt es denn?« fragte der Maler die heftig durch einander Redenden, die sich in flüchtigster Berathung zu befinden schienen, und da erfuhr er denn den ganzen Hergang, der die Gemüther der Inselbewohner auf's Neue in Bewegung gebracht.

Der Gefangene hatte die Nacht über ruhig in dem verschlossenen Zimmer des Strandhauses geschlafen oder wenigstens zu schlafen die Miene gezeigt. Der Gensdarm und der Statthalter hatten gemeinschaftlich bis um ein Uhr die Wache übernommen, um diese Zeit aber ihre Betten aufgesucht und den Gefangenen, den man mit Tagesanbruch nach Bergen schaffen wollte, zwei Knechten übergeben, auf deren Gesinnung und Wachsamkeit man sich verlassen zu können glaubte.

Bis um drei Uhr hatten dieselben auch redlich ihre Pflicht erfüllt, dann aber waren sie, von einer unbesiegbaren Müdigkeit befallen, eingeschlafen und als nun der Statthalter um vier Uhr aufgestanden war, und sich sogleich nach dem Strandhause begeben, hatte er die beiden Wachen schlafend und den Gefangenen nicht mehr anwesend gefunden. Daß er erst kurz vorher entwichen sein konnte, ergab sein noch warmes Lager, und als man sogleich darauf die Insel durchsuchte, fand man zunächst kein Boot am diesseitigen Ufer, was aus Vorsicht schon am Abend vorher angeordnet war, und die Fähre fest an das Oehe'sche Ufer geschlossen, wie es alle Nächte zu geschehen pflegte. Aber der Statthalter und der sofort geweckte Gensdarm begnügten sich nicht allein mit der Untersuchung der Fährstelle; sie gingen den Kanal entlang bis zum Garten, durchsuchten das dichte Gehölz und fanden endlich auf der kleinen Wiese, die sich hinter demselben fortzieht, die beiden Hofhunde halb todt im Grase liegen, nebst einem starken Knüttel, mit dem ein Mensch ihre Köpfe bearbeitet hatte.

Nun hegte man keinen Zweifel mehr, an dieser Stelle war der Gefangene über den Kanal geschwommen und hatte vom jenseitigen Ufer aus das Weite gesucht.

Als Heinrich Markholm diese einzelnen Umstände erfuhr, stimmte er sofort Herrn Brunst bei, der auch unterdeß herbeigekommen war, daß der Strandkerl nur die Absicht haben könne, nach Möwenort zu entweichen, um von dort aus zu Schiffe nach Dänemark zu entfliehen. Hatte er doch keine Ahnung davon, daß seine Niederlassung an der Nordküste Wittow's entdeckt war, und wo konnte er schneller ein Schiff bereit finden, um ihn aus dem Bereiche seiner Verfolger zu bringen?

Als Alfred Brunst und Heinrich Markholm diese Vermuthung aussprachen, faßte man rasch den Entschluß, alle entbehrlichen Dienstleute und einige Schiffer aus Schaprode die nächste Umgebung der Insel durchsuchen und den Entflohenen verfolgen zu lassen, zwei Männer dagegen sollten auf dem kürzesten Wege nach Möwenort aufbrechen, und da sie denselben zu Pferde früher erreichen mußten als der Entsprungene, so konnte es gelingen, denselben gerade an seinem letzten Zufluchtsorte wieder zu ergreifen, noch bevor er das rettende Schiff betreten hatte.

Herr von der Oehe, der von dem neuen Ereigniß überaus betroffen und in einen heillosen Zorn gerathen war, stimmte ohne Zaudern diesem Vorschlage bei, und nun bat Heinrich Markholm, ihn mit dem Gensdarmen den

Ritt nach Möwenort machen zu lassen, da er das einsame Haus an der Küste kannte und vielleicht schon deshalb am meisten zu diesem Unternehmen geeignet war, weil der Strandkerl ihn auf der Insel nicht gesehen und also mit den dortigen Verhältnissen auch nicht in Verbindung stehend glauben konnte. Gelang es ihm nur, die zwei ersten Meilen ungesehen zurückzulegen, so hatten sie dem Entflohenen den Vorsprung abgewonnen und da nicht vorauszusehen war, daß derselbe den geraden Weg und die offene Landstraße zu seiner Flucht wählen würde, um nicht von den Verfolgern auf der Stelle ertappt zu werden, so hoffte man auf diese Weise am schnellsten das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

»Darf ich Ihren Schimmel benutzen?« fragte Heinrich Markholm Alfred Brunst, der seiner Meinung vollkommen beistimmte.

»In Gottes Namen, bester Freund, und es ist ein herrlicher Gedanke gewesen, daß Sie zu Pferde hierhergekommen sind.«

Kaum hatte der Maler diesen Ausspruch gehört, so machte er sich reisefertig, nahm rasch ein Frühstück ein, während der Statthalter das Satteln der Pferde besorgte und einige Knechte schon nach Schaprode übersetzten und die Schiffer zur Verfolgung aufriefen.

»Können Sie auch reiten?« fragte Heinrich Markholm den Polizeibeamten, der mit ihm zugleich seinen Kaffee trank.



»O, mein Herr, was denken Sie! Ich bin ja Unteroffizier bei den Dragonern gewesen, und ein preußischer Cavalerist, denke ich, verlernt sein Exercitium nicht.«

In weniger als einer Viertelstunde wurde Heinrich Markholm's Schimmel und ein kräftiger Brauner gebracht, der auf der Oehe gewöhnlich als Reitpferd benutzt wurde, und zehn Minuten später, als es schon fast heller Tag war, setzten die Männer mit den Pferden über, nachdem sie sich mit Waffen hinreichend versehen hatten, um für jeden Fall gerüstet zu sein. Als nun zwei Stunden später die Damen ihr Frühstück begehrt, waren sie erstaunt, das Neueste zu hören, und nur Alwining, wie wir sie noch immer gern nennen mögen, erschrak, als sie vernahm, daß ihr Heinrich sich auf die Verfolgung des schwarzen Halling begeben habe.

»Laß ihn, laß ihn,« tröstete sie die liebliche Schwester, »er wird nicht zu Schaden kommen; er ist eben so umsichtig wie stark und ich glaube, daß ein gewisser Ehrgeiz ihn mit zu diesem Ritte getrieben hat.«

»Wie so? Welchen Ehrgeiz meinst Du?« fragte Alwining die Schwester.

»Er beklagte sich schon gestern, daß er eigentlich nichts zu der Ergreifung Halling's beigetragen habe, und er hätte doch so gern dem Elenden bewiesen, daß auch er zu seiner Entlarvung Hand angelegt. Nun hat er die Gelegenheit wahrgenommen, liebe Ulrike, und was an ihm liegt, wird er thun, den Entsprungenen wieder zu ergreifen, verlaß Dich darauf.«

»Aber die Gefahr?« rief Alwining lebhaft; »denkst Du denn an die gar nicht?«

»Nein,« sagte Gustava entschieden, »an die denke ich nicht. Es sind zwei kräftige Männer, die den Entsprungenen verfolgen und überall werden sie Unterstützung finden, so bald sie dieselbe beanspruchen. Ueberdieß erzählte ja Heinrich Markholm gestern noch, daß Halling ein Feigling sei, wenn er ernstlichen Widerstand finde, und so brauchst Du Dich seinethalben nicht in Sorge zu stürzen.«

»Du hast Recht,« entgegnete Alwining nach einiger Ueberlegung, »so wird es sein und daß Halling feig ist, habe ich aus eigener Anschauung kennen gelernt; darum habe ich ihm selbst so oft getrotzt, was mir stets nützlich gewesen ist.«

»Nun siehst Du – drum mache also ein freudig Gesicht, wenn der Onkel kommt, und dann wollen wir einmal meine Kleider anproben, ob sie Dir passen, und dann sehen, ob Dein Heinrich Dich noch so lieb hat, wenn er Dich nachher in Seide wiederfindet.«

»Darüber, meine liebe Gustava, bin ich schon im Voraus im Klaren. Ein Mann, der ein Mädchen im leinenen Rock und in der Tuchjacke liebt, liebt sie gewiß, wenn sie in Seide einhergeht, und ich möchte wohl wissen, ob ein gewisser Herr – den ich nicht nennen will – Dich eben so gern sehen würde, wenn Du meine Kleider anzögest, wie ich die Deinen nehme.«

Gustava sprang vom Stuhle auf und hielt ihr den Mund zu. »Still, still,« rief sie mit rosig erglühenden Wangen,

»so weit sind wir noch nicht; wenn wir aber so weit sein werden, – und sie seufzte tief auf bei diesen Worten – »dann will ich einmal die Probe anstellen.«

»Sagtest Du mir nicht, er habe Dich für heute Morgen um eine Unterredung gebeten?«

Gustava erröthete abermals, ja noch viel lebhafter als vorher. »O,« sagte sie dann, »das betrifft eine andere Angelegenheit, das bezieht sich nicht auf ihn selber.«

»Nicht? Du täuschest Dich wohl. Er fängt mit einer andern an und hört mit der eigenen auf. Wie wäre es, wenn Du einmal gleich die Probe anstelltest und wir die Kleider wechselten? Dann können wir auch auf der Stelle sehen, ob die Aehnlichkeit wirklich so groß zwischen uns Beiden ist.«

Gustava überlegte einen Augenblick, dann lächelte sie. »Ich will einmal Deinen Rath befolgen, aber willst Du auch den Schaden tragen, den ich nehmen könnte?«

»Gern! Mit ganzem, vollem Herzen! Wehe dem armen Weibe, das seinem Geliebten nicht in jeder Kleidung gefällt, und je früher man diese Probe anstellt und sie glücken sieht, um so besser ist es. Komm, komm und laß uns den Versuch wagen.«

---

Auf der Oehe war es unterdessen ziemlich still geworden. Die meisten Männer kamen erst gegen Mittag von ihrer fruchtlosen Verfolgung zurück, die Damen hielten sich in ihren Zimmern, wo das Kapitel der Toilette auf

der Tagesordnung stand, und die beiden alten Freunde verweilten meist im Krankenzimmer, da Carl Melms sie gleich nach dem Erwachen zu sehen und zu sprechen verlangt hatte. Er befand sich an diesem Morgen, nachdem er eine gute Nacht zugebracht, leidlich und hörte mit Erstaunen die so klüglich ausgeführte Flucht des verschmitzten Freibeuters erzählen.

»Ihr werdet seiner doch wohl wieder habhaft werden?« fragte er mit seiner jetzt so schwachen Stimme. »Wie schade, daß ich Euch nicht suchen helfen kann!«

»Wir suchen ihn ja auch nicht,« erwiderte Alfred Brunst, »und meinetwegen könnte er, da wir von ihm erfahren haben, was wir wissen wollten, laufen, so lange und wohin er will. Aber dem Gesetz muß auch sein Recht geschehen, sagt unser alter Herr hier, und der Kerl muß schon deshalb bestraft werden, um Anderen zur lehrreichen Warnung zu dienen. Nicht wahr, alter Herr?«

Herr von der Oehe hatte ganz still dagesessen und schien völlig in Gedanken versunken zu sein.

»Ach,« sagte er, »Alles was ich in den letzten Tagen erfahren, Freude und Herzeleid, Glück und Unglück, ist zu rasch auf mich eingestürmt und hat mich mürbe gemacht. Ich fühle mit einem Mal, daß ich ein alter Mann bin und sehne mich vor allen Dingen nach Ruhe. Meinetwegen könnte er allerdings dahin laufen wo der Pfeffer wächst, ja ich wollte ihm sogar so Manches verzeihen; aber darin habt Ihr Recht, dem Gesetz muß ein Genüge geschehen, und so will ich mich doch freuen, wenn ihn der Markholm wieder fängt.«

»Wenn Einer es zu Stande bringt, so ist er es, verlaß Dich darauf,« sagte Alfred Brunst. »Er hat ein Hühnchen mit dem Kerl zu pflücken und sicher nicht die Abfertigung vergessen, die er ihm eines Tages zu Theil werden ließ, als er noch Pächter von jenem Kreidebruch war. Wenn Heinrich Markholm sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so möchte ich es nicht unternehmen, ihn davon abzubringen; er ist ein junger Charakter, und was er im Auge hat, erfaßt er auch mit dem Herzen und den Händen, wir haben das Beispiel davon erlebt. Warum lachst Du, Carling?«

»O, ich lächle bloß vor Freuden, daß die alte gute Sorte, zu der Ihr auch gehört, nicht ausstirbt. Der liebe Gott sorgt schon für den Nachwuchs, und das ist gut so. Männer sind immer und überall zu gebrauchen, besonders bei den guten Deutschen, unter denen das weibische Element leider immer mehr Anbeter findet.«

In ähnlicher Art unterhielten sie sich an diesem Morgen und später kam noch Willibald Stillfried hinzu, der mit auf die Verfolgung des Gefangenen ausgewesen, aber ohne irgend eine günstige Nachricht mit den Knechten nach der Oehe zurückgekehrt war.

Unterdessen lief Gustav Steinau unruhig von einem Orte zum andern; er konnte die Stunde des Zwiegesprächs mit Gustava kaum erwarten und wiederholt fragte er Metke, ob die Damen noch nicht angekleidet wären. Als Metke dies hörte, lachte sie und auf seine Frage, warum? sagte sie, sie wären schon angekleidet, seitdem

sie aufgestanden, und der Herr möge immer zu ihnen gehen, denn sie wären außerordentlich lustig.

Auf diese Nachricht ließ Gustav Steinau Fräulein von Kulpen fragen, wann sie, für ihn zu sprechen sei, und bald kam Metke mit der Antwort zurück in einer halben Stunde werde das gnädige Fräulein ihn im Garten erwarten.

So war denn der Würfel gefallen und in freudiger Hast eilte Gustav schon viel früher an den Ort der Zusammenkunft, als er dahin beschieden worden war.

Jetzt erst blickte er auf und war im Stande, zu bemerken, was um ihn her geschah. Es war ein herrlicher Morgen. Alle trüben Wolken, die gestern noch den Himmel und die See so düster gefärbt, waren verschwunden und das reinste Blau glänzte in den Höhen und spiegelte sich auf der ruhigen Fluth ab. Ach, und der September, der lieblichste Monat auf Rügen, begann mit einer Wärme und Frische, wie sie nur der Mai im tiefen Süden hat, und stimmte dadurch unsern Freund glücklich und froh, als ob der Sonnenschein und der blaue Himmel auch in seine Brust eingezogen wären.

Als er eben wohl zum zwanzigsten Mal den langen Hauptweg des Gartens hinabschritt, hörte er hinter sich die Gatterthür knarren und als er sich umwandte, erblickte er Alwining, die mit ihrem leichten Gange, im kurzen runden Röckchen und mit der dunklen Tuchjacke bekleidet, die sie beständig trug, mit munterem Lächeln auf ihn zugeschritten kam.

Als Gustav Steinau das schöne blaßblonde Haar das in reichen Flechten um Hals und Nacken fiel, und das anmuthig getragene Köpfchen mit den lichten Engelsaugen und den zartgefärbten Wangen vor sich sah, sagte er zu sich: »Ah! Hübsch ist sie, oder vielmehr schön – der Heinrich hat fürwahr einen guten Geschmack an den Tag gelegt!« Und mit diesem Gedanken schritt er der Ankommenden langsam näher, der gegenüber er sich etwas fremd fühlte, da er sie erst einen Tag lang kannte.

Als Alwining aber ziemlich nahe gekommen war, sah er, wie sie ihr lachendes Gesicht hinter einem Tuche verbarg und, nicht wissend, was diese Fröhlichkeit bedeuten solle, begrüßte er sie, indem er den Hut abnahm und ihr einen guten Morgen wünschte.

»Guten Morgen, Herr Sternberg, Sie haben mich gerufen und hier bin ich.«

Gustav Steinau hob verwundert den Kopf in die Höhe. War das die Stimme Alwining's, die er hörte, oder täuschten ihn seine Augen, die Gustava doch so gut zu kennen glaubten? Er wußte es in der That auf der Stelle nicht zu entscheiden, denn die Aehnlichkeit Beider war täuschend und auf den ersten Blick aus der Ferne hatte er übersehen, daß die Gestalt vor ihm etwas schlanker und die Gesichtsfarbe des reizenden Kopfes um einen Grad bleicher war, als die Geliebte seines Freundes sie zeigte.

»Mein Gott,« sagte er, mit dem Hut in der Hand stehen bleibend, »ich bin ganz irre geworden. Sind Sie Gustava oder Ulrike von Kulpen – ich weiß es in Wahrheit kaum zu sagen.«

Jetzt lachte Gustava laut. »Ich bin es diesmal, mein geehrter Herr,« rief sie fröhlich, »und Sie müssen für heute schon mit Gustava vorlieb nehmen, wenn Sie vielleicht Ulrike erwartet hatten. Aber sagen Sie, wie gefalle ich Ihnen in meiner Schwester Tracht? Ich habe sie bloß gewählt, um zu erkunden, ob wir uns wirklich so ähnlich sehen, daß man uns verwechseln könnte.«

»Ich habe Sie wirklich verwechselt – und wie Sie mir gefallen?« fragte Gustav Steinau, indem er einen Augenblick still stand und einen warmen Blick über seine schöne Gefährtin schweifen ließ. »Soll ich Ihnen darauf wirklich eine Antwort geben? O, nun gut denn, aber verzeihen Sie mir, wenn ich, völlig unvorbereitet auf diese Frage, mich vielleicht anders ausdrücke, als Sie erwartet haben: Sie gefallen mir so gut, wie Alwining Heinrich Markholm gefiel, als sie ihm zum ersten Mal in der Kieler Schlucht in dieser Kleidung vor Augen trat.«

Gustava schwieg und senkte das blühende Gesicht verlegen auf die Brust herab.

»Wie!« rief er lebhaft. »Sie schweigen? Habe ich Sie verletzt?«

»Nein,« versetzte Gustava ruhig, »aber lassen wir jetzt noch den Scherz bei Seite; wie mich dünkt, kamen wir um einer ernstern Angelegenheit willen zusammen und nun also mit einem Wort – wo haben Sie den Brief, den Sie mich lesen zu lassen versprochen?«

»Sie werden ihn sogleich erhalten,« erwiderte Gustav Steinau, »zuvor aber habe ich eine Bitte. Hier im Garten



möchte man uns zu oft stören, jeden Augenblick tritt eine Magd oder ein Anderer herein. Lassen Sie Uns an jene schöne Stelle auf Gottes freiem Felde gehen, wo wir eines Tages saßen und Sie mir Ihre Heimat, die Stadt Bergen, zeigten, in dem Augenblick, als ihre Fenster im Strahle der untersinkenden Sonne blitzten – ein so schönes Bild, daß ich es seit damals nie wieder habe vergessen können.«

Gustava verfärbte sich. Auch sie erinnerte sich sehr lebhaft jenes Tages, an welchem sie mit Paul Sternberg das Bündniß schloß, mit ihm zu wirken, für die Aufindung ihres Veters und seine Aussöhnung mit dem Oheim, der ihn von seiner Schwelle und seinem Herzen verwiesen hatte.

»Ja,« sagte sie langsam, »lassen Sie uns dahin gehen; auch ich sitze gern auf dem grünen Walle mit der weiten Fläche vor Augen, die Häuser und Bäume schmücken und mit meinem lieben Bergen und seinem Thurm in der Ferne. Kommen Sie, heute steht er gewiß nicht auf dem Kopf und wir wollen nicht wieder darüber unsere Glossen machen, wie damals, kommen Sie.«

Langsam und fast ohne mit einander zu reden, da Jedes von ihnen wohl mit seinen eigenen Gedanken vollauf beschäftigt war, schritten sie über das feuchte Gras, das die Strahlen der Morgensonne noch nicht trocken geküßt hatten, ihrem Ziele zu und erst als sie den wohlbekanntesten Platz erreicht hatten, an dem ihre Gefühle zum ersten Mal die Maske des conventionellen Zwanges abgestreift, blieben sie stehen, schauten sich eine Weile zweifelhaft

an und nahmen endlich auf einer trockenen Stelle Platz, die einen angenehmen Ruhesitz bot.

Rings um sie her herrschte das tiefste Schweigen, kein Menschenauge beobachtete sie, nur die Grille zirpte im Grase, hie und da schwang sich ein kleiner Vogel zwitschernd durch die würzige Luft und die stillen Wellen des Meeres rauschten ihre geheimnißvolle Musik zu ihnen heran.

»So sind wir denn an meine Lieblingsstelle gelangt,« sagte Gustav Steinau so ruhig, wie es ihm möglich war, »an eine Stelle, die mir die Erinnerung an unsre erste Unterhaltung so werth und theuer gemacht hat. Hier, Fräulein von Kulpen, versprach ich Ihnen, mich des Schicksals Ihres armen Verwandten anzunehmen, seinen Spuren nachzugehen und Ihnen die Resultate meiner Bemühungen mitzutheilen. Nun denn, ich habe Wort gehalten, oder vielmehr das Glück hat mich wunderbar begünstigt, und ich bin im Stande, Ihnen ein ziemlich klares Bild von den Verhältnissen Ihres Veters vor Augen zu legen. Sehen Sie hier: diesen Brief sandte mir ein Freund, den ich um Aufschluß bat, und in dem Briefe, der von der Hand Ihres Veters herrührt, spricht derselbe sich selbst das Urtheil, das wir, wenn wir es gelesen haben, hoffentlich bestätigen können. Es ist gleichsam die Geschichte seines ganzen Lebens und dies Leben scheint mir in der That bis zur Stunde kein beneidenswerthes gewesen zu sein. Lesen Sie ruhig und geduldig den langen Brief; ich werde so lange still an Ihrer Seite sitzen und die Minuten

nicht für verloren erachten, die ich in den Hoffnung zu-bringe, mit Ihnen über einen und denselben höchst wichtigen Punkt in Uebereinstimmung zu sein.«

Mit diesen Worten reichte er ihr den schon mehrmals erwähnten Brief hin, in dem er wohlweislich die Namen seiner Freunde ausgelöscht hatte, um Gustava nicht zu früh sich selbst zu verrathen.

Gustava nahm den Brief rasch in Empfang und schlug ihn mit bebenden Händen auseinander. Da die Handschrift deutlich war, so las sie sie leicht und flüchtig, aber je länger sie las, um so eifriger wurde sie, um so lebhafter glühten ihre Wangen auf und um so theilnehmender schlug ihr Herz dem Schicksal des so lange Verwaisten entgegen. Fast wollte es den still neben ihr Sitzenden und sie aufmerksam Beobachtenden dünken, als ob sie über den Inhalt des Briefes seine eigene Anwesenheit vergäße, aber statt sich darüber zu beunruhigen, frohlockte er innerlich und gab sich dem kommenden Augenblick mit um so strahlenderer Hoffnungswärme hin.

Endlich war die Lesende fertig, aber noch gab sie den Brief nicht zurück, immer wieder durchflog sie einige Zeilen desselben und als sie ihn endlich langsam zusammenfaltete, drückte sie fest ihre schönen Hände darauf und sah mit thränenden Augen und ächt weiblicher Rührung vor sich hin, als wollte sie aus den Nebeln der vor ihr liegenden Ferne das klare Verständniß ihrer Gefühle sich entwickeln lassen.

»Nun,« begann Gustav Steinau endlich mit sanft bewegter Stimme, »was sagen Sie nun? Sind Sie mit den

Erfolgen meiner Bemühung zufrieden und über den verlorenen Sohn beruhigt, den man so oft ungerechter Weise einen Ungerathenen und Undankbaren genannt hat?«

»Herr Sternberg!« rief Gustava mit halb erstickter Stimme. »Sie hatten Recht, man darf nie vorschnell über das Wesen eines Menschen urtheilen, dessen Schicksal man nicht aus eigener Anschauung kennt. Mein armer Vetter! Was mag er nicht gelitten haben und wie schwer haben wir uns Alle versündigt, die wir ihn zu den Verlorenen zählten. O, er ist edel, wie alle Oehes, und von seines Vaters Wesen ist keine Spur, weder in seinem Geiste, noch in seinem Herzen zu finden, nach diesem Briefe zu urtheilen. Doch, man muß wieder gut zu machen suchen, was man verabsäumt hat, und ich glaube, mich wenigstens wird man dazu bereit finden. Ja, selbst mein Onkel, wenn er diesen Brief liest, muß seinen Widerwillen verschwinden fühlen und sein Herz dem einzigen männlichen Sprößling seiner alten Familie zuwenden. Lassen Sie uns jetzt schnell eine Vereinbarung treffen, was wir thun können, um meines Veters äußere Verhältnisse zu erleichtern und zu verbessern, vor allen Dingen aber, glaube ich, müssen wir meinem Onkel diesen Brief in die Hände spielen.«

Gustav Steinau sah die lebhaft Redende mit einem unaussprechlich wehmüthigen, dankbaren und doch glücklichen Lächeln an. »Ja,« sagte er, »das mußte natürlich das Erste sein und glücklicher Weise ist dieser Versuch gelungen – erfahren Sie also von mir, daß Ihr Onkel diesen Brief schon gelesen hat.«

»Wie,« rief Gustava mit einer hastigen Bewegung und der Miene des höchsten Staunens, »er hat ihn schon gelesen? Und noch eher als ich? Aber wie kam das – was hat er gesagt, gethan – o bitte, reden Sie schnell, denn Sie sehen, in welche Aufregung mich diese unerwartete Mittheilung versetzt.«

»Ihr Onkel,« fuhr Gustav Steinau bedachtsam und doch leise bebend fort, »hat den Brief mit großem Antheil gelesen; und als er fertig war, hat er damit begonnen, daß er in Gedanken wenigstens den Neffen an sein Herz schloß und ihm Alles verzieh, was dessen unglücklicher Vater ihm selbst Böses gethan.«

»O mein Gott!« rief Gustava mit schwimmenden Augen. »Welche köstliche, unerwartete Mittheilung machen Sie mir da! Er, er hat ihn an sein Herz geschlossen? Ach, dann kann ich es ja auch im Geiste thun, wonach mein Herz schon so lange sehnlichst verlangt. Er hat es hundertfach verdient und wir haben viel Liebe aufzuwenden, ehe wir ihm den Kummer vergessen machen, den er so lange um uns in seiner edlen Seele getragen hat.«

»Ja, das hat er, Kummer hat er genug gehabt und Schmerzen, wie sie glücklicher Weise nur Wenigen auf dieser schönen Erde beschieden sind. O, wenn er doch Ihre Worte, die Sie eben gesprochen, hören könnte, wie glücklich würde er sein! Denn er war nichts als das unschuldige Opfer eines unseligen Familienzwistes. Schon bevor er noch denken und empfinden konnte, war er zum Dulden verurtheilt und Schritt vor Schritt hat er sich

durch das Leben kämpfen müssen, selbst ohne die Hoffnung hegen zu dürfen, daß sein Schicksal einst eine bessere Gestaltung annehmen würde. Nicht wahr?«

»O, wie schön Sie das sagen und mit welcher sichtlichen Herzenstheilnahme. Sie sprechen aus meiner Seele und ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre wohlwollende Gesinnung gegen meinen armen, armen Vetter. O, o! Wir waren so reich, wußten nicht, was wir mit unserm Ueberfluß anfangen sollten, und er darbte, litt Noth, arbeitete mit Kopf und Hand um sich das Nothwendigste zu erringen und ward dennoch verkannt – o wie tief bewegt mich das!«

»So mag es wohl Vielen ergehen,« sagte Gustav Steinau wehmüthig, »und manche Stunde in unserm Leben würden wir in Trauer verbringen, wenn uns das Unheil bekannt wäre, was über so vielen ähnlichen unglücklichen Opfern schwebt.«

»Ja, o ja! Aber nun sagen Sie mir, wie sind Sie zu diesem Briefe gekommen? Wie hat Ihr Freund den Armen ausfindig gemacht?«

»Soll ich Ihnen das umständlich erzählen?«

»Ja, ja doch – o beeilen Sie sich!«

»Ah,« sagte Gustav Steinau mit nachdenklichem Ernste, »das ist eine lange und seltsame Geschichte und ich will sie Ihnen lieber ein andermal erzählen. Jetzt, jetzt lassen Sie uns vielmehr über Diejenigen sprechen, die so lange Ihres Veters Wohlthäter gewesen sind, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, wer sie waren, noch warum

gerade sie die Stelle seiner natürlichen Verwandten vertraten.«

»Sie haben Recht! O das war eine großartige Handlung uneigennützigster Menschenliebe. Giebt es denn wirklich noch solche Menschen auf der Welt? O, wo und wer mag der Mann sein, der uns Allen so viel Gutes wider unser Wissen erwies?«

»Ja, es giebt wirklich noch solche Menschen auf der Welt und das zu denken, davon überzeugt zu sein, ist allein schon ein großer Trost. Aber, mein Fräulein – wir dürfen nicht Einem allein dankbar für seine Hülfe sein – es waren ihrer Zwei, die Ihrem Vetter halfen.«

»Zwei?« fragte Gustava verwundert, »Und Sie sagen das mit solcher Rührung, solchem innigen Mitgefühl? Kennen Sie sie denn?«

»Gott sei Dank, ja, ich kenne sie und wenn Sie sie auch kennen lernen wollen, so blicken Sie sich um, sie sind Ihnen nahe.«

Gustava nahm diese Worte buchstäblich. Sie blickte sich rasch in der ganzen stillen Umgebung um, da sie aber Niemand gewahrte, wandte sie sich wieder zu Gustav Steinau und sagte: »Sie scherzen, es ist Niemand hier.«

»Nein, ich rede im Ernst – nur habe ich figürlich gesprochen. Allerdings, diese Männer sind nicht hier bei uns, doch in unsrer Nähe – sehen Sie dahin – in jenem Hause athmen und wirken sie, vor wie nach.«

»In jenem Hause? In meines Onkels Hause? Wen meinen Sie?«

»Ich meine,« sagte Gustav Steinau laut und mit dem wahren Ausdruck einer vom Herzen stammenden Dankbarkeit, ich meine Carl Melms und Alfred Brunst.«

»Herr Sternberg! Wäre es möglich! Wie haben Sie das erfahren?«

»Sie haben es endlich selbst eingestehen müssen, nachdem sie nicht länger den sprechendsten Beweisen ausweichen konnten, und sie haben ihr Thun damit beschönigt, daß sie sagten, sie hätten es nur gethan, weil sie im Stillen gewußt, daß Ihr Onkel ihr Thun gutheißen würde, da sein Herz weicher und großmüthiger sei, als er es selbst einzuräumen pflege.«

»O wie großmüthig und schön! Die Edlen! Das ist eine seltsame Freundschaft, die diese Männer von jeher an den Tag gelegt haben und noch immer an den Tag zu legen fortfahren. O, ich habe sie immer für herrliche Menschen und wahre Freunde meines Onkels gehalten, aber daß sie sich so um unsre ganze Familie verdient machen würden, das – das habe ich nicht gedacht.«

»Wenn *Sie* das schon sagen, was soll *ich* denn erst sagen?«

»Wie so denn *Sie*?«

»Nun ja, ich – denn ich bin es ja, auf den sie alle Wohlthaten gehäuft!«

»Sie? Herr Sternberg!«

Gustav Steinau schüttelte sanft den Kopf und blickte der schönen, von Rührung tief ergriffenen Dame mit unaussprechlicher Seligkeit in's Gesicht. – »So heiße ich



nicht,« sagte er leise – »ich heiße vielmehr anders! Und Sie – sollten Sie es noch nicht errathen?«

Da ging eine unbeschreibliche Bewegung in Gustava's schon lange erglühendem Innern vor. Sie ließ einen lauten Schrei der Freude, des Entzückens hören und wußte in der ersten Aufwallung kaum, wo sie ihre Hände lassen sollte.

»Gustava,« sagte da Gustav Steinau warm und innig, indem er sich vom Boden erhob. »Sie haben vorher gesagt, Sie möchten Ihren Vetter im Geiste an Ihr Herz schließen – hier steht er vor Ihnen, nun können Sie es in Wirklichkeit thun.«

Gustava sprang auch auf. Von namenlosem Staunen ergriffen, und indem ihr holdes Antlitz vom Strome ihrer innersten Gefühle überfluthete, that sie einen Schritt vor, und erkennend, wie lange sie blind gewesen war, öffnete sie weit ihre Arme und schloß ihren endlich gefundenen Vetter lange und innig an ihre Brust.

Als sie ihn aber dann wieder loslassen wollte, um die leise rinnenden Thränen von ihren Wangen zu wischen, hielt er sie mit starkem Arm fest. »Noch nicht, Gustava,« sagte er innig, »noch lange nicht lasse ich Dich – erst mußt Du mir sagen, ob Du im Stande bist, die Gefühle, die Du als Verwandte zu mir hegen wirst, mit denen zu verschmelzen, die Du für Paul Sternberg zu haben schienst, und beide zu einem einzigen Gefühle zu erhöhen, einem Gefühle, welches dem gleichkommt, das ich immer für die schöne Gustava von Kulpen empfunden

hatte, von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie, ohne zu wissen wer sie war, in der Klosterkirche zu Bergen sah?«

»O theuerster Vetter!« rief Gustava wonnig erröthend und glücklich erhebend. »Wer sagt Dir, daß ich Gefühle irgend welcher Art für Paul Sternberg hegte?«

»Wer mir das sagt? Mein Wunsch, meine Hoffnung, meine Liebe zu Dir, die ich auch in Deinem Auge, wenn gleich in ahnungsvoller Ferne, sich widerspiegeln zu sehen glaubte.«

Da sank Gustava's Kopf auf ihren Busen nieder, der sich voll der seligsten Empfindung hob. »Ob ich Sternberg liebte,« sagte sie leise und ohne ihren Vetter anzusehen, »ich wußte es vielleicht selbst bis jetzt nicht, – daß ich ihn aber jetzt liebe, das weiß ich nun gewiß, und wenn diese doppelte Liebe Dich beglücken kann, so gestehe ich sie Dir ein – ja, Gustav Steinau, ich liebe Dich!«

Noch lange, lange blieben die Glücklichen auf ihrem einsamen Rosenhügel sitzen und theilten sich die Entwicklung ihrer Empfindungen und Ihrer Schicksale mit. Als sie aber endlich gegen Mittag Arm in Arm nach dem Herrenhause der Oehe zurückkehrten, begegneten sie vor der Thür Alfred Brunst, der von der Fähre des Weges daherschritt. Er blieb verwundert stehen und konnte nicht begreifen, wie es kam, daß Gustav Steinau mit Alwining so zärtlich und glücklich von einem Spaziergange zurückkehrte.

»Nun,« rief er ihnen zu, »was hat es denn da für Geheimnisse gegeben?«

Aber die vermeintliche Alwining antwortete ihm auf eine sehr eigenthümliche Weise. Laut aufjauchzend flog sie auf ihn zu und, ihre Arme um ihn schlingend, rief sie jubelnd: »Onkel Brunst, Onkel Brunst – so sollen Sie von heute an auch bei mir heißen – ich bin nicht Alwining, wie Sie denken, ich bin – ja ich bin die glückliche Gustava, die hier ihren Gustav gefunden hat.«

»Ah,« entgegnete Alfred Brunst lächelnd, dem so zu sagen ein Licht aufging, als er diese aufgeregten glücklichen Gesichter sah, »Sie sind es, Gustava? Nun bei Gott, man muß stets eine Laterne bei sich führen, um Sie von Ihrer Schwester zu unterscheiden. Also Sie haben Ihren Gustav gefunden! Nun denn, wer hat die Wette gewonnen, die wir gestern eingingen? Wußten Sie gestern wirklich, was Sie zu wissen dachten, oder gestehen Sie ein, sich geirrt zu haben?«

»Onkel Brunst,« erwiderte sie, ihm beide Hände herzlich entgegenstreckend, »ich erkläre mich für völlig besiegt, Sie haben gegen alle Erwartung die Wette gewonnen.«

»So, so! Dann darf ich also hoffen, daß Ihre Hochzeit auf Grünthal gefeiert wird?«

Sie antwortete nicht, und um so weniger, da er einmal wieder sein altes herzliches Gelächter erschallen ließ. Tief erröthend lief sie auf das Haus zu, verschwand hinter der Thür und flog in ihr Zimmer. Da aber kam ihr die wirkliche Alwining entgegen. Als diese ihr glühendes Gesicht, ihre glänzenden Augen und das glückselige Lächeln sah, welches dieses ganze, an sich schon rosige

Gesicht wie mit Sonnenglanz verklärte, hob sie freudig lächelnd ihr Auge auf.

»Nun, Gustava,« fragte sie leise, »wie ist die Probe ausgefallen?«

Die Schwester flog an ihre Brust, drückte sie selig an sich und rief: »Gott sei Dank, sie ist günstig ausgefallen – und jetzt sage ich, wie Du es vorhergesagt: Gustav Steinau ist für mich Dein Heinrich Markholm geworden.«

»Gustav Steinau? Ich denke, er heißt Paul Sternberg?«

»Gustav Steinau heißt er, meine Liebe! Du hast noch gar keine Ahnung von dem Glück, welches Dir mit mir zugleich in der Person dieses Gustav Steinau zugefallen ist. Wir haben nicht allein Jede einen Bräutigam, Du einen Onkel und ich – und ich eine Schwester, sondern unser Onkel hat auch einen Neffen – und wir Beide einen Vetter gefunden!«

Und nachdem sie der Staunenden, der das eigenthümliche Verhältniß noch lange nicht zugänglich war, das Geheimniß auseinandergesetzt, lief sie zu dem alten Oheim, der bei Carl Melms saß, um auch ihm zu danken und zu eröffnen, was für ein Glück ihr aufgeblüht und daß sie geneigt sei, mit dem Geliebten ihrer Seele nicht allein das große Vermögen zu theilen, welches ihr durch die Gunst des Schicksals schon lange zugefallen war, sondern auch Herz und Sinn und Alles, was dem Menschen der gütige Vater im Himmel gegeben.

ACHTES KAPITEL. WIE DER SCHWARZE HALLING GRAU  
UND DER WILDE STRANDKERL ZAHM WIRD.

Da es Heinrich Markholm und seinem Begleiter darauf ankam, so schnell wie möglich und jedenfalls noch vor dem Flüchtling am Möwenort einzutreffen, falls derselbe der allgemeinen Vermuthung zufolge seinen Weg dahin richten sollte, so wählten die Reiter den kürzesten Weg nach der Wittower Fähre und erreichten dieselbe ohne jeglichen Aufenthalt etwa in einer Stunde, ohne die geringste Spur des Verfolgten wahrgenommen zu haben. Dem Fährmanne aber, dem ihre Eile auffiel, nahmen sie das Versprechen ab, vor Jedermann es geheim zu halten, daß ein berittener Gensdarm nach Wittow übergesetzt sei, Niemanden aber den Uebergang zu verwehren.

Während der Ueberfahrt hatten sich die Pferde verschnauft und so konnten die Reiter im raschesten Trabe ihren Weg am Lande fortsetzen. Indessen brauchten sie jetzt nicht sehr zu befürchten, von dem Strandkerl überholt zu werden, da nicht anzunehmen war, daß auch er den gewöhnlichen und kürzesten Weg nach Wittow gewählt habe, und so waren sie ziemlich sicher, lange vor ihm an dem Orte anzukommen, wo er die sicherste Hülfe zu seiner weiteren Flucht zu finden erwarten konnte.

Die zwei Meilen bis Nonnewitz legten sie in zwei Stunden zurück und es war etwa halb neun Uhr Morgens, als sie ihre Pferde in den Stall zogen, sie der besten Wartung anvertrauten und den Wirth des Kruges baten, ihre Ankunft vor Jedermann geheim und den ganzen Tag

über ein Fuhrwerk bereit zu halten, um es ihnen nach Möwenort nachzusenden, sobald sie desselben bedürftig sein sollten.

Nachdem so alle Vorkehrungen getroffen waren, deren sie vor der Hand benöthigt sein konnten, setzten sie in ruhiger Stimmung ihren Weg nach dem Strande zu Fuße fort und nun entwickelte Heinrich Markholm dem Gensdarmen den Plan, den er sich unterwegs bereits ausgedacht hatte.

Da in der Nähe des Stumper'schen Hauses kein anderes Unterkommen zu finden war, als in der Hütte der armen Derling, deren guten Willen Alfred Brunst dem Maler angedeutet hatte, so rieth Letzterer dem Gensdarmen, sich bei derselben so lange aufzuhalten, bis er einen verdächtigen Mann dem Möwenorte sich nähern sähe. Zur genauesten Beobachtung der ganzen Umgebung eignete sich übrigens die Hütte ganz vortrefflich, denn sie lag auf einem Hügel, der die ganze umliegende Fläche beherrschte, und alle Wege, die nach Möwenort führten, konnten von hier aus bestrichen werden. Heinrich Markholm selbst wollte sich in das Haus Stumper's begeben, dort ruhig im Zimmer sitzenbleiben und so die Ankunft des Flüchtlings erwarten.

Der Gensdarm fand diesen Plan vortrefflich, unterließ aber nicht, den kühnen Maler darauf aufmerksam zu machen, daß er, falls der Flüchtling in sein Haus einträte, der Gewalt desselben für's Erste allein preisgegeben sei.

»O,« erwiderte Heinrich Markholm mit seinem natürlichen Muthe, »darum kümmern Sie sich am wenigsten.

Ich bin dem Spitzbuben vollständig gewachsen, wenn er eine Gewaltthat gegen mich versuchen sollte; indessen glaube ich das nicht. Er wird jetzt an nichts als an seine Flucht denken und da er auf meine Begegnung unvorbereitet ist, ich aber auf alle Fälle gerüstet bin, so wird die Uebermacht jedenfalls auf meiner Seite sein. Indessen, wie gesagt, ich befürchte keinen Angriff von ihm; er weiß nicht, daß ich mit der Oehe in Verbindung stehe, und hegt also keinen Verdacht, in welcher Absicht ich sein Haus betreten habe. Auch besteht zwischen uns von früherer Zeit her, wie ich Ihnen mitgetheilt, ein gewisses Verhältniß und so wird er mich aus einem ganz anderen Grunde nach Möwenort gekommen glauben. Gehen Sie also ruhig in die Hütte dort; ich werde Herrn Stumper schon so lange beschäftigen, bis ich Sie kommen höre, und dann wird die Stunde seiner Festnehmung geschlagen haben.«

Bevor die beiden Männer sich trennten, warfen sie noch einen Blick auf das Meer. Kein Schiff lag in der Nähe und weit und breit war sogar kein Boot zu sehen. Nur unten bei den Steinen war ein solches auf den Strand gezogen, indessen lagen die Segel im Hause und so mußte der Strandkerl jedenfalls erst seine Wohnung betreten, bevor er an die Flucht zu Wasser denken konnte. So trennten sich denn die beiden Männer; der Gensdarm suchte Frau Derling in der Hütte auf und Heinrich Markholm schritt heiteren Sinnes auf Stumper's Haus zu, um zuerst die arme Frau zu begrüßen, die gewiß mit großer Herzensangst ihre Einsamkeit ertrug.

Nachdem der Maler sich nun mit einer Hand voll wuchtiger Steine bewaffnet, um damit die bissigen Hunde zu empfangen, schritt er den Hügel hinab in die Schlucht und dem abgelegenen Hause zu. Es lag noch so ruhig da, wie an dem Tage, da er es mit Alwining verlassen hatte und kein Mensch, weder ein Arbeiter, noch das böse alte Weib war zu sehen, welches Stumper seiner Frau und Tochter zur Dienerin zu überweisen so schlaugewesen war.

Da aber zeigten sich zuerst die beiden Hunde. Sie erhoben ein endloses Gekläff, als sie des Fremden ansichtig wurden, und stürzten mit wüthendem Zähnefletschen auf ihn los. Heinrich Markholm jedoch verstand schon mit ihnen umzugehen und ein paar gut gezielte Steinwürfe befreiten ihn von ihrer unwirthlichen Nähe. Gleich darauf sprang er die Stufen zu der Hausthür empor, klopfte kräftig an und wenige Augenblicke später erschien Frau Halling am Fenster, um nachzusehen, wer ihre Einsamkeit störe.

Als sie aber des treuen Freundes und Beschützers ihrer Alwining ansichtig ward, stieß sie einen lauten Schrei des Schreckens und zugleich auch der Freude aus.

»Herr Markholm, Herr Markholm!« rief sie, an die Thür stürzend und sie aufriegelnd, »Sie sind es schon wieder? O mein Gott, was ist geschehen – ist der Alwining etwas Schlimmes begegnet?«

Heinrich Markholm nöthigte die Frau rasch in's Zimmer und beruhigte sie mit einigen tröstlichen Worten. »Nein, nein,« sagte er, »fürchten Sie nichts für Alwining.



Sie ist geborgen, ein für alle Mal, und Niemand wird jemals wieder eine Hand an sie legen, da sie bei den Ihrigen ist. Aber nun, Frau Halling, sagen Sie mir geschwind, sind wir allein? Wo ist das alte Weib, das Ihnen Halling zur Beaufsichtigung aller Ihrer Schritte gegeben hat?«

»Sie ist schon seit zwei Stunden nach Wiek gegangen, um Einkäufe zu machen, und kommt erst spät am Nachmittag wieder.«

»Das trifft sich herrlich – wir sind also allein im Hause?«

»Ganz allein – aber mein Gott, so reden Sie doch, denn nach Ihrer so unerwarteten Rückkehr zu schließen, muß etwas Wichtiges vorgefallen sein.«

»Das ist es auch, gute Frau Halling, und da ich hoffe, daß wir Zeit haben werden, so setzen wir uns und ich will Ihnen Alles erzählen, was seit dem Augenblicke vorgefallen ist, wo wir uns zum letzten Male sahen.«

»Wenn es nicht Alwining betrifft, so betrifft es doch gewiß Halling!« rief die Frau mit ängstlichem Gesicht und keuchendem Athem aus.

»Allerdings betrifft es den und was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, müssen Sie mit Ruhe und Ergebung ertragen.«

»Ach Gott, ach Gott, ja!« schluchzte die Frau, die Schürze vor das angstverzerrte Gesicht schlagend, »nun merke ich schon, daß ich etwas Schreckliches hören werde.«

»Schlimmes allerdings, aber auch Gutes – nehmen wir also das Schlimme zuerst!«

Und nun erzählte er ihr so schonend wie möglich, was Halling sein ganzes Leben hindurch verbrochen, was er neuerdings versucht und wie er dabei auf frischer That bei der Oehe ergriffen sei. Frau Halling behielt ihren Kopf in der Schürze und nur ein leises Wimmern drang herzerreißend aus derselben hervor.

»Es ist also Alles, wie ich dachte,« schluchzte sie endlich. »Er ist ein Dieb, ein Schmuggler – und ich – ach, lieber Gott, erbarme Dich! ich bin sein unglückliches Weib, das doch ganz unschuldig an allen seinen Frevelthaten war!«

»Das wissen wir Alle, beste Frau,« tröstete sie Heinrich Markholm, »und darum wird Ihnen kein Mensch das Geringste zur Last legen; im Gegentheil werden wir Alle bemüht sein, Sie zu trösten und Ihnen zu helfen, wie es nur immer geht.«

»Aber die Schande, Herr, rechnen Sie die für nichts?«

»Nein, Frau Halling,« sagte Heinrich Markholm ernst und mild, »die rechne ich diesmal für gar nichts. Kein Mensch wird wissen, in welcher Verbindung Sie mit dem wilden Strandkerl standen und alle Diejenigen, unter denen Sie künftig leben, werden es sich angelegen sein lassen, Sie die Vergangenheit vergessen zu machen und Ihnen ein freundliches Loos zu bereiten.«

Frau Halling hob ihr von Thränen und Schmerz verstörtes Gesicht aus den Falten der Schürze empor. »Unter denen ich künftig lebe?« fragte sie leise weinend – »wo soll ich denn künftig leben?«

»Bei mir und Alwining, sobald sie erst meine Gattin ist, was hoffentlich nicht lange mehr dauern soll.«

Ein blitzartiger Freudenstrahl fuhr über das Antlitz der armen Frau. »Sprechen Sie da eine Wahrheit aus, Herr Markholm?«

»Haben Sie schon je das Gegentheile von mir erfahren? Nein, nicht ich allein, auch alle Diejenigen, die Alwining näher stehen, meinen es gut mit Ihnen und ich habe von Allen die festesten Versicherungen mitgebracht, wenn Ihnen die meinigen nicht genügen, daß für Ihre Zukunft besser gesorgt sein soll, als wenn Sie die Frau dieses schlechten Menschen geblieben wären.«

»Ach lieber Gott,« rief die Frau, wieder in neue Thränen ausbrechend, »also ein Leibeigener war er?«

»In früheren Zeiten, ja, und dabei immer ein böser, träger Mensch, der von Jugend an nur Uebles gethan und seinen guten Herrn so überaus schmähdlich betrogen hat.«

»Und die Alwining, wessen Kind ist sie denn nun eigentlich?« fragte die Frau, ihre Thränen trocknend und sich allmählig in ihre Lage findend.

»Sie ist eine reiche Erbin, Frau Halling, angesehenere Leute Kind und die Zwillingschwester des Fräulein von Kulpen, deren Mutter, eine Schwester des Herrn von der Oehe, damals auf der Oehe wohnte, als Halling bestraft und von der Insel gewiesen wurde und aus Rache das Kind mitnahm, das man in's Wasser gefallen und ertrunken glaubte.«

»Großer Gott, wie kann man so schlecht sein! Ja, ja, er hat auch das Mädchen gehaßt und nur darum wollte

er sie erniedrigen und an den Steuermann Janssen verheirathen. – Ach,« unterbrach sie sich, »da fällt mir eben ein: an demselben Tage, als Sie Alwining abholten, kam gegen Abend der Steuermann Janssen angesegelt. Er trat hier mit frecher Stirn in die Stube und fragte nach Alwining. Ich ahnte auf der Stelle, daß er in böser Absicht gekommen sei, und da ich mich nicht anders retten konnte und Ihren Namen doch nicht nennen wollte, so sagte ich ihm die Unwahrheit –«

»Nun, was sagten Sie ihm?« fragte mit ermuthigendem Blick der Maler.

»Ich sagte ihm, Alwining, der schlechten Behandlung Halling's müde, sei mir entflohen und ich wisse nicht wohin. Sie habe mich an diesem Morgen verlassen und sei nicht wiedergekommen. Aber, ach Gott! da hätten sie ihn sehen sollen! Er tobte wie ein wildes Thier durch das ganze Haus, fluchte und wetterte und drohte Halling den Untergang, denn diese Flucht des Mädchens sei nur von ihm angezettelt und er selbst nur hierher geschickt, um hinter das Licht geführt zu werden. Das sollte aber dem Halling übel bekommen und er selbst werde den Gerichten anzeigen, daß er ein Dieb und Schmuggler sei. Plötzlich aber fuhr er auf mich los und fragte, wohin wohl die Kanaille – er meinte die arme Alwining – gegangen sein könne. Und da fiel mir etwas Glückliches ein. Wohin anders, sagte ich, als wahrscheinlich nach dem Kieler Ufer, um dort irgend wo bei Bekannten ein Unterkommen zu suchen?

Da war nun mit einem Mal die wilde Scene zu Ende, ich hatte das Rechte getroffen. Er stieß noch einen

schrecklichen Fluch aus, dann verließ er das Haus und eilte an Bord der Yacht, auf der er sogleich alle Segel beisetzen ließ, um östlich zu steuern und wahrscheinlich die Alwining am Kieler Ufer aufzusuchen.«

»Das war herrlich von Ihnen, beste Frau, und er wenigstens wird uns heute nicht stören.«

»Nicht stören? Haben Sie denn etwas so Besonderes vor?« fragte die Frau, wieder ängstlich werdend.

»Ja,« erwiderte Heinrich Markholm ernst, »ich habe Zweierlei vor und das können Sie sich wohl eigentlich denken.«

Frau Halling brach abermals in Schluchzen aus. »Ach Gott, ach Gott, ich denke es mir wohl – Sie wollen Halling wieder ergreifen!«

»So ist es, Sie haben es errathen. Wir müssen ihn haben. Er hat sich zu schwer vergangen, um straflos bleiben zu können. Wer Kinder stiehlt und sie an fernen Orten und unter fremdem Namen erzieht, ist dem Gesetz verfallen. Das wissen Sie wohl.«

»Ich weiß es, ach ja!« sagte die Frau mit endlich errungener Fassung, »und so mag sich Gott seiner erbarmen. Er hat es nicht besser gewollt und jahrelang alle meine Bitten verlacht und verhöhnt nun kommt die Strafe, wie sie immer einmal kommt. Aber daß ich mit ansehen soll, wie Sie ihn ergreifen, Herr Markholm, das können Sie nicht von mir verlangen, denn das könnte ich nicht ertragen.«

»Das sollen Sie auch nicht und eben um Ihnen deswegen einen Rath zu geben, bin ich mit hierher gekommen.

Ich denke, wir werden noch Zeit genug haben, bis Halling kommt, wenn er überhaupt kommt. Entfernen Sie sich also auf einige Stunden, indem Sie in irgend ein abgelegenes Haus am oberen Strande gehen, und wenn Sie dann nach Ihrer Rückkehr am Abend erfahren, was hier vorgefallen ist und mich nicht mehr finden, so packen Sie Ihre besten Sachen zusammen, nehmen einiges Geld und holen sich einen Wagen aus Nonnewitz, setzen sich mit Ihren Sachen auf und fahren gerades Weges nach der Oehe, wo Alwining und alle Uebrigen Sie mit offenen Armen empfangen werden und wo sich Jeder beeifern wird, Ihnen die herzliche Liebe zu vergelten, die Sie dem armen Mädchen so viele Jahre erwiesen haben. Das Haus hier aber lassen Sie unter der Aufsicht der von Halling berufenen Frau, die Behörden werden dann schon das Weitere veranlassen und wenn Sie von denselben zur Vernehmung berufen werden sollten, werden wir Alle Ihnen zur Seite stehen und Ihre Sache so führen, daß jeder Mensch von Ihrer Unschuld überzeugt sein soll.«

Frau Halling, vom Schmerz zwar aufgelöst, doch den Worten Heinrich Markholm's Glauben schenkend und im Stillen auf eine glücklichere Zukunft hoffend, sank auf die Kniee, hob ihre Hände zum Himmel empor und dankte inbrünstig Gott, daß er ihr in so großem Kummer noch Glück und Rettung gesendet. Dann aber stand sie getrost auf, verließ das Zimmer, brachte dem Maler Brod und Butter, um das er gebeten hatte, und begab sich endlich schon jetzt daran, seinem Gebote zu folgen und ihre besten Kleidungsstücke und Wäsche zusammenzupacken,

da sie sich sehnte, ein Haus zu verlassen, in dem sie so viel Unheil erfahren, und wieder unter Menschen zu sein, die gesetzlich und rechtschaffen lebten, was sie seit vielen Jahren vergebens ersehnt und erlebt hatte.



Die Stunden, welche Heinrich Markholm an diesem abgelegenen Orte und in dem stillen Zimmer allein zubringen mußte, wurden ihm, wenigstens im Anfang, nicht übermäßig lang. Sein Geist hatte Stoff genug, über die seltsamen Lagen, in die ein Mensch anscheinend durch Zufall geräth, nachzudenken, und sein Herz klopfte immer wieder vor Freuden bei dem trostreichen Gedanken, welches Glück sich über sein Haupt ausgießen würde, wenn der bevorstehende Art erst sein Ende erreicht haben werde.

Das Gespräch, welches er mit Frau Halling geführt, hatte etwa zwei Stunden fortgenommen, und so ging es gegen Mittag, als ihn diese verlassen hatte und ihren Geschäften nachgegangen war. Auf ein Mittagessen mußte Heinrich Markholm natürlich unter diesen Umständen verzichten, aber das bedauerte er am wenigsten, ja er dachte nicht einmal daran, hatte er doch Brod genug, um sich zu sättigen, und mehr bedurfte er ja nicht. Als er nun zunächst seinen Appetit gestillt, überdachte er sich noch einmal genau, wie er den schwarzen Halling empfangen würde, wenn er käme, und als er auch damit zu Stande

gekommen, überwachte er das Meer, auf dem sich glücklicher Weise noch immer kein Schiff in der Nähe blicken ließ.

So vergingen ihm die Stunden ohne jegliche äußere Unterbrechung und es kam allmähig der Nachmittag heran. Da stellte sich Frau Halling wieder ein, sagte dem Maler weinend Lebewohl und trat dann einen Spaziergang nach dem Strande an, damit sie, wie sie sagte, nicht Zeuge der wahrscheinlich bevorstehenden Scene zu sein brauche.

In der That war es gerade die rechte Zeit, daß sie das Haus verließ, wenn sie der Ankunft des Erwarteten aus dem Wege gehen wollte. Es war eben drei Uhr vorüber. Heinrich Markholm berechnete die Zeit, die ein Fußgänger gebraucht, um von der Oehe nach Möwenort zu gelangen. Selbst wenn er den nächsten Weg wählte, gebrauchte er mindestens sechs Stunden, und da der Flüchtling gewiß einen größeren Umweg machte, so konnten leicht noch einige Stunden mehr vergehen. Wenn Heinrich nun annahm, daß Halling um vier Uhr seine Flucht angetreten und acht Stunden gebraucht habe, so konnte er um zwölf Uhr Mittags schon in Möwenort sein. Allein er war auch um zwei und sogar um drei Uhr noch nicht da, und so wurde dem jungen Manne zuletzt die Zeit etwas lang und er gab sich schon dem Gedanken hin, daß der Flüchtling gar nicht kommen oder den Tag über sich verbergen und nur die Nacht zu seiner Wanderung benutzen werde.



Hierauf hatte er anfangs nicht gerechnet und schon begann eine kleine Ungeduld sein Blut in Unruhe zu versetzen. Indessen sollte seine Geduld die längste Probe ausgehalten haben. Halling war wirklich auf dem Wege nach Möwenort, denn dort allein konnte er sich leicht und ungestört zu Schiffe begeben und dann zu gelegener Zeit nach Jütland flüchten, wo er an einem versteckten Orte einen verlässlichen Spießgesellen für alle Fälle besaß.

Nachdem er hinter dem Garten über den Canal geschwommen, war er in seinen nassen Kleidern, die ihn anfangs sehr am raschen Gehen hinderten, nicht nach der Wittower Fähre, sondern weit östlich davon nach einem Fischerhause aufgebrochen, welches an der Neuenkircher Wiek lag. Hier hatte er geruht, gegessen und bei passender Gelegenheit eine Scheere gestohlen. Mit dieser Scheere in der Tasche war er in dem Boot des gutmüthigen Fischers, der keinen Verbrecher in dem angeblich in's Wasser gefallenen Manne vermuthete, über die Wiek gesetzt und nach Vieregge und noch weiter östlich gewandert, wo er abermals ein Boot nahm und sich nach Cammin auf Wittow übersetzen ließ, das ungefähr in der Mitte der Südküste der Halbinsel liegt. Auf dem Wege dahin hatte er sich in einem Gebüsch die Kopf- und Barthaare mit der Scheere abgeschnitten und Kopf und Gesicht so lange mit Asche gerieben, bis der schwarze Haarwuchs vollständig verschwunden und sein Aussehen in das eines Greises verwandelt war. An einem Stocke nun langsam fortwandernd und einen hinkenden Gang annehmend, sobald ihm Menschen begegneten, war er, die großen

Ortschaften wohlweislich vermeidend, schräg durch ganz Wittow nach Möwenort gewandert, wo er endlich, nachdem er noch eine Meile davon in einem Hause, welches einem seiner Spießgesellen gehörte, gegessen, nach drei Uhr eintraf, um in seinen Hof zu schlüpfen, sobald er sich von verschiedenen hochgelegenen Punkten aus von der Ungefährlichkeit offenen Vorschreitens überzeugt. Allein er hatte nicht darauf gerechnet, daß auch er von verschiedenen Punkten aus beobachtet werden könnte und daß man, seine Absicht errathend, ihm in Möwenort zuvorgekommen war.

Als er auf den letzten Hügel gelangt, von dem aus man die Hütte der Frau Derling sehen konnte, nahm ihn zuerst der kleine Peter wahr und meldete dem Gensdarm, daß ein alter Mann auf dem Hügel stehe und sich vorsichtig rings umschaue. Jetzt lauschte der Beamte selber am Fenster und sah, wie dieser alte Mann erst langsam und hinkend, dann aber rascher und rascher dem Hause in der Schlucht zueilte, je näher er demselben kam. Plötzlich sprang er eilfertig in die Lithe hinab und war den Augen der Nachschauenden entschwunden.

Der Gensdarm lachte, koppelte ruhig seinen Säbel um, zündete sich noch eine Cigarre an und nachdem er Peter gebeten, nach dem Krüge in Nonnewitz zu laufen und den bestellten Wagen nach Möwenort zu holen, ging er langsam dem Strande zu, um Heinrich Markholm hinlänglich Zeit zu lassen, mit dem alten Mann die gewünschte Unterhaltung zu pflegen.

Als Heinrich Markholm Jemanden raschen Schrittes auf dem Steinwege die Höhe herab kommen hörte und dann die Hunde dahin laufen sah, die gleich darauf ein lautes Freudengeheul ausstießen, wußte er ziemlich gewiß, was ihm bevorstand, und er zog sich in die Mitte der Stube zurück, um nicht von Außen her bemerkt zu werden. Allein der Ankommende hielt sich nicht damit auf, erst in die Stube zu blicken. Er sprang rasch auf die Steinstufen vor der Thür und trat in das Haus, voller Verwunderung, daß man seine Befehle so wenig beachte und die Thür nicht verriegelt halte. Einen Fluch auf der Lippe öffnete er die Stubenthür und trat hastig über die Schwelle. Aber wer beschreibt seinen Schreck, als er, statt seiner Frau, einen Mann im Zimmer fand, dessen Gesicht ihm im ersten Augenblick fremd erschien, in dem er aber gleich darauf zu seiner nicht geringen Beruhigung den unschuldigen Maler erkannte, der im Kieler Grunde um die Hand seiner Tochter geworben hatte und der wahrscheinlich gekommen war, um seine Wünsche in dieser Angelegenheit nachdrücklicher zu wiederholen.

Auch Heinrich Markholm war im ersten Augenblick fast eben so erstaunt wie der Eintretende, in ihm nicht den schwarzen Halling, sondern eine ganz neue Erscheinung zu sehen. In der That war der Flüchtling durch seine künstliche Toilette fast unkenntlich geworden und außerdem sah sein Gesicht von der körperlichen Erschöpfung, die er empfand, angegriffen aus und seine Haltung war bei Weitem nicht mehr so trotzig und keck, wie sie früher gewesen. Allein dem scharfen Auge des Malers

entging diese natürliche und künstliche Umgestaltung nicht, nur zu bald hatte er das falsche tückische Auge, die eingedrückte Nase und die aufgewulsteten Lippen wieder erkannt, die aller Verkleidung und Verstellung Hohn sprachen und den Verbrecher entlarvten.

Wie gesagt, war der Schreck desselben, selbst als er schon den Maler erkannt hatte, noch immer sehr groß er erinnerte sich auf der Stelle, daß er auch von diesem Manne, als er ihn das letzte Mal sah, mit Drohungen geschieden sei, daß zwischen ihnen bittere Worte gefallen und daß der Maler am Ende gekommen sein möchte, um jene auszuführen. Dabei fiel ihm ein, daß er dem jungen Manne durch die Entführung Alwining's einen üblen Streich gespielt und daß er also füglich jetzt auf keinen Freund in ihm zu rechnen habe.

Allein, wenn er das Alles auch im ersten Augenblick dachte und seine Ueberraschung dadurch nicht angenehmer ward, so beruhigte ihn doch nur zu bald die leidenschaftslose Miene des jungen Mannes, und das Lächeln, das derselbe sogar blicken ließ, rief auch ein freundlich sein sollendes Grinsen auf den Zügen des Flüchtlings hervor.

»Was seh' ich – Herr Halling!« rief Heinrich Markholm und betrachtete den Eintretenden mit sichtbarer Verwunderung. »Sie haben sich ja außerordentlich verändert, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen. Sind Sie krank gewesen oder ist Ihnen sonst ein Unfall begegnet – denn Sie haben ja ganz graue Haare bekommen und Ihren schönen Vollbart eingebüßt!«

Diese mit heiterem Tone gesprochenen Worte beruhigten Halling noch mehr; kaum aber glaubte er hier nichts Besonderes zu fürchten zu haben, so kehrte er auch seine alte Frechheit wieder hervor und indem er sich auf einen Stuhl warf, um seine müden Beine auszuruhen, und dabei nach dem Brode griff, das noch auf dem Tische lag, sagte er heftig und grob:

»Nun, wie kommen Sie denn hierher? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich meine Wohnung nach Möwenort verlegt habe – he?«

»Wie Sie so fragen können, Meister Halling! Hatten Sie nicht von vornherein die Meinung von mir, daß ich es ernstlich mit meiner Werbung meinte? Konnten Sie glauben, daß ich mich ohne Weiteres in Ihre Weigerung finden und nicht Alles versuchen würde, Alwining's Aufenthalt zu entdecken, um meine Bewerbung fortzusetzen? Nun sehen Sie, meine Liebe war ächt, ich habe Ihren Wohnort aufgefunden und da bin ich, um mein Geschäft am Möwenort zu beenden, das ich in Jasmund mit Ihnen begonnen habe. Darum bin ich hier!«

»So, so!« sagte Halling verlegen, indem er daran dachte, daß Alwining nicht mehr anwesend sei und daß es daher das Gerathenste wäre, sich so bald wie möglich des jungen Mannes zu entledigen, der ihm ganz zur unrechten Zeit mit seiner dauerhaften Liebe gekommen war. »So, so, also das ist der Grund Ihres Besuches? Aber – « sagte er schneller, nachdem ihm plötzlich ein unlauterer Gedanke in den Kopf gefahren – »wie stand es doch damals zwischen uns? Hatte ich nicht eine Bedingung

gestellt, die Sie augenblicklich nicht eingehen konnten, wie? Und wie steht es denn jetzt damit?«

»Haben Sie denn Ihre Gesinnungen über diesen Punkt noch nicht geändert? Halten Sie immer noch an der Zahlung der tausend Thaler fest?«

Halling horchte hoch auf, Ha, Welch' ein Glück, wenn ihm dieser heißblütige Liebhaber gerade jetzt die tausend Thaler brachte! – nie wäre ihm Geld zu geeigneterer Zeit in die Hände gefallen. »Ja,« sagte er lauernd, »ich halte noch immer an der Zahlung fest. Entweder geben Sie das Geld – oder das Mädchen bleibt mein.«

Heinrich Markholm lächelte unwillkürlich »Haben Sie denn Alwining gleich bei der Hand, wenn ich die Zahlung leiste?« fragte er.

»Auf der Stelle, ich brauche sie nur zu rufen und höchstens ist sie ein wenig spazieren gegangen. Geben Sie also das Geld her, ich kann es gerade jetzt gebrauchen und dann will ich großmüthig vergessen, daß Sie mich ein paar Tage haben warten lassen.«

»Großmüthig!« dachte Heinrich Markholm. »Was dieser Mann tugendhaft ist! – Nun,« sagte er, »ich bin geneigt, Ihnen das Geld auf der Stelle zu geben, wenn Sie mir Alwining zuerst überliefern. Also wo ist sie?«

Halling wurde etwas unruhig. Er schaute sich zweifelhaft um und wollte zur Thür gehen. Als Heinrich Markholm dies merkte, stellte er sich zwischen ihm und derselben auf und sagte in nachdrücklichem Tone: »Was wollen Sie draußen?«

»Was ich draußen will?« brauste Halling trotzig auf. »Welche Frage, Herr! Bin ich nicht etwa in meinem Hause? Darf ich nicht gehen, wohin ich will? Thun, was mir beliebt,?«

»Möglich, mein bester Herr Halling, aber erst wollen wir unsern Handel abschließen und diesmal muß es zwischen uns ein Ende nehmen; ich bin nicht gesonnen, mich wieder mit hochtrabenden Redensarten und leeren Drohungen abspeisen zu lassen, wie ehemals. Darum bin ich nicht den weiten Weg hierhergekommen.«

Halling schaute verwundert auf. Die Miene des jungen Mannes hatte bei diesen Worten einen anderen Ausdruck angenommen und seine Bewegungen waren so energisch, daß er ihm als ein ganz Anderer als damals im Kieler Grunde erschien. »Herr,« sagte er barsch, als suche er damit dem Gaste zu imponiren. »Sie wollen meine Tochter sehen und um ihren Besitz mit mir einen Handel abschließen, nicht wahr? Nun gut, dann muß ich hinausgehen und meine Frau rufen, damit sie das Mädchen benachrichtigt. Also flugs – geben Sie Raum.«

Heinrich Markholm wies mir beträchtlicher Miene und einer gebieterischen Handbewegung nach der Mitte des Zimmers. »Bleiben Sie,« sagte er ruhig, fast kalt, »und beantworten Sie mir noch eine Frage. Zuerst aber erkläre ich Ihnen, daß ich nicht Menschen kaufe, wie Sie irgend welche Waaren kaufen und wieder verschachern. Nein, der Mensch ist in meinen Augen keine Waare und Sie haben sich in mir getäuscht, wenn Sie glaubten, Geld von mir um diesen Preis zu erlangen. Vor acht Tagen freilich,

da war es etwas Anderes, da hätte ich die lumpigen tausend Thaler gegeben, wenn ich sie gehabt, nur um das arme Mädchen den unwürdigen Händen zu entreißen, die sie gegen Gottes Gebot umstrickt hatten – jetzt aber, mein Bester, hat sich unsere Lage geändert, ich nehme das Mädchen ohne Ihre Beistimmung, sogar gegen Ihren Willen, und sage Ihnen, daß ich damit eine Handlung be-gehe, die eben so natürlich wie nothwendig ist.«

Halling machte immer größere Augen. Ein unheimlicher Schauer lief durch seine Glieder und sein braunes Gesicht nahm eine bei weitem hellere Färbung an. Dennoch wollte er es noch einmal mit Trotz versuchen und sehen, wie weit dieser junge Mann gehen würde, dessen Anwesenheit ihm eine kostbare Zeit raubte, die er zu nothwendigeren Geschäften verwenden konnte. »Herr,« sagte er mit unheimlich blitzendem Auge, »Ihre Sprache kommt mir in meinen eigenen vier Pfählen sehr sonderbar vor. Wissen Sie was, ich werde es halten wie das erste Mal. Ich habe Sie auch heute nicht gerufen und darum mögen Sie sich trollen, wie damals, oder ich bin geneigt, von meinem Hausrecht einen kräftigen Gebrauch zu machen.«

Heinrich Markholm stellte sich kaltblütig lächelnd, aber mit schwellender Stirnader und flammenden Augen dicht vor ihn hin. »Reden Sie nicht so. Halling,« sagte er, »noch weniger handeln Sie, wie Sie sagen, es könnte Ihnen theuer zu stehen kommen. Nicht wie damals werde ich Ihr Haus auf Ihr Gebot verlassen, sondern so lange darin bleiben, als es mir gefällt. Denn – um mit Ihnen ein



Ende zu machen – Sie haben kein Recht mehr in diesem Hause, eben so wenig wie in irgend einem anderem.«

»Was soll das heißen?« fuhr Halling mit bleichen Lippen und zuckenden Händen auf.«

»Es soll heißen, daß ich Sie damals noch nicht kannte, heute aber weiß, wer und was Sie sind. Soll ich Ihnen Ihre drei Namen nennen, unter denen Sie seit langen Jahren auf dieser Insel Ihr Wesen treiben?«

Halling zuckte krampfhaft zusammen. Er fühlte sich in der Gegenwart dieses aufdringlichen Mannes nicht mehr unbehaglich, er fühlte sich sogar bedroht. Aber diese Angst konnte nicht lange ertragen werden, sie mußte enden und bald enden, so oder so. Noch einmal erwachte die ehemalige Wildheit in seinem Herzen, noch einmal mußte er versuchen, um jeden Preis von dieser Stelle loszukommen.

»Gehen Sie von der Thür fort,« rief er zähneknirschend, »oder ich mache mir selbst Platz!«

Heinrich Markholm war zum Handeln entschlossen. Finsteren und drohenden Blickes schritt er auf den zurückweichenden Halling los und eben wollte er ihn beim Kragen packen, als derselbe mit einem katzenartigen Satze nach dem Tische sprang und das Messer faßte, womit er vorher ein Stück Brod abgeschnitten hatte.

Heinrich Markholm aber war schneller als er. Bevor der Schuft noch von dem Messer Gebrauch machen konnte und in demselben Augenblicke, als das Fenster, vor dem er stand, sich durch einen draußen auftauchenden Schatten verdunkelte, trat er auf den Mann zu, der schon

das Messer drohend erhoben hatte, schleuderte ihn mit einem kräftigen Fußstritte zu Boden und rief: »Kerl, Du bist nicht werth, daß man Dich mit den Händen anfaßt! Leg' das Messer bei Seite oder ich schieße Dich nieder – sieh her, ich habe eine geladene Pistole bei mir!«

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und der Gensdarm trat mit gezogenem Säbel in das Zimmer. Als Halling diese neue Erscheinung gewahrte und das bärtige Gesicht des Mannes erkannte, dem er vor wenigen Stunden entsprungen war, sank ihm der Muth und seine ursprüngliche Feigheit gab sich in seiner Miene und allen seinen Geberden kund.

»Strandkerl!« sagte der Gensdarm in spöttischem Tone, »wirf das Messer fort, Du möchtest Dich damit verletzen!« Und indem er einen frisch gedrehten Strick unter seiner Uniform hervorzog, ging er gelassen auf den Verbrecher zu, band ihm, ohne Widerstand zu finden, die Hände, auf dem Rücken zusammen, hielt das andere Ende des langen Strickes fest und bat Heinrich Markholm höflich, die Thür zu öffnen, er wolle Herrn Halling nach seiner Equipage führen.

Dagegen gab es nun keinen Widerspruch mehr. Heinrich Markholm öffnete die Thür und Halling, der Alles verloren sah, wankte wie ein Trunkener hinaus und den Berg hinan, wo er zu seinem Erstaunen einen Wagen halten sah, der so eben mit dem kleinen Peter angekommen war.

»So,« sagte der Gensdarm, »nun, Bursche, steige auf den Wagen hinauf. Du sollst es bequem und dabei ein anständiges Geleit haben, wir werden Beide Dich nach Bergen transportiren und von dort soll Dir das Entweichen etwas schwerer gemacht werden, als auf der Oehe.«

Halling that den unumgänglichen Schritt und bald saß er auf dem Wagen, so fest gebunden, daß an keine Bewegung, geschweige denn an ein Entspringen zu denken war. Heinrich Markholm aber und der Gensdarm gingen neben dem Wagen zu Fuße her bis Nonnewitz, wo sie ihre Pferde vorführen ließen und nun im scharfen Trabe der Wittower Fähre zuritten, von wo sie am späten Abend in Bergen eintrafen, ihre Beute abgelieferten und dann Herrn Bley's Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, um einmal eine vollkommen ruhige Nacht zu genießen.

Mit Anbruch des nächsten Tages aber bestieg Heinrich Markholm wieder seinen Schimmel, nahm Herrn von der Oehe's Pferd am Zügel und ritt nun langsam der Oehe zu, wo er um zehn Uhr anlangte und herzlich von seinen Freunden begrüßt wurde, die über sein langes Ausbleiben schon unruhig geworden waren.

## ZEHNTES KAPITEL. DER UMZUG.

Das Erste, was Heinrich Markholm auf der Oehe, sobald er seine Meldung über die glückliche Ergreifung und Ablieferung des Strandkerls abgestattet hatte, zu seinem

Leidwesen vernahm, war, daß es mit dem Kranken keineswegs besser, vielmehr sogar auffallend schlimmer gehe. Er hatte die letzte Nacht sehr unruhig zugebracht, viel Blut ausgeworfen und schon am frühen Morgen seine beiden alten Freunde zu sprechen verlangt.

»Meine Freunde,« sagte er zu ihnen, als sie angstvoll sein Zimmer heiraten und mit liebevollen Zärtlichkeit nach seinem Befinden fragten, »es geht mir so, wie ich lange gedacht, daß es mir endlich gehen würde.«

»Was heißt das?« fragte Alfred Brunst mit trübem Herzen, das sich auch in seinem Auge widerspiegelte.

»Mein altes Herzübel ist zum Ausbruch gekommen und wirft mich nieder.«

»Du wirst aber wieder aufstehen, Carling, und es wird Mittel geben, Dir Deine Gesundheit wieder zu verschaffen.«

Carl Melms lächelte in seiner sanften und schweigsamen Art, worin eben so viel Ergebung wie Hoffnungslosigkeit lag, was seine Freunde glücklicher Weise nicht verstanden. »Ich habe nur *einen* Wunsch jetzt,« fuhr er dann fort, »und um dessen Erfüllung wollte ich Euch heute Morgen bitten.«

»Sprich ihn aus,« versetzte der alte Oehe mit schmerzvollem Lächeln, »und was an mir liegt, so ist er Dir schon gewährt.«

»Bringt mich nach Hause,« fuhr Carl Melms, traurig den Kopf senkend, fort, »ich habe Sehnsucht dahin. Ich habe zwar hier Alles, was ich bedarf, Bequemlichkeit und Ruhe, meine Freunde und ihren Beistand, aber dennoch

zieht mich ein unwiderstehlicher Trieb nach meiner Heimat und ich möchte gern die Meinigen sehen, die gewiß in Sorge um mich sind, wenn sie hören, daß ich krank bin.«

»Bist Du denn hier nicht unter den Deinigen?« fragte Herr von der Oehe mit seinem herzlichsten Tone.

»Ja wohl, und die denke ich auch mit mir zu nehmen, und dann werden wir bei mir Alle zusammen sein, wie wir hier zusammen sind – aber seht, es liegt sich im eigenen Bette immer am besten, meine Lieben, und darum bitte ich Euch, mir meinen Wunsch zu erfüllen.«

»Wenn Du weiter nichts willst,« sagte Alfred Brunst nach einigem Besinnen, »und Dir Deine Lage dadurch erleichtert wird, so können wir noch heute dazu die geeigneten Anstalten treffen. Allein dann mache ich noch einen andern Vorschlag. Natürlich gehen Oehe und ich mit Dir nach der Lenz, bis Du wieder auf den Beinen bist, aber wir müssen, denke ich, jetzt auch auf die Anderen Rücksicht nehmen, deren Schicksal Gott uns nach seiner unbegreiflichen Weisheit in die Hände gelegt hat. Es wäre grausam, wollten wir die jungen Leute, die sich kaum gefunden haben, so früh schon von einander trennen, und sie könnten doch nicht allein hier zurückbleiben, wenn wir fortgegangen sind. So werde ich sie denn Alle nach Grünthal einladen, dort sind sie nahe bei der Lenz, können uns jeden Tag besuchen oder Einer von uns kann zu ihnen gehen, wie es ihnen und uns beliebt, und wenn Ihr damit übereinstimmt, so will ich sogleich die nöthigen Vorkehrungen zu unserer Uebersiedelung treffen, einen

Boten abfertigen und Deinen Wagen, Carling, und den meinen hierher bescheiden lassen.«

In Carl Melms' Auge leuchtete eine herzliche Freude auf. »Ja,« sagte er, »thu' das, und der alte Herr hier wird ja auch wohl nichts dagegen einzuwenden haben. Wir sind so lange bei *ihm* gewesen, nun kann er auch einmal eine Zeit lang bei *uns* zubringen.«

Herr von der Oehe stimmte ihm ohne Zögern bei und Alfred Brunst begab sich sofort hinunter, berief die jungen Leute in das Damen-Empfangszimmer und theilte Allen aus einmal die neueste Anordnung mit, indem er sämmtliche Anwesende mit herzlichen Worten nach Grünthal einlud. Kaum hatte er es gesagt, so sprach sich bei Allen, die ihn hörten, die lebhafteste Theilnahme an dem neuen Plane aus, obgleich sie von Herzen bedauerten, daß Carl Melms' Krankheit die Anregung dazu gegeben hatte. Denn nach Jasmund blickten Alle im Stillen mit sehnsüchtigem Herzen; dort in dem Schooße der herrlichen Natur waren Viele von ihnen so glücklich gewesen, und in der Erinnerung an frühere Freuden glaubten sie den Keim von neuen glücklichen Tagen liegen zu sehen. Namentlich Willibald Stillfried war hoch entzückt. So gut es ihm auf der Oehe erging, er hatte die Lenz nicht aus den Gedanken verlieren können und schon oft hatte er sich nach den schattigen Wäldern, den romantischen Bergen und der unbeschränkten Aussicht auf die wogende See zurückgesehnt.

Daß Ulrike von Kulpen und Heinrich Markholm gern nach der Stubnitz zurückkehrten, wo sie sich kennen gelernt, war eine sehr natürliche Sache; und Gustava, die noch nie auf Grünthal gewesen, davon aber schon so viel Gutes gehört hatte, freute sich herzlich, die Stätten ebenfalls mit eigenen Augen zu sehen, die ihren Freunden so unvergeßliche Erinnerungen boten.

So wurde denn ein reitender Bote nach der Lenz und Grünthal abgesendet, um die Wohnung zur Aufnahme der Fremden einrichten zu lassen und die Wagen zu bestellen, die sie dahin schaffen sollten, und während der Bote unterwegs war, traf man auf der Oehe alle Anstalten, schon am nächsten Tage die Reise anzutreten, da man am Abend desselben Tages noch die Ankunft der Wagen erwarten konnte.

Als man eben beschäftigt war, die mitzunehmenden Gegenstände in die Koffer zu packen, ward die Ankunft eines Wagens am Strande von Schaprode gemeldet, der einen neuen Besuch brachte, und als Herr von der Oehe und Alfred Brunst zum Frühstück in das Damenzimmer traten, fanden sie daselbst eine weinende Frau, die Letzterer sogleich mit herzlichen Worten begrüßte und seinem alten Freunde als Frau Halling vorstellte, die zwanzig Jahre lang und unter den schwierigsten Umständen so mütterlich für das Wohl seiner Nichte gesorgt hatte.

Als nun auch Frau Halling Herrn von der Oehe's ansichtig ward, schmolz sie fast in Thränen hin und hätte man sie nicht zurückgehalten, würde sie sich zu seinen

Füßen geworfen und um Verzeihung für alles Unheil gebeten haben, was ihr unseliger Mann über die Familie der Oehes gebracht hatte.

»O gnädigster Herr,« rief sie mit vor Schluchzen kaum verständlicher Stimme, »ich kann nicht dafür, daß ein böser Mensch Ihnen so viel Uebles gethan. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, wer Alwining war, Sie hätten schon längst von ihrem Dasein Kunde erhalten, aber ich war nur ein schwaches Rohr in der unreinen Hand eines Stärkeren, der auch mein Leben so trübe gestaltet und Unehre auf meinen ehrlichen Namen gebracht hat.«

Herr von der Oehe nahm die klagende Frau bei der Hand und sprach ihr mit warmen Worten Trost und Beistand zu. »Lassen Sie die Vergangenheit begraben sein, Frau Halling,« sagte er. »Das Schicksal des Elenden, der Sie so unglücklich gemacht, ist fortan von dem Ihrigen getrennt, er hat sich sein Loos selbst bereitet und an uns wird es sein, Ihnen die bösen Tage vergessen zu machen, die Sie an seiner Seite haben verleben müssen. Ich nehme Sie von heute an in meine Familie auf und Sie können bei mir oder bei Alwining leben, wohin Sie nun zumeist Ihre Neigung ziehen wird.«

Frau Halling verging fast vor Rührung und Dankbarkeit. Sie drückte Allen herzlich die Hand und konnte ihr übervolles Herz nur durch Thränen erleichtern. Als sie aber an Alfred Brunst herantrat, zu dem sie von Anfang an ein großes Vertrauen gefaßt und in dessen Augen sie das reinste menschliche Wohlwollen gelesen, sagte sie schluchzend: »Ach, Herr Brunst, das Alles verdanke ich



Ihnen und dem guten Herrn Markholm, der uns in dem einsamen Hause der Kieler Schlucht entdeckt hat. Weiß es Gott, ich werde Ihnen mein ganzes Leben hindurch dankbar sein. Aber ich fürchte, nicht zur rechten Zeit hierhergekommen zu sein, denn ich höre, Sie stehen im Begriff die Oehe zu verlassen, um nach Jasmund zurückzukehren, wohin Sie Ihren kranken Freund bringen wollen.«

Da nahm sie Alfred Brunst ebenfalls bei der Hand, führte sie bei Seite und sagte mit seinem menschenfreundlichen Lächeln: »Meine gute Frau Halling! Herr von der Oehe's Familie und die meine sind eine und dieselbe, sein Haus sowohl, wie das meine, hat Raum genug, alle Diejenigen aufzunehmen, die wir für würdig erachten, mit zu den Unsrigen zu zählen. Sie haben es ja vernommen, Sie gehören von jetzt an mit zu uns und so werden Sie uns auch nach Grünthal begleiten, wohin wir Alle gehen. Sie dürfen jetzt am wenigsten allein bleiben, da Sie des Trostes und Beistandes wohlwollender Menschen bedürfen, und wo könnten Sie Beides in vollerm Maaße finden als bei uns, die wir mit Ihnen so nahe verbunden sind.«

»Ach Gott, wie gütig sind Sie! Werde ich Ihnen denn aber in meinem Schmerze, der noch lange andauern wird, nicht lästig fallen und werden Ihnen die Thränen, die ich noch oft vergießen werde, nicht die Tage der Freude verdüstern, denen Sie entgegengehen?«

»Weinen Sie und klagen Sie so viel Sie wollen,« erwiderte Alfred Brunst einfach und warm, »Sie werden

immer Einen oder den Andern finden, der geneigt sein wird, Ihnen Muth zuzusprechen; allein, Frau Halling, Sie werden nicht immer traurig sein und Thränen vergießen; jeder Schmerz auf der Welt findet einmal sein Ende und selbst für die Traurigsten giebt es eine Zeit, in der sie wieder heiter werden und Gottes Vatergüte erkennen lernen, der es für ersprießlich gehalten hat, sie durch Finsterniß zum Lichte, durch den Schmerz zur Freude zu führen. Und das wird auch Ihr Loos sein, verlassen Sie sich darauf.«



Schon lange bevor der nach Jasmund gesandte Bote mit den Wagen am späten Abend zurückgekehrt war, hatte man sich auf der Oehe geeinigt, auf welche Weise die Reise nach der Lenz und Grünthal zurückgelegt werden sollte. Mit dem Kranken wollten die beiden alten Freunde in Carl Melms' verschlossenem Wagen langsam den weiten Weg zurücklegen; in Herrn von der Oehe's Chaise sollte Fräulein von Bassenitz, Gustava und Gustav Steinau fahren, und Alfred Brunst's Fuhrwerk wollten Alwinning, ihre Pflegemutter und Willibald Stillfried benutzen, während Heinrich Markholm den Letzteren zu Pferde das Geleit gab. Da die Damen längere Zeit in Bergen sich aufzuhalten gedachten, um für Ulrike von Kulpen Einkäufe zu machen, Toilettegegenstände zu besorgen und Nähterrinnen nach Grünthal zu bestellen, so sollten die Wagen mit den jungen Leuten schneller fahren, Willibald auf der

Lenz absetzen und zu beliebiger Stunde in Grünthal eintreffen. So war es beschlossen und so wurde es ausgeführt.

Der Morgen der Abreise war eingebrochen. Es war ein herrlicher Tag im Anfang des September und die Sonne lächelte gütig auf das Land und die See herab. Ein lieblicher Südwind säuselte durch die Blätter der Bäume, die See schimmerte hell und ließ ihre Oberfläche in kleinen anmuthigen Wellen tanzen, in denen die Strahlen der Sonne lustig glitzerten; über Alles aber wölbte sich ein tiefblauer, krystallklarer Himmel, an dem nur hie und da einzelne weiße Wölkchen flatterten, wie spielende Engel, die sich zu haschen suchen und doch niemals erreichen können.

Auf der Oehe war man an diesem Morgen schon früh munter und mit der Toilette fertig geworden. Herr von der Oehe ging mit dem Statthalter auf den Feldern umher und ertheilte ihm verschiedene Aufträge, die in seiner Abwesenheit ausgeführt werden sollten. Alfred Brunst und Willibald Stillfried saßen bei dem Kranken und sorgten schon im Voraus für seine Bequemlichkeit während der Fahrt; die anderen jungen Leute aber hatten das Herrenhaus verlassen und streiften im Garten und auf der Insel umher, um noch einmal Abschied von allen Lieblingsplätzen zu nehmen, die die Theilnehmer ihrer Freuden gewesen waren und die verschiedenen Schicksale der Einzelnen sich hatten entwickeln sehen. O wie lieblich in seiner Einsamkeit und Stille kam ihnen jetzt das

kleine Eiland vor! Wie ruhig spielten die goldklaren Wellen an den großen Steinen, wie frisch glänzten und grünten die Wiesenflächen im Strahl der Morgensonne und wie ernst und bedeutsam stand der alte Dornbusch auf jener Höhe, der die Wachenden so viele Nächte gegen den kalten Westwind geschützt und schon Jahrhunderte lang alle Vorgänge auf der Insel mit angesehen hatte!

Wehmüthig ernst, beinahe traurig, wie jeder Abschied etwas Trauriges hat, gingen die beiden jungen Paare hin und her, nur hier und da wechselten sie einzelne Worte und tauschten ihre Gefühle durch einen Druck der Hand oder durch einen innigen Blick aus. Lange weilten sie so an einzelnen Stellen, lange nahmen sie von ihnen Abschied, endlich aber mußte den umgebenden Landstrecken, Inseln und Buchten denn doch der letzte Gruß geschenkt werden und so kehrten sie gegen sieben Uhr nach dem Herrenhause zurück, wo sie die Wagen schon über das Wasser gesetzt und am jenseitigen Ufer ihrer harrend fanden.

Eben brachte man den Kranken vorsichtig die Treppe herab. Er sah bleich, verfallen, aber immer freundlich und zufrieden aus. Er nickte den jungen Leuten herzlich zu und rief ihnen »Auf Wiedersehen auf der Lenz!« entgegen. Nachdem sie ihm Alle die Hände gedrückt und eine glückliche Fahrt gewünscht, nahmen sie nun auch Abschied von den zurückbleibenden Hausbewohnern, die mit gesenkten Köpfen und schweren Herzen die lieben Herrschaften betrachteten, die ihnen insgesamt

so werth und theuer geworden waren. Metke weinte sogar und recht laut, als Gustav Steinau und Gustava ihr die Hände reichten, und erst als Beide versprachen, recht bald wiederzukommen und recht oft auf der alten Oehe zu wohnen, tröstete sie sich und lächelte ihnen wieder freudig zu.

Von allen Hausgenossen begleitet, begaben sich dann die Reisenden zur Fähre, wo sie Alle auf einmal übersetzten und dann Abschied von den Schiffern nahmen, die sich am Schaproder Strande versammelt hatten.

»Herr von der Oehe! Hier, hier! Mir auch eine Hand! Mir auch ein Lebewohl!« riefen die treuen Nachbarn und Freunde, und namentlich um den Kranken drängten sich Alle zusammen und wünschten ihm eine recht baldige Besserung.

Carl Melms dankte mit freundlich lächelndem Blick. Als sie aber vom frohen Wiedersehen einige Worte fallen ließen, wurde er ernst, deutete mit dem Finger nach dem blauen Himmelszelte und sagte: »Ja, ja, meine Freunde, da oben sehen wir uns Alle einst wieder!«

Das war sein letztes Wort auf der Oehe. Bald waren er und alle Uebrigen in die Wagen gestiegen, Heinrich Markholm saß auch schon im Sattel und unter einem zwanzigfachen Lebewohlrufen von allen Seiten zogen endlich die Pferde an und die guten Strandbewohner blickten lange und herzlich den Staubwolken nach, die hinter den Rädern der sich entfernenden Wagen aufwirbelten. Die Oehe aber lag still und friedlich wie immer da, nur das Herrenhaus hatte mit seinen geschlossenen

Fensterläden einen trüben Anstrich, als traure es in seiner Verlassenheit, und noch viel trüber und stiller schlichen die weinenden Hausdiener vom Strande fort, indem sie nie eine so glückliche Zeit verlebt zu haben glaubten, als ihnen die letzten Wochen geboten hatten.

---

Während der Wagen mit den drei alten Herren langsam hinterherfuhr, rollten die beiden anderen Fuhrwerke munter auf dem Wege nach Bergen fort, neben denen Heinrich Markholm freudig hergaloppirte, von seiner schönen Ulrike als Reiter bewundert, wie auch schon andere Eigenschaften an ihm so oft von ihr bewundert worden waren. Ulrike empfand ein unbeschreibliches Vergnügen während dieser Fahrt, die erst die zweite war, die sie in ihrem Leben unternahm. Alles, was sie um sich her sah, was um sie her geschah, war ihr neu, denn sie hatte ja, nachdem sie Hadersleben verlassen, nur an einsamen Orten gelebt, nie an dem Leben und Wirken der Menschen Theil nehmen, nie ihre Leiden und Freuden aus eigener Anschauung kennen lernen dürfen. Jetzt, in so glücklicher Gesellschaft, selber glücklich durch äußere und innere Verhältnisse, schenkte sie Allem, was sie mit ihren Sinnen erfaßte, die regste Aufmerksamkeit, Alles um sie her hatte eine andere Gestalt, ein anderes Aussehen angenommen und die kleine Welt, die sie umgab, schien ihr ein wunderbares, unfaßbar großes Ganze zu sein, in das sie sich erst mit einiger Mühe hineinleben

mußte, um sich als thätiges Mitglied der großen Menschenfamilie zu fühlen.

So ging ihr die Fahrt nach Bergen fast zu rasch von Statten und mit Erstaunen betrachtete sie die kleine Stadt, die die zweite war, der sie sich je genähert hatte. Die beiden Wagen fuhren vor den Klosterhof, den jetzt die beiden jungen Männer in Gesellschaft ihrer Verwandten dreist betreten durften, aber in die Geschäfte derselben durften sie sich nicht mischen, denn die waren so rein weiblicher Natur und betrafen so ganz und gar die Toilette der hierin an Allem Mangel leidenden Ulrike, die nur mit einem kleinen Vorrath von Wäsche vom Möwenort abgereist war, daß die jungen Männer einen großen Theil des Tages auf sich allein angewiesen waren, weshalb sie auch mehrere Stunden auf einen gemeinschaftlichen Spaziergang verwandten, wozu sie so lange keine Gelegenheit gefunden hatten.

Als sie nun den Rugard besuchten, die von der Morgensonne glänzend beschienene und so reiche Landschaft vor sich liegen sahen, setzten sie sich auf dem nördlichen Abhange des alten Burgwalls nieder und tauschten nach langer Zeit zum ersten Male wieder ihre geheimsten Gedanken aus.

»Nun,« sagte Heinrich Markholm zu den beiden Freunden, sie mit seinen Armen umschließend, da er gerade in der Mitte zwischen ihnen saß, »was sagt Ihr denn jetzt von unsrer diesjährigen Reise? Habe ich Euch einen

schlechten Vorschlag gemacht oder hat Euch mein Instinct, wenn es nicht meine Vernunft war, einem guten Ziele zugeleitet?«

Gustav Steinau drückte ihm warm die Hand und sagte einfach, aber mit tiefem Gefühl: »Nein, Dein Vorschlag war gut – ob nun der Instinct oder die Vernunft ihn Dir eingab – er hat uns zum besten Ziele geleitet. Ich bin Dir zu unermeßlichem Danke verpflichtet und wenn Du nicht selbst so glücklich warest, wie ich, so wüßte ich nicht, was ich Dir anthun sollte, um Dir diesen Dank auf eine fühlbarere Art zu beweisen.«

»Ja,« erwiderte Heinrich Markholm mit lebhaftem Gefühlsausbruch in Stimme und Miene, »wir sind Beide wider alle Erwartung sehr glücklich geworden und werden es hoffentlich künftig noch mehr werden – aber was sagt unser stiller Freund Willibald dazu, der so sprachlos ist und mit feuchten Augen in den Himmel schaut, der ihm seine Zukunftspforten noch immer nicht öffnen will?«

»Er ist in seiner Art auch glücklich,« entgegnete Willibald leise, »denn er freut sich Eures Glücks und hofft, daß darin, auch das seine liege. Ach ja, meine Freunde, für den Augenblick seid Ihr allerdings glücklicher als ich, Ihr habt nicht allein Jeder ein schönes Weib mit großem Vermögen und edlen Verwandten gefunden, sondern auch neue Freunde, zu deren Familie Ihr fast gehört. Ich, ach, ich dachte auch das Letztere gefunden zu haben, wenigstens einen väterlichen Freund, den ich schätzte und liebte wie einen wirklichen Vater, aber – wie ich fürchte, werde ich ihn nicht lange mehr an meiner Seite sehen, sein



Auge, das immer so wenig irdisch blickte, redet schon deutlich genug jene himmlische Sprache, die wir Alle nie kennen gelernt und die wir dennoch verstehen, sobald wir unsre Seele darauf richten. Wenn er dahin gegangen ist, wohin wir Alle einst gehen werden, dann bin ich wieder allein und fange meinen Weg von vorne an zu beschreiten, wie es mir von Anfang an beschieden war!«

Gustav Steinau stand rasch von seinem Platze auf und ließ sich an der anderen Seite Willibald's nieder, um den er jetzt auch seinen Arm schlang, wie Heinrich Markholm es schon zuvor gethan. »Willibald,« sagte er mit herznigem Tone, »sprich nicht so, Du verletzest uns zu tief damit. Unser theurer Melms, wenn wir ihn wirklich verlieren sollten, darf Dir nicht Alles gewesen sein und wir erheben auch noch Anspruch auf Deine Liebe. Denkst Du, wir haben allein für uns die reichen Mittel gewonnen und wollten im egoistischen Genusse uns jetzt einem üppigeren und trägeren Leben als früher hingeben? Wenn Du das denkst, so hast Du weder Heinrich noch mich je recht begriffen, die wir Beide das für Dich zu sein oder zu werden hoffen und wünschen, was Carl Melms und Alfred Brunst meinem Onkel gewesen sind.«

»Sprich nicht von dem Materiellen allein,« erwiderte Willibald, schon heiterer lächelnd, »darum ist es mir am wenigsten zu thun. Wenn ich nur Eure Freundschaft und Liebe nicht verliere, so wird sich das Uebrige schon finden, und wenn ich auch nicht mehr gemeinschaftlich mit Euch strebe und arbeite, streben und arbeiten werde ich

vor wie nach – Ihr wißt ja selbst, daß das Brod am süßesten schmeckt, das man seines Kopfes und seiner Hände Fleiß verdankt.«

»Unsre Freundschaft und Liebe hast Du für immer,« sagte Heinrich Markholm ernst und feierlich, »und willst Du ein Versprechen –«

»Nein,« rief Willibald mit auflodernder Empfindung, »ich will kein Versprechen. Ich glaube an Eure Liebe ohne dasselbe und möchte sie nicht dem Versprechen verdanken, wenn sie in Euren Herzen erloschen ist. Wo Ihr künftig leben werdet, weiß ich so wenig, wie Ihr es selber wißt, mag es aber sein wo es will, ich weiß, daß ich immer bei Euch willkommen sein werde, mag ich kommen, wann ich will, nicht wahr?«

»Ja, ja!« riefen Beide und umschlangen noch einmal innig den herzlich geliebten Freund, worauf Heinrich hinzufügte: »Bleibe bei uns oder komm, wann und wohin Du willst, unsre Thüren wie unsre Herzen werden Dir immer geöffnet sein.«

»Wie die Herzen der drei alten Freunde sich immer geöffnet waren!« rief Gustav Steinau lebhaft aus. »Ihr Leben soll dem unsrigen ein Beispiel sein und ihre Freundschaft als ein unvergänglicher Stern der unseren vorleuchten. So soll es sein und so schließen wir heute den Bund auf's Neue, den wir schon vor so vielen Jahren geschlossen haben. – Nun aber laßt uns zum Kloster zurückkehren, die Damen werden uns wohl schon erwarten, denn die Zeit ist, bald da, zu der sie das Essen bestellt haben.«

Aber in dieser letzten Voraussetzung sollten die drei jungen Freunde sich etwas geirrt haben. Die Damen, sonst immer so pünktlich, blieben diesmal länger aus, als sie selber gedacht, denn ihre Geschäfte hatten viel Zeit erfordert, da sie zahllose Einkäufe gemacht und Aufträge ertheilt hatten. Als sie nun aber endlich nach dem Kloster zurückkehrten, strahlten ihre Augen von Zufriedenheit, was Gustav Steinau zu der Bemerkung Anlaß gab, daß sie, wenn sie nach langem Ausbleiben immer so glücklich zurückkehrten, recht oft also handeln möchten.

Nachdem man nun zu Mittag gespeist, begaben sich die Damen an's Einpacken von tausenderlei verschiedenen Gegenständen und diesmal wurden die Wagen so hoch beladen und mit Kisten und Schachteln gefüllt, daß kaum noch Platz für die Menschen darauf übrig blieb. Endlich aber war Alles zur Abfahrt fertig und nun ging es fröhlich vorwärts, dem schönen lieben Jasmund zu, dem alle Herzen mit lebhafter Freude entgegenschlugen.

Es war schon ziemlich dunkel, als man hinter der schmalen Haide die Gränze Jasmund's erreichte und nun wieder die schön bewaldeten Berge vor sich liegen sah. Je näher man aber der Lenz kam, um so stiller wurden die Reisenden, denn eine sanfte Wehmuth hatte sich ihrer bemächtigt, als sie des theuren Freundes gedachten, der so gesund von seiner Besetzung abgereist war und so gebrochen dahin zurückkehrte. Während sie aber selber schwiegen, rauschte das Meer zu ihrer Rechten laut und

deutlich an ihr Ohr, als wollte es sie lebhaft willkommen heißen nach so kurzer Trennung, die doch so viel Veränderung in ihrem Schicksal hervorgebracht hatte.

Es war etwa acht Uhr Abends, als man vor der Lenz einen Augenblick anhielt, um Willibald absteigen zu lassen, der wie früher daselbst wohnen sollte. So sagte man sich denn Lebewohl, verhiess einen Besuch für den folgenden Tag auf der Lenz und die Wagen fuhren weiter nach Grünthal.

Als Willibald auf der Lenz eintraf, fand er schon den Hof, noch mehr aber das Herrenhaus ungewöhnlich still. Die Hunde hatte man eingesperrt, damit ihr Gebell im Hause nicht gehört werde, und überhaupt dahin zielende Vorkehrungen getroffen, wie es zu geschehen pflegt, wenn man die Ruhe eines Schwerkranken nicht unterbrechen will. Die Dienstleute selbst befanden sich in einer unbeschreiblichen Bestürzung, die der Betäubung glich, da man seit undenklicher Zeit keinen Kranken im Hause gehabt. Nun aber war der liebe gute Herr, der immer so rüstig gewesen, der so fröhlich das Haus verlassen, selber todtkrank und von seinen Freunden begleitet, dahin zurückgekehrt, sein bleiches Antlitz hatte Jedermann erschreckt, der es gesehen, und seines milden Worte, womit er die Besorgniß der Seinigen zu beseitigen versucht, hatten nur um so mehr beigetragen, dieselbe zu vergrößern.

Mit dem sanftesten Lächeln war Carl Melms aus dem Wagen gestiegen, aus dem ihn seine Freunde halb trugen; mit dem herzlichsten Wohlwollen hatte er seinen

Dienstleuten zugenickt und nachdem er eine halbe Stunde in seinem großen Bette geruht und sich von der Anstrengung der langen Fahrt erholt, hatte er sein bleiches Haupt erhoben und in die Abendlandschaft hinausgeblickt, die blaue See begrüßt, der er nun wieder so nahe war, und dann alle Leute an das Bett kommen lassen, um ihnen einige freundliche Worte zu sagen.

Das Alles aber hatte einen so wehmüthigen, traurigen Anstrich angenommen, daß man gleich von vornherein die Empfindung einer trüben Ahnung gehabt, und nur die Wenigsten hatten das trauliche Herrenzimmer ohne Thränen in den Augen verlassen können.

Als Willibald Stillfried nun im Hause eintraf, versammelten sich schon auf dem Flure Frau Elsche mit den Mägden, der Statthalter und die anwesenden Knechte um ihn, und mit gefalteten Händen den befreundeten jungen Mann umstehend, hatte er ihnen noch einmal genauer den Hergang des schrecklichen Ereignisses erzählen müssen, das ihrem Herrn so großen Schaden zugefügt.

Nachdem er Alles, was er wußte, mitgetheilt, begab er sich in das gewöhnliche Speisezimmer und fand dasselbst Herrn von der Oehe und Alfred Brunst bei Tische sitzen. Sie begrüßten ihn herzlich und erkundigten sich theilnehmend nach den Vorfällen der Reise der jungen Leute, aber im Ganzen waren die beiden alten Herren ungewöhnlich einsylbig und es lag auf ihnen ein schwerer Druck, der ihre Herzen sichtlich zusammenpreßte.

In Bergen hatte man beider Durchfahrt den bewährtesten Arzt in Anspruch genommen; er war dem Kranken nach der Lenz gefolgt, hatte einige Stunden bei ihm zugebracht und verschiedene Arzneien verschrieben, worauf er sich dann wieder sehr still und schweigsam entfernte. Als ihn die beiden alten Freunde nach seiner Meinung gefragt, hatte er die Achseln gezuckt, sein genaueres Urtheil aber einer späteren Zeit vorbehalten, indem er hinzugefügt: die äußere Verletzung, die der Patient davongetragen, habe die Krankheit, wie sie jetzt vorliege, nicht erzeugt; es sei vielmehr ein altes Gebrechen vorhanden, dem keine Arznei helfen könne und welches über kurz oder lang auch ohne jenen Vorfall doch zum offenbaren Ausbruch gekommen wäre.

Als Herr von der Oehe diese Meinung aussprechen hörte, fühlte er sich einigermaßen erleichtert; so hatte doch er nicht die nächste Veranlassung zu dem traurigen Zustande des Freundes gegeben. Im Ganzen aber war er ungemein betrübt, wie auch Alfred Brunst, und nie hatten sie sich so unbefriedigt von einander getrennt als an diesem Abend, um zu Bett zu gehen, da Carl Melms ihr Anerbieten, bei ihm zu wachen, auf das Bestimmteste abgelehnt.

»Ich wünsche das nicht,« hatte er auf die wiederholten Bitten, ihrem Wunsche nachzugeben, geantwortet, »und so müßt Ihr mir schon etwas zu Gefallen thun. Ich schlafe die ganze Nacht vortrefflich und so ist kein Grund vorhanden, daß Ihr wachen solltet. Gehet so ruhig zu Bett

wie immer; was geschehen soll, geschieht doch, und darum ist Eure Unruhe und Besorgniß nur überflüssig – das wirst Du Dir am besten sagen, Alfred, der ich hiermit nur Deiner eigenen Lebensphilosophie das Wort rede.«

So gingen sie denn mit schwerem Herzen zu Bett, und auch Willibald folgte ihnen mit gleicher Betrübniß bald nach, nachdem er noch einmal in später Abendstunde den Lenzberg bestiegen und sein blutendes Herz vor dem Schöpfer aller Dinge ausgeschüttet hatte, der mit seinen Millionen goldener Augen auch auf diesen Erdenfleck niedersah und den Kummer erschaute, der die treuen Herzen des Besten der Freunde erfüllte.

Am nächsten Morgen war auf der Lenz Alles schon früh auf den Beinen. Die Diener kamen in's Haus, um sich nach des Herrn Befinden zu erkundigen, und erst nachdem sie gehört, daß er eine ruhige Nacht gehabt, gingen sie still an die gewöhnliche Arbeit und auf dem Hofe blieb Alles so schweigsam wie am Sonntage, wenn die Bewohner nach Sagard zur Kirche gingen und das ganze Gehöft nur einer alten Frau und den Hunden zur Bewachung überließen.

Der Kranke befand sich an diesem Tage anscheinend besser. Die Freude, in seinem Hause zu sein, die alten gewohnten Gegenstände um sich her zu sehen, und den treuen Dienern in's Auge zu blicken, hatte wohlthätig auf ihn gewirkt. Mit unendlichem Wohlbehagen schaute er bisweilen zum Fenster auf die See hinaus, erkundigte sich nach dem Winde und sprach dann mit heiterer Miene von

den jungen Leuten auf Grünthal, die ihn doch hoffentlich an diesem Tage besuchen würden.

Sobald Alfred Brunst diesen Wunsch vernahm, sandte er sogleich einen Boten nach seinem Gute, um die Damen und jungen Leute nach Tische nach der Lenz zu bescheiden, und als sie dann auch kamen, besuchten sie einzeln den Kranken und unterhielten sich mit ihm, der nach allen Einzelheiten fragte und die größte Theilnahme an ihrem Glücke zu erkennen gab. Aber schon am Nachmittage schlummerte er ein und zur Verwunderung seiner Freunde schief er die ganze Nacht hindurch, ohne ein einziges Mal die Augen aufzuschlagen. Sie hielten diesen Schlaf für ein sehr günstiges Ereigniß; als jedoch der Arzt am nächsten Tage früh kam, erschrak er, sobald es ihm mitgetheilt wurde und ging schnell zum Kranken, wo er drei Stunden sitzen blieb und ihn genau beobachtete.

Auf diese Weise vergingen einige Tage und der Sonntag nahte wieder heran, dessen Vorgänger das Unheil über Carl Melms hatte heranwandeln sehen. Als Alfred Brunst, sobald er aufgestanden, zu dem kranken Freunde kam, fand er ihn ungemein heiter, fast glücklich aussehend, und augenblicklich gab er sich einer Freude hin, wie er sie lange nicht empfunden hatte. Auf seine Frage, wie es dem Kranken gehe, hatte dieser geantwortet:

»Ich habe vortrefflich geschlafen, Alfred, und fühle mich recht erquickt. Ich habe aber heute Vieles zu bedenken und darum laß mich bis um acht Uhr allein. Wenn aber die Leute nach Sagard zur Kirche gegangen sind, komm mit dem alten Herrn zu mir herein, ich habe mit



Euch zu sprechen. Und dann habe ich noch eine Bitte. Sendet einen Boten nach Grünthal und lasset die jungen Freunde holen. Aber sie sollen ihre Instrumente mitbringen und mich noch einmal das reizende Adagio hören lassen, welches sie auf dem Vilm spielten, als wir sie dasselbst trafen. Ich habe ein unendliches Verlangen nach dieser Musik und sie wird mir recht – recht wohlthun.«

Als Alfred Brunst diese Worte hörte, gab er sich einer fast schrankenlosen Freude hin. Er glaubte in diesem Verlangen eine große körperliche Besserung des theuren Freundes wahrzunehmen und daher beeilte er sich, den Boten nach Grünthal zu senden und den im Hause Versammelten von dem Begehren des Kranken Kenntniß zu geben, was natürlich auch bei ihnen eine außerordentliche Beruhigung hervorrief.

## ZEHNTES KAPITEL. DAS LETZTE ADAGIO.

Die Leute vom Hofe waren nach Sagard zur Kirche gegangen. Es war still in und außer dem Hause geworden, und als ob die Natur den Tag mitfeiern wolle, so hatte auch sie ihr Sonntagskleid angelegt.

Der leise Wind, der am Abend vorher die Blätter bewegt und die Oberfläche der See gekräuselt, hatte sich gelegt, es war fast Windstille eingetreten, eine überaus seltene Erscheinung an diesen Küsten; die Sonne glänzte so hell und rein über dem spiegelblanken Meere, wie man es fast nie gesehen, und nicht das kleinste Wölkchen zeichnete sich am blauen Himmel ab, so weit die

Augen der Menschen nach allen Richtungen schweifen mochten.

Es war ungefähr neun Uhr, als Alfred Brunst in gehobener Stimmung und in der ganzen ruhigen Würde, die ihm in wichtigen Momenten eigen war, in das Zimmer Herrn von der Oehe's trat, ihm einen freundlichen Morgengruß bot und sagte: »Alter Herr, Carling will uns sprechen. Gehen wir also zu ihm und hören wir, was er begehrt.«

Herr von der Oehe bebte unwillkürlich zusammen, als er diese wenigen Worte vernahm, die so ernst, fast feierlich gesprochen wurden und jede mögliche Deutung zuließen. Aber er faßte sich männlich und indem er sich alsbald zu dem Gange anschickte, sagte er: »Ich bin fertig, Alfred; komm, laß uns den lieben Carling besuchen.«

Bald darauf traten sie mit geräuschlosen Schritten in das Krankengemach, dessen Fenster geöffnet waren, durch die der warme Sonnenstrahl einströmte, der den Himmel und die Erde vergoldete und die Luft mit funkelndem Glanze füllte. Als Carl Melms die Freunde eintreten sah, schickte er Willibald, der an seinem Bette saß, hinaus und empfing Jene dann mit lächelndem und unendlich heiterem Gesicht, als ob er ihnen eine höchst angenehme Neuigkeit zu verkündigen hätte.

»Da seid Ihr,« sagte er mit seiner weichen und immer an's Herz dringenden Stimme, »da seid Ihr, meine Lieben, und es ist gut, daß Ihr gekommen seid, ich habe Euch schon mit Sehnsucht erwartet. O, was für ein herrliches Wetter schickt uns heute der liebe Gott, nicht wahr? Seht 'mal da hinaus – lacht nicht die ganze Natur unter dem

warmen Sonnenschein, und da sollte man traurig oder trübe gestimmt sein können? O welche schöne Fernsicht muß man heute vom Lenzberge haben! Doch den kann ich nun nicht besteigen und muß mich mit der Erinnerung an alle die süßen Stunden, die ich auf seinem Gipfel verlebt und verträumt habe, begnügen. Aber jetzt schließe Einer von Euch die Fenster, ich mag nicht, daß irgend ein Anderer unsere Unterhaltung höre.«

Während Alfred Brunst seinen Wunsch erfüllte und dann an das Bett zurückkehrte, wo er zur Linken Platz nahm, sagte Herr von der Oehe, der bereits an der andern Seite saß: »Habe nur noch einige Tage Geduld, Carling. Wenn Deine Besserung so rasch fortschreitet, wie in den letzten Tagen, so wirst Du bald wieder auf den Lenzberg gehen, Dich auf Deine Bank setzen und die schöne Gegend rings herum betrachten können.«

Carl Melms lächelte so sanft und friedlich wie nie in seinen gesunden Tagen und sein blaues Auge strahlte eine unbeschreibliche Milde aus, so daß Willibald heute mit noch größerem Rechte als auf dem Rugard hätte sagen können: der Himmel blicke daraus hervor.

»So denkt Ihr,« sagte der Kranke leise, aber fest und ruhig, indem er beider Freunde Hände ergriff und sanft drückte, »aber *ich* denke nicht so.«

»Warum nicht?« fragte Alfred Brunst mit einer seltsamen Beklemmung, die ihn plötzlich ergriff, als er in das seelenvolle und fast überirdisch glänzende Auge des Kranken sah.

»Warum nicht, fragst Du, Alfred? Weil ich den Lenzberg nie mehr – hört Ihr wohl – nie mehr aufrecht stehend betreten werde, so wenig wie meine Augen, je mehr die Wunder schauen werden, die Gott in seiner Güte darum aufgehäuft.«

»Wie?« riefen Herr von der Oehe und Alfred Brunst zu gleicher Zeit aus. »Nie mehr und nicht aufrecht stehend? Wie meinst Du das?«

»Ruhig, meine Lieben, ruhig! Wenn Ihr so stürmisch aufwallt und mich mit so schmerzlich starren Blicken betrachtet, kann ich nicht mit dem fröhlichen Gefühle, welches mir glücklicher Weise Gott heute verliehen, zu Euch sprechen, wie ich doch so gern möchte; und sprechen muß ich endlich. Ja, sage ich, ich werde den Lenzberg nicht mehr besteigen und mich nicht mehr der schönen Aussicht von seinem Gipfel erfreuen. Dafür mögt Ihr es später um so öfter thun und dabei stets meiner gedenken, wenn Ihr Gottes Allmacht und Größe und auch seine Vatergüte bewundert. Ich werde dann nur im Geiste bei Euch sein, ein ruhiger Mann, und dann von meiner schönen Ruhestätte aus schon längst noch schönere Gefilde, reichere Wunder und vor allen Dingen ein noch reineres Licht gesehen haben, als diese irdische Sonne uns bietet.«

Die beiden Freunde sahen sich bestürzt und fragend an, was denn diese Reden bedeuten sollten, dann aber richteten sie ihre Blicke mit forschender Miene wieder auf den Kranken, der immer gleich heiter blieb und sogar noch fröhlicher zu lächeln sich bemühte.

»Meine Freunde,« sagte er darauf sanft, »es muß einmal zwischen uns auf's Reine kommen, die Stunde ist flüchtig; und darum soll es jetzt geschehen, ich habe mich ja darauf vorbereitet. Seht, Ihr seid ja Männer, stark im Geiste und muthig im Herzen, habt Euch also auch heute in Eurer Gewalt, was Euch auch bevorstehen möge und was Ihr von mir hören werdet. Und wenn das Wort bitter ist, das ich aussprechen muß, so klingt es nur so, seine Bedeutung ist süß und angenehm, und so müßt Ihr es ruhig und willig hören.«

»Welches Wort willst Du uns sagen?« fragte Alfred Brunst mit bebender Lippe und umflortem Auge.

»Ich will Euch sagen – meine lieben guten Freunde – daß ich Euch verlassen muß – und zwar bald!«

»Carling!« riefen Beide mit einer Art von nur halb unterdrücktem Weheschrei. »Was meinst Du damit?«

»Ich meine, daß ich dahin gehe, wohin einst alle Menschen gehen, und daß ich den großen bedeutsamen Schritt unternehmen will, den man im gewöhnlichen Leben ›Sterben‹ nennt.«

Als er diese Worte mit klarer und ruhiger Stimme gesprochen und dabei die ihn festhaltenden Hände der Freunde leise gedrückt hatte, entstand eine so tiefe Stille im Zimmer, daß man ein Sandkorn hätte fallen hören können, erst allmählig machte sich das lauter und lauter werdende Athmen der beiden Männer bemerkbar, deren Brust stärker wogte als die des Kranken und deren Herzen von einer Angst klopften, daß sie kein Wort zu sprechen vermochten.

»Sterben,« fuhr Carl Melms leise fort, »ja, sterben muß ich! Und ist denn das so schrecklich, meine Lieben? Sterben wir nicht Alle einmal und sind nicht Millionen Bessere, Edlere vor mir gestorben und werdet Ihr selbst nicht einmal sterben?«

»Ja, o ja,« sagte Alfred Brunst mit halb gebrochener Stimme, »wir werden auch einst sterben – aber nicht vor Dir! Für den, der geht, ist das Sterben nicht schrecklich, aber für die, die zurückbleiben, ist es oft mehr als das!«

»O ja!« fuhr der Kranke leicht aufathmend fort, da er jetzt das Aergste gesprochen. »Traurig werdet Ihr gewiß sein, wenn ich gehe, das weiß ich, aber Ihr werdet auch weise sein und Euch fügen, da einmal Jeder an die Reihe kommt, das irdische Leben mit dem himmlischen zu vertauschen. Wenn Ihr es zuerst vertauscht hättet, so würde ich auch getrauert, mich aber dann in die Bestimmung des Höchsten ergeben gefunden haben. So also mögt Ihr Euch auch finden. Ach ja, der alte Bund – länger als dreißig Jahre besteht er nun schon zwischen Dir, Alfred, und mir, und länger als zwanzig Jahre zwischen uns, alter Herr – der alte Bund, sage ich, wird nun bald aufgelöst sein, aber ein größerer, ein viel größerer und schönerer wird danach geschlossen werden. Im Geiste werde ich nicht nur *immer* unter Euch sein, sondern für den Einen, der geht, treten drei neue, kräftige, jüngere Glieder ein, und es ist eine schöne und mit Dank aufzunehmende Gabe des Schöpfers, wenn er uns zweimal im Leben wirkliche Freunde giebt, da schon das einmalige Geschenk eine seltene Gabe des Himmels ist. Doch – ich muß mich

kurz fassen, zumal ja Worte die Gefühle der Liebe und Freundschaft nicht vermehren können, die uns jetzt und ewig verbinden – da ich Euch nun von Dem gesprochen, was uns bevorsteht, so laßt mich auch noch von meinem letzten Willen sprechen. Ihr wißt bereits, daß ich mein Testament gemacht. Es liegt auf dem Gerichte in Bergen. In meinem Schreibtische werdet Ihr eine Abschrift davon finden. Ich habe keine Verwandten mehr am Leben und so waret Ihr mir in Wahrheit die Nächsten in allen Beziehungen. Euch also habe ich meine Hinterlassenschaft vermacht und Ihr sollt damit schalten und walten nach Eurem Belieben, aber in demselben Geiste und Sinne, wie wir bisher mit unsern Mitteln geschaltet und gewaltet haben. Die Lenz mögt Ihr verkaufen, sie kann Euch nichts nützen und liegt Euren Gütern zu fern; meine Dienstleute aber sollen reichlich bedacht werden und sämtlich bei Euch oder hier das Gnadenbrod essen, wohin sie ihre Neigung nun ziehen wird. Doch darin habe ich meine Bestimmungen getroffen und Ihr werdet denselben nachkommen. So weit nun steht es in meinem Testamente verzeichnet, welches ich vor einem Jahre niederschrieb; in letzterer Zeit aber ist der Kreis der Meinigen erweitert worden und drei neue junge Freunde sind hinzuge treten. Gustav Steinau und Heinrich Markholm nun bedürfen von meinem Besitze nichts, ihre Frauen sind reicher als wir Alle zusammengenommen, aber ein Andenken sollen sie sich doch nehmen und sie mögen wählen, was sie von mir am liebsten haben. Mit meinem kleinen Willibald aber ist es etwas Anderes. Den dürft Ihr mir

nicht vergessen. Er hat am wenigsten bei uns gefunden und was er etwa an mir zu finden gehofft, am schnellsten wieder verloren. Ihm nun sollt Ihr aus meinen Mitteln so viel geben, daß er reichlich und ohne Anstrengung leben kann, er soll nicht um den leidigen Verdienst arbeiten, wie so viele arme, unglückliche Künstler, er soll ohne Sorgen dichten und singen, das habe ich ihm schon lange in meiner Seele gelobt. Und nicht wahr, Ihr werdet meine Bitte erfüllen, er ist ja auch ein Armer und Ihr wißt es ja, die Armen waren von jeher unsere Freunde. Wollt Ihr nun thun, was ich wünsche, so gebt mir ein Zeichen, daß ich es verstehe und ruhig von hinnen gehen, das heißt – sterben kann.«

Die Gefühle, die bei diesen nur zu klaren Worten die Brust der beiden alten Freunde zerrissen, zu beschreiben, wäre eben so unmöglich, wie den Anblick zu schildern, den sie in diesem Augenblicke darboten. Sie saßen unbeweglich auf ihren Plätzen am Bette, wie aus Stein gehauen, mit gebeugten Köpfen und bleichen Lippen und empfanden es nicht, daß ein kalter Schweiß von ihren Stirnen niederrann. Endlich aber kam wieder einiges Leben in sie, ihre Lippen begannen zu beben und eine Thräne rieselte leise nach der andern über ihre Wangen, aber so heiß, als käme sie eben erst aus der innersten Seele hervor.

Während sie nun mit ihren wie steif daliegenden Händen die Hand des sterbenden Freundes drückten und ihr Kopf ihm ein verständliches »Ja! Ja!« zunicke, wühlte der Schmerz wie ein wilder Sturm durch ihr Gehirn.



»Sterben!« klang es in ihren Herzen und Pulsen wieder, »Carling will sterben! Und wir sollen das erleben, wir, die ihn so lieben, die so lange Jahre innig mit ihm verkehrt, an seiner Seite gelebt – er soll sterben, kaum fünfzig Jahre alt, wo der Mann am kräftigsten, das Herz am ruhigsten, der Geist am mildesten ist!«

Carl Melms beobachtete Beide längere Zeit mit einer unbeschreiblich wehmüthigen Empfindung im Herzen und einem traurigen Zuges um die Lippen, denn jetzt fühlte er weniger den eigenen Schmerz als den ihrigen und er dachte und empfand daher Alles mit, was sie dachten und empfanden. Dennoch bewahrte er seine Ruhe und sagte nur, gleichsam um sie zu trösten:

»Ach ja, meine Freunde, wir haben ein schönes Leben zusammen geführt, ein reiches Leben in einem kleinen bescheidenen Rahmen, und wurden von Niemanden beneidet, ja wir waren nur von Wenigen gekannt. Aber gerade darin lag unser Glück. O, kein Flecken haftet auf unserer Liebe, keine Thräne benetzt sie und wissentlich hat Keiner von uns dem Andern Kummer bereitet. Wir waren drei ziemlich gleich alte Leute und lebten harmlos wie die Kinder mit und neben einander, wie selten drei Menschen unsers Alters und Verhältnisses. Unser kleines Land war unsere Welt und diese Welt war uns groß genug; wir lebten glücklich und zufrieden in der selbstgewählten Abgeschlossenheit, die wie wohlthätiger Schatten unsere Stirnen kühlte, während draußen im heißen Sonnenbrande der großen Welt Leidenschaft und Unheil walteten. Gerade das aber war ein großes Gut, das uns

der Schöpfer verliehen, und um so mehr müssen wir ihm dankbar sein, als er es nur selten den unruhigen und unfügsamen Menschen verleiht. Nun aber ist dies Glück vorbei, die Nothwendigkeit gebietet, sich davon zu trennen und so müssen wir gehorchen. Und nicht wahr, Ihr wollt mir das Scheiden von Euch nicht noch schwerer machen dadurch, daß Ihr murret und Euch gegen den Willen des Höchsten sträubt?«

Beide schüttelten schweigend das niedergesunkene Haupt, als wollten sie sagen: »Nein, nein, scheid leicht, wir murren nicht und wir sträuben uns nicht.«

So blieben sie länger als eine Stunde, in trübes Schweißen versunken, sitzen und nur bisweilen richteten sie ihre thränenden Augen auf das milde Antlitz des sterbenden Freundes. Von der Anstrengung des Sprechens und der Bewältigung seiner eigenen Gefühle ermüdet, war er mit dem Kopfe hintenüber in die Kissen gesunken und endlich eingeschlummert, wobei seine schon immer so milden Züge die Ruhe eines verklärten Geistes annahmen und seine Brust, die vorher so mühsam geathmet, jetzt nur leise und sanft sich hob und senkte.

Nachdem aber Alfred Brunst die lange Reihe seiner ihn durchstürmenden Gedanken endlich siegreich niederkämpft, versuchte er es, allmählig seine Hand von der sie fest umschließenden des Kranken zu lösen, was ihm auch gelang. Herrn von der Oehe dann einen Wink gehend, im Zimmer zu bleiben, schlich er auf den Zehen hinaus, um draußen einige Vorkehrungen zu treffen, die er für unumgänglich nothwendig hielt. Er hatte seinen Freund

bisher nicht für so ernstlich krank gehalten, jetzt aber hatte er sich überzeugt, daß er dessen Leiden bei Weitem unterschätzt. Um diesen Irrthum wo möglich noch wieder gut zu machen, sandte er drei oder vier reitende Boten nach allen Richtungen aus, um alle Aerzte herbeizuholen, von deren Beistand er sich einige Wirkung versprach. Von diesen Aerzten kamen auch wirklich noch einige im Laufe desselben Tages, zuckten aber sämmtlich die Schultern, als wollten sie sagen, daß hier an keine Hülfe mehr gedacht werden könne; die anderen aber kamen erst am nächsten Tage und da war alle Hülfe, auch wenn sie sie mit sich gebracht, überflüssig.



Der Bote, der nach Grünthal geritten war, um die jungen Leute herbeizurufen, hatte den ihm gewordenen Auftrag ausgerichtet. Sie kamen alle nach Tische angefahren und um so heiterer waren sie gestimmt, als man ihnen gesagt, sie möchten ihre Instrumente mitbringen, was ihrer Meinung nach nur auf eine bedeutende Besserung des Kranken schließen ließ. Als sie aber die betretenen Gesichter der Hausdiener, der alten Elsche und dann die matt dahinschleichenden Gestalten der beiden alten Herren sahen, wurden sie unruhig und bald gingen sie wie alle Uebrigen im Hause unter der Wucht des düsteren Bewußtseins einher, daß ihnen eine schwere und unvorhergesehene Stunde bevorstehe.

Am Nachmittage, bald nachdem die beiden Schwestern mit ihren Geliebten eingetroffen waren, kam noch ein Besuch an, dessen Erscheinung in solchen Fällen in der Regel von dunkler Vorbedeutung ist und den siegreich bezwungenen Schmerz gewöhnlich zum lauten Ausbruch bringt. Herr von der Oehe, der nicht allein ein frommer Mann war, sondern auch die Beobachtung äußerer religiöser Gebräuche hochheilig hielt, hatte nach dem ihm bekannten Geistlichen in Sagard, der auch Carl Melms von ganzem Herzen ergeben war, einen Boten gesandt. Der würdige Mann war gekommen und hatte mit seinem faltenreichen Gesicht die Hausdienerschaft in solche Aufregung versetzt, daß man überall, auf Treppen und Fluren, in den Zimmern und Gesindestuben ein lautes Wehklagen vernahm. Als nun aber Herr von der Oehe zu dem wiedererwachten Kranken gegangen war und ihn fragte, ob er den Geistlichen annehmen wolle, sagte Carl Melms:

»O ja, mein Freund, laß ihn nur herein; ich wünsche es nicht nur, sondern ich sehne mich auch danach, denn ich kann mit gutem Gewissen mit ihm von Gott sprechen, den er zwar eben so wenig oder nicht besser kennt als ich, den er aber gewiß so liebt, wie ich ihn seit meiner Jugend geliebt und verehrt habe.«

Hierdurch ward Herr von der Oehe außerordentlich beruhigt; er führte den Geistlichen in das Krankenzimmer, und als derselbe nach einer Stunde wieder herauskam, strahlte sein Gesicht von innerer Zufriedenheit und er sagte zu den beiden alten Freunden: »So möchte ich

auch einst sterben, meine Herren; er ist ein Mensch, wie jeder Christ es sein sollte, und ein Christ, an dem viele Menschen ein Beispiel nehmen könnten.«

Der Nachmittag verging überaus ruhig und geräuschlos in dem stillen Hause. Allmählig aber sank die Sonne ihrem täglichen Ziele zu, die Bäume warfen längere Schatten und der Wind des nahenden Abends rauschte über die Wellen daher und trug ihr melodisches Murmeln sogar bis in das Zimmer des Kranken, dessen Fenster wieder geöffnet waren, da er der frischen Luft nicht gut entbehren konnte.

»Es wird dunkel hier unten auf Erden,« sagte der Kranke zu seinen alten Freunden, die er wieder zu sich beschieden hatte, »wo steht jetzt die Sonne am Himmel, Alfred?«

»In drei Viertelstunden wird sie den Horizont erreicht haben!« erwiderte dieser feierlich und tief gerührt.

»Ach! Dann wird es Zeit, daß auch ich mich fertig mache. O, meine Freunde, ich kann jetzt nicht auf dem Lenzberge stehen und von der Scheidenden Abschied nehmen, aber ich sehe Alles, was vorgeht, ihre purpurne Gluth, die rosigen Strahlen, womit sie die Erde vergoldet, ich sehe, wie das Meer blitzt und die grünen Wipfel der Wälder in ihrem Widerstrahle leuchten. O es war schön auf dieser Erde und wohl Dem, der sie auf die rechte Weise genießt! So laßt denn die Damen zu mir eintreten und die jungen Freunde – ich will Abschied von ihnen nehmen.«

Die Gerufenen kamen alle eilig herbei und es entwickelte sich eine rührende Scene in dem stillen Gemach. Jedem Einzelnen sagte der Scheidende einige herzliche Worte, jedem drückte er warm und innig die Hand und jedem von ihnen sah er noch einmal lange und zärtlich in die von Thränen überfließenden Augen. Als aber auch das geschehen war, wandte er sich an die drei Künstler und sagte: »Gehet nun in jenes Zimmer, meine Freunde, und spielt recht sanft und feierlich jenes wundervolle Adagio des großen Meisters, das ich zum ersten Mal auf der kleinen Insel hörte, da ich Euch noch nicht kannte. Spielt es so gut Ihr könnt, vielleicht schlummre ich dabei ein und der Schlummer ist süß, der durch eine so schöne Musik herbeigeführt wird.«

Die drei jungen Männer warfen noch einen klagenden Blick auf den bleichen, immer langsamer redenden und sanfter blickenden Mann, dann begaben sie sich in das Nebenzimmer, wo ihre Instrumente bereit lagen, die sie schon vorher gestimmt hatten. Die Damen aber saßen um sie her, die Tücher vor die Augen haltend, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen und die Spieler nicht noch mehr zu erweichen.

Plötzlich fühlten sie ihre Thränen versiegen, denn wie ein göttlicher Trost drangen die wundervollen Töne, die unter den Fingern der Künstler sich erzeugten, in ihre Herzen und nie vorher hatten sie eine so feierliche, eine so rührende, eine so schöne Musik gehört.

Eine feierliche, heilige Stille herrschte ringsum. Die beiden alten Freunde saßen zu beiden Seiten des Krankenbettes und hielten wieder Jeder eine Hand des Sterbenden. Da rauschten die Töne empor und schmiegen sich wie die Zephyre des Himmels an die weichen Herzen der Zuhörer. Nie wie diesmal hatten die Freunde ihre Symphonie gespielt, nie vorher hatte sie eine solche hinreißende Wirkung geübt. Am wohlthätigsten aber wirkte sie auf den Kranken ein. Kaum hatte er die ersten schwelenden Töne von Willibald's Geige vernommen, so öffneten sich seine großen Augen weit und immer weiter und mit allen Sinnen sog er gleichsam den zauberischen Hauch der klagenden Töne ein. Mitten in den schönsten Melodien aber zuckte er plötzlich zusammen. Seine gerötheten Wangen erbleichten, das Licht seiner blauen Augen erlosch und seine traute Brust stieß den letzten Seufzer aus, so daß, als der Schlußton verklungen war, auch sein Athem stockte und er langsam in die Kissen zurücksank und allmählig die Hände seiner getreuen Freunde fahren ließ.

Als diese den sanften Hintritt dieser edlen Seele sahen, schloß einer rasch und geräuschlos die Thür, um von den im benachbarten Zimmer sich Aufhaltenden in ihrem ersten Schmerze nicht gestört zu werden. Dann aber reichten sie sich die Hand und traten an die eine Seite des Sterbelagers und jeder von ihnen drückte ein Auge des zu früh Entschlafenen mit leisem Fingerdrucke zu. Als aber auch das geschehen und sie nun ihre Augen gegen einander erhoben, waren sie nicht langer im Stande, den so

lange eingepreßeen Schmerz zu bewältigen; von einem inneren Gefühle dazu getrieben, sanken sie sich in die Arme und weinten laut. Nach einer Weile aber, als der erste Schmerz sich gelöst, richteten sie sich wieder auf und noch einmal an die Seite des guten Carling tretend, sagte Alfred Brunst mit zitternder Stimme:

»Alter Herr, siehe, da liegt er, der beste der Freunde, der wohlwollendste der Menschen. Wir konnten ihn nicht länger an die Erde fesseln, so gern wir es gemocht hätten. Einer von uns Dreien ist also gegangen und wir Beide sind trostlos zurückgeblieben. Aber dadurch soll der alte Bund nicht zerrissen, vielmehr noch fester geschlungen werden. Laß uns ihn also pflegen und Carling immer in Gedanken an unsrer Seite haben. Auch an den Grundsätzen laß uns fest halten, die uns zusammengeführt und die wir mit ihm in Gemeinschaft befolgt: *Gutes zu thun und überall Sonnenschein und Wärme zu verbreiten, wo Dunkelheit und Kälte herrscht*. So ruhe er denn in Frieden und sein Wille soll geehrt, sein Vermächtniß nach allen Richtungen ausgeführt werden!« –

Noch einmal drückten sich die alten Freunde die Hände und dann öffneten sie leise die Thür. An ihren Gesichtern erkannten die im Nebenzimmer Versammelten, was geschehen sei, und Alle stürzten in das Zimmer, das sich nun bald auch mit sämmtlichen Dienstleuten des Hofes füllte. Während hier nun aber ein lautes Wehklagen erscholl, das kein Ende nehmen wollte, verließen die beiden alten Herren das Haus und gingen in den Wald und



stiegen den Lenzberg hinaus, wo sie wohl eine Stunde saßen, den Wolken des Himmels ihr Leid klagten und der gesunkenen Sonne nachschauten, die den letzten Schimmer ihrer rosigen Strahlen noch weit über See und Land gebreitet hatte.

»Die Sonne ist untergegangen und Carl Melms ist todt!« Das war der einzige Gedanke, den Beide innerlich, Jeder auf seine Weise, tausendfach verarbeiteten, und mit immer wiederkehrendem Schmerze, der auch eine Art Wollust in sich schließen kann, wenn man um einen wahrhaft Geliebten eine wahrhafte Trauer empfindet, gingen sie im Stillen die ganze lange Zeit durch, die sie mit dem Entschlafenen durchlebt und Freuden und Leiden gemeinsam getragen hatten, wie sie nur Brüder tragen, die *ein* Herz und *eine* Seele in Liebe und in Freundschaft sind.



Drei Tage später, in derselben Stunde, wo Carl Melms seinen letzten Seufzer ausgehaucht, fand seine Beerdigung auf dem Lenzberge statt, wo er zu ruhen gewünscht hatte. Die Sonne neigte sich stark dem Untergange zu, ein rosarother Schimmer überzog den ganzen westlichen Horizont und Ruhe und Frieden lagerten rings auf der wie athemlos daliegenden Natur. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich auf dem Lenzberge und den angrenzenden Höhen versammelt. Von allen Seiten, aus allen umliegenden Ortschaften, Höfen und Hütten waren

sie herbeigeströmt, Alt und Jung, Arm und Reich, Männer und Weiber, um dem guten, freundlichen Manne, den Alle so sehr geliebt, die letzte Ehre zu erweisen und den Trauerzug wenigstens mit den Augen zu begleiten.

Endlich nahte er heran. Die Knaben und Mädchen aus der nahegelegenen Schule, in die Saßnitz und Crampas ihre Kinder schicken, alle in Festkleidern und grüne Zweige oder Blumen tragend, eröffneten mit ihren Lehrern den ansehnlichen Zug. Dann kam der Sarg, den zwölf Männer vom Hofe trugen, die aber drei oder viermal andere ablösten, denn die Last trug sich schwer den langen und hohen Berg hinauf. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten die beiden alten Freunde einher, zwischen ihnen der Geistliche aus Sagard. Ihnen schlossen sich die drei jungen Freunde und dann die zahlreichen Bekannten aus der Nähe und Ferne an.

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug die Höhe hinan, oft anhaltend und ruhend, aber viele Augen waren auf diesem Wege geröthet und viele Herzen schlugen in dumpfer Trauer. Als die Ersten mit dem Sarge schon oben auf dem Gipfel angekommen waren, hatten die Letzten kaum den Hof verlassen und Jene mußten lange warten, bis die ganze Versammlung um die Stelle vereinigt war, die den Entschlafenen beherbergen sollte.

Als sie so dastanden und die Menschenmenge betrachteten, die wie eine lange dunkle Schlange sich den Berg herauf ringelte, stieß Heinrich Markholm seine Freunde an. »Seht,« sagte er leise, »da haben wir die Vision in Wirklichkeit vor uns, die Gustav an dem Tage hatte, als

wir zum ersten Mal des Lenzberges mit seinem hohen Hünengrabe ansichtig wurden. In ähnlicher Weise mögen die verschollenen Generationen vor tausend und mehr Jahren ihre Todten hierher getragen und kaum mögen sie einen so bitteren Schmerz dabei empfunden haben, als wir Alle ihn in diesem Augenblick empfinden. O wer konnte es damals denken, daß wir Drei sobald diesen Anblick erleben würden!«

»Ach,« erwiderte Willibald mit schmerzentstelltem Antlitz, »er selber, der jetzt hier im düstren Sarge liegt, hatte eine Ahnung davon, als wir die Lenz verließen, um nach der Oehe zu fahren. Der Himmel senkte eine dunkle Wolke in Gestalt eines Sarges auf diesen Berg und er machte mich darauf aufmerksam. Nun wird er bald auch unter diesem Hügel gebettet liegen, wie seine Vorfahren, und bald wird auch von ihm nur eine Hand voll Asche übrig sein, wie von denen, die so viele Jahrhunderte vor ihm dahingegangen sind!«

»Beruhige Dich!« sagte Gustav Steinau sanft, da der arme Freund, der so Viel in dem Geschiedenen verloren, wieder von Neuem zu weinen anfing, »auch wir werden ihm einst nachfolgen, wie Alles, was auf Erden lebt. Das ist eine Naturnothwendigkeit, in die wir uns fügen müssen. Siehe da die beiden Alten, wie mannhaft sie neben dem Sarge stehen; ihr Herz weint auch, aber sie beherrschen ihre Thränen und wahrlich, sie haben mehr Grund sie zu vergießen, als Du!«

Die Trauerceremonie ging rasch vorüber; die Rede wurde gehalten und die Gruft gefüllt. Wie es überall zu

geschehen pflegt, so geschah es auch hier: kaum hatte die Mutter Erde ihr Opfer empfangen, kaum war der kleine kühle Sandberg auf den einst so lebenswarmen Menschen gehäuft, so zogen sich die Lebenden von der Stätte zurück, die dem Todten gehörte, und kehrten eilig in ihre Häuser heim.

Nur zwei Männer blieben auf dem kleinen Hügel sitzen, der sich mitten im wilden Rosengebüsch erhoben hatte und mit seinem helleren Gewande in der stillen Abendluft klar von dem dunklen Grün der Blätter abstach. Gesenkten Hauptes, trüben Blickes saßen sie lange stumm bei einander und nur ihre Lippen bewegten sich leise wie im stillen Gebete, womit sie die Seele des Geschiedenen der Güte und Fürsorge des Erbauers aller Welten empfahlen.

Endlich aber erhob zuerst der Größere von ihnen das Haupt und wandte es mit einem wehmüthigen Lächeln auf seinen sprachlosen Gefährten hin, der die immer wieder frisch ausbrechenden Thränen trocknete, die ohne Unterlaß seinen geschwollenen Augen entquollen. »Alter Herr,« sagte Alfred Brunst leise und doch so verständlich mit seiner klaren Stimme, »nun weine nicht mehr, ich kann es an Dir nicht länger mit ansehen. Deine alten Augen sind nicht dazu geschaffen und Dein Herz, so mürbe und gebrochen es jetzt ist, muß sich in das Unvermeidliche fügen. Gott hat es so gewollt, und so muß es gut sein. Sieh, er ruht ja sanft und fühlt keine Schmerzen in seiner armen Brust mehr. Und da schau 'mal da oben hinauf – siehst Du den ersten Stern dort? Den schickt uns Gott aus

seinem Himmel hervor, um uns zu trösten und zu sagen: Trauert nicht, er ist ja bei mir und wer bei mir ist, der ist wohl aufgehoben! – So, das sagt er und das haben wir gehört und nun müssen wir auch danach leben. Nun rege Dich wieder, alter Herr, wir haben unsre Schuldigkeit gethan, ihn zur Ruhe gebracht und nun müssen wir in's Leben zurückkehren, das Ansprüche an die Lebendigen hat. Laß uns wirken und schaffen, wie es unsre Pflicht ist und wie er, der Unvergeßliche, gewirkt und geschafft hat, in einem kleinen Kreise, aber in Liebe und Freundschaft, durch Wohlthun und Thrämentrocknen. Komm!«

»Ja, ja,« sagte Herr von der Oehe, der endlich sich auch gefaßt hatte, »laß uns gehen, wir haben ihm den Zoll unsrer Liebe entrichtet. Morgen aber wollen wir wieder den Berg ersteigen, sein Grab schmücken und seinen Willen vollstrecken, das ist eine schöne Arbeit für liebende Freunde!« –

So standen sie denn auf, faßten sich unter die Arme, und während der Abendwind um sie her in den Blättern rauschte und die Schatten der Nacht allmählig tiefer sanken, schritten sie still neben einander den Berg hinunter und traten in das Trauerhaus, wo eine unheimliche Stille waltete und die Ihrigen sie erwarteten, um eine Stunde später mit ihnen nach Grünthal heimzukehren, das Alfred Brunst nicht mehr betreten hatte, seitdem er an jenem Tage so schnell nach der Oehe geritten worden war.

ELFTES KAPITEL. SCHLUSS.

Schluß Grünthal, dessen Bewohner sonst so lebhaft, rührig und voll des sichtbarsten Frohsinns sich tummelten, wenn so viele und verehrte Gäste innerhalb seiner Gränzen versammelt waren, blieb zwei oder drei Tage so still, als bewegten sich nur Schatten darin umher und als hätten die Menschen, die neben einander hergingen, ihre Stimme verloren oder ihre Sprache verlernt. Frau Albrecht und Frau von Buchholz, die unermüdlich thätigen Hausfrauen, gingen geräuschlos von einem zum andern ihrer Gäste und forschten nur mit den Augen, was Jeder wünschte und womit sie ihm einen Genuß bereiten könnten. Waren nun die Gäste alle beieinander, so verstummte jedes Gespräch, Keiner glaubte den Bann brechen zu dürfen, der auf allen Gemüthern lag, und nur wenn Zwei allein hierhin oder dorthin gingen, theilten sie sich ihre Bemerkungen leise und gleichsam in geheimnißvoller Weise mit. –

In diesen durch die allgemeine Trauer so trübseligen Tagen lief auch eine neue Nachricht in Grünthal ein, die Jedermann überraschte, aber nur *eine* Person tiefer ergriff – Frau Halling. Die Nachricht kam aus Bergen und betraf ihren unglücklichen Mann.

Nachdem er schon im ersten Verhör Alles eingestanden, seine Verbindungen angegeben, seine Helfershelfer genannt und die Orte genau bezeichnet, wo er sein Vermögen, oder vielmehr das seiner Frau angelegt, was diese bis dahin selber nicht gewußt, hatte er sich für krank

erklärt und nach einem Arzte verlangt. Der Arzt war gekommen und hatte ihn in einem starken Schüttelfrost gefunden und sogleich nach dem Hospital bringen lassen. Hier war die Krankheit schnell zu einer unerwarteten Höhe gestiegen, die der Arzt in einer Erkältung begründet erklärte, welche er sich auf seiner Flucht zugezogen, nachdem er von der Oehe aus über den Kanal geschwommen und den ganzen Tag in nassen Kleidern weitergewandert war. Der Kranke verfiel ungemein rasch in Delirien, die in Raserei ausarteten, unter welchen Symptomen endlich ein Gehirnschlag seinem unseligen Leben ein Ende machte.

Als diese Nachricht nach Grünthal kam, beschloß der Gutsherr daselbst auf der Stelle, die geeigneten Schritte zu thun, um die Hinterlassenschaft des Geschiedenen als das mitgebrachte Eigenthum der Wittwe zu beanspruchen. Seinen Bemühungen gelang es auch, freilich erst in einer späteren Zeit, den Beweis für die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche zu liefern, wo sich denn auch ein Käufer für die kleinen Grundstücke fand, die der Verstorbene nach einander auf Rügen erworben. So erhielt Frau Halling ihr ursprüngliches Vermögen fast ungeschmälert zurück, das sie schon allein hätte ernähren können, wenn sie nicht eine Heimat bei so guten Menschen gefunden, die sich bereitwilligst ihres ferneren Schicksals annahmen. Sie zog es deshalb auch vor, bei ihrer Alwining zu bleiben, wie sie sie noch immer nannte, und daß sie dort gut aufgehoben war, bald ihre früheren Leiden vergaß

und endlich ein glückliches Leben kennen lernte, brauchen wir wohl kaum noch zu erwähnen.

Nach Ablauf jener erwähnten drei Tage nun berief Alfred Brunst am Abend seine Gäste zusammen, und da sagte er zu ihnen: »Meine lieben Freunde! So kann es bei uns nicht fortgehen, wie es in diesen letzten Tagen gegangen ist. Ihr habt nun genug geweint und geklagt und der Schmerz muß einmal ein Ende nehmen. Wenn der liebe Gott recht lange trübes Wetter, Sturm und Regenschauer sendet, so läßt er doch immer wieder die Sonne durch die Wolken dringen und so müssen es auch die Menschen treiben. Wir brauchen uns deshalb nicht gleich in Vergnügungen zu überstürzen und uns ganz und gar den rauschenden Genüssen des Lebens hinzugeben, allein heiter können wir doch wieder werden und auch dabei des Entschlafenen herzlich gedenken, den ich am wenigsten jemals vergessen werde. Um nun aber mit einem angemessenen Schritt in's frühere Leben wieder einzulenken, erlaube ich mir einen Vorschlag zu machen, dem Ihr gewiß von ganzem Herzen beistimmen werdet. Ihr sprachet schon früher auf der Oehe davon, sobald es sich thun ließe, eine kleine Rundreise zu unternehmen und diejenigen Leute aufzusuchen, deren Mitwirkung wir es zu danken hatten, daß wir so bald hinter die Schliche des ehemaligen Leibeigenen kamen und in allen unsern Unternehmungen so glücklich waren. Wohl- an denn, schieben wir diese Rundreise nicht länger hinaus! Morgen ist Sonntag und wir treffen die Leute, die wir besuchen wollen, gewiß zu Haus. Carl Melms selber,



wenn er lebte, würde mit diesem Unternehmen gewiß einverstanden sein, womit wir zugleich die erste Wiederkehr seines Sterbetages feiern, und so wollen wir in seinem und unserm Sinne handeln und den armen Leuten einen glücklichen Tag bereiten. Zuerst also richteten wir unsern Weg nach Möwenort; die gute Frau Derling wird sich mit ihren Kindern freuen, wenn wir ihr so bald beweisen, daß der Beistand, den wir versprochen, ernstlich gemeint war.«

Dieser Vorschlag fand natürlich die allgemeinste Beistimmung, und zum ersten Mal zeigte sich wieder ein frohes Lächeln auf den Gesichtern der schönen Damen und der so ernst blickenden Männer. Nur Frau Halling bat, sie zu Hause zu lassen; sie wollte das Haus nicht schon so bald wiedersehen, worin sie so unglücklich gewesen war und woran sich so viele trübe Erinnerungen knüpften, und man willfahrte ihr gern in diesem Wunsche.

So rollten denn am nächsten Morgen zwei wohlbespannte Wagen vor die Thür, und dem alten Jochen ward das Glück zu Theil, nicht allein seinen Herrn, sondern auch Herrn von der Oehe und Fräulein von Bassenitz zu fahren, während die fünf andern jungen Leute Herrn von der Oehe's Wagen bestiegen, den man auf Grünthal zurückbehalten hatte.

Es war ein herrliches Wetter, als man diese kleine Fahrt antrat. Auf der Schabe stürmte es diesmal nicht so heftig wie damals, als Alfred Brunst den beiden Bettelkindern begegnete, und der lieblichste Sonnenschein ruhte auf der Tromper Wiek, als man über die einsamen Dünen

dicht am Strande entlang fuhr. Wie das heitere Wetter aber zum Genusse des schönen Tages einlud, so wurde auch die Stimmung der Reisenden allmählig eine lebhaftere, und als sie endlich gegen Mittag in Möwenort eintrafen, waren sie in Voraussicht eines freundlichen Willkommens so fröhlich geworden, wie sie es unter den obwaltenden Umständen nur sein konnten. Als die beiden Wagen das Haus der armen Frau erreicht hatten, die Gäste dann ausstiegen und sich der Schwelle der armseligen Hütte näherten, kamen zuerst die beiden Kinder hervorgesprungen; sobald sie aber die vornehme Gesellschaft bemerkten und namentlich die schönen Damen in ihren schwarzseidenen rauschenden Kleidern sahen, wurden sie ganz still und betreten und zogen sich schüchtern in die Hütte zu ihrer Mutter zurück.

»Komm nur Alle herein,« sagte Alfred Brunst zu seinen Begleitern, »und überzeugt Euch, wie andere Menschen leben. So etwas ist bisweilen nothwendig, um sich zu Hause noch viel glücklicher zu fühlen, als man an sich schon ist. Es wäre eine Wohlthat für die ganze Menschheit, wenn die Vornehmen und Reichen bisweilen das Elend ihrer Mitmenschen aus nächster Nähe sähen, sie bekämen einen Begriff davon, was es heißt, im Schweiß seines Angesichts sein Brod zu verdienen, und lernten dann vielleicht leichter, der Armuth entgegenzuarbeiten und dem Kummer abzuhelfen. Ah, da seid Ihr ja, Frau Derling – nun sehet mich einmal an, erkennet Ihr mich wieder?«

»Ach Gott, bester Herr, ja, ich erkenne Sie wieder!« sagte die arme Frau, beschämt die Augen niedersenkend, als so viele wohlgekleidete Menschen ihr dürftiges Kämmerchen betraten, in dem sie kaum alle Platz zum Stehen, geschweige denn zum Sitzen fanden.

»Nun denn, dann möget Ihr auch wissen, daß wir Alle gekommen sind, Euch an Euer Versprechen zu mahnen, nach Grünthal zu kommen. Warum habt Ihr Euch daselbst noch nicht eingefunden?«

»Wie, Herr, soll ich denn wirklich Ihre Güte in Anspruch nehmen, nachdem Sie mir schon so viel Gutes erwiesen haben?«

»Nun natürlich. Aber damit Ihr sehet, daß Ihr uns wirklich willkommen seid, werde ich Euch morgen einen Wagen schicken, auf den ladet Ihr Lise und Peter auf und was Ihr sonst mitnehmen wollt. Ich habe ein kleines Stübchen, etwas größer und freundlicher als dies hier, einrichten lassen, darin sollt Ihr wohnen und Eure Arbeit betreiben, die sich schon finden wird. Die Kinder aber sollen in die Schule gehen, damit sie brave Menschen werden und etwas Tüchtiges lernen. Wollt Ihr das, Lise und Peter?«

Lise nickte fröhlich mit dem Kopfe und Peter ließ ein lautes Ja vernehmen.

»So ist es also abgemacht. – Was habt Ihr für Nachrichten von Eurem kranken Mann?«

Die Frau senkte den Kopf und führte die Schürze an die Augen. »Er ist todt,« sagte sie langsam, »und so hat die Qual auch für ihn ein Ende.«

»Auch todt also!« seufzte Alfred Brunst mit aufrichtiger Trauer auf seinen Mienen. »Nun, der Tod hält eine reiche Erndte jetzt bei uns. Ja, ja, die Guten und Gerechten, und die Bösen und Ungerechten haben darin ein gemeinsames Loos. Nun denn, Frau Derling, wir wollen ein wenig am Strande spazieren gehen und unterdeß tragt Ihr einen Tisch hier in's Freie. Essen und Trinken haben wir mitgebracht und da wollen wir einmal unser Mittagbrod auf Möwenort einnehmen.«

Während die Damen und Herren, denen die Kinder folgen mußten, nach dem Strande gingen und das Haus des ehemaligen Herrn Stumper besuchten, trug Frau Derling mit Hülfe der beiden Kutscher Alles, was sie an tischähnlichen Geräthschaften auftreiben konnte, auf einen windfreien Platz hinter der Hütte, von wo aus man einen herrlichen Ueberblick über das blaue Meer genoß. Sodann öffnete Jochen seine Körbe, holte Tischzeug, Teller, Messer und Gabeln hervor und packte darauf zu Frau Derling's unsäglichem Erstaunen eine solche Menge von nie gesehenen Speisen und Getränken aus, als sollten zwanzig hungrige Menschen ihren Appetit daran sättigen.

Als die Spaziergänger aber vom Stumper'schen Hause zurückkehrten, wo Alfred Brunst einige Anordnungen getroffen, setzten sie sich auf die eilig aufgeschlagenen Bänke und speisten so fröhlich und harmlos im Freien, wie sie es nur je in ihren gemächlichen Zimmern gethan hatten. Natürlich bekamen auch Lise und Peter ihren reichlichen Antheil, und die arme Frau Derling hatte Ursache genug, Gott zu danken, daß ihre Kinder einst

so glücklich gewesen waren, auf ihrem Bittgange dem wohlthätigen Manne zu begegnen, der jetzt so viel Segen in ihre armselige Hütte brachte.

Aber auch auf die Besuchenden hatte dieser Ausflug eine gute Wirkung geübt, denn als sie nach Hause zurückkehrten, fühlten sie sich viel glücklicher als am Morgen, da sie ausgefahren, und Keiner war unter ihnen, der nicht seinem Wirthe im Stillen gedankt hätte, daß er ihnen eine Freude bereitet, indem sie selbst Anderen eine solche zu bereiten versucht hatten.

Am andern Tage stieg man denn schon mit lauterer Fröhlichkeit auf die bei Zeiten bespannten Wagen und wiederum hatte man Speise und Trank mitgenommen, um auch diesmal im Freien mit den armen Bewohnern des Wiesel'schen Hauses sein Mittagsmahl abzuhalten. Diesmal jedoch waren Herr von der Oehe und Alfred Brunst nicht Theilnehmer desselben. Beide stiegen auf der Lenz aus, um daselbst ihren Geschäften nachzugehen, die Anderen dagegen, mit hinreichenden Unterweisungen des alten Herrn ausgestattet, setzten die Fahrt fort und langten gegen Mittag in Dargast an, wo Heinrich Markholm sehr bald das Häuschen auffand, in welchem er einst erfahren, daß der schwarze Halling Frau und Tochter in der Nacht nach Möwenort gebracht hatte.

Hier erregte die unerwartete Ankunft der Fremden eine noch viel größere Ueberraschung als am vorigen Tage auf Möwenort. Frau Wiesel, die mit ihren sechs Kindern allein war, glaubte im ersten Augenblick, man sei aus Irrthum zu ihr gekommen; als sie aber Heinrich Markholm

erkannte und das übergläckliche Gesicht bemerkte, mit dem er nach ihrem Befinden fragte, gerieth sie in freudige Aufregung und erging sich in endlosen Danksagungen für seine frühere Wohlthätigkeit.

»Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, Frau Wiesel,« sagte der Maler, da er die Damen schon neugierig werden sah, von seinen Thaten in diesem Hause zu hören, »so schweigen Sie davon und lassen Sie lieber Ihren Mann rufen, den ich nothwendig heute sprechen muß. Wo ist er?«

»Er ist nach Saßnitz auf Arbeit gegangen und kann sie am Ende nicht verlassen.«

»Er muß es; schicken Sie sogleich Ihren ältesten Knaben an ihn ab, alles Uebrige nehme ich auf mich.«

»Wenn das ist,« sagte die Frau, die schon glaubte, ihr Mann solle nur um eines Vergnügens willen ein Tagelohn verlieren, »so lauf', Athing, lauf' und hole den Vater. Sag' ihm, er müsse kommen, denn eine große Gesellschaft wolle ihn sprechen und der Herr aus dem Kieler Grunde sei auch dabei – dann weiß er schon, wer es ist.«

Der Junge schoß davon wie ein Pfeil und während er abwesend war, besorgte Jochen und sein Kamerad den Tisch wie am vorigen Tage, wobei man beflissen war, eine hübsche Stelle unter Bäumen aufzufinden, von der man eine weite Aussicht in die umliegende Ferne hatte.

In einer kleinen Stunde kam Vater Wiesel mit seinem Sohne an und freute sich nicht wenig, Herrn Markholm die Hand schütteln zu können und zu sehen, daß er wohl auf sei. Als er nun Ulrike von Kulpen sah, die er trotz

ihrer modischen Kleidung für Alwine Halling hielt, da er sie sehr gut gekannt hatte, dann aber Gustava anschaute, die ihr so ähnlich war, wandte er seinen Kopf verwundert von einer zur andern und sagte:

»Na, wie ist mir denn? Ich komme mir fast wie verhext vor! Welche ist es denn nun, die von da unten herkommt, ich kann sie weiß Gott nicht herausfinden.«

Die ganze Gesellschaft lachte fröhlich auf und Heinrich Markholm erklärte ihm, daß keine der beiden Damen von da unten stammte und eben so wenig Alwine Halling, worauf diese sich dem Manne vorstellte, ihn in der platten Sprache anredete, in der sie auch wohl früher mit ihm gesprochen, und ihm mittheilte, daß Halling gestorben, seine Frau aber in eine sehr glückliche Lage versetzt sei.

»Ei, weiß es Gott! Wie ist denn das möglich geworden!« rief Wiesel mit einem Erstaunen, über welches Alle wieder lächeln mußten. »Und sind Sie denn wirklich die Alwining?« fragte er dann, sie immer wieder von Neuem genauer betrachtend.

»Ja, lieber Mann, ich bin es,« sagte Ulrike ernst, »und wir sind eben hierhergekommen, um auch Ihnen unsere Freundschaft zu beweisen, da wir wissen, daß Sie der ehrlichste Arbeiter im Fahrnitzer Kreidebruch waren und Herrn Markholm damals die Mittheilung machten, daß Halling heimlich nach Möwenort gesehelt sei.«

»Dafür wollen Sie mir Freundschaft erweisen?« fragte Wiesel. »Ei, spaßen Sie nicht! Was wäre denn dabei gewesen und wie oft soll ich denn noch etwas Gutes dafür

empfangen, nachdem mir der Herr hier schon zweimal für meine Plauderei eine große Summe Geldes gegeben hat?«

»Sie sollen heute das Letzte empfangen,« fuhr Ulrike von Kulpen fort, »damit Sie sich nicht über zu viele Freundschaft zu beklagen haben. Um Ihnen nun unsre Handlungsweise auf der Stelle zu erklären, müssen wir Ihnen sagen, daß gerade Ihre damalige Plauderei von großer Wichtigkeit für uns Alle war. Mit einem Wort, wir wollen Ihnen den Vorschlag machen, diese Gegend und dies kleine Haus zu verlassen und Fährmann auf der Insel Oehe zu werden, wo Sie ein besseres erhalten und nebenbei für guten Lohn nur leichte Arbeit auf dem Felde zu verrichten brauchen.«

»Was,« rief der Mann, »das ist wohl ordentlich eine Art Anstellung, die Sie mir da antragen? Und die Oehe kenne ich sehr wohl, denn ich habe frohes, bevor ich verheiratet war, auf Streu<sup>1</sup> gearbeitet.«

»Nun seht Ihr, dann paßt es ja.«

»O ja,« sagte der Mann und fuhr verlegen mit der Hand durch sein staubiges Haar, »es paßte mir wohl sehr, aber am Ende geht es doch nicht.«

»Warum nicht?« fragte Ulrike mit leuchtendem Auge, die schon eine kleine Geldverlegenheit merkte, da der Mann mit seiner Frau fortwährend die seltsamsten Blicke wechselte.

---

<sup>1</sup>Ein der Oehe benachbartes Gut, der Familie von Bohlen angehörig.



»Soll ich es denn sagen?« fragte Wiesel seine Frau, die tief erröthete und ohne ein Wort zu sagen in's Haus zurückkehrte.

»Natürlich sollt Ihr es sagen,« rief Ulrike lebhaft. »Heute müssen wir alle Sorgen vernehmen, die Euch noch drücken, denn wir sind nur deshalb hier, um denselben ein für alle Mal abzuhefen.«

»Na, wenn es so gemeint ist, dann heraus damit. Ja, meine Damen und Herren, ich bin noch zehn Thaler Miete für dies Haus schuldig, und ehe ich die nicht bezahlen kann, dürfte ich es gewiß nicht verlassen und mir einen andern Wohnort suchen.«

Heinrich Markholm und Ulrike wollten zugleich das Wort nehmen; als Ersterer dies merkte, schwieg er, um seiner Freundin das Glück zu gönnen, ihr wohlwollendes Herz sprechen zu lassen, und so erfuhr denn Wiesel sehr bald, daß die zehn Thaler kein Hinderungsgrund seines Umzuges sein sollten, worauf er eine Fluth von Danksagungen hören ließ und den Tag glücklich pries, an dem ihm solche Ehre und solcher Segen widerfahren sei.

Als Jochen nun meldete, daß die Tafel fertig, ging man zu Tische, und auch Wiesel, seine Frau und die Kinder erhielten das Ihrige, wobei diese die Bemerkung machten, daß es doch närrisch gute Menschen auf dieser Welt gäbe und daß es manchmal doch ganz ersprießlich sei, etwas auszuplaudern, was zu verschweigen eigentlich kein Mensch verboten habe.

Nachdem die Gesellschaft abgesset hatte und noch ein Stündchen in der Umgegend herumspaziert war,

nahm sie Abschied von der Wiesel'schen Familie, aber nicht eher als bis Ulrike ein ansehnliches Geldgeschenk der Frau eingehändigt und ihren Wunsch wiederholt hatte, Wiesel möchte vom nächsten Monat an das Fährhaus auf der Oehe beziehen.

Von den herzlichsten Danksagungen der armen Leute überschüttet, bestiegen die Herrschaften dann die Wagen und fuhren nach der Lenz zurück, wo sie die beiden alten Herren abholten und ihnen von dem Ergebniß ihrer Reise Kunde gaben, was die beiden ernsten Alten ganz fröhlich stimmte.



Die Geschäfte der beiden Freunde auf der Lenz nahmen beinahe vierzehn Tage fort und erst da war Alles in Ordnung gebracht. Was zunächst das Gut selbst betraf, so sollte dasselbe unter Alfred Brunst's Fürsorge von dem jetzigen Statthalter bis Ostern des nächsten Jahres verwaltet werden, um diese Zeit aber in fremder Leute Hände übergehen. Die umliegenden Aecker kaufte meistentheils der Besitzer des benachbarten Gutes Lanken an, der Hof mit dem Lenzberge dagegen fiel dem Sohne der alten Elsche zu, der Verwalter auf einem Gute bei Putbus war. Er erhielt den Hof zu einem sehr mäßigen Preise, hatte aber dennoch kein Glück mit seinem schönen Kauf.

Bald nachdem er den Besitz im nächsten Jahre angetreten, starb ihm seine Mutter Elsche und acht Tage darauf brannten das Herrenhaus und zwei Scheunen nieder. In Folge dieses Unfalls ging der Hof abermals in andre Hände über, das Herrenhaus ward in viel kleinerem Maaßstabe wieder aufgebaut, erhielt jedoch nie wieder seinen früheren Glanz, da nur kleine Leute in Besitz desselben blieben und weder die Einsicht noch die Neigung zur Verbesserung ihres Grundstücks besaßen, wie sie Carl Melms eigenthümlich gewesen waren.

Auch gegenwärtig steht das Haus auf der Lenz noch und häufig wandern die Badegäste aus Saßnitz und Crampas dahin, um in dem schönen Buchenwalde daneben ihren Kaffee zu trinken oder den herrlichen Lenzberg zu besteigen, der noch dasselbe Ansehen bewahrt hat, wie wir es in dieser Erzählung kennen gelernt haben.

Nach Ablauf von sechs Wochen war das Testament des guten Carling bis auf die kleinsten Einzelheiten vollstreckt. Alle seine Dienstleute hatten das Ihrige erhalten, wie es der Erblasser gewünscht, viele sogar eher mehr als weniger, als ihnen von demselben zugedacht gewesen, denn Herr von der Oehe und Alfred Brunst waren ja die Testamentsvollstrecker und von ihnen konnte man nichts Anderes erwarten. Am besten von Allen aber kam Willibald Stillfried fort. Die beiden alten Freunde behielten bloß das Gut für sich, alles baare Vermögen aber, was von den Legaten übrig geblieben und noch immer sehr beträchtlich war, wiesen sie im Geiste des Entschlafenen

dem strebsamen und verwaisten Künstler zu, den der gute Carling so lieb gewonnen hatte. So war auch Willibald ganz gegen alle Vermuthung in den Stand gesetzt, sorgenfrei zu leben und sich seiner Kunst mit aller Gemüthsruhe hinzugeben, was ja immer sein Wunsch und sein Bestreben gewesen, denn so lange der Künstler an den Erwerb denken muß, schafft er nicht frei aus sich heraus, so lange ist er ein Slave der Nothwendigkeit, ein Spielball von Zufälligkeiten, die Niemand beherrschen, Niemand leiten, Niemand beschränken kann.

Seine Gefühle über dieses ihm so plötzlich zugefallene Glück zu beschreiben, würde uns unmöglich sein, auch sprachen sie sich nicht in lauten frohlockenden Worten, sondern nur in stillen Andeutungen aus, und oft, wenn die anderen Glücklichen in der Umgegend von Grünthal jagten, fuhren oder sonst sich zu Lande und zu Wasser vergnügten, wanderte er still nach der Lenz, setzte sich auf den grünenden Hügel nieder, der jetzt die Spitze desselben krönte, und dankte innig aus tiefstem Herzensgrunde dem Entschlafenen für seine Liebe und Freundschaft, die er ihm noch nach seinem Tode so deutlich zu erkennen gegeben hatte.



Die Zeit, welche die drei Künstler bei ihrer Abreise nach Rügen für den Aufenthalt daselbst bestimmt hatten, war jetzt schon seit einigen Wochen verstrichen, allein unter den so unerwartet eingetretenen Umständen

wurde natürlich an die Rückkehr nach der Residenz noch nicht gedacht.

Sechs Wochen nach dem Tode Carl Melms' ward die Verlobung der jungen Paare auf Grünthal im stillen Familienkreise gefeiert und zugleich Gustav Steinau, als adoptirtem Sohne des Herrn von der Oehe, die einstige Erbschaft des Oehe'schen Besitzes zugesichert. Erst nach diesen Vorgängen berieth man ernstlich, wo man den Winter gemeinschaftlich zubringen wolle. Da Alle für ein Zusammenbleiben stimmten, so beschloß man endlich, die drei Künstler nach der Residenz zu begleiten, in der sie bisher gewohnt, und sich so den Genüssen einer kunstreichen Stadt und des lebhafteren Treibens darin in bisher noch nicht genossenem Umfange hinzugeben. In der Mitte des October reiste Willibald Stillfried zuerst dahin ab, um für die Damen und die beiden alten Herren die nöthigen Wohnungen zu besorgen, und erst als er die Auffindung und Einrichtung derselben nach Rügen hin gemeldet hatte, begab sich Herr von der Oehe nach seiner Insel, um die Vorbereitungen zu einer langen Reise zu treffen, was in Bezug auf die Verwaltung seines Gutes sehr nothwendig war.

Die Ruhe der Oehe war während seiner bisherigen Abwesenheit nicht wieder gestört worden, und bemerken wir hier gleich, daß auch späterhin nie wieder ein Angriff auf dieselbe in der erzählten Weise erfolgte, nachdem die Hauptübelthäter eingezogen waren und ihre Strafe erlitten hatten. Zwar fanden sich in späteren Jahren immer noch einige arbeitsscheue Menschen, die sich auf Kosten

der Insel zu bereichern suchten und in heimlicher Stille der Nacht Steine zangten, allein ein so wohlorganisirter Ueberfall bei hellem lichten Tage, wie ihn der schwarze Halling versucht, kam nicht wieder vor, wozu wahrscheinlich der Umstand hauptsächlich mit beitrug, daß die Regierung zu Strahlsund alle Diejenigen, die an den Küsten der Insel wider Erlaubniß des Besitzers auch nur einen Stein heben würden, mit fünfzig Thalern Strafgeld bedroht hatte.

Als die jetzigen Bewohner von Grünthal und Herr von der Oehe nun sämmtlich in der Residenz eintrafen, bezogen die drei Künstler in ihrer bescheidenen Art ihre früheren kleinen Wohnungen und nun erst bekamen ihre Freunde und Verwandten einen rechten Begriff von ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem bisherigen harmlosen Leben.

Mit Verwunderung und Erstaunen betraten die beiden alten Freunde, mit inniger Rührung die Damen die beschränkten Räume, in denen die Künstler so lange gewohnt und im Stillen ihre Bestrebungen fortgesetzt, aber einen um so größeren Eindruck machte auf sie der Anblick und die Anhörung ihrer so schätzenswerthen Leistungen. Denn nicht allein bewunderten sie Heinrich Markholm's schöne Bilder, die an verschiedenen Orten der Stadt ausgestellt oder noch in seinem Besitz waren, sondern sie wohnten auch einer großen Musikaufführung Willibald's in einer Kirche bei, die im Laufe des

Winters an einem Festtage veranstaltet wurde, und sahen schließlich auch das so beliebte Schauspiel im königlichen Theater aufführen, womit Gustav Steinau bei einer auswärtigen Bühne den Preis gewonnen hatte.

Durch die Anwesenheit der Insulaner ließen sich übrigens die jungen Freunde keineswegs in ihren neuesten Unternehmungen stören, alle drei arbeiteten ruhig fort, was sie gerade im Kopfe hatten, und nur Abends trafen sie in der Wohnung der Damen zusammen, worauf man sich gemeinschaftlich den mannigfaltigsten Genüssen überließ, die eine große und kunstgebildete Stadt in so reichem Maaße bietet.

Gegen das Frühjahr des nächsten Jahres aber rüstete man sich zeitig zur Abreise nach der heimatlichen Insel, um den nächsten Sommer, obwohl unter ganz anderen Verhältnissen als früher, daselbst zuzubringen und zunächst die Vermählung der jungen Paare auf Grünthal zu feiern, was man bei dem alten Herrn endlich durchgesetzt hatte, der lange mit eiserner Hartnäckigkeit darauf bestand, daß das seltene Fest auf der Oehe stattfinde. Allein Alfred Brunst bewog ihn schließlich zur Aufgabe seines Planes namentlich dadurch, daß er ihm begreiflich machte, wie auf der Oehe sie jeder Stein an die zuletzt dort verlebte Zeit erinnern und Carl Melms' Schatten hervorrufen würde, was ja das helle Licht der gegenwärtigen Freude nur verdunkeln müsse.

So reiste man denn im Mai wieder nach Rügen ab, verweilte etwa eine Woche auf der Oehe, zum Entzücken

aller Bewohner derselben, und siedelte dann nach Grünthal über, um daselbst das große Doppelfamilienfest zu begehen, wozu Frau von Buchholz und Frau Albrecht bereits mit freudigen Herzen die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatten.

---

Es war in den ersten Tagen des Juni, als man unter den Gästen, die am zeitigsten auf Stubbenkammer eintrafen, zwei junge Paare bemerkte, die sich an einige Wochen daselbst angesiedelt hatten, nachdem sie erst vor wenigen Wochen auf einem benachbarten Gute ihre Vermählung gefeiert. Es mußten sehr angesehene oder auf Stubbenkammer wenigstens sehr beliebte Personen sein, denn Herr Behrendt übertraf sich an Aufmerksamkeiten aller Art und hatte für sie Veranstaltungen getroffen, wie sie nur selten ein Wirth zu treffen pflegt, wenn er blos die Bezahlung seiner Mühe im Auge hat.

Die beiden neuvermählten Damen fielen allen Anwesenden nicht allein wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern auch wegen der großen Aehnlichkeit auf, die es Fremden sehr schwer machte, beide von einander zu unterscheiden, wenn sie nicht dicht beisammen standen, wozu noch mehr ihre in allen Einzelheiten übereinstimmende Kleidung beitrug. Beide waren groß und schlank, aber von unübertrefflich schönen Körperformen, Beide hatten hellglänzendes,



blondes und reiches Haar und auf Beider Wangen blühte die Frische der Gesundheit, wie aus Beider Augen ein unaussprechliches Glück strahlte.

Aber auch die beiden jungen Gatten waren sehr ansehnliche Erscheinungen. Der Eine von ihnen, mit blondem Haar und einer feinen, geistreichen Gesichtsbildung, hatte ein mehr ernstes und sinniges als heiteres Wesen; der Andere dagegen, mit ausdrucksvollen, markigen Zügen, dunklem Haar und feurigen Augen begabt, war lebhaft, beweglich und ließ eine bisweilen fast übersprudelnde Heiterkeit blicken.

Beide Paare hielten sich fast immer für sich allein, besuchten fleißig die schönen Punkte der malerischen Umgebung und führten ein stilles Waldleben, wofür sie eine große Neigung zu haben schienen, indem sie sich oft an den reizendsten Stellen stundenlang niederließen und ihre Ansichten und Meinungen über das vor ihnen Liegende mit Behaglichkeit und Laune austauschten.

Bisweilen jedoch vergrößerte sich auch ihre Gesellschaft und dann herrschte jedesmal in dem kleinen Kreise ein eine harmlose Glückseligkeit, die etwas Rührendes an sich trug, wenn man sah, mit welcher Ergebenheit und Liebe die Jüngeren den beiden älteren Personen begegneten, die sich bei ihnen eingefunden hatten.

Es waren dies zwei alte Herren, die von einem benachbarten Gute in einem kleinen, mit sehr schönen Pferden bespannten Jagdwagen fast regelmäßig Nachmittags auf Stubbenkammer eintrafen, um, wie sich der Eine von

ihnen scherzhaft ausdrückte, nach dem Rechten zu sehen und den Uebermuth der glücklichen jungen Eheleute durch ihre ernstere Erscheinung klüglich zu dämpfen.

Der Eine von ihnen, der stets einen langen grünen Rock, eine Jagdtasche über der Schulter und einen gewaltigen Tubus in der Hand trug, war ein Mann von fünfzig und einigen Jahren mit ergrautem Haar, edlen, ächt aristokratischen Zügen und einem Auge, das noch immer Feuer sprühte und doch von einer seltenen Gutmüthigkeit strahlte. Der Andere war ein hochgewachsener Mann von großer physischer Kraft, in dessen Haltung sich ein edler geistiger Stolz mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Gemüthlichkeit paarte. Nur sein Auge hatte einen scharfen Blick und um seine Lippen spielte ein anmuthig ironisches Lächeln, wenn er scherzte, was er zu lieben schien, namentlich aber, wenn er seinen Begleiter, dem er mit ganzer Seele ergeben war: ›Alter Herr!‹ anredete, da er doch selber fast so alt wie dieser war.

Wenn nun diese alten Herren den jungen Paaren auch oft in den umliegenden Felsklippen, nach dem Walde, sogar an den Strand hinab das Geleit gaben, so blieben sie doch bisweilen, wenn die letzteren zu weit gingen, im traulichen Gespräche auf dem Königsstuhle oder unter den Bäumen vor'm Schweizerhause sitzen, oder sie bestiegen auch wieder ihren leichten Wagen und fuhren mit Windeseile eine Meile südlich, wo sie sich ein stilles Plätzchen aussuchten, das ihnen unaussprechlich lieb und werth zu sein schien. Solches geschah namentlich an

einem Tage, den wir hier vor Augen haben, und wollen wir beide Parteien einmal begleiten, um zu sehen, ob wir nicht alte Bekannte in ihnen wiederzufinden im Stande sind.

Es war ein überaus schöner Junitag, an welchem die beiden jungen Paare, Arm in Arm hinter einander gehend, ihren Spaziergang unternahmen. Die Sonne schien milde und warm hernieder und verbarg sich nur bisweilen hinter flockigem Gewölk, welches eine spielende Ostbrise leicht vor sich hertummelte, wobei das Geräusch der Brandung bis auf die Höhen hinauf tönte, auf denen die jungen, fröhlichen Menschen in dem lichtgrünen Walde wandelten. Dieser Wald aber war nie so belebt gewesen wie gerade jetzt. Ganze Rudel von Hirschen zogen an ihnen vorüber, denen Türk, der große, schöne Wolfshund von Stubbenkammer, der sie begleitete, nicht feindlich gesinnt schien, da er kaum den Kopf nach ihnen herumwandte; und auf allen Zweigen wisperte und flötete es von zahllosen Vögeln, die sich alle des schönen Tages, der warmen Sonne, des leuchtenden Frühlingsschmuckes und des spielenden Windes erfreuten.

In heiterem Geplauder begriffen schlugen die Spaziergänger den Weg an Klein-Stubbenkammer vorüber nach dem Kieler Ufer ein und Türk sprang laut bellend voran, als wüßte er schon, wohin des Weges man zöge.

Das eine Paar, welches als Führer voranging, mußte in dieser Gegend mit allen einzelnen Oertlichkeiten überaus vertraut sein, wenigstens machte der junge Mann mit den dunklen Haaren die schöne Dame, die er führte, und das

ihnen folgende Paar auf verschiedene Stellen aufmerksam und erzählte Dinge, die sich darauf bezogen, oder Gespräche, die in früheren Tagen an denselben stattgefunden hatten. Endlich, nachdem man wohl schon eine Stunde ruhig fortgeschritten war, blieb er an einem ziemlich steilen Abhange stehen, der in eine Kluft führte, die den Spaziergang völlig beenden zu wollen schien.

»Hier,« sagte er mit lebhafter Fröhlichkeit, »ist die Stelle, an der ich Euern Muth und Eure Geschicklichkeit einmal erproben will. Vor Dir, Ulrike, bange ich nicht, daß Du glücklich hinunterkommst, aber was Gustava und Gustav anbetrifft, so zweifle ich sehr, daß sie uns folgen können.«

»Warum sollen wir denn aber eigentlich hier hinunter,« fragte Gustav, mit einigermaßen ängstlichen Blicken den Abhang und die tief unten gähnende Kluft betrachtend, »führt denn kein anderer Weg in die Schlucht hinab, wo Ihr uns Euer kleines Paradies zeigen wollt?«

»Nein,« rief Ulrike, schon rüstig vorankletternd, »es führt kein anderer Weg hinunter oder er ist wenigstens eine Stunde weiter als dieser. Ihr müßt Euch schon einmal bequemen, durchzumachen, was im vorigen Jahre oft genug unsre Lust war. Nicht wahr, Heinrich?«

»Nun freilich, und überdieß sollen sie den Weg kennen lernen, auf welchem ich zum ersten Male mit Türk in die Schlucht hinabstieg und das romantische Häuschen fand, wo meine kleine Elfe wohnte, die Ihr nun hier als ausgewachsene Dame an meiner Seite hüpfen und springen seht.«

Mit diesen Worten ließ er seine Gefährtin los, die schon auf ihre eigene Geschicklichkeit bauen konnte, reichte die Hand ihrer Schwester, die zögernd und zaghaft von Stelle zu Stelle, von Baum zu Baum schlüpfte und wiederholt nach ihrem Begleiter den Kopf wandte, der seinerseits genug zu thun hatte, um sich selber auf den Beinen zu halten.

Endlich aber hatte man mit erhitzten Gesichtern und zitternden Beinen den Grund der Schlucht erreicht, stand nun tief Athem schöpfend still und schaute sich nach dem oft genannten Häuschen um.

»Nun, wo ist denn die Feenwohnung?« rief Gustav Steinau, denn er war es ja mit den beiden schönen Schwestern und seinem Freunde.

Heinrich Markholm schaute forschend umher und richtete dann sein dunkles Auge verwundrungsvoll auf seine Gattin, die als Alwine Halling vor einem Jahre mit ihm so oft an dem Wasserfalle vorbei nach dem Hause gewandelt war. Aber das Haus war wirklich nicht mehr da, und nur hie und da zeigten einige, bereits mit grünem Rasen, Haidekraut und buntem Blumengewirr halb überkleidete Trümmer, daß früher auf der kleinen Platte am jenseitigen Abhange ein Haus gestanden hatte. Es war in der That schon im vergangenen Herbste auf Befehl der Forstbehörde abgebrochen worden und am Kreidebruch beim Fahrnitzfall wieder aufgebaut.

»So habt Ihr uns also getäuscht,« rief Gustav Steinau lachend, »und uns ohne Noth die steile Felswand hinabgelockt.«

»Wir sind selbst getäuscht worden,« entgegnete Ulrike, »und so müßt Ihr Euch mit der Ansicht des Platzes begnügen, auf dem es gestanden hat. Hier war es – und auf diesem schmalen Pfade gelangte man zur Thür, die in unser kleines Heiligthum führte.«

»Ein schönes Heiligthum, in dem der schwarze Halling als Oberpriester waltete!« scherzte Gustava.

Die beiden Andern lächelten freudig. »Damit Ihr uns aber nicht auf Schritt und Tritt verspottet,« sagte Heinrich Markholm zu dem andern Paare, »so thut mir den Gefallen und verfolgt diesen Pfad bis zum Strande, ich werde mit meiner Frau Euch bald nachfolgen, wir wollen nur noch nach einem kleinen Schatze suchen, den wir hier irgendwo vergraben haben.«

Gustav Steinau verließ mit seiner jungen Gattin die Freunde; Ulrike aber wandte sich mit hold erröthetem Gesicht zu Heinrich um und sagte:

»Welcher Schatz, meinst Du denn, wäre hier vergraben und warum sollen die Andern nicht das Glück sehen, das wir empfinden, indem wir nach einem so wunderbaren Wechsel in unserm Geschick diese Stelle wieder betreten?«

»Ich meinte den Schatz der Rückerinnerung, meine theure Ulrike, denn selbst in glücklichen Tagen ist es ein hoher Genuß, an die Stunden zurückzudenken, die man einstmals für trübe hielt. So, setze Dich einmal hierher auf dieses schöne grüne Moos. Hier habe ich auch schon

mit Dir gesessen, und zwar an dem Tage, als der schwarze Halling Tags zuvor mit mir da oben den bekannten Handel schließen wollte.«

»Ach, das war ein schrecklicher Tag, Heinrich!«

»Nein, es war ein sehr schöner und für mich unvergeßlicher Tag. Denn an diesem Tage erfuhr ich Deine Liebe zu mir –«

»O, hättest Du sie nicht schon früher erfahren?«

»In Gedanken, ja, aber nicht in Worten. Und nun laß uns einmal zu jenem Tage zurückkehren und denken, wir säßen hier in dem kleinen Zimmer, was bei alledem doch so traulich war, obgleich Du damals so bitterlich weintest. Weißt Du noch, was Du in jener Stunde zu mir sagtest?«

Ulrike besann sich. »Es mag wohl Vielerlei gewesen sein, was ich Dir in meiner damaligen Aufregung sagte, aber ich weiß in der That nicht, was Du meinst.«

»So will ich es Dir wiederholen, ich habe es nicht vergessen. Du sagtest: ich habe durch jene Unterredung – die zwischen Halling und mir meintest Du – nur zu sehr erkannt, wie groß der Abstand zwischen uns und Ihnen ist, und wenn Sie auch gütig und liebevoll gegen mich verfahren, so muß doch Viel geschehen, bevor ich Ihrer ganz würdig bin und ohne Schaam über meine Vergangenheit an Ihrer Seite in einer großen Stadt leben kann. Und darauf entgegnete ich: Was soll ich Dir darauf erwidern? Nichts, ich muß schweigen. Es wird nicht lange dauern, so wirst Du Dein früheres Leben vergessen und ein ganz neues begonnen haben. Ich werde Dich hier fortnehmen, sobald nur mein Freund von seiner Reise

zurückgekehrt ist, und Dich in eine Familie bringen, in der Du bald auf andere Gedanken kommen wirst. Nun, habe ich Wort gehalten? Und hat sich meine Hoffnung nicht in allen Punkten erfüllt? Aber jetzt sage mir, muß ich jetzt nicht sagen: werde ich in dem neuen Verhältniß auch Deiner würdig sein, ich, ein so armer –«

Er konnte nicht weiter sprechen. Ein weicher Arm umschlang ihn liebevoll, heiße Lippen drückten sich auf die seinigen und ein inniger Kuß schloß ihm den Mund.

»Ich hoffe es,« flüsterte eine kaum hörbare Stimme dann, indem die schöne Gestalt sich fest an seine Seite schmiegte, »daß wir Beide einander werth sind, wir haben Beide einander gegeben, was wir hatten, Du mir die lieben Meinigen und ich Dir mein Vermögen, aber Beides erst, nachdem wir schon längst unsre Herzen mit ihrer Liebe ausgetauscht hatten. Jetzt laß uns Gott für Alles dankbar sein, was er uns geschenkt, auch wir sind die Wege der Prüfung gewandelt, aber sie liegen – hinter uns.«

Sie hatten in ähnlichem süßen Gekose gewiß noch viel länger weiter geplaudert, wenn nicht Türk vom Strande daher gelaufen wäre und ein lautes Geheul erhoben hätte, gleichsam als wolle er sie mahnen, sich nicht zu sehr in die Vergangenheit zu vertiefen und auch der Anderen zu gedenken, die sie schon lange am Strande erwarteten.

Sie standen auch sogleich auf, um dem Rufe zu folgen, und als sie den Strand erreichten, fanden sie Gustav



Steinau und seine Gattin auf denselben Felsblöcken sitzen, auf denen sie so oft am Meeresufer geruht, der brausenden Brandung gelauscht und dem Spiele der Schaumwellen zugeschaut hatten. Auch diesmal ließen sie sich neben ihren Freunden und Geschwistern nieder und betrachteten die herrliche Scene, die man nicht oft genug sehen kann und die immer neue Gedanken und Empfindungen erzeugt. Nachdem sie aber eine Weile stumm und doch glücklich neben einander gesessen, deutete Gustava auf den steilen gefährlichen Kreideweg, der nach der südlichen Höhe führt, und fragte, ob das ein Weg sei, den ein Menschenfuß besteigen könne.

»Das sollst Du Dir gleich selbst sagen, meine Liebe,« rief Ulrike, von ihrem Platze aufspringend, »denn wir werden ihn sogleich betreten.«

»Wie? Du willst doch nicht da hinauf?«

»Auf der Stelle, und Du hoffentlich mit. Oben liegt der schönste Aussichtspunkt im ganzen Gebirge und da haben wir Beide oft gesessen und geplaudert und – und –«

»Nun was denn?« fragte Gustav Steinau lächelnd, da Ulrike hoch erröthend schwieg.

»Ueber das Meer und nach den Schiffen ausgeblickt,« ergänzte Heinrich Markholm, »und an unserm Geiste die Ahnung der Zeit vorüberziehen lassen, die jetzt gekommen ist.«

»Aber ist es denn möglich, diesen wahren Alpensteg zu erklimmen?«

»Ich will es Dir auf der Stelle beweisen!« rief Ulrike triumphirend, und rasch sprang sie den Abhang hinan,

unmittelbar von Heinrich Markholm gefolgt, der beinahe wie sie in der Erkletterung solcher Felsen bewandert war.

Viel langsamer, vorsichtiger und ängstlicher folgten die beiden Andern nach; aber als sie oben unter dem köstlichen Buchendach saßen, das seine Zweige schirmend und kühlend über die glücklichen Menschen breitete, war ihre Angst verschwunden, ein köstlicher Genuß trat an deren Stelle und weit hin über das Meer blickten sie nach den Schiffen aus, die am Horizonte auftauchten, wie es auch ehemals die beiden Andern gethan, als sie noch Alwine Halling und der arme Maler waren, der nichts als seine Kunst und sein männliches Herz besaß, womit er die Blume erobert hatte, die jetzt an seiner Seite lagerte, ihm überglücklich in das gebräunte Antlitz blickte und den Geschwistern von den Gesprächen erzählte, die sie einst, weniger glücklich als jetzt, aber doch hoffnungsreich, hier im Schatten der riesigen Bäume geführt hatten.



Ungefähr zu derselben Stunde desselben Tages, als das eben Erwähnte am Kieler Ufer vorfiel, saß der Verfasser dieser Erzählung, der auf einer Reise durch Rügen begriffen war, auf dem Gipfel des schönen Lenzberges und labte sich an der wundervollen Aussicht, die sich hier vor den Augen des genügsamen Wanderers zu jeder Zeit aufrollt. Tiefblau und nur hin und wieder mit kleinen, silbern schimmernden Wölkchen bestreut, breitete sich

vor ihm das unermeßliche Himmelsgewölbe aus und das Meer, in nicht minder schöner Bläue strahlend, warf seine Schaumkronen perlend vor der sanften Ostbrise aus, die stark genug war, die Segel der leichten Fischerboote aus Saßnitz und Crampas aufzublähen, die ihrer täglichen Arbeit nachgingen und in der anmuthig geschwungenen Prorer Wiek pfeilschnell von einem Ende bis zum andern flogen. Rings um ihn her aber wogten die üppi- gen Kornfelder wie ein zweites, aber sanfteres Meer und in den dichtbelaubten Buchen der nahen Stubnitz fing sich der kosende Wind, daß es lieblich um ihn rauschte, wie es nur der Athem Gottes allein hervorzuzaubern vermag, wenn er mit linder Gewalt über die Fluchen und Baumwipfel streicht.

Ich hatte mich gemächlich auf die Bank gesetzt, welche so vorsorglich dem Wanderer auf dieser Höhe hingestellt ist, und betrachtete schon länger als eine Stunde die wunderbaren Naturbilder um mich her, deren bei jedem Lichtwechsel überraschende Schönheit ich mir nicht genug einprägen konnte, als ein leichter, mit zwei herrlichen Pferden bespannter Jagdwagen aus dem Gehölze von Crampas daher fuhr und vor das Gehöft lenkte, das so idyllisch am Fuße des stattlichen Berges und am Rande der Waldung auftaucht, und nach einiger Zeit sah ich drei Herren langsam den Berg heraufwandeln, auf dessen Gipfel ich selber saß.

Allmählig kamen sie mir näher und als sie so weit vorge- rückt waren, daß ich sie genauer mustern konnte, erkannte ich dieselben beiden alten Herren, die ich schon

an manchen Tagen zuvor in Begleitung jener beiden jungen Paare auf Stubbenkammer gesehen hatte. Der dritte junge Mann, der sich heute in ihrer Gesellschaft befand, zeigte ein feines blasses Gesicht, mit Augen von reinem Schnitt, aber sinnendem, fast melancholischem Ausdruck, dem gegenwärtig sogar eine wehmüthige Traurigkeit beigemischt war. In ihrem weiteren Gespräch, das ich zum Theil hören konnte, nannten ihn die älteren Herren Willibald Stillfried und bewiesen ihm eine eben so väterliche Theilnahme, wie er sie mit einer fast zärtlichen Ergebenheit behandelte.

Als die drei Herren sich meinem Platze genähert hatten, stand ich von meinem Sitze auf, begrüßte sie und rückte an das äußerste Ende der Bank, um auch ihnen einen Ruhesitz auf derselben zu gewähren. Sie aber, nachdem sie mich wieder begrüßt, suchten nicht die Bank auf, sondern blieben vor einem kleinen Hügel stehen, der, kaum sichtbar unter der üppigen Last frisch grünenden Epheu's, zwischen dem Rosen, und Buchengestrüpp sich erhob, womit das alte Hünengrab so reichlich wie anmuthig bedeckt ist, und an dessen Enden je zwei junge Buchen standen, die schon kräftiges Laub angesetzt, obwohl sie der ewige Wind auf der kahlen Höhe nur langsam wachsen ließ.

Bevor sie sich auf dem Hügel niederließen, den sie lange schweigend und mit wehmüthigen Blicken betrachteten, sagte der eine der älteren Herren zu dem andern:

»Alter Herr, das ist doch ein böser Berg für Deine widerpenstigen Lungen. Wenn Du nur mehr Luft hättest, würdest Du den Lenzberg herauf tanzen, während Du jetzt nur wie ein müder Greis ihn langsam erkletterst, nicht wahr?«

Der alte Herr konnte nicht sogleich antworten, er mußte sich erst von seinem anstrengenden Gange erholen und frische Luft schöpfen. Nachdem er aber einige Worte mehr vor sich hin gemurmelt als gesprochen hatte, so daß ich sie nicht verstehen konnte, setzte er sich endlich und die beiden Andern, dicht zusammenrückend, folgten ihm dann bald nach.

Eine Weile saßen sie still neben einander, die Augen der blauen weiten See zuwendend. Dann aber schlang der größere der beiden alten Herren seinen Arm um die Schulter des mit der Jagdtasche Bekleideten und sagte sanft und mit ergreifend herzlichem Tone:

»Alter Herr! Da sind wir ja wieder bei – *Ihm!* Siehst Du, er schläft noch immer so sanft und fest wie damals, als wir ihn hierherbetteten. Meinst Du nicht auch?«

»Ja, Alfred,« erwiderte der Andere, »er schläft noch immer sanft und fest auf seinem Lieblingsplatze und ein Jahr ist schon verstrichen und somit die Spanne Zeit wieder kürzer geworden, die uns von ihm trennt.«

»Du hast wohl Recht, aber daran mußst Du nicht denken, alter Herr, das verbittert ja die süßesten Stunden. Begnügen wir uns, zu denken, daß ihm wohl ist und daß er in unsern Herzen noch eben so frisch und warm lebt wie damals, als er mit uns den Lenzberg erstieg und

sein Auge an der blauen See, dem goldklaren Himmel und dem grünen Heimatlande weidete. Der gute Carling! Sieh, da liegt sein altes Haus und da weiden seine Kühe und Schaafe, selbst der alte Schäfer mit dem lahmen Hunde ist noch dabei – er aber, er liegt hier unter uns und sieht nur mit unseren Augen, was ihn so oft erquickt und erhoben hat, wenn seine arme Brust die bittersten Schinerzen empfand. Doch laß uns von diesem Gespräche abbrechen, es nützt nichts, in alten Wunden zu wühlen und den halb vergessenen Schmerz wieder lebendig zu machen – sieh einmal nach jenem großen Schiff hinüber, das ist ein mächtiger Dampfer, der von Stockholm nach Stettin schaufelt – hast Du Deinen Tubus bei der Hand?«

Der alte Herr faßte nach seiner Jagdtasche und suchte darin herum, ohne zu finden, wonach sein Freund und er selber verlangte.

»Mein Gott,« sagte er mit einem Male ganz betreten, »ich habe ihn zu Hause liegen lassen oder die jungen Leute haben ihn mir abwendig gemacht – na, das soll mir nicht wieder begegnen!«

»Ha, alter Herr!« rief der Andere heiter lächelnd, »das ist das erste Mal, so viel ich mich erinnern kann, daß Du den unvermeidlichen – ich wollte sagen, den unentbehrlichen Tubus vergessen hast – am Ende muß ich Dir doch Recht geben, daß Du alt und schwach von Gedanken wirst, obgleich Deine Luft Dich nicht hindert, den steilen Lenzberg zu ersteigen.«

»Darf ich Ihnen den meinigen anbieten?« sagte ich höflich, von meinem Platze aufstehend und mich den drei Herren nähernd, die meine Anwesenheit bisher gar nicht beachtet hatten.

Alle Drei wandten die Gesichter nach mir hin, dankten freundlich und nahmen mein dargebotenes Fernglas willig an.

Durch diese einfache Handlung war unsere Bekanntschaft angeknüpft und wir saßen wohl über eine Stunde auf demselben Platze, uns von der Gegend und allen möglichen Dingen unterhaltend, wie man an einem so schönen Punkte so leicht mittheilend und für alles Neue empfänglich wird. Nachdem wir uns aber satt gesehen, die drei Herren einen wehmüthig zärtlichen Abschiedsblick auf das kleine Grab geworfen hatten, das sich auf dem großen erhob, stiegen wir wieder zusammen den Berg hinab, und als ich unten am Fuße desselben auf ihre Frage: Wohin ich gehen wolle, antwortete: »Nach Stubbenkammer!« da luden sie mich ungemein freundlich ein, in ihren Wagen zu steigen und so den meilenlangen Weg schneller mit ihnen zurückzulegen.

Ich nahm das überaus herzlich vorgebrachte Anerbieten dankbar an und rasch trabten die prächtigen Hengste mit uns durch den schattigen Wald dahin. Unterwegs erneuerte sich unser Gespräch und ich hatte die Freude, zu bemerken, daß meine Mittheilungen ihren Beifall fanden, so daß sie mich, als wir auf Stubbenkammer angelangt waren, fragten, ob ich auch an der Abendtafel daselbst Theil nehmen würde.

Auf meine bejahende Antwort erfolgte die Einladung, ihrer Gesellschaft mich anzuschließen, und als wir in den glänzend erleuchteten Speisesaal traten, an dem man so gemüthlich in langen Reihen neben einander sitzt, fand ich die beiden schönen Damen und ihre Gatten vor, denen man mich vorstellte, nachdem ich den älteren Herren meinen Namen genannt, worauf ich auch erst erfuhr, mit wem ich die Fahrt von dem Lenzberge zurückgelegt hatte.

Bei Tische kam ich den beiden älteren Herren gegenüber und neben Herrn Steinau zu sitzen, der mich schon lange aufmerksam betrachtet hatte und endlich in vertraulicher Weise und mit geheimnißvollem Lächeln nach meiner Beschäftigung fragte, nachdem er mir zuvorkommend die seinige genannt.

Auch ich mußte nun lächeln und antwortete: »Ich bin ein Schriftsteller wie Sie, Ihr Name ist mir sehr gut bekannt und –«

»Und der Ihrige,« unterbrach mich mein Nachbar, »uns nicht minder. Ich begrüße Sie herzlich als Collegen und drücke Ihnen meine Freude aus, Ihnen gerade hier an diesem so anmuthigen Orte zu begegnen –«

»Zumal zu einer so anmuthigen Zeit und in so anmuthiger Gesellschaft!« ergänzte ich, mich gegen die Damen verbeugend, die leicht erröthend auf ihre Teller blickten.

»Was!« rief der alte Oehe mit einem Male – »Sie sind auch ein Schriftsteller, ein Künstler?«



»Wenn Sie die Schriftsteller zu den Künstlern rechnen, ja, so bin ich einer.«

»Aber er neigt sich in seinen Arbeiten,« versetzte Gustav Steinau lebhaft, »weder Deinem lieben Salis noch mir Unwürdigem zu, er steht vielmehr –«

»Bitte,« unterbrach ich ihn, »wir wollen uns lieber nicht classificiren. Der Vergleich zweier Menschen ist eben so wenig ersprießlich wie der zweier Naturbilder, was ja die Menschen doch alle mehr oder weniger sind – lassen Sie uns lieber ein Glas auf das Wohl der Damen leeren und mich dabei den Wunsch aussprechen, daß Sie noch viele so glückliche Tage erleben mögen, als der heutige für Sie zu sein scheint.«

»Ja,« rief Herr von der Oehe, »thun wir das! Auf das Wohl der Damen trinke ich auch und immer ein Glas!«

»Zwei oder drei, alter Herr!« sagte Alfred Brunst lächelnd, »denn mit einem reicht man nicht weit, wenn man zwei so schöne Nichten vor sich hat!« –

Die Gläser klangen lustig an einander und die nähere Bekanntschaft zwischen uns war eingeleitet.

Diese Bekanntschaft aber sollte angenehmere Folgen für mich haben, als ich im ersten Augenblick erwarten konnte. Wir sahen uns zunächst in den folgenden Tagen zu wiederholten Malen und als die bei den jungen Paare eines Morgens nach dem Gute des Herrn Brunst fuhren, lud man mich ein, sie dahin zu begleiten. Als ich erst einmal daselbst gewesen, mußte ich bald öfter dahin kommen und als man nach einigen Wochen nach der Oehe reiste, durfte ich mich nicht mehr weigern, auch

an diesem weiteren Ausflug Theil zu nehmen, der mich überdieß in eine mir noch unbekannte und höchst interessante Gegend von Rügen führte.

So lernte ich Grünthal, die Insel Oehe und ihre Besitzer kennen, achten und lieben, und nicht gar lange dauerte es, so war ich mit den eigenthümlichen Geschicken bekannt, welche die alten und jungen Leute so innig mit einander verbanden. Nachdem ich längere Zeit die fast schrankenlose Gastfreundschaft dieser Insulaner genossen, trug ich ihnen meine Bitte vor, die hauptsächlichsten Begebenheiten ihres Lebens, die sie mir so vertrauensvoll mitgetheilt, in einer größeren Erzählung bearbeiten zu dürfen, und auch diese Bitte wurde mir von Seiten Alfred Brunst's mit herzlichem Lächeln, von Seiten Herrn von der Oehe's aber mit ernster Miene und dem ausdrücklichen Verlangen gewährt, nicht zu viel Gutes über ihn selber zu sagen, dagegen seine Freunde, den Lebenden und den leider zu früh Verstorbenen, um so herzlicher zu bedenken.

Ich versprach es, und ob ich mein Versprechen ihrem Wunsche und Sinne gemäß ausgeführt, mögen sie selber beurtheilen, da ich mir über meine eigenen Arbeiten kein Urtheil anmaßen darf.

Als ich aber, bevor ich Rügen nach monatelangem Aufenthalte verließ, noch einmal nach Jasmund wanderte,

bestieg ich den schönen Lenzberg mit ganz anderen Gefühlen als das erste Mal, denn nun verstand ich die wehmüthigen Empfindungen, die sich in den einfachen Worten aussprachen, welche ich damals von den alten Herren hier hatte laut werden hören. Von tiefer Rührung über die eben so seltene wie innige Freundschaft dieser wackeren Insulaner ergriffen, wand ich aus den schönsten Feldblumen, die ich im Umkreise finden konnte, einen Kranz und legte ihn auf das Grab des guten Carling nieder, in der vollen Ueberzeugung, damit meinen herzlichsten Dank für die Gastfreundschaft auszusprechen, die ich auf den idyllischen Landsitzen der beiden edlen Männer genossen habe und alle Jahre wieder genieße, wenn mich mein Schicksal in ihre Nähe führt.

Und hiermit schließe ich meine Erzählung, von der ich nicht wünschen will, daß die Einfachheit und Prunklosigkeit, mit der ich sie vortrug, den lebhaften Eindruck verwische, den die Betrachtung edler menschlicher Charaktere und Herzen stets in dem Gemüth des empfindungsreichen Lesers hervorzurufen pflegt.